ANNEX LIB.

Library of

VET TES TAM EN NOV TVM

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Vaterländisches Museum.

Erstes Heft.

Hamburg. bei Fr. Perthes
1810.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vaterländisches Museum.

Erster Band.

Hamburg,
bey Friedrich Perthes.
1810.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

510819

0002 .929

(RECAP)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ankündigung.

Das vaterländische Museum ist einzig durch die drängenden Umstände einer Zeit veranlaßt worden, dergleichen von so *ausgebreiteter* Gewalt, von einem so in die geringsten Umgebungen eingreifenden Umschwunge der Dinge seit der Völkerwanderung her keine gefunden werden kann. Denn jetzt, wo Jeder, der Gegenwart überdrüssig, in die Zukunft, hoffend oder zagend, hineinschaut, scheint es mehr als je nothwendig, *sich rettend einen Mittelpunkt* zu gewinnen, um von ihm aus den mancherley Strudeln und Wirbeln zu begegnen. — —

Es wird daher diese, der Wiederbringung und Verbreitung des innern Friedens geweihte Zeitschrift nicht politisch seyn, in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, der auf Mittheilung oder gar Beurtheilung der öffentlichen Handlungen und Begebenheiten des Tages geht.

Die wahre politische Richtung, das Interesse für Staat und Geschichte aber, meinen wir keinesweges von unsern einer *würdigen* Beschäftigung gewidmeten Blättern ausschließen und reinen Sinn für geschichtliche Wahrheit verläugnen zu dürfen, den wir im Gegentheil als das erste achten und die wir unumwunden auszusprechen uns ohne Scheu bestreben werden.

Eben so halten wir uns für verpflichtet, ernste Sorge zu tragen, für Erhaltung deutscher Bildung und für Bewahrung deutsch-eigenthümlicher Art und Wissenschaft und Kunst; und befürchten nicht, uns dadurch den so neu aufgekommenen Vorwurf der Germanomanie zuzuziehen.

Im Gegentheil scheint die Zeit mit ihrer Noth, anstatt zu solcher Eitelkeit und solchem Stolz, uns vielmehr zu der Ueberzeugung zu bringen, daß nur von einem ernstlichen Streben nach Wahrheit und reiner Gottergebenheit etwas Besseres ausgehen könne. Lange genug ist in Wissenschaft und Religion gekämpft, Meinung gegen Meinung gestellt worden. Vernunft und Religion, die in Eintracht neben einander hergehen sollten, haben aus Mißverstand und Blödsinn oder Uebelsinn oft wider einander seyn, einander vernichten und jede allein herrschen wollen, und so ist die Welt bald mit Dummheit und Aberglauben, bald mit Afterweisheit und Unglauben heimgesucht worden; die Folgen dieses verrückten Verhältnisses liegen am Tage.

Demnach bietet auch hier das V. M. Gelegenheit, daß des Wissens aller Art kundige Männer sich vereint bemühen mögen, den geschehenen Schaden zu bessern, und den Charakter des von Natur viel und tief forschenden, Gott und Menschen treuen Deutschen, in seine alte Würde herzustellen. Redlicher Eifer und guter Wille der Redaction können nur in soweit dazu beytragen, indem diese

religiösen Sinn,
wissenschaftliche Tüchtigkeit, und
geschichtliche Wahrheit

allein zum unverletzlichen Maaßstab nehmend, in Form und Inhalt übrigens ungehinderte Freyheit gestattet.

Als Anhang wird das V. M. durch günstige Verhältnisse aufgefordert, Materialien zu einem Gemählde europäischer Cultur liefern, indem wir dadurch dem charakteristischen Streben des deutschen Geistes nach universeller und vielgestalteter Erkenntniß zu entsprechen glauben. Treue Berichte aus allen Ländern, von unterrichteten und wohlgesinnten Correspondenten gegeben über Glauben, Wissen und Handeln der Nationen,

werden den Stoff liefern. Durch treffende Zusammenstellung, durch Heraushebung wechselseitiger Einwirkung der verschiedenen eigenthümlichen Bildung, durch Würdigung aller auf der Wagschale allgemeiner Humanität, hoffen wir uns dem Ideale eines Culturgemähldes, das uns vorschwebt, zu nähern.

Den Titel wählten wir mit dankbarer Erinnerung an das deutsche Museum, wo trefliche und wackere Männer gleichfalls strebten, deutsche Bildung und Ansicht zu vereinigen.

Im Februar 1810.

Digitized by Google

Vaterländisches Museum.

Erstes Stück. Julius 1810.

I.

Bruchstücke aus dem literarischen Nachlasse von Klopstock.

Warum Klopstock sein Leben nicht geschrieben habe.

Am 3ten September 1776.

Ich kenne wenig Sachen, die schwerer sind, als sein eigenes Leben zu schreiben. Man soll umständlich seyn (denn ein kurz hingeworfenes Leben ist keins) und zugleich selbst den Schein der Eitelkeit vermeiden. Gleichwohl muß ich mich aus verschiednen guten Ursachen dazu entschließen. Eine derselben ist diese: Man hat mir nicht selten dieses und jenes von mir erzählt, das zwar recht schmeichelhaft für mich, aber doch wenigstens zur Hälfte, oder gar völlig falsch war. Solche Erzählungen können mehr von mir herumgehen, als mir bekannt geworden sind. Eine gute Lebensbeschreibung, das heißt nur, die in *Hauptsachen* umständlich und durchgehends genau wahr ist, trift diese Erzählungen auf ihrem Wege an, und macht, daß sie nicht weiter in Betrachtung kommen. Ich wünsche,

daß mir meine Freunde bey der meinigen helfen. Ich bedarf diese Hülfe; denn manches von dem, was mich betrift, habe ich so rein vergessen, daß ich wohl eher, wenn mir Augenzeugen davon erzählten, ziemliche Zeit mit der Unwissenheit eines Fremden zuhörte, bis mir es endlich gewöhnlich kleine Umstände, und die dann sehr lebhaft, zurückbrachten. Sogar Briefe, und nicht etwa gleichgültige, sondern Briefe an Freunde habe ich beym ersten Durchlesen bloß an meiner Hand gekannt.

Wenn mir meine Freunde von dem, was sie von mir wissen, dasjenige anzeigen wollen, was ihnen in die Lebensbeschreibung zu gehören scheint, so werde ich doppelt Nutzen davon haben. Sie werden mich an manches, das ich nicht mehr wußte, erinnern; und ich werde von ihnen unter dem, was mir bekannter, als ihnen ist, wählen lernen. Es ist ihnen unverwehrt, mich auch zum Aufzeichnen dieses und jenes, das sie wissen möchten, und das ich sonst vielleicht übergehen würde, durch Fragen zu veranlassen.

Vorzüglich angenehm werden mir Nachrichten von Eindrücken, die meine Arbeiten auf Ungelehrte gemacht haben, und Erinnerungen an Zeiten seyn, da wir so recht von Grund des Herzens mit einander glückselig gewesen sind. Ich erkenne es mit inniger Dankbarkeit, daß ich es oft in meinem Leben und im hohen Grade gewesen bin. Auch habe ich mir's manchmal zum eigentlichen Geschäfte gemacht, tief anwendbar darüber nachzudenken, w a s — — — — —

März 1800.

Nicht Wenige haben mir ihren Wunsch gesagt, daß ich mein Leben schreiben möchte. Wenn ich dieser Erzählung auch nur einige Bildung gäbe, und sie nicht ganz ohne Wärme ließ; so klagte man mich dessen an, worüber ich, wenn ich's an

andern sah, nicht selten gelächelt oder gelacht habe, des Stolzes, oder wohl gar der Eitelkeit. Wer dieses mit mir glaubt, der verlangt keine Lebensbeschreibung von mir: wer es nicht glaubt, der mag wohl mit recht vielen Menschen umgegangen seyn, und *nicht* weniges über sie gelesen haben; aber kennen hat er sie nie gelernt. Ja, wenn Handschriften für Freunde dies blieben; so wäre die Sache anders.

1800.

Ich suche ein Blatt umsonst, auf welchem die Ursachen standen, warum ich von meinem Leben nicht schrieb. Ich kann es aus dem Gedächtnisse nicht genau herstellen; ich schweige daher lieber ganz davon. Wie ich geschrieben habe, *wissen verschiedene*; und mit der Zeit werden's *noch mehre*; (wer dies nur durch andre kennt, kommt nicht in Betracht,) wie ich gelebt habe, wissen meine noch übrigen Freunde; auch meine Feinde können's. Ich glaubte einst, daß ich dieser nicht hätte, weil ich es nicht verdiente.

Ueber den Messias.

Der Messias handelt leidend, das heißt, er hält Leiden, die alle, welche *wir kennen*, an Größe übertreffen, mit einer Standhaftigkeit aus, zu der Menschen unfähig sind. Nicht alles, was er während der Zeit thut, da er leidet, thut er als Leidender, z. B. wenn er Satan von Samma entfernt; wenn er jenem mit Einem Blicke Entsetzen zusendet. Ob er gleich dies und anderes, z. E. wenn er die Jünger tröstet, als nicht Leidender thut, oder vielmehr zu thun scheint, weil wir nicht

wissen, ob und in welchem Grade er zu gleicher Zeit gelitten habe; so wird es dadurch doch nicht episodisch, denn er handelt als der, welcher jetzo versöhnt.

Der Messias handelt auch als der Verherrlichte. Er war nicht Erlöser, wenn er bloß als Leidender handelte. Wir dürfen den Leidenden und den Verherrlichten schlechterdings nicht trennen, denn wir wären, wie die Schrift sagt, die elendesten unter den Menschen, wenn wir nur an einen todten Messias glaubten.

Nichts von dem, was er, als der Verherrlichte that, ist episodisch. So ist z. B. die Auferweckung der Heiligen keine Episode; sie ist's nicht allein an sich selbst, sondern auch deswegen nicht, weil die Erscheinungen der Auferweckten bey der Grundlegung der Religion mitwirkend sind. Oder soll vielleicht diese Grundlage selbst episodisch seyn? Wenn man die Handlungen ausnimmt, durch die auch der Verherrlichte das Schicksal andrer Welten entscheidet, so giebt man der Verherrlichung einen kleinern Umkreis, als sie haben darf. Wer eine für die Epopee gleich große Handlung, und zugleich eine kennt, die das Herz so stark von so vielen Seiten bewegt, wie die ist, welche ich gewählt habe, der nenne sie; aber beweise auch das Behauptete.

1801.

Die Himmlischen, welche das Kreuz, und hernachmals das Grab umgaben, sind gewöhnlich zwar nur theilnehmende Zuschauer; sie tragen zu der Handlung nichts bey: aber sie können gleichwohl auf Christen mehr wirken, als die meisten handelnden Personen in der Ilias auf die Griechen konnten. Denn sie sind erhabner und nehmen an etwas viel Größerem Antheil, als das war, was jene Mithandelnden thaten. Wirkung hervorzu-

bringen, ist Zweck; vorgestellte Handlungen, oder Theilnahme sind nur Mittel. Bey der *letzten* kommt auch das in Betrachtung, daß der Theilnehmende *zuweilen mehr* Lebendigkeit (und was *ist* diese nicht in Absicht *auf* die Darstellung) zeigen *kann, als* der, welcher bloß mit ausführt. Auf die Neueren wirkt Handeln und Theilnehmen in der Ilias nicht, wie auf die Griechen, sondern nur wie eben dieses im Messias auf die Nichtchristen wirkt. Ich erhielt vor Kurzem, den 25sten Julius 1801 *einen Brief*, in welchem mir folgende Stelle *merkwürdig war*: „Oft habe ich schon Gelegenheit gehabt, „*Glaubige* und Unglaubige zu bemerken, wenn vom Messias „die Rede gewesen ist. Sein Lob ist allgemein, nur mit dem „Unterschiede, daß ihn die Christen im Geist und in der „Wahrheit, die *Unchristen aber als* bloßes Kunstwerk an„*schaun*. *Jedoch habe ich auch die* Freude gehabt in Leipzig, „wo *ich bey* meinen Landesleuten *auch* den Vorleser *machte*, zu „bemerken, daß Ihr Messias selbst auf solche, die gar nichts „zu glauben vorgaben, die heilsamsten Eindrücke machte. „Wir hatten uns immer viel lieber, wenn die Vorlesung ge„schlossen war, und wären alle für einander gestorben; so „groß fühlten sich unsre Seelen.“

II.

Nachdämmerungen für Deutschland.

Vorbericht zur Zueignung.

Meine im vorigen Jahre erschienenen Dämmerungen will ich, hier, so wie die gegenwärtigen, einem deutschen Fürsten zueignen, zumal da dies vielleicht die beste Erklärung ihres Namens ist; denn Dämmerungen Deutschlands einem deutschen Fürsten widmen, heißt Hofnungen zueignen, und unter jenen nur die morgendliche meynen, welche in den Tag verschmilzt.

Ich eigne sie einem deutschen Erbprinzen und seiner Gemahlin in den folgenden Polymetern zu. Da es aber hier ohne ihr Wissen und Erlauben geschieht: so darf ich die hohen Namen nicht aussprechen. Sollten diese jedoch aus den vier Polymetern errathen werden: so mögen es die Urbilder sich selber zuschreiben, daß ein Maler sie zu treu und kenntlich darstellt, wenn er lobt; und in diesem Falle hätte mehr das Publicum dedicirt, als ich.

1.

Der Fackeltanz.

Ich *kenne einen* schönern Fackeltanz der Fürsten, als den *kurzen* der Vermählungsfeyer; ich kenn' ein Land, klein und licht, wo Genien wohnen und den Fürsten Fackeln schaffen und reichen; die Fürsten tragen sie in schöner, leichter, nichts verletzender Bewegung umher — und hell wird es weit in fremde Länder *hinaus*. Zwei Genien und deren Gönnerin sind *nicht mehr*; aber die Gegenwart reist fort, und die Zukunft *blüht* entgegen.

2.

Die Schönheit.

Wie in Zimmern mit rosenrothem Spiegelglas jedes Angesicht blüht und überall Morgenröthe umherliegt: so verschönert und verjüngt Schönheit alles, was sie umgibt. Sie — der Frühling der Gesellschaft — wärmt jede Kraft zum Aufblühen und die gesellige Prose zur einsamen Dichtkunst — das Alter wird jugendlich, die Jugend wird ernst — jedes Herz bewegt sich mit neuer freudiger Macht — und deutsche Zepter richten sich als zart gezogne Magnetnadeln nach N o r d e n.

3.

Streit der Perle mit der weißen Rose.

„Ich bin Ihr ähnlicher, und gehöre Ihr mehr an, als „*Du*“ — sagte die Perle — „denn ich glänze mild und „rein.“ —

Aber ich trage die Unschuldsfarbe noch heller, sagte die weiße Rose, ich bin ähnlicher.

„Aber mein Werth verwelket nicht.“
Aber ich hauche Lebens-Frühling dem Zephyr zu. —
„Und ich berühre zuweilen Ihr Haupt.“
Und ich ruh' an Ihrer Brust zuweilen.

Plötzlich that eine rothe Rose alle ihre jungen Auroren-Reize aus einander und sagte im blühenden Prangen: wetteifert nicht so vergeblich, Ihr Schönen! Ich bin Ihr ja auch ähnlich.

4.

Die Zueignung der Dämmerungen an Zwey.

„Zweyerley Dämmerungen, die des Abends und des Morgens, eignest Du Ihm und Ihr; und beyden durch dasselbe Wort; wie rechtfertigst Du, was Du wagst?“ — Beydes durch den Himmel; über eine Dämmerung regiert der Abendstern, auch Stern der Liebe genannt; die andere Dämmerung beherrscht der Morgenstern, der Licht-Träger genannt. So mögen auch meinen Dämmerungen (sagt der Wunsch) zwey günstige Sterne scheinen.

„Aber Beyden sagst Du einerley Wort?“

Am Himmel ist Abend- und Morgenstern nur Einer und eins.

Erste Nachdämmerung.

Die geistige Gährung des deutschen Chaos.

Keine Nation ist jetzt in einem solchen Elementen-Gefechte philosophischer, poetischer und politischer Bildung begriffen, als die deutsche, indeß die andern Nationen um sie herum entweder in befriedigter Einheit, oder matter Verblutung, oder selbstsüchtiger Kälte ruhig umher liegen. Wir gleichen in der Philosophie, Dichtkunst, und zum Theil in der Politik jenen alten Ketzern des Eutychiasmus, welche sich Acephali (Oberhauptlose) nannten, weil sie sich keinen Anführer andichten ließen. Schauet zuerst in *unsere Literatur.* Seit den Xenien sind alle *literarische Autoritäten untergraben,* und die Autoritäten der Untergräber selber; jeder gilt durch Kraft, nicht durch Namen, vor welchem kaum der winzigste Kritiker mehr flieht. Nirgend und niemals standen sich Jugend und Alter in literarischen Schätzungen mehr entgegen, als jetzt in Deutschland, wo der Greis ganz andere deutsche Classiker, als der Jüngling, kennt. In Paris und London hingegen ist der Ruhmtempel ihrer Classiker eine Simultankirche von Alten und Jungen geblieben, so wie man bey uns dichterisch zu Gellerts, und philosophisch zu Moses Mendelsohns Zeiten einig gewesen.

In Madras werden drey und zwanzig Sprachen gesprochen *); bloß ungefähr so viele Rechtschreibungen — die verschiedenen nicht einmal gerechnet, die derselbe Autor in verschiedenen Zeiten gebraucht — aber noch mehrere Prose-Stile,

*) Niekamp im Auszuge aus den Missionsberichten in Ostindien, 1ster Th.

und noch mehrere Poeten-Stile weisen wir auf. Jeder bläßt, wie in der russischen Jägermusik, seinen einzigen Ton, und achtet nur auf den Tact, ohne nach den Tönen der andern Concertisten nur hinzuhören, weil er vielleicht weiß, daß in jedem Tone die ganze Musik auf- und abtöne.

Die französische Prose ist kaum verschiedner von deutscher, als solche deutsche Prosaisten von einander selber es sind, wie da folgen: Herder — Wieland, Göthe — Schiller, Gellert — Hamann, Johannes von Müller — Spalding, Fr. Jacobi — Engel, wozu noch kommen Hippel, Schleiermacher, Voß, Adam Müller, Fichte und Sturz. — Gleichwohl verschwindet diese Mannigfaltigkeit als keine, völlig gegen die weit breitere unter den Poeten; denn da wir jetzt alle Gesang- und Ton-Arten aller Länder, die spanischen — indischen — griechischen — römischen — gallischen — galischen — altdeutschen — neuestdeutschen zu uns herüber singen; so gleichen wir in der That der leibhaften Menschenstimme, welche mit ihrem Singen aller Selbstlauter allein ein ganzes Concert von Blasinstrumenten auf einmal ist, indeß das Horn nur dem a ähnlich klingt, die Oboe nur dem i, die Clarinette nur dem e, und so jedes Instrument einem andern Selbstlauter *). Allerdings hat diese Wesenkette von regierenden Poesien und Poeten, welche die beyden Messen beziehen, das Unangenehme, daß ein alter gekrönter Poet jährlich zweymal nicht zum Besten empfangen wird, er mag mit noch so lang bis auf die Achseln hereinhängenden Lorbeerkränzen unter die neuen Mitregenten treten; er hat in seinem Ruhmtempel so etwas von der Aussicht vor sich, die dem Zuchthäusler viel Zukunft versalzt, welchen

*) Die Pestalozzische Gesangbildungslehre von Nägeli.

halbjährlich an Ort und Stelle ein sogenannter Willkommen empfängt.

Gleichwohl wünsche man diesen Erbfolgekrieg um die Zukunft nicht darum hinweg, weil etwan jugendliche Frechheit die Nachzügler einmischt. Wenn früher unsere Sprache nur ein unscheinbares Grubenkleid war, worin wir Glanz und Gold aus Tiefen holten: so ist sie jetzt schon selber mit diesem Gold besetzt, und durchwirkt. Hält nun dieses freye Hineinarbeiten unserer Sprache in alle Sprach- und Dichtformen, dieses Einschmelzen, Zugießen, Ausschmieden und Feinziehen derselben nur noch ein zweytes Halbjahrhundert an — ein deutscher Sprachfleiß, welchen die politischen Verhältnisse mehr befeuern, als ersticken —; so öffnet sie ein so reiches volles Magazin von Arbeits- und Reiszeug aller Art, daß, wenn ein zweyter Klopstock oder Göthe erscheint, welcher mit ihrem Reichthum so wuchert, wie die ersten mit ihrer Armuth, alsdann die moderne Dichtkunst vielleicht den sechsten Schöpfungstag begrüßt.

Wollen wir auf die deutsche Philosophieen hinschauen! Jetzt haben wir deren so viele, daß nicht einmal der hungrigste Eklektiker noch eine neue mehr verlangt. Was Johannes von Müller bemerkt*), daß die drey Päbste, welche im Jahre 1409 auf einmal da waren, durch ihr gegenseitiges Vorwerfen den Ruf päbstlicher Heiligkeit ins Fallen brachten: dies könnte man auf die drey so schnell einander nachrückenden Päbste, Kant, Fichte und Schelling für den Ruf der Unfehlbarkeit behaupten; und es ist niemand zu verdenken, wenn er jetzt viele Systeme lieset, wie ich, bloß um mit ihnen seine gymnastischen Uebungen oder auch Scherz zu treiben, weil er, wenn Sulzer die Ode

*) In seinen Essais historiques.

für eine erweiterte Ausrufung erklärt, so gern ein System als ein erweitertes Fragezeichen definirt. Aber dies gefällt wenigen philosophischen Statthaltern Christi, welche ihre Werke, was kein Dichter bey dem seinigen thäte, für ewige und beste erklären. Fichte schwor und fluchte zum Grausen vor ganz Deutschland, und vermaß sich gedruckt, er wolle in die Hölle fahren, wenn er sich je ändere; daher er vielleicht Gegner von Uebergewicht, wie Schelling, nicht lieset, bloß um nicht verdammt zu werden, wenn er sich bekehrt. Jeder Systematiker bringt — wenn ich anders eine so entfernte Anspielung herbeyziehen darf — mit seiner Baumwolle sogleich die sogenannte Baumwollenmühle mit, welche jene von allen Kernen bestens säubert.

Aber, beym Himmel, die Kerne sollen eben zu neuer aufgehen; und Kant bliebe ein lichtschlagender, anreizender Wohlthäter Deutschlands, wäre sogar sein ganzes System ihm nachgestorben, um wie er, bloß verklärt wieder aufzustehen. In Frankreich freylich ist nur Eine Philosophie, wenn man der todten und tödtenden der Encyklopädisten diesen Namen gestatten will; aber dafür ist bey uns eine Zeit des Strebens nach allen philosophischen Richtungen hin, und Jeder läuft von einem eignen Puncte des Umkreises aus, um in den Mittelpunct einzuschlagen. Kein Ausland kann unsere Wiederholung der einzigen philosophischen Olympiade Athens nachahmen oder nachkommen. Das Ausland bedarf längerer Zeit zum philosophischen Erlernen, als wir zum Erfinden; und wir sind schon seit geraumer Zeit über Kant hinausgezogen, indeß das Ausland mit allen Blättern noch nicht einmal in ihn hinein gekommen.

Jetzt in kurzer Zeit hat sich der philosophische Handel die höchste Bedingung seiner Fracht, eine Meeres-Freyheit erobert,

wie sie bisher niemals in Deutschland war. Daß wir bey dieser Freyheit nicht griechische Sophisten und lateinische Scholastiker künftig laden und ans Land setzen, dafür bürgt uns die Gemeinschaft, welche der Deutsche immer zwischen Kopf und Herz unterhält und welche sich auch jetzt in seiner Philosophie durch deren Einmischen der Mystik, und durch ihr Ausdehnen über alle Wissenszweige offenbart.

Was vollends das von der Naturphilosophie belebte infusorische Chaos anlangt, so zeigte noch kein Volk als unseres einen solchen Reichthum, Umfang, und Unfug von Gleichungen, Polarisirungen, und Trauungen auf, weil dazu alle Wissenschaften ohne Ausnahme ihre Körper und Geister stellen; eine ungeheure Kombinationslehre von der Arzney-, Stern-, Natur-, Erdkunde und allen Wissenschaften auf einmal. Aber diese Algebra des Universums macht eben durch die Unzählichkeit ihrer Gleichungsglieder, die so unendlich-schwere und lange Rechnung leicht und verschieden, weil jeder die Wahl unter den Gliedern hat; daher uns die naturphilosophischen Parallellinealisten so oft das erneuerte Schauspiel der von Lessing bekämpften Harmonisten der Evangelien geben. Wer Zeit hätte, könnte Scherzes halber die Disharmonieen unter den Harmonisten selber zusammenstellen, z. B. unter Schelling, Oken, Schubert, Steffens, Walther, Troxler, Görres ꝛc. Aber wahrlich diese Disharmonie, diese Ungleichheit der Gleicher ist weniger Unglück als nur Wegslänge zum Ziel. Die Dummheit beginnt, wie die Weisheit schließt, mit Frieden; dazwischen liegt der Krieg.

Der politische Gährbottich — wovor ein bekannter einsichtiger Braumeister steht — brauset noch mehr durcheinander. Ein Mann im Hause No. 1809 hält dasselbe für deutsche Himmelfahrt, was der andere im Hause No. 1789 für Höllen-

fahrt erklärt, obgleich zwischen beyde Fahrten ein wagrechter Steig und Flug durchgeht; man kann jetzt fast über keine Partey mehr schreiben, ohne zwey Parteyen zu beleidigen. Was in Deutschlands Veränderungen der eine für faulende Gährung ansieht, hält ein Verfasser des Jasons für geistige — ein dritter für weinsaure — ein vierter, wie ich, gar für die drey Gährungen, welche jedes Volk stets auf einmal zugleich durchmacht und aushält. Uebrigens wird sich der neue richtigere politische Geist, sowohl an Höfen, wo noch meistens die kenntnißlose Ungläubigkeit an den Zeitgeist verhärtet, als in den tiefsten Ständen voll Druck und Nacht nicht so rein als im Mittelstande entwickeln. In diesem wird sich die rechte Ansicht der Zeit gerade so durch die Bekanntschaft mit den entgegengesetzten Ansichten am Ende ausbilden, wie durch Verbindung der Gläser, welche vergrößern, mit denen, welche verkleinern, das Sehrohr entsteht. Indeß bleibt doch allen entgegengesetzten Parteyen die Gemeinschaft eines erhöhten Liebes-Eifers für das Vaterland, und sogar denen, welche davon nur Ruinen noch finden wollen, erscheint es jetzt größer wie die Ruinen von Palmyra (nach Gibbon) dem Auge durch die leere Wüste umher erhabener vorkommen.

Aus einer solchen Kriegsschule von arbeitenden Regungen in Philosophie, in Dichtkunst, in Politik zugleich, — vollends gegenüber dem mehr fort anfeuernden als feuernden großen Franken-Reiche voll Reizmittel — muß Deutschlands Gestalt künftig zu hoher Stärke und Fertigkeit entfaltet hervortreten. Nur müssen wir den angefangenen Tag weder im Guten noch Bösen, etwa wie das bürgerliche Recht bey Vortheilen thut *),

---

*) Civilis dies inceptus habetur pro completo. z. B. das Testament eines Minderjährigen gilt schon, obgleich am letzten Tage seiner Minderjährigkeit gemacht.

schon für einen vollendeten ansehen; denn Völker haben oft Tage aus Daniels langen Wochen. Wir müssen uns nur nicht, weil (nach Büffon) zuweilen wirklich lebendige Küchlein ohne Eier geboren worden, darum unsere Eier auszubrüten schämen. Die Franzosen wurden zu den jetzigen durch eine längere als die benannte Revolution oder Umwälzung gebildet und geballt. Laßt uns langsame Kalte keine kürzere fodern, wiewohl doch an der ihrigen sich die unsrige ihre Entwicklung verkürzen kann. Die gewöhnliche deutsche Verarbeitung und Verdauung ausländischer Formen wird aus diesen Saft und Blut von einem neuen Werthe zubereiten, den man den Nahrungsstoffen kaum angesehen, so wie wir es mit gallischer Chemie, Philosophie und Poesie gethan. — Gesetzt übrigens sogar, was noch gar *nicht ausgewogen* ist, es arbeitete in der *Zeit-Masse ein Uebergewicht* giftiger Reize über gesunde: so braucht *ihr* nur an das europäische Mittelalter zu denken, wie mitten in einer erwiesenen Ueberlegenheit von Nacht und Druck sich politische Freiheit in England und Deutschland und kirchliche in Frankreich und zuletzt in ganz Europa wiedergeboren — und von welchen armseligen Anfängen und Zufälligkeiten damals weite Erleuchtung ausströmte, und wie sehr Päbste gerade durch Despotie nur ihre eignen Gegenpäbste wurden: — — alsdann werdet ihr nachfühlen und voraussehen, durch wie wenige *Lebenskräfte* sich die blos zum Leben geborne Menschheit auf *Stufenjahren* zu verjüngen weiß; gerade wie der einzelne Mensch gesund in der atmosphärischen Luft fortathmet, obgleich *nur* ¼ derselben Lebensluft ist, ¾ aber giftige.

Sey daher jeder wacker und unverzagt bey dem neuen — wenn nicht *Aufbau doch* — Um- und Fortbau Deutschlands. Wenn Montagne *) die sehr selbstsüchtige Freude darüber bezeigt,

*) III. 9.

daß seine Alters-Hinfä[illegible]keit zugleich in die seines Vaterlands einfalle: so erfreue sich jetzt vielmehr umgekehrt jeder seiner Jugend, — dieses Brautstandes der Zukunft, — weil er damit länger und rüstiger am neuen Baue helfen und höhen kann, und schäme sich des feigen Sehnens nach Sterben. Denn gearbeitet muß doch einmal werden; von wem aber wird es feuriger geschehen, von einer schon eingewöhnten eingefahrnen Nachkommenschaft ohne Feuer der Neuheit oder von der jetzigen frischen Gesellschaft deutscher Gesellschaften zu höherem als literarischen Zweck, da schon Herder bei andern Vereinigungen z. B. der Jesuiten, der Akademieen, den höchsten Punkt ihres Wirkungseifers in die Zeit ihrer Entstehung setzt? —

Ich habe diesen Edeln hier genannt. — Freilich Ihm und Klopstock und Gleim, und noch einigen Alten, welche genug gethan für die [illegible] Zeit, bleibe aus einer neuen, wo ihre Jünger arbeiten sollen, ihr Wegziehen gegönnt. — Euer graues Haupt mit dem Lorbeerkranz liege vom Grabe zugedeckt ruhig unter dem Kriegs- und Elends-Geschrey; denn manches wär' euch in euern sterbenden Jahren zu hart gefallen. — Aber du, noch so junger oder verjüngter Johannes von Müller, solltest noch nicht entflohen seyn; Du bauetest so schön der neuen Zeit die alte an, und littest und schufest zugleich; — und suchtest in der Nachwelt Vorzeit. So wirke denn Dir jeder Verwandte Deines Sinnes nach und thue Gutes und Bestes, ohne etwas anders — nicht einmal die Hoffnung, geschweige die Furcht — zu befragen, als sein Herz voll Vorwelt.

Zwielichter.

I.

Einheit und Vielheit.

Deutschland war bisher ein weites vielzweigiges Ge-

sträuch; — aber ein Gesträuch beugt und tritt jeder um, der hindurch will. Frankreich war ein Baumstamm, den man nicht niederrennt und bricht. Jetzt ist letzterer gar zu einem indischen *Lianen*-Baume, welcher seine Zweige wieder zu Wurzeln *einsenkt* und zu Gipfeln aufzieht, geworden, vielzweigig und vielstämmig zugleich.

2.

Deutsche Gesellschaftlichkeit.

In der Gesellschaft erscheint der Deutsche selten als Mensch, d. h. als Gesellschafter, sondern als guter Beamter, Professor, Soldat. Wie der Büttners-Geselle nach den Gesetzen seines Handwerks nicht ohne Schlägel oder Triebel, Bandmesser, oder sonstiges Werkzeug *auch nur drey Häuser* weit ausgehen darf: *so zeigen wir uns ungern in Gesellschaft* anders als mit unserem juristischen oder medicinischen oder anderem Triebel und Schlägel in der Hand, gleichsam um damit anzuzeigen, weß Handwerks. Daher ist der Professor der köstlichste Gesellschafter unter — Professoren; — und so jeder vor der offnen Lade seines Gewerks. — Daher reift die jugendliche Freyheit und Bestimmbarkeit, und unsre All- und Weltseitigkeit im Schreiben endlich durch langes Geschäft zur Einseitigkeit im Leben. — Was übrigens jetzt uns in unseren Clubbs, Harmonieen, Casinen einen gemeinschaftlichen Ton gibt, ist das politische Kannengießern, und zweytens die Clubbs selber, als Congresse aus allen Ständen.

3.

Wir.

Die deutsche Seele besteht nicht, wie nach Thales die menschliche, aus Wasser, nicht wie nach Demokritus diese, aus

Feuer, sondern wie nach Hippokrates aus beyden. Diese Mischung von Feuer und Kälte — zu welcher ich noch die geographische von Süd- und Nord-Deutschland bringe — könnte uns sehr entwickeln und zu hohem Wuchse treiben.

4.

Deutsche Oppositionspartey.

Kein Land sagt sich selber so viele Wahrheiten, als Deutschland; denn seine kleinen Staaten bilden sich durch ihre Zerfällung so sehr zu freyen wechselseitigen Oppositionsparteyen gegen einander aus, daß ein Fürst, der sich aus Gründen ungern von seinen Unterthanen eine Wahrheit sagen läßt, sich solche leicht von benachbarten im Druck anschafft. Diesen Vortheil vergleich' ich mit dem ähnlichen der Ehe; denn indeß ein vornehmer Hagestolz sich Jahre lang mit Fehlern durch alle Gesellschaften ziehen kann, ohne ein einziges Rügewort zu vernehmen: so genießt in der Ehe jede, sogar die schönste Dame, welcher die ganze Stadt wie einer Sirene schmeichelt, das Glück, daß wenigstens ihr Mann einen ganz anderen Ton anstimmt, ja zuweilen den Text lieset und wettert; was aber auch die Frau mit Dank erwiedert, indem sie den Gatten gleichfalls durchnimmt, und warm hält; so daß Eheleute von Stande oder Mitteln in Wochen mehr Freymüthiges hören, als Unvermählte in Jahren.

5.

Veredelte Lebensart.

Die Satyrs griechischer Bildhauer hielten oft kleine Grazien in sich verborgen. Nicht ohne Gewinn für das Auge kehren zuweilen heutige Weiber und Franzosen, ja Deutsche, es um, und sind Grazien, in deren Innren man erst die Satyrs entdeckt.

Zweite Nachdämmerung.

Bürgerliche Ehrenlegionen oder Volksadel.

Der Wunsch und Trieb, nicht bloß im eignen Bewußtseyn, sondern auch im fremden, Vollkommenheiten zu besitzen, erfocht bisher größere Wunder, als alle übrigen Triebe zusammen; denn er überwand oft diese selber. Die Heiligkeit dieses Triebs, der wie die Liebe die einsamen Ichs alle nach außen zu einem Geisterbunde *einschlingt*, der zum *eignen Oberhaupt* oder Gewissen *ein zweytes* sucht, und der wie die Sittlichkeit über Leben und Tod hinaus begehrt im Nachruhme, verdient eine tiefere und mehr würdigende Untersuchung, als ihm bisher seiner Abartungen wegen zu Theil geworden. An einem andern Orte wird sich stärker *zeigen lassen, wie der Ehrtrieb* unter allen der nächste *Nachbar der Sittlichkeit und* ein Gewissen nach außen sey, indem er wie das erste nach innen, nur sittliche Vorzüge zu seinen Preis-Ausstellungen erwählt, so sehr auch gegen diese Ansicht das Prunken mit Schönheit, Verstand, Geld und Glück zu streiten scheint. *) Doch ohne weitere Erforschung dieser Quelle brauchen wir sie nur als Strömung durch die ganze Geschichte reißen zu sehen, um zu erstaunen, daß sie noch so wenig zum Bewegen der großen schweren Staats-Maschinen zugeleitet worden. Bedenkt: Verachtung rädert den innern Menschen

*) Denn die *sittliche Natur* des Menschen hat eine eigne Zauberkunst, alle Gaben, Zufälle und Mißfälle des Lebens in sittliche Folgen einzukleiden, Unglück in Strafe u. s. w. Er finde einen Juwel: so schreibt er viel vom Glücke seinem Verstande zu, und der Verstand *wieder* seiner frühern unbekannten Würdigkeit desselben vor der Geburt. *Die schöne Frau* hält ihre äußere Schönheit für Zeichen und *Reichsinsignien ihrer innern* Schönheit und von da aus mit kurzem Sprunge *auch für den* Lohn und Siegeswagen derselben. Daher das Zürnen über Dummheiten, als wären's Sünden.

von unten auf und flicht, kommt eigne dazu, einen fortlebenden Kopf auf das Rad. — An Duell- und Kriegs-Ehre sterben Völker, wie an Scham über unverschuldete Zufälle, Jungfrauen auf der Stelle. — Noch vielleicht kein Mensch blieb in so finstere kalte Ehrlosigkeit eingegraben, den nicht irgend eine Seele durch anwärmendes kleines Werthhalten vor dem grimmigen Selbst-Gefrieren (wie es ein Selbst-Entzünden gibt) errettet hätte. — Ruhige Aushaltung eines eigenen, öffentlichen Ehren-Bankbruchs setzt entweder eine fast unmenschliche Tiefe oder eine leichtere, übermenschliche Höhe voraus; kurz zwey Fernen von den gewöhnlichen Menschenstimmen, in welche diese nicht hingelangen; wiewohl doch der Mensch-Gott auf der Höhe immer einen Gottmenschen und Gott selber in seinem Innren hat, der ihn auf dem äußern Pranger durch innre Kronen tröstet.

Die Verwunderung über die Vernachlässigung des längsten Völker-Hebels nimmt zu, wenn man die Zeit seiner Kraft berechnet; denn er kennt fast keine und übermannt nicht nur, überlebt auch jeden Eigennutz. Einmal endlich ist sogar der Güter-Geitz zu bereichern, wenigstens ihm der Schatzhaufen zu steigern; aber der Ehren-Geitz fängt jedesmal von neuem an — vor einem schändenden Worte versinkt der Glanz- und Ehren-Schatz langer Jahre — ja dieser Hunger begehrt noch Nahrung nach dem Tode des Magens. Wie ließ sich nicht Voltaire bey dem funfzigjährigen Jubiläum seiner Silberhochzeit mit den Musen, als er in Paris war und verschied, wie ließ nicht dieser Triumphator unter der Aufführung seiner Irene, seines letzten Trauerspiels (leider für ihn und Literatur ein fünfter Act) sich aus jedem Auftritt Boten mit Nachrichten zufertigen, was gefallen im guten Sinne oder gefallen im bösen? — Und steigt dies nicht bis zu den Fürsten hinauf, welche, obwohl mitten im Lorbeerwalde ihres Hofes und ihres Volkes wohn-

haft, doch nach neuen auswärtigen Lorbeern die Hand ausstrecken?

Auch gesteht jeder das Streben nach Ruhm sich und anderen, aber *weniger* das nach Nutzen; und die Offenbarung selber, leiht dem sich selber genugsamen Unendlichen dennoch Freude an unserer Anbetung.

Was ist aber alle Wirkung des Ruhms gegen die der durchgreifenden Achtung, welche man von dem geliebten Staate erhält als *dessen Bürger und Liebhaber* unter den andern Bürgern *und* Liebhabern? Was ist alles Geld desselben gegen das *höhere* Ehren-Gepräge, womit der Staat einen Menschen zur Selbst-Medaille umstempelt? — Wie viel Austheilung der Staatspreise wirken, sehen wir in olympischen Spielen und römischen *Triumphen; — ganze Völker* wurden beflügelt; ein leichter *flatternder olympischer* Blätterkranz hob mit Mercurs-Schwingen an Kopf und Fuß ein ganzes Volk.

Was gebraucht denn jetzt, außer den schmutzigen Handhaben des Eigennutzes, der Staat, um die deutsche Mehrzahl, das Volk, bey der Ehre zu fassen? — Infamien-Strafen; statt des Lorbeerkranzes das Halseisen, statt des Oelzweiges den Staupbesen, statt griechischer Verehrung nach dem Tode unehrliches Begräbniß, und der Pranger ist das Fußgestelle, wo man als Selbst-Monument und Schand-Statue steht; kurz, *abführende* Mittel sind die Lebensmittel der Volks-Ehre. Schon andere haben gegen diese Seelen-Vernichtung, welche dem Staate vom Bürger nichts zurückläßt, als eine kalte gekrümmte Statue, oder noch öfter einen kriechend vergiftenden Erbfeind, genug gesprochen. Wenn der Mann höheren Standes nach *Entsetzung* seiner Würde wenigstens in einen niedrigen hinab kriechen und da noch unter neuen Gleichen leben kann: so trift dagegen der ehren-entsetzte gemeine Mensch keine tiefere

Stelle voll Menschen mehr an, wo er als einer noch gehen könnte, sondern er bleibt liegendes Gewürm unter aufrechten Menschen.

Den römischen Triumphator erinnerte eine Geißel und eine Glocke *) auf seinem Wagen, daß er noch ein Mensch sey; zu umgekehrtem Zwecke sollte wohl ein Prediger den an den Schandpfahl geknüpften Unglücklichen mit niederhängendem Gesicht zurufen, daß er noch ein Mensch sey. Bloß dann möchte Entehrung anzurathen seyn, wenn man Hofnung hat, einen ganzen ehrlosen Congreß und Volksabschnitt in Einem Hause zusammen zu bekommen, wie zum Glücke in vollen Zuchthäusern; denn alsdann, so wie bey Volks-Umwälzungen Schimpfnamen der Parteyen endlich zu Ehrennamen und Wein- und Handelszeichen derselben reifen, z. B. bey den Sansculottes in Frankreich und den gueux in Holland unter Philipp II. (welche beyde Namen jetzt ohne Parteyen, wenn nicht zu Ehren, doch in Gang kommen können): so ist alsdann Aussicht da, daß in einer geschloßnen (ja zusammen geschloßnen) Gesellschaft und Rebhühnerkette oder „Volk, von Spitzbuben aller Art die Ehren-Makel endlich zu ehrenden Interpunctions-zeichen und Adressen gedeihen, so daß in einem solchen Kränz-chen von Ketten und Schellen gerade der größte Spitzbube, durch seine Entwürdigung sich zu einem Groß-Indignitar umkehrt, und daß die Sitzung überhaupt einen negativen Adel constituiret.

*) Die Geißel deutet auf die Möglichkeit der Sclaverey, und die Glocke auf die Möglichkeit der Enthauptung, weil der dazu verdammte durch ein Glöckchen jeden vor seiner Berührung warnen mußte. Rerum memor. etc. deperditar. Libr. duo a Pancir.; editi etc. per Salmuth. M.DIC. p. 630.

Aber wie ergehts vom Staate dem unbescholtenen Volke? — So weit ich gehört und geblickt, setzen sogar die Stellvertreter desselben — besonders die niedern, die Policey- und die Dorf-Beamten — *in ihren* Anreden bey Staats-Bürgern, anstatt *Ehrgefühl,* Ehren-Callus voraus, und sprechen den sogenannten *gemeinen* Mann (welcher Name für den oft so ungemeinen!) oft so an, als wäre jedes Bürger- und Bauer-Gesicht für sie nur eine altdeutsche Verschreibung mit leerem Raum zu Schandgemälden und Schandworten, welchen sie bloß Geschick zu füllen hätten mit Schande. So muß der gute Bürger sich gerade *in* Staats-Zimmern oder Gerichts-Stuben, welche doch nur durch seine Baufuhren und Baubegnadigungen feststehen, das gefallen lassen, was er auf dem Straßenpflaster rächen würde; ordentlich als glichen die Beamten solchen *Professoren, welche, um es zu verbergen,* auf die Bücher am *meisten schimpfen,* in welchen sie am meisten geplündert. Das Adel-Wort Bürger in Rom und unter der französischen Revolution ist bey uns unter die Bürgerlichen verstoßen.

Was überkommt aber denn sonst das gute arme Volk für Staatsehre, indeß in höhern Ständen täglich alle Titel höher aufwachsen — hundert Bandmühlen für Ordensbänder im Gange sind — und jeder hohe Stand vom höchsten und tiefern *zugleich* Achtung empfängt, jeder Edelmann sogar im Frieden Kriegs-*Auszeichnungen* erhält, und der Gelehrte gar von der ganzen *Gelehrten*-Republik erhoben wird in Recensionen, ja sich von astronomischen Jahrbüchern ins goldne und silberne *Buch* des Sternhimmels als ein ewiger Fleck im Monde eingetragen *sieht,* was bekommt denn, fragen wir alle, gerade die größere, *wichtigere* Menge für Reize der Ehre, für Ermunterungen zum Werthe?

So viel vor der Hand freylich noch nicht — muß man antworten — als ein Preis-Schaf und Preis-Rind in England; denn ein solches Thier wird mit dem Messer und sogleich in Kupfer abgestochen, und kommt heftweise in Royal-Folio heraus, mit Anzeige von dessen Gewicht und Fett; so daß das Vieh wieder als ein Wappenthier den Pächter, der es gemästet, vor dem ganzen Volke zu einem Preis-Menschen adelt und zu sich hinauf zieht. Indessen eine, aber kurze und späte Staats-Ehre erlebt das Volk, aber nur, wenn es stirbt und wenn es in seinem Dorfe begraben wird. Wie Trajan kurz nach seinem Tode triumphirte, (seine Statue wurde als die Hauptperson im Zuge getragen), oder wie Tasso Einen Tag vor seiner Krönung starb: so stirbt der Bürger gewöhnlich einige Tage vor seiner Leichenpredigt, welche ihm vor der kleinen Versammlung, die den Staat im Dorfe repräsentirt, von der Kanzel herab olympische Kränze und Ehrenflinten und alle öffentliche Ehre zuwirft, so daß er um so mehr „avancirt“, da schon ein lebendiger Krieger immer, wenn er den Abschied bekommt, zu einer höhern Stufe aufspringt. Nur fällt der Erfolg und Vortheil der Ermunterung durch ein so spätes Beloben, leider mehr in eine andere Welt, als in unsere. Was der Staat durch dieses Versäumen einbüßt, ist kaum zu berechnen, da gerade das Volk Auszeichnungen heißer antreiben als einen andern, unter Lorbeern schon aufgewachsenen Stand, sogar den gelehrten nicht ausgenommen, welcher ungleich dem ungelehrten, eben in sich die Macht des Lobs durch die Reflexion darüber entkräften kann.

Das Volk widersteht oder entsagt keiner Auszeichnung, wie es etwan ein über Zeiten und Stimmen erhabner Geist vermag; daher wenn dieser den Weg nimmt, den man bey den Römern

baukünstlerisch hatte, nehmlich durch den Tempel der *virtus* in den Tempel des *honos*, so schlägt das Volk den umgekehrten ein, und *ihm gebiert* sich erst aus Scheinen Seyn, wie leider oft *dem großen* Menschen das Seyn wieder zu Scheinen wird — *so* daß man sagen kann: der Weise gleicht oft mit *seinen* Kleinoden dem Italiener, welcher sie, *wenn man* sie vor ihm preiset, nach Landes-Sitte anbietet und hinschenkt; hingegen aus den Volks-Ideellen wird durch Loben Volks-Reelles, wie etwa der *Rubel* — bis 1700 eine bloße Gedanken-Münze *geblieben* — durch Peter I. eine *wahre haltige* Münze wurde. Raubt dem höhern Stande die besondere Auszeichnung: er bleibt doch mit einer geboren, reicht aber dem Volke keine, so kriecht es tiefer unter und ein. — Und mit welchem Hebezeug wollt ihr vollends die verarmende Menge aus dem schmutzigen *Eigennutze aufreißen, und gegen* die Sonne heben, sie, die *sich, sobald sie von vaterländischer* Ehre entblößt ist, in jedem ausländischen Sumpfe satt fischt und angelt? — Gegen Wucher hilft nicht Papier-Geld, aber Papier-Adel. Das Lob ist ein sanfter Ton, welcher zum Tragen ungemeßner Lasten mehr stärkt, als die Drohung nur gewöhnliche aufbürden darf, so wie das überladne Kameel zuletzt keinen Peitschen mehr, sondern nur den Flöten folgt.

Leichter aber ist die Einsicht in die Nothwendigkeit, das Volk *gleichsam wie bey Tänzen* die Musik, durch Händeklatschen in feurigere Bewegung *zu bringen*, als die Angabe der Mittel, es in unsern so *bandlosen matten* Staaten durchzuführen. Wie *im Kriege* uns die Franzosen durch Ehrenlegionen zuvorkamen, so *früher im* Frieden z. B. durch die bekannten Rosenfeste — durch das Sittenfest *in* St. Ferieux bey Besançon für die beste Jungfrau — in Blotzheim im Elsaß durch die Wahl des

Augrafen u. s. w. *) Allein die Ehrensäulen, welche solche Sittenfeste aufrichten, verschatten und erkälten vielleicht die zärtere Tugend, deren Lohn ihr Ort ist, das Herz. Was aber der Staat öffentlich zu belohnen hat, sind eben öffentliche Verdienste, und also die um ihn zuerst.

Hier tritt nun vor allen der Fürst hervor; dessen Scepter alles was er dazu berühren will, in Lorbeer und dadurch den Lorbeerkranz in Erntekranz verwandeln kann. Könnte ein Fürst nicht ganzen Städten einen neuen Volks-Adel für einzelne Verdienste ertheilen? — In Japan wird stets die ganze Gasse mitgestraft, wegen eines Verbrechers daraus, wie bey uns im Kriege Ortschaften für Vergehungen des Einzelnen verantwortlich und strafbar werden; aber warum wendet man denn nicht viel gerechter diese Uebertragung von Einem auf alle, auch im Falle des Belohnens und Belobens an? Welche Körper und Geister würden uns zufliegen, wenn ein Fürst einer ganzen Stadt oder Dorfschaft bloß wegen eines einzigen Mannes von hohem Staats-Verdienst, Würde und Kranz zutheilte, und so aus Einem Lebendigen den Ahnherrn geadelter Lebendigen, den Pflanzer von Lorbeergärten machte? Aber die Regierungen halten leider Massa-Strafen für erlaubter und nützlicher als Massa-Lohnen. Man wende nicht ein: daß Auszeichnung Aller so viel thue als keine. In Rußland wird nach dem Gewinn einer Schlacht das ganze Heer mit Ehrenbändern beschenkt, aber doch zum Staats-Vortheil; denn da die Bebänderten und Sieger immer die kleinere Anzahl gegen die Bandlosen ausmachen: so blieben sie ausgezeichnet genug. In Pohlen wurden oft bey Feldzügen

*) Dreyjährlich wird bloß der beste Jüngling — sind zwey beste da, so geht der ärmere vor — zum Augrafen, d. h. Verwalter der Au erwählt, und bekommt Kranz und Schaumünze.

ganze Corps geadelt; aber ungeachtet der Vielzahl und Armuth dieses Adels gewann er doch dadurch ein Ehrgefühl, das ihm blieb, vor der Menge, woraus er stieg, und vor der Menge, in welche er *kam*. Bevor der Preis und Einfluß solcher Würden durch die Vielzahl nur fällt, so haben sie schon gehoben, oder gewonnen, ehe sie verloren; und am Ende bleibt auch nach dem herabgesetzten Preise dieser Wappen weit mehr in einer emporgerückten Menge übrig, als in der umherliegenden ist. Und behält *eine solche ausgezeichnete* Stadt, Gasse, Ortschaft rc. nicht *noch* genug unbezeichnete Nachbarschaft und Ausland übrig? Und ist z. B. der Adel unter lauter Adel sich weniger seiner bewußt?

Ich rechne darauf, daß man hier nicht Adeln im heraldischen Sinn *nehme*; — *ein Fürst* setze eine Krone auf ein Stadtthor, *oder er verspreche jährlich* an einem gewissen Tage die Stadt zu besuchen u. s. w. so beugt sich der Lorbeerbaum über alle Köpfe herüber. — Er hat das Füllhorn der Ehre in der Hand, und ein Tropfen Dinte von ihr ist Oel genug ins Feuer für ihn und Vaterland. — Dem goldnen Buch des Adels in Venedig könnte man wohl ein silbernes, ja bleyernes des Bürgers in Deutschland beyzubinden suchen, und dahinein gehörig zu schreiben anfangen.

Die ältere deutsche Zeit feyerte weit mehr, als wir, mit dem Gebläse der öffentlichen Ehre die Gluth zum Schmieden an, mit Kaiserreichen — Handwerks-Promotionen und anderem Titelwesen — Turnieren — Ehrentagen — Bürgerschaften, *und zuweilen* oft mit naiven Auszeichnungen. Unter letztere mag z. B. *die* gehören, daß in dem weiblichen Krönungsschmucke, welchen ein *Kaiser* ins Nürnberger Rathhaus geschenkt, die verlobte Tochter einer Patricierfamilie eine Woche

lang täglich 2 Stunden auf dem Rathhause sich zur Schau ausstellen durfte, und den Namen Kronenbraut davon trug.

Jetzt dürfte schwerlich eine Kronenbraut mehr zu haben seyn, schon aus Mangel an einem Kronenbräutigam.

Noch allerley Paradeplätze der Volks-Ehren ließen sich nennen; z. B. die nur immer zum Beklatschen der Fürsten aufgesparten Bühnen, vor welchen unter den Spiel-Fürsten die Ernst-Fürsten von lauten leeren Händen, Dank für volle bekommen. Kann eine Bühne nicht eine Viertelstunde lang ein kränzendes Elis werden? Soll auf dem Theater nur immer gestorbener Werth gefeyert werden, nicht auch lebendiger zuschauender? —

Weiter: wie, wenn die ältere Zeit Censores morum, Sitten- oder eigentlich Unsitten-Richter verordnete, vielleicht weil die Regierungsform das Gute als Jahrs- und Tagsbefehl voraussetzte, und nur das Schlechte als flüchtige Nacht- und Mist-Pilze aufschrieb; wie, sag' ich, wenn wir umgekehrte positive Sittenrichter bestellten, welche statt wie Mouches oder Mouchards den Unrath, lieber wie Bienen den Honig suchten, uud welche gleichsam nur Sonnentafeln und Sternkarten von Handlungen machten, mit welchen Völker glänzen? Ein solcher Sternen-Seher, selber ein Mann von Ehre, vorbereitete vielleicht ein Volk von Ehre.

Da unsere Prytaneen jetzt meistens Rumfordische Küchen, höchstens Marschalls-Tafeln sind — da ferner Paradeplätze und Vorzimmer fürstlicher Auszeichnung schwer auf Dörfern anzulegen sind; so wäre diesen ein kleiner Ersatz für diese Panthea zu gönnen, um so mehr, da sie das Gebäude zu einem Ehrentempel schon aufgeführt besitzen, nämlich die Dorfkirche. Bisher wurde diese mehr zu einem Correctionskerker und die Buß-Canzel zur Pillory der Sünder-Ohren genützt; an die

Kirchthüren (ad valvas templi) wurden statt der Belobungs- nur Befehlsschreiben angenagelt, und wer sich darin ein Bette der Ehren *betten* wollte, in der Kirche, mußte sich hinlegen, und mit Tode abgehen, und unter ihrem Fußboden in dasselbe *fallen*. Aber wie ganz anders könnten die Prediger die Kirchen an großen Festtagen, z. B. am Neujahrstage, am Erntefesttage, zu öffentlichen Krönungssälen von Preisbauern erheben und aus der streitenden Kirche triumphirend Kirchengänger entlassen! Es *führe nur sich in ein Dorf nach* dem andern so der *Wettstreit um öffentliche* Auszeichnung ein, durch Geistliche und Staat: so könnte man statt der strafenden Bußtage in Kirchen einmal darin Ehren-Tage und geistige Erntefeste feyern.

Aber für *Dörfer, d. h. für die Mehrzahl*, thun wir nichts.

Wie öffentliche metallene Denkmäler in Frankreich zugleich zu Springbrunnen dienen: so würden öffentliche Ehren-Denkmäler geistiges Lebenswasser allen Völkern zuspritzen.

Aber für die Ehre thun wir nichts.

Wenn wir uns Capitolium und Olympia einigermaßen ersetzen sollen, so müssen wir Enkel-Stolz einführen.

Aber für Ahnen-Stolz thun wir alles.

Wenn alles dieses kein Oberer nur der Ausführung würdig achtet: so schreib' ich's doch.

Aber für die Ehre schreib' ich alles.

Zwielichter.

1.

Der Fürsten-Günstling.

Das Gliederreißen der Staatsglieder spürt er — da es anfangs nur die äußersten Volkes-Theile angreift, bevor es in

den gekrönten Magen tritt — auf seiner schimmernden Hof-Eisinsel nicht sehr. Ihn geht nur an, wer über, nicht wer unter ihm leidet. Sogar zwey mir bekannte Minister auf dem Kaukasus hatten oft Stunden, wo sie für Pöbel-Thränen — weil die Sonne, eigentlich deren Vetter *), häufig Wasser zieht — eine Grube voll lebendigen Kalks waren, oder auch ein Kessel voll geschmolzenen Kupfers.

Es gab einmal einige Prinzen-Räuber; aber ein Unterthanen-Räuber am Fürsten-Herzen raubt mehr und mehrere.

2

Orientalischer Generalstab.

Was denkt Ihr wohl, das dieser Generalstab ist, welcher zum Elephantenorden unsterblicher Krieger gehört, weil er Elephanten-Ameisen kommandirte, welche ihn auf Flügeln erhoben — welcher eben aus der Diamantgrube des Schlachtfeldes steigend mit seinem Juwelen-Besatz, die Welttheile überrascht und blendet — welcher (wenn er nicht blind seyn will) den Lehr- und den Nährstand für seine dienenden Zwillings-Brüder (frères servants) für den rechten und linken Reserveflügel (um ihn in Ermangelung eines feindlichen zu rupfen), kurz beyde Stände für Filial-Stände des Kriegs oder (nach Aehnlichkeit der Pferde) für Vorleg-Collegien des Kriegscollegiums, kurz jeden Staatsdiener für einen Heerdiener ansehen muß. — Ich fragte, was denkt Ihr wol, das dieser Generalstab ist? — — Bescheiden.

3.

Volks-Polarität.

Bey Bewegungen und Umwälzungen des Volks kann der

*) Bekanntlich nennen sich die orientalischen Fürsten Vettern der Sonne.

Staatskünstler mehr als bey denen des einzelnen Kraft- und Flammen-Manns darauf rechnen, daß jenes immer dem Korke gleichen werde, der niemals in der *Mitte* des Wassergefäßes schwimmen bleibt. Er weiß, daß er die Gewalt des Blitzes, welcher durch einen Schlag den anziehenden Pol in den abstoßenden umkehrt, zur Umkehrung der Volks-Polarität besitzt.

4.
Deutsche Armuth.

Wenn wir einigermaßen wieder zu wahren alten Deutschen geworden, von welchen Tacitus sagt: „sie hätten kein Gold und Silber, ob aus Zorn oder Huld der Götter, wiss' er nicht; *ein irdenes Geschirr wäre ihnen* so viel als ein silbernes, *und Silber sey ihnen ihres* Kleinhandels wegen lieber, als Gold;" wenn diese Aehnlichkeit da ist: so beweiset es wenigstens, daß ein Land gleich Schweden, alte Deutsche tragen kann, wenn es sich gleich diesem, wie die Sorbonne pauperrima domus nennt. Gar zu außerordentlich sollte demnach *nicht* gejammert werden, wenn man ein ganzes Volk zu jenen älteren historischen Völkern erhoben sieht, welche (nach der Geschichte) stets die größeren Umwälzungen und Eroberungen gemacht, und welche, je weniger sie zu vererben hatten, desto mehr beerbten, und welche die sogenannten ärmsten hießen. Obgleich *nicht* ohne Unrecht zu verlangen ist, daß wir noch etwas besseres *als* alte Deutsche, nämlich gar *alte* Christen werden, welche durch Entäußerung ihres Vermögens die Welt und *deren* Vermögen eroberten: so sollten wir uns doch schämen, nicht *einmal die* Kraft und Ansicht des Mittelalters zu erreichen, welches *seine geistigen Heere*, die Mönchsorden, *mit* bloßem Nichts-Haben ausrüstete, und zwar mit einem so unerhörten,

daß viele darunter das Geld nicht einmal berühren durften, was jetzt niemand verbietet, wenn wir's haben — und daß die meisten nichts das Ihrige nennen durften, selber das nicht, was sie schon im Magen hatten — indeß wir alles frey für Unseres ausgeben, was wir gegessen —; denn gleichwohl bezwangen diese unbesoldeten Heere die Welt; und können wir denn mehr zu leisten verlangen?

Dritte Nachdämmerung.

Ueber die Furcht künftiger Wissenschafts-Barbarey.

Wenn wir jetzt den antiken Bildsäulen ähnlichen, welche (nach da Vinci) den Kopf immer etwas gebückt tragen, so wollen wir ihnen wenigstens nicht in der andern von ihm bemerkten Eigenthümlichkeit gleichen, daß wir nicht auf die rechte Seite hinblicken; ich meyne, wir wollen uns wenigstens nur vor fremden Schatten, nicht vor dem eigenen fürchten, als wären wir unsere Orcus-Vorschatten. Was Herder anmerkt: „sobald die Freyheit in Griechenland dahin war, (Sprache, Klima, Genius des Volks, Fähigkeit, Charakter blieben,) so war der Geist der Wissenschaft wie verschwunden:“ dieß können wir nicht auf uns beziehen, ohne erstlich Freyheit mit Demokratie, und zweytens ohne Länder mit Ländern zu verwechseln. Allerdings ist der ächte Despoten-Thron ein Magnetberg, welcher alles Menschenverbindende Eisen dem Staate auszieht, und, so nur selber mit Nägeln besetzt, Schiff nach Schiff aus einander fallen läßt. — Aber erstlich Freyheit an und für sich ist nicht die Gottes-Mutter der Wis-

senschaft und Kunst. Sparta zeugte nur einen dichterischen Mann, Alkmenes. Attica war nicht unter dem persischen Kriege sondern unter Perikles und unter den 30 Tyrannen am kopfreichsten — Rom war's nicht in seiner schönsten Zeit, sondern kurz vor und unter den Kaysern. — Nordamerika, Holland, die Schweiz lieferten aus ihrer republicanischen Freyheit heraus noch keine solche Denk- Dicht- und Bild-Werke als Deutschland oder Frankreich.

Die sogenannte Revolution in England war keine für die Bücherwelt; und noch entdeckt dieses freyere Land nur auf dem Meere, nicht wie das bestimmtere Deutschland, im Innern der Kunst.

Das Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa war nicht vom Riechspiritus neuer Freyheit erweckt. Um den Ketten-Thron von Louis XIV. und XV. flogen mehrere geflügelte Genius-Köpfe als im freyeren Deutschland oder als später in der fessellosen Revolution, welche mehr beweiset, daß Wissenschaft Freyheit, als daß Freyheit Wissenschaft gebähre.

Kurz, Wissenschaft und Kunst sind Blumen, welche an sich — die grimmige Frostnacht der Sclaverey ausgenommen — in allen anderen Jahrezeiten der Regierungsformen unerwartet aufsprießen, wenn sich die uns sehr unbekannten Bedingungen dazu erfüllen, da wir nicht den Flug des Blumenstaubs und den Flug der Bienen, die ihn tragen, oder des Windes, welcher getrennte Geschlechter befruchtet, berechnen können. z. B. Ein Kant entstand, und neue philosophische Welten verfolgen einander, und jede bringt der andern ihren jüngsten Tag! Woher kam die bisher nicht wiederholte heilige Familie herrlicher Köpfe unter der Königin Anna in England? — Und warum bleibt eine ähnliche unter Napoleon I. aus? — Will man letzteres erklären, so sage man nicht bloß: daß Thaten

Worte oder Gedichte ersticken, Aehren, Blumen, und daß siegend-thätige Völker von der Gegenwart berauscht nicht die zur milden Kunst-Gestaltung nöthige Ferne und Kühle gewinnen, und daß daher eine blitzende und donnernde Gegenwart nur die Beredsamkeit entflamme, nicht die Dichtkunst. Dieß sage man nicht bloß, so viel Wahres auch daran ist; sondern man rechne mehrere Umstände in die Erklärung ein; z. B. das egoistische Verhältniß der Hauptstadt zum ganzen Reiche; denn gewiß wird das beste Gedicht einst nicht aus Paris, sondern aus den Provinzen kommen; und was die bildenden Künste anbetrift, so fehlt ihnen nur Friede, in so fern auf sie etwas von dem anzuwenden ist, was Ammianus Marcellinus (XXIV. 6.) von den Persern behauptet, daß sie in den bildenden Künsten etwas zurückgeblieben, weil sie bloß Schlachtstücke gemacht.

Auch Fichte, dieser Polyphem mit Einem Auge — noch dazu schwer drehbarem — jagt sich Furcht vor möglicher Barbarey ein. Wieder andere Schriftsteller wissen im Drucke auf gutem Papier vor Angst nicht vor den Barbarismen zu bleiben, welche hereindringende Tatarn oder Russen in den wissenschaftlichen Feldern Europens aussäen würden. Aber so ist der Mensch; bey großen fremdartigen Ereignissen fürchtet er immer seinen jüngsten Tag; wie die Mexicaner bey der Landung der Europäer die Vorläufer des Welt-Endes gekommen glaubten. Bedächten wir doch z. B. bey der französischen Landung in Deutschland, daß wir nicht republicanische Freyheit — welche nicht da war — gegen despotische Knechtschaft — welche nicht kommen kann aus einem Lande, wo sie selber nicht ist — sondern nur mehr oder weniger gemäßigte Monarchen gegen mehr oder weniger gemäßigte Monarchen vertauschten. Wie oft war nicht in Europa dieser Regenten-

Umtausch, und ohne Cultur-Mord! Denn etwas anders ist doch ein Wechsel der Regierungsformen — wie der griechische — als der bloße Wechsel der Regenten, welchen der Tod so gut als ein *Kriegs-* oder Friedensschluß verordnet.

Was *die* Tatarn anlangt — von den Russen nicht einmal zu sprechen — so würde ihr Einfall, wenn ihn Eroberungen festhielten, bloß ein Correpetitor des alten historischen Satzes seyn, daß ungebildete Völker stets von gebildeten in sich aufgelöset wurden, da *Cultur* überall *als das stärkste* Menstruum der *Völker gewirkt*; denn wäre dieß nicht gewesen, möcht' ich *wissen*, warum nicht, da die Weltgeschichte mit einer überwiegenden Barbaren-Zahl anfängt, diese Uebermacht endlich der Kleinzahl obgesiegt statt untergelegen, und warum fortdauernd nicht die *ungebildeten anstatt* der *gebildeten* Völker, erobern *und ihr Bild aufprägen.* Hierbey zog ich eine Balancirstange, welche die *Alten* gar nicht hatten, nehmlich den ewigen Perpendikel der Cultur, ich meyne den Preßbengel des Buchdruckers, nicht einmal in Betracht.

Wir haben übrigens, ihr Deutsche, sogar beym traurigsten Falle der Wissenschaften auf etwas anderes zu rechnen als auf uns. — Es sollen durch rohe und feine Barbaren alle Pflanzungen der Wissenschaft niedergetreten worden seyn und eine harte schneidende Winternacht liege über ihren erstarrten Wurzeln *auf:* über einer anderen Halbkugel wird eine Sonne stehen, und ein Neu-Deutschland beleuchten und befruchten, das dem Alt-Deutschland Saamen und Frühling zurückbringen *wird* — nämlich Nordamerika; und dieses, das uns wie an geo*graphischer* Lage und Temperatur, so an Freyheitssinn und Mensch*enart so* ähnlich, ja von uns zum Theil selber bevölkert, wird unser historisches Schauspiel zum zweytenmale geben, nämlich, daß auf der entgegengesetzten Halbkugel wieder der

Norden den Süden allmälig ergreift und verjüngend auffrischt, bis jener mächtig genug die alte Welt in seine Colonie verwandelt, sie aber, selber von Reichthümern umrungen, weniger drückend behandelt, als Europa bisher seine Colonieen.

Ueberhaupt ein seltsames Land ist Nordamerika, schon voll geographischer Vorbedeutungen, da in ihm, obwohl in gleicher Breite mit uns, das Wetterglas stets höher steht, und da ein Baum- und Blumen-Wuchs üppiger aufsteigt als unserer. — Sinnbilder seines hohen Freyheitsstandes; daß es z. B. jede zu groß auswachsende Provinz zu ihrer eignen Gesetzgebung nöthigt und absondert, oder daß es neuerdings sich durch Unterschriften der Städte für eine Entsagung von englischen Waaren freywillig bestimmte, zu welcher uns kaum Noth und Gewalt bekehren.

Die Fälle der Völker sind nicht wie die eines Einzelnen, welcher nach dem Sturze auf dem Boden zu Todes-Staub verfliegt, sondern ihre Katarakten gleichen öfter dem Falle des Stromes; welcher, obwohl unterwegs verstäubend, doch unten im neuen Bette sich wieder zum neuen Strome versammelt.

Nachschrift über die deutsche Sprache.

Der obengenannte Polyphem sitzt auch noch in einer Nebenangst fest, deutsche Sprache betreffend. Auch hier sey meinem Hasse gegen die Furcht, welche eine größere Lügnerinn ist, als die Hofnung, nur daß uns die Lügen der erstern, entweder vor Freude darüber oder vor einer frischen Furcht weniger im Gedächtniß bleiben, noch ein Wort gegen die vergönnt, welche, wie in der Orgel zu der vox humana (die Menschenstimme) am schönsten den Tremulanten gehen finden. Noch keine Sprache machte bloß auf Geheiß der Eroberer der mitge-

brachten Platz, welches die Geschichte der allsiegenden Römer — der von den Normännern besiegten Engländer — der Deutschen, die sich ja früher über alle europäischen Länder wegschwemmend ergossen haben, beweisen, welche alle jede andere Verwüstung in den erstürmten Ländern hinterließen, als die der Sprache. Nur durch geistige, nicht durch kriegerische Ueberlegenheit, nicht durch Soldaten sondern durch Schriftsteller kann eine Sprache die andere überwältigen. Wenn wir Deutsche uns nun, wie es scheint, mit einigem Rechte, wenn nicht für die Homere und Platons, doch für die Homeriden und Platoniker neuerer jetziger Kunst und Wissenschaft halten dürfen, und wir den Planeten Mercur und Venus nicht bloß an Kleinheit, sondern auch an der unverhältnißmäßigen Höhe unserer (Musen) Berge gleichen: so haben wir wahrlich nicht *zu besorgen, daß unser Sprechen* von den Franzosen überwunden werde, sie mögen immer kühn ihre Musen-Hügel auf einander aufthürmen als Himmelsstürmer. Da nicht einmal ihre Literatur der unsrigen unterliegt und entweicht: so kann gewiß noch weniger die unsrige sich der ihrigen ergeben und das Feld räumen; um so mehr, da die ihrige — seit Voltaire, den beyden Roußeaus, Diderot, Mercier, Mad. Stael, und seit der Revolution — sich fast so viel dem englisch-deutschen Geschmacke genähert, als sich unsere von ihrem entfernt hat. Nur Nachbarländer verfälschen einander wechselseitig die Sprache, wie die französische, die italienische Schweiz, Elsaß u. s. w. Wenn im Mittelalter das Latein als Staats- als Altar- und als Katheder-Sprache das Deutsche nicht aussagte; — wenn in Pohlen, neben dem Latein, das da jeder Bediente *) spricht, das Polnische, wie daneben in Ungarn

*) Sobieskys Geschichte vom Abbé Coyer.

das Ungarsche fortbesteht: so seh' ich nicht, wie noch ein Paar hundert französische Wörter und Staatsverhandlungen an eine so durchaus widerspenstige, gewaltige Sprache wie Schwärmer geworfen, diese zerstören sollen, anstatt sie eigensinniger und wilder zu machen, so wenig als so vieljährige französische Einquartirung deutsche Städte und Dörfer um ihre Sprache gebracht. So fürchte denn niemand, daß wir unsere Bärensprache *) bloß darum, weil wir gegen unsere Natur einige Quadrillen nach Kriegs-Musik zu tanzen haben, verlernen werden: sondern wir werden, dieß hoff' ich, auch ohne Wälder fortbrummen.

Zwielichter.

1.

Völker-Schlagfluß.

Man schreyet, er habe den deutschen Staatskörper getroffen. Recht gut, sag' ich, die Glieder haben also, wie bey allen Schlagflüssigen, nur die Bewegung verloren, aber die Empfindlichkeit behalten; aber ist Euch kurze Lähmung nicht lieber, als fühlloser, sanfter, kalter Brand der Völker?

2.

Geschrey wider Außen.

Dieses sollten wir erstlich schon darum einstellen, um dafür

*) Ein Ungenannter in den berlinischen akademischen Jahrbüchern behauptet, daß unsere Sprache am meisten von den Tönen des Bären, am wenigsten von denen des Pferdes — letzteres gegen die Meynung Karls des XII. — entlehnet habe. Staat über den Menschen S. 1078.

lieber ein desto größeres wider Innen zu erheben, weil jenes doch in keinem Falle, dieses aber vielleicht in manchem fruchten kann. Zweytens ziehe man, um sanfter und leiser zu schreyen, in Betracht, daß die Gegenwart gerade so sehr die Unart habe, dem *Besiegten* zu viel nachzusehen, als die Vergangenheit die andere, dem Sieger zu viel zu verzeihen, z. B. Siegs-Schleichwege. So kommt auch die Mannszucht der Sieger vor ein härteres Gericht als die der Besiegten. Drittens wäre man viel gerechter und milder, wenn man nicht immer die verdorbne Hauptstadt mit den reinern Landstädten, und nicht überhaupt die Pariser mit den Franzosen, ja die Gazettiers wieder mit den Parisern verwechselte. Und viertens dürfte auch die Betrachtung nichts schaden, daß ein Regent jetzt — in der noch feindlichen Stellung der Erdstaaten gegen einander, welche *eigentlich nur in Einen* Bruderstaat zusammen fließen sollten — seinem Lande sehr viel, wenigstens d i e Länder opfern könne, welche wiederum seines sich opfern wollten. Oder was ist denn Krieg, folglich dessen Friedensschluß anders als ein Loosen zwischen zwey Opferaltären? — Man vergebe diesen Wahrheiten ihr altes Alter, da eben die Jugend als festlebende Leidenschaft jedes Alter verkennt, aber darum desto nöthiger hat.

3.

Männlichkeit der Autoren.

Kein deutscher Mann beynahe schämt sich jetzt, keiner zu seyn, sondern er stellt als Dintenfaß ein Lacrymatorium (Thränengefäß) hin und tunkt ein, und setzt der Welt, (sogar *schon auf* dem Titelbatt) die Angstschweiß-Tropfen vor, die man *ihm in* diesem und jenem „schrecklichsten Jahre, oder Momente seines Lebens“ ausgepreßt. Schämt ihr euch denn — eurer Unmännlichkeit nicht sowohl als — eures öffentlichen

Bekenntnisses derselben nicht? Im alten Rom hätte kein Mann dergleichen gestanden. Oeffentlich durfte man in Sparta nicht einmal über geliebte Leichen weinen, ausgenommen über des Königs seine. Die standhaften früheren Christen — die alten Philosophen — die Römer hatten (wie noch die kräftigen nordamerikanischen Wilden) den Grundsatz des Cartouche, welcher keinen in seinen Bund aufnahm, der nicht die Folter überstehen konnte. Der Held zeigt wohl seine Narben, aber nur der Bettler seine Wunden.

4.

Unser Durchbruch.

Lange schon predigt uns nicht mehr die Kirche, sondern höchstens der Kirchhof. Damit wir aber doch einigermaßen bekehrt würden, sendet uns das Schicksal aus demselben Lande, woraus die ersten Bischöfe und Geistlichen nach Deutschland kamen — aus Frankreich — Gesetzprediger und Kreuzprediger, Ordensleute, des Ehrenordens mit Kirchenparaden, Todtenorgeln, Kirchencollecten — und die Kirchen werden wieder leicht zu Kirchhöfen, welche fortpredigen, gleichsam der erneuerte Gottesdienst der ersten Christen in Katakomben.

5.

Deutsche Federkraft.

In der That an Federn — sowohl in Kriegs- und Rechenkammern als Studierstuben — hatt' es uns bisher nie gemangelt, um damit zu fliegen; dazu aber hätten die Federn in Flügelknochen sitzen sollen.

6.

Ueber das Alter deutscher Heerführer.

Wenn wir Deutsche leider nicht läugnen können, daß unsere Generale — ungleich den französischen — erst aus dem Rathe der Alten ausgehoben werden, als würden sie schon dadurch jenem Alten vom Berge gleich, dessen Todtschlags-Befehle man überall und in jeder Ferne vollzog: so wollen wir uns doch auf der anderen Seite nicht absprechen, daß wir tiefer unten, nämlich bey den Unter-Heerführern d. h. von der Prima Plana bis zum Regimentsstabe, allerdings dieselbe Achtung und Wahl für kriegerische Jugend nicht erst seit gestern zeigen, durch welche die Franzosen so ungemein gewonnen; denn wirft man nur die Bürgerlichen bey Seite, so ists, hoff' ich, ungeläugnete Thatsache, daß wir recht oft die Blutjüngsten von Adel auf bedeutende Posten stellen, ja zuweilen Junker ohne alle Kenntnisse, sobald sie nur die erforderliche Jugend besitzen; denn wie sonst bey den Juristen Bosheit das Alter ergänzt, so vertritt hier umgekehrt die Jugend Schlacht-Bosheit und Kenntniß; so daß oft unsern Kriegs-Rock, Waffenmantel und Panzer ein Besatz und Gebräme von ungebornen Lämmerfellen ausziert.

Will man den Edelmann zum Krieg und Krieger haben, so kann man ihn allerdings kaum jung genug aus dem Neste ausheben, da er sich im jetzigen heißen Klima der Lebensweise nur halb so lange frisch erhält, als ein gemeiner Mensch; ja eben dieses frühe Verfallen gibt einem großen Theil des Adelstandes für das Auge das schöne Ansehen eines chinesischen Kunstgartens voll krummer Bäume, eingefallner Häuser und ähnlicher Ruinen. Daher gleichen junge Edelleute alten Uhren, welche stets „avancieren.“ Aber eben darum

ists ein verschiedener Fall mit dem zähen Bürgerlichen, welcher so viel von seiner Jugend noch ins Alter hineinnimmt; daher wie ein Scharfrichter erst durch die Menge seiner Hinrichtungen sich ehrlich und zum Doctor richtet: so muß der Bürgerliche erst durch viele Feldzüge voll Todtgemachter sich adelich und zum Offiziere schießen und stechen. Aber auch liegen die Gründe dazu nicht in der Verachtung der Jugend, sondern im Vorigen, und auch in der Menge der Edelleute, welche selten wie Bürgerliche etwas gelernt haben, wovon sie leben können, und denen ihre Lebensart nicht immer die Lebensmittel verschafft.

Wenn Verfass. zuweilen mit jungen Offizieren sprach, bevor sie geschlagen waren: so wurd' er mit Vergnügen an ihnen die höchste Kriegsberedsamkeit und Feindes-Verachtung gewahr, gleichsam wahre Herculesse, obwohl aus Pech wie Dädalus einen geformt*), und folglich leicht am Schlachtfeuer laufend; indeß auch der lebendige Hercules ging bekanntlich im Feuer auf — und davon. Solche leibhafte Proclamationen voll Anfeuern nun, solche Siegs-Propheten sind alte und gemeine Leute schon selten; und daher junge unschätzbar.

Die Griechen nahmen früher Gallier und Deutsche für eins; wenigstens in dieser Achtung für kriegerische Jugend können wir uns mit Galliern verwechseln lassen. Wir gleichen, (nur wie gesagt die Generale ausgenommen) wie sie den alten Katten, an welchen Tacitus dieß als seltene Einsicht bewundert, daß diese das Vertrauen des Siegs nicht auf das Heer, sondern auf den Heerführer setzten; wozu eine andere Stelle desselben recht erläuternd paßt, daß die deutschen Fürsten oder Heerführer für ihren Ruhm, die Heere aber für ihre Heerführer gekämpft. Die Franzosen handeln mit Recht und Glück nach

*) Lessings Schriften B. 10.

der Voraussetzung, daß der größte Verstand schon Raum habe in Einem Kopfe, die Tapferkeit aber in ein Paarmal hundert tausend Fäusten.

Gewonnen freylich haben wir, so viele ganz junge Edelleute wir auch immer voran und hochstellten, bisher noch nicht alles, was die Franzosen durch junge bürgerliche Offiziere und Generale errungen; doch dürfen wir als Gewinn daraus sowohl die Erfahrung, daß aus den kleinen Ursachen und Kräften — hier eben aus unkräftigen abgematteten Offizieren — die größten Begebenheiten, d. h. Schlacht-Verluste, Länder-Verrückungen entstehen, als auch die gewisse Hofnung ansetzen, daß, wenn die besten Fürsten bloß durch Unglück erzogen wurden, eben so mancher Offizier durch starkes auf dem Schlachtfelde so gebildet heim gekommen, daß mehr von ihm zu erwarten ist.

7.

Trost.

Staatsschiffe, welche die Segel verloren, haben darum noch nicht die Anker eingebüßt.

8.

Soldaten-Plage.

Diese kann man länger haben, als ächte Soldaten; so wie Zahnschmerzen länger als Zähne.

9.

Die Völker-Cypresse.

Der Aufenthalt unter Cypressen, glaubten die Alten *), heile und stärke. Nun so geht unter die Cypressen der alten deutschen Gräber, ja der neuen.

10.

Das Menschen-Geschlecht.

Die ganze Erde wurde noch in keine Seelen-Nacht ein-

*) Nach Plinius.

gewickelt; — denn wie hätte dann alles Umwenden ihr aus dieser helfen können? — sondern die Himmelssonne der Bildung senkte sich, wie auf den nordischen Meeren die andere Sonne nach langem Tag, bis auf die Wellen nieder, hob sich aber aus gedrohter Nacht unerwartet auf, und ein neuer Morgen fuhr hinter der Mitternacht aufgeblüht hervor.

11.

Unglücks-Werth.

Ich hatte das Glück, unglücklich zu seyn, darf zuweilen ein Volk so gut sagen, als ein Mensch. Verunreinigte Völker gleichen Strömen, welche ihren Schlamm nur fallen lassen, wenn sie sich zwischen aufhaltenden eckigen Ufern durchkrümmen.

12.

Unterschied des Stillstandes.

Gleich den Rauchsäulen der Vulcane steigt der große Mann eine Jugendlänge dem Himmel zu, dann zieht er wie jene, nur wagrecht fort — so heben und wenden sich auch die Völker, aber nicht so das Menschengeschlecht. Auf das liegende Volk thürmt sich das höhere — Riesen werden von Feuerbergen zugedeckt — ein Grab erhöht das andere, und so entstehen aus den einzelnen Versenkungen die allgemeinen Erhebungen, und aus Niederschlägen Gebirgsketten.

13.

Mißkennung großer Thaten-Menschen.

Sie stehen im Aether-Blau vor der Zeit erhaben als Gebirge, aber eben darum wird alles, was vom tiefen Volksboden an sie fliegt, für ihre Geburt gehalten. So scheinen die hohen Berge zu rauchen; aber der Schein kommt von den Wolken, welche sich von unten an sie ziehen und legen. — Nur die Tiefe nebelt, nicht der Berg.

Jean Paul Fr. Richter.

III.

Ueber das Verderbniß im deutschen Charakter, nachgewiesen am Verfall des nationalen Gewerbfleißes.

Eure Vorfahren, Ihr Deutschen, die Sachsen und die Angeln, *besiegten die Briten;* Eure Vorfahren, die *Hanseaten, wurden die Handelssieger* der Engländer.

Den *Besiegten* übergaben hierauf, freywillig, die Sieger *ihre* Waffen und wurden zu Besiegten.

Leichter, als sonst die Sachsen und Hanseaten die Engländer überwanden, siegten diese nun über Deutschland.

Nun schreyet, Ihr Deutschen, anstatt zu handeln; und siegen wollt Ihr durch Anklagen.

Ihr klagt England wegen Eurer Verarmung an, und verlangt den Untergang seiner Macht.

Schon lange habt Ihr, wie Bettler, von einem Tage zum andern und *nur* für den augenblicklichen Gewinn gelebt; und n u n erinnert Ihr Euch erst an Eure Armuth, weil Ihr von der Noth oder vielmehr von Andern darauf aufmerksam *gemacht* werdet.

Sonst *ist es* ganz wider Eure Art, an die Zukunft zu denken; auch thut Ihr es jetzt nicht, sondern stimmet nur, nach Eurer charakteristischen Unart, das Fremde nachzusagen und

nachzuahmen — darum seyd Ihr euch selber fremd geworden — in Klagen ein, die, so gegründet sie auch seyn mögen, fast grundlos werden, wenn Ihr sie nur aussprecht.

Ihr habt bloß über Euch selbst zu klagen, damit Ihr wieder mit Euch selber vertraut werdet.

Sagt mir doch, wer an Eurer Verarmung Schuld ist? Ihr selber, sage ich.

Nicht durch fremdes Unglück muß Euer Glück kommen; Ihr selbst müßt es schaffen, und schnell und in den Augenblicken, in welchem England seinem beschlossenen Untergange entgegen gehen soll.

Alle Verzögerung ist schädlich, weil sie innerlich, den Charakter, und äußerlich, den Wohlstand, zugleich vernichtet; — für Euch ist sie jetzt tödtlich.

Ihr schreyet gegen England: es überschwemme Euch mit seinen Fabrikwaaren und mache Euch arm.

Aber — könnte man Euch erwiedern — warum kauft Ihr denn so eifrig und gerne diese englischen Fabrikate? Etwa darum, weil sie vortreflich oder besser als die Eurigen sind? —

Es scheint, der Schaden liegt tief, und Ihr mögt nicht darauf geführet werden, weil Ihr Euch scheuet, ihn zu besehen.

Ihr klagt an, um nicht angeklaget zu werden; aber Ihr vermöget nicht, die Schuld unsichtbar zu machen, die weniger auf dem übrigen Europa, als auf Deutschland haftet.

Führt Krieg! und führt ihn kräftig! aber auch, bevor Ihr dieß thut, wenn Ihr nicht ganz zu Grunde gehen wollt, einen in einer strengen Untersuchung gegen Euch selber.

Denn, wisset! die Schuld, von der alten Ehre abgewichen zu seyn, trift kein Volk so, als Euch!

Die Ehre des Handwerks und die Ehrliebe des Handwerkers ist verloren gegangen, und aus Deutschland, wo sie gebo-

ten und ehemals einheimisch war, schon längst nach England entflohen.

Ihr Deutschen arbeitet, um wohlfeil, die Engländer, um gut zu arbeiten; diese erfinden dadurch, gut und wohlfeil zugleich zu seyn; Ihr verlernt beydes.

Ihr arbeitet auf Schlechtigkeit los, in dem, was Ihr machet, und auf Verdorbenheit in denen, die es machen. Sagt! hat noch jemand den Krieg gegen Privateigenthum so geführt, als Ihr? Weil die englischen Fabrikate den Vorzug erhalten, den sie zu verdienen suchen, beschuldiget Ihr England: es vernichte Eure Industrie?

Wer waren denn die Vorgänger und Lehrer der Engländer in der Handlung, im Handwerk, in der Seefahrt und im Seerecht? —

Von den Hanseaten empfiengen sie den Grundsatz, worauf sich ihre Handlung und ihr Seerecht gründen.

Im dreyzehnten Jahrhundert (in den Jahren 1237 und 1257) ließen sich die Hanseaten in England privilegiren: daß sie auf ihren Schiffen alle Waaren ihrer Heimath nach England, und aus diesem alle englische Waaren in jene führen dürften. Nach und nach eigneten sie sich durch diesen Grundsatz den Welthandel, obwohl vermittelst einer trüglichen Auslegung desselben zu, wodurch sie, als ihre eigene Waaren, alle fremde nach England, und alle englische Waaren, wiederum als eigene, allen andern Ländern zubrachten. Machte gleich der eigene Vortheil den Ausleger: so gewann doch dieser den Anschein der Rechtlichkeit dadurch; daß der hanseatische Bund in Nowogrod, Bergen, Brügge, London und an andern Orten seine Niederlagen, seinen eigenen Markt und seine Verbündeten hatte, die das Bürgerrecht erwarben, und neben oder vor ihm eine völkerrechtliche Unabhängigkeit, wodurch sie überall

unter eigener Verfassung und unter eigenen Gerichten lebten.

Dagegen durfte in dem Stammlande des Bundes, in Deutschland, — und auch hierinn waren die Hanseaten Lehrer — jede Bundesstadt nur ihre eigenen Waaren ausführen; und jedes Fabrikat mußte da, wo es gemacht wurde, zur höchsten Vollkommenheit gebracht werden.

Die Niederlage, welche die Deutschen in London hatten, die Guildhall, (das Compagnie- oder Hanse-Haus) hieß auch vorzugsweise der Stahlhof (Steelyard); und bis zum Anfange des 14ten Jahrhunderts war ausschließend alle Wollenweberey in den Niederlanden und in Niederdeutschland zu finden. Eduard III. brachte sie von da erst nach England.

Die englische Compagnie der Merchants Adventurers (mercatores adventuratores), die ihre Niederlage in den Niederlanden und zuletzt besonders in Antwerpen hatte, und dadurch die Größe und den Handelsruhm dieser Stadt stiftete, war anfangs bloß die Nachahmerin, und dann die lange unterdrückte Nebenbuhlerin der Hanseaten, bis diese nach und nach ihren, durch die Gunst der Umstände, auch durch Macht, und, wie erwähnt worden ist, durch eine halb trügliche und halb rechtliche Auslegung und Ausdehnung ihrer Privilegien, gewonnenen Welt- und Alleinhandel verlohren.

Dieser Rückblick auf einige Bruchstücke aus einer glücklicheren Vergangenheit, so überflüssig er erscheinen möchte, kann zur Belehrung, oder zur Beschämung, oder zur Anklage gegen die neuen Ankläger dienen.

Gebührt es sich, das zu verwerfen, was man, den ersten Grundsätzen nach, selber gestiftet hat? Mag es auch von andern ausgebildet, mögen — wie ja auch die Hanseaten in diesen, zum Untergang führenden, Fehler verfielen — ihre

Nachfolger zu Eroberern geworden seyn: so können die Deutschen nicht mit Recht über **das** klagen, was ihre Vorfahren in glücklichern Zeiten, und (weil eben das Glück keine Mäßigung *kennt*) ungemäßigt ausübten. Dagegen verdienen sie selber Vorwürfe, weil sie mit dem Europäischen Alleinhandel, von dem sie nach und nach verdränget wurden, die Grundsätze ganz aufgaben, wodurch sie ihn erworben hatten. Wer konnte sie, wenn sie von Siegern nicht freywillig zu Sklaven sich erniedrigen wollten, zwingen, diesen Grundsätzen, weil sie *nicht mehr* täuschend Europa damit umstricken konnten, ganz und *auch* in Rücksicht ihres eigenen Vaterlandes zu entsagen? Wer konnte sie zwingen, geschehen zu lassen, daß ihnen jede Nation nicht bloß ihre eigenen, sondern fremde als eigene, Waaren zuführen, *und* daß sie wiederum deutsche, als eigene *Waaren jeder andern Nation* überbringen durfte?

Das Räthsel der Welt bestehet jetzt in der doppelten Aufgabe: das Neue zu thun, und das Alte nicht ganz zu verlassen.

Es wäre traurig, wenn eine weltzerrüttende Begebenheit, wie es die Revolution war und ist, ohne wohlthätige Folgen bleiben könnte. Gleichwie die folgenden Jahrhunderte, welche die *langen* Schmerzen der Reformation nicht mehr fühlen, sie unpartheyisch rühmen: so werden die grösseren, zerstörendern, aber kürzern Kriege der Revolution schneller das Anerkenntniß ihrer *wohlthätigen* Folgen hervorbringen. Auch geschiehet dieß schon nicht *bloß in Frankreich*, sondern in Italien, Neapel und Deutschland, besonders in Baiern, Westphalen und Preußen durch Anwendung der Grundsätze, welche nach und nach *von* der Revolution und durch die Folgen derselben entwickelt *und bewährt* worden sind; so, daß man wähnen könnte, Preußen z. B. habe in *funfzig* Friedensjahren, bey dem alten bewundernden und verblendenden Wohlgefallen an seiner Ver-

fassung, nicht zu so vielen und großen Verbesserungen gelangen können, als ihm zwey Unglücksjahre, während welcher die Noth das Verständniß eröfnete, verschaft haben.

Wer sich aber aus Noth, Einsicht oder Wahl in einen neuen Ideenkreis begibt, der gewinnt zwar eine neue Anhänglichkeit, kommt aber in Gefahr, das Andenken an das Alte zu sehr zu verlieren.

Deutschland! Dir gebührt das Verdienst der ruhigen, geduldigen Unterwerfung, die eine verschuldete ist, neben welchem Du Dir ein höheres und heilsames in Erforschung der Ursachen verschaffen kannst, die das verdiente Unglück herbeygeführet haben.

Nur das Einzige kann Dich retten, daß Du, wenn Du Deine Verblendung gegen die Geburten der neuesten Zeit verlässest, und von ihnen anerkennest und annimmst, was Dir davon frommet, eingedenk bleibest Deiner größern Vorfahren und wieder erweckest ihr Thun und ihr Bestreben.

Bey allen Deinen Jahrbüchern neuer Erfindungen, fehl Dir daher das Einzige und Wichtigste, nehmlich das, welche in Dir das Andenken an die alten und an die Grundsätz Deiner Vorfahren erhält. Eben darum verließet Ihr di ehrliche deutsche Verfassung, und, sobald Ihr dieß getha hattet, mußtet Ihr — die ersten Stifter des europäischen un englischen Handelssystems — dieses selber aufgeben. Als di doppelte Ehre des Handwerks, für die, welche es trieben und für die Art, wie es getrieben wurde, verloren gegange war, kam es dahin, daß man von nichts, als von niedrigen Eigennutz wissen konnte und wollte.

Wie die alte deutsche Ehre und Rechtlichkeit bey dem Hand werk, so gieng sie auch bey der Handlung verloren, un diese versank zur wuchernden Krämerey. Dieser doppelte Ve

lust diente zum Vermittler für die *Herrschaft* der englischen Industrie und für den rechtmäßigen *Vorzug ihrer* Erzeugnisse; und eben so verhindert nun der blinde, *wüthende Haß* und das *Wehgeschrey* über diese Herrschaft der *Engländer* die ruhige Erforschung der Ursachen eines Unglücks, über das *man sich* so laut beklagt.

Mit dem Adel, den *alle* Stände — jeder nach seiner Weise — hatten, verlohret ihr nach und nach das anstellige Handwerkstalent, und wurdet *zuletzt* zu Mäklern der Engländer und zu Schleichhändlern mit ihren Waaren. Dahin gelangtet Ihr durch einen Rangstreit tiefer Erniedrigung, in welchem Ihr einander zu übertreffen, und der eine den andern zu überwinden suchtet an Erfindsamkeit der Mittel zu diesem zerstörenden Zweck. *Alle Künste* des Betrugs *und* des mühsamsten Nachdenkens *wurden angewandt*, um den Fabricaten etwas an innerem Werth zu nehmen, und dagegen an äußerem Scheine zuzusetzen. Wie hier gespannt, gereckt und gestreckt wurde, um die äußere und scheinbare Größe beyzubehalten, wenn der innere Gehalt vermindert und Gold in Semilor verwandelt war! Alle, welche das deutsche Fabrikwesen kennen, werden wissen, welche, oft trüglichen Mittel sich ein Fabrikant neben dem andern erlaubte, um sich einen bedeutendern Absatz zu verschaffen, oder die Abkäufer eines andern an sich zu locken. Ein neuer Fabrikant suchte dadurch in die Reihe der älteren gewinnend zu treten, daß er wohlfeiler, als diese, verkaufte, die bald gezwungen wurden, wenigstens nachzufolgen; oft auch zu übertreffen suchten. Diese feindseligen Bemühungen dauerten, bis wiederum ein neuer Fabrikant als gemeinschaftlicher Feind aller ältern auftrat, und zu neuem Wettstreite Anlaß gab. Bey solchem niedrigen und erniedrigenden Wetteifer fieng einer nach dem andern an, bald hier einen Faden, bald dort eine Masche,

bald hier von der Länge, bald dort von der Breite und Weite ꝛc., immer vom innern Gehalt etwas abzuziehen; weil jeder den vorigen Gewinn, so viel möglich, erhalten, und durch Ersparung des innern Werths die Mittel zur vermehrten Wohlfeilheit erlangen wollte. Daher konnte es in Deutschland nie zu so großen Unternehmungen, als in England, kommen. Dieses Spiel gegenseitiger Gewinnsucht, ob es wohl nie aufhörte, gieng unter den Fabrikanten von neuem an, wenn irgend einer eine neue, gewinnreiche Erfindung gemacht hatte. Die Messen, welche sonst für die Industrie eine so große Unterstützung waren, dienten nun zur beschleunigten Beförderung dieses ehrlosen Glücksspiels, das schnell bis auf den höchsten Punct sowohl der Wohlfeilheit als Schlechtigkeit der Waaren getrieben wurde. Es zog die Verarmung und die kümmerlichste, mühseligste Existenz derer nach sich, die in den Fabriken arbeiteten. Je mehr nämlich der Preis ihrer Produkte fiel, desto mehr mußte täglich der Arbeitslohn vermindert, und die, welche ihn empfingen, verleitet werden, durch alle Arten des erfinderischen Betrugs, und durch — für ihre eigene Rechnung vorgenommene — Verminderung des innern Werths der Fabrikate sich zu retten und zu rächen, und sogar die natürlichen und erbitterten Feinde jeder Fabrik und Manufakturanstalt zu werden.

Zugleich nahm, um diesen trostlosen Zustand auf alle Weise zu vergrößern, die Theurung der Lebensmittel aus doppelter Ursache zu.

Erstens durch die Engländer, welche das Getraide nach den englischen hohen Marktpreisen zwar einkauften, aber dadurch aber auch einen Reiz zur Verbesserung der Agricultur und eine Entschädigung für den allmähligen Untergang der Fabriken und ein Gegengewicht gegen die sittliche Verdorbenheit gaben,

die daraus entsprang. Der vermehrte Ackerbau hielt nämlich die gänzliche Verarmung etwas auf und führte, wie alles, was zum Ackerbau zurückführt, zur Sittlichkeit zurück.

Zweytens vermehrten die Staaten selbst, auf eine zu leichtsinnige Weise, Armuth und Theurung durch ein Nichts; indem sie nämlich große Summen Papiergeldes in Circulation setzten.

Das Papiergeld vermehret in demselben Grade den Preis aller Lebensmittel, wie dadurch die circulirende Geldmasse so lange vermehrt wird, als im Glück und Frieden das öffentliche Zutrauen dem Papier leichtlich den Werth des Metallgeldes täuschend beylegt, und leichtgläubig wähnt, dieses sey in so großer Menge vorhanden, daß das repräsentirende Papiergeld in jedem Augenblicke realisirt werden könne.

Gleichwie die, aus den Verhältnissen zu dem Auslande entspringende Steigerung der Getraide-Preise die Geldmasse und den Reiz zur Agricultur vermehrt: so vermindert das Papiergeld diesen Reiz, indem in demselben Verhältnisse das Getraide theurer werden muß, als Papier- zum Metall-Gelde gefüget wird, und beydes vereinigt die circulirende, auf einmal vermehrte Geldmenge, mithin, ohne erhöhte Cultur, ohne vermehrten Fleiß und Ertrag, der Gewinn des Ackerbaues steigen muß. Demnach wurde von den zweyerley Antrieben zur steigenden Theurung der Lebensmittel, der natürliche und glückliche von den Engländern gegeben, welche sowohl unmittelbar die Länder, aus welchen sie Getraide bezogen, als mittelbar alle andere zu vermehrter Agricultur reizten; der unglückliche und widernatürliche aber von dem eingebildeten Reichthum oder von der reichen Armuth hervorgebracht, die aus einer unsinnigen Erschaffung und Vermehrung des Papiergeldes entstand.

In Fabrikländern erzeugte sich also aus dieser doppelten Ursache zur Theurung und aus der ehrlosen Politik des Fabrikwesens eine dreyfache Ursache zur Verarmung und Herabwürdigung der Fabrikarbeiter.

In jedem Fabriklande werden, wenn auch nicht alle, doch wenigstens zwey dieser Ursachen vorhanden seyn, z. B. die Schlesischen, an Grund und Boden (in Rücksicht des Materials und der Verarbeitung desselben) gebundenen Leinenfabriken hatten vor dem Kriege den Charakter der Ehrlosigkeit noch nicht oder nicht in dem Grade, als andere deutsche Fabriken, angenommen; aber die Theurung, und die Noth und Verarmung der Fabrikarbeiter nahm allmälig zu, welche zum Theil von England, noch mehr aber von einer, der preußischen Verfassung eigenen, Papierwuth gestiftet wurde, durch welche, um täuschend die circulirende Geldmasse zu vermehren, für fünf und zwanzig Millionen Thaler Pfandbriefe (bloß in Schlesien) in die Circulation geworfen wurden, damit ein Mittel, welches, um heilsam zu seyn, nur von augenblicklicher Dauer seyn durfte, verewiget, ein vorübergehendes zu einem fortdauernden Unglück würde. *)

---

*) Wenn in England ein Mann, wie der Kaufmann Bühring in Berlin, welcher die erste, zum Unglück nicht befolgte, Idee der Schlesischen Pfandbriefe in einem, im Jahre 1767, Friedrich II. überreichten Plane angab, von den Ereignissen der Zeit in allen seinen Andeutungen nach vierzig Jahren (1807) so bewähret worden wäre: so würde er, wahrscheinlich von dem Augenblick an, wo er seinen Plan entwarf, wenigstens seit dem Zeitpuncte, wo ihn die Ereignisse gepriesen haben, unvergessen und berühmt seyn. In Deutschland ist es nicht so. In dem erwähnten Plane (Schlesische Provinzialblätter von 1799, Märzstück,) sagt er: „Es ist gar keine Kunst, durch diesen

In Sachsen war, neben der, durch England gestifteten und bloß mittelbar aus der ungeheuren Masse des Papiergeldes aller deutschen und besonders der österreichischen und preußischen Länder entspringenden Theurung der Lebensmittel, größtentheils und besonders bey den einheimisch gewordenen Baumwollen-Manufakturen der Grundsatz angenommen worden, anstatt nach der höchsten Güte, nach der höchsten Wohlfeilheit der

„Plan die Grundstücke im Werth mehr als funfzig Procent steigen „zu machen; dieses aber ist eben so unglücklich für das „Land, als der Verfall der Grundstücke selbst."

Ferner: „Es ist die größte Finanze, die in einem „Staate absolut muß observiret werden, „daß Geld, Grundstücke und Waaren gegen einander „in einem billigen und verhältnißmäßigen Werth „erhalten werden, sonst zerfällt die beste Einrichtung und „ruinirt sich Eins mit dem Andern."

„Es ist eine sichere und unumstößliche Regel, daß man niemals „eine Sache (nämlich die Pfandbriefe) einrichten muß, wenn sie „zum Wohl des ganzen Staats sonst reussiren soll: daß man für „Ueberfluß sorgt, auch nicht weniger auf den Abfluß „Bedacht genommen wird, sonst kommt das baare „Geld außer seinen Werth."

„Wollte man nun diese Papiere successive auf „eine solide Art wieder aus der Welt haben, „welches nach der *Politique absolument* nothwendig „ist: so wäre zugleich dieser Satz zu nehmen, daß es keinem Capi„talisten erlaubt wäre, auf die ersten Hypotheken der Landgüter „mehr, als vier Procent Zinsen zu nehmen." (Er hatte nämlich vorgeschlagen, daß die Schuldner an die General-Hypotheken-Casse, welche die Pfandbriefe ausgeben sollte, vier und ein halb oder fünf Procent entrichten sollten.)

Waaren zu streben. Auf die eine oder auf die andere Weise werden sich Beyspiele aus allen deutschen Fabrikländern anführen lassen, so wie im Gegentheil einzelne Exempel — wohin die Fabriken der Brüdergemeinden und die gehören, welche nach ähnlichen Grundsätzen handeln — beweisen, daß, mitten unter dem allgemeinen Verderbniß, die entgegengesetzte Tendenz, obwohl unter großen Kämpfen, sich rühmlich behaupten könne. *)

Wenn nun (wie es scheint oder die Erfahrung beweiset) auch mitten im Untergangs-Kriege — damit er eben für Deutschland zu einem werde — die Zufuhr englischer und auch anderer ausländischer Fabrikate immer reizender und für Wucherer und Krämer immer gewinnreicher wird: so muß auch im Kriege der Grundsatz der Schlechtigkeit und größten Wohlfeilheit der einheimischen Manufactur- und Fabrikwaaren bis zu seinem höchsten und letzten Extreme befördert werden.

---

*) Es sollten alle die, welche Kenntniß davon haben, aus allen deutschen Ländern solche Beyspiele bekannt machen, damit die Regierungen belehret würden, wohin sie ihre Aufmerksamkeit zu richten hätten.

Wie überhaupt an Gebürgen die höhere Industrie zu finden ist, und wie in Schlesien, am Riesengebirge, und in Böhmen diesseits des Erzgebirgs die Linnenmanufakturen an Grund und Boden gebunden sind: so sind es z. B. am Erz- und Fichtelgebirge die Baumwollen-Fabriken; und mitten unter der Verdorbenheit, welche ganz besonders über die letztern und über ihre Geburtsländer gekommen ist, sollte angedeutet werden, wie hie und da, z. B. in Chemnitz, Ebersdorf, Plauen, Zeulenroda, Hof u. s. w. sich einzelne rühmliche Ausnahmen ereignet haben. Diese sollten eben so aus andern Gegenden, z. B. Augsburg, Elberfeld, Iserlohe, in Hamburg (in Zucker) u. s. w. gesammelt werden, wodurch der Grundton des Verderbens vernehmlicher werden würde.

Der Krieg verlangt Opfer, die nicht mit Anweisungen auf Geld, sondern nur mit diesem zu bringen sind. Er, wie jedes Landesunglück, vermindert in Deutschland die Masse des baaren Geldes, und eben darum das Zutrauen zu allen Zeichen, die es repräsentiren. Die Verarmung stürzt nun überschwemmend aus zwey Strömen herein — Mangel des Metall- und Creditlosigkeit des Papiergeldes —; und, wie die nordischen Meere, alle Anfurthen versandend und unzugänglich machend, zurück weichen: so ziehet sich der dritte Strom, die englische Ausfuhr des Getraides und der Naturprodukte — wahrscheinlich auf immer *) — zurück.

Es begegneten sich die beyden entgegengesetzten, einander ewig abstoßenden Pole der Industrie.

Die englische hatte nie eine andere Aufgabe, als die, immer tüchtiger, schöner, und nach dem höchsten Grade der Vollendung strebend zu arbeiten; und, wenn dieß geschehen ist, nach der Arbeit, — wie umgekehrt die deutsche vor ihr — den Preis des Vollendeten, unbekümmert, wie er ausfallen, und gewiß, daß er nicht unbillig seyn werde, zu bestimmen.

Wenn so die Ehrlichkeit und das Ehrgefühl sich selber befriediget haben; und wenn nach der Belohnung, welche dieses Bewußtseyn giebt, auch der Nutzen reichlich belohnt: so entstehet ein neues, höheres Unternehmen, nämlich das, denselben Zweck durch wohlfeilere Mittel, durch Maschinen zu erreichen, und leblose Hände, anstatt belebter, anzuwenden. Dadurch ist es England — immer dasselbe hohe, ehrliche und

*) So bedarf England fast keines ausländischen Getraides mehr, seit es das Branntweinbrennen eingestellt hat und seinen Zucker-Ueberfluß zu Rum verwendet, und dadurch die Zuckerpreise auf immer steigert.

ehrenvolle Ziel der Vollendung beybehaltend — gelungen, hinter dieser Vollendung fast dieselbe Wohlfeilheit zu erreichen, auf welche der Krämer-Fleiß ausgieng.

Für diesen wurden von nun an die, sonst wohlthätigen, Messen zum Verderben, indem sich Werth gegen Werth oder Unwerth, und Preis gegen Preis in der nahen Vereinigung einer gewagten Concurrenz, augenblicklich und anschaulich zeigte. Nun kam eben der Zeitpunkt, wo die deutschen Fabriken zu Mäklerinnen der Engländer und bis zu Vermittlerinnen des Schleichhandels — das ist der jetzige Zustand der Dinge — herabsanken. Dieser Zustand hatte sich schon vor dem vorletztern Continentalkrieg (1806) gebildet; und es gab Länder, in welchen zwar die Einfuhr fremder Fabrikate verboten war, deren eigene Fabriken aber nur scheinbar Eigenes verfertigten, um das, was ihnen England, mit bestellten eigenen, einheimischen Signaturen, zuletzt wohlfeiler lieferte, als sie es selber verfertigen konnten, mit reichlichem Gewinn zu verkaufen.

Dieser Gewinn war so sicher, als die Täuschung, welche ihn hervorbrachte, groß war, so wie die Verarmung aller derer, deren Schicksal in den Händen der Fabrikanten lag, immer größer wurde. Die deutsche Industrie ist nun vielfältig auf weiter nichts, als auf den Flor des Schleichhandels begründet.

Dahin führte das Vergessen ehrwürdiger Vorfahren, und ihres Geistes und Thuns, und ihrer ehrlichen Bemühung, kunstreich und ehrenvoll in jedem Handwerk das Höchste zu erreichen.

Für Eure Regenten hattet Ihr Schaugerichte, bey denen Ihr — wenn sie ihre Provinzen durchreiseten — öfters die Producte ausländischen Fleißes, als eigene, auftischtet, damit sie bemerken könnten, wie ihre landesväterliche Vorsorge den Flor der Fabriken hervorbringe.

Eure Vorfahren hatten Schauämter, und was vor diesen die Probe nicht bestand, das wurde vernichtet, damit nichts zum Verkauf den Namen eines deutschen Produkts tragen dürfte, was den deutschen Charakter beschimpfte. Diesen Ehrgerichten unterwarf sich Jeder freudig, weil Jeder Ehrbarkeit, Ehre und Adel suchte in Allem, was er that.

Es giebt alte politische Institute, die von allen Theorieen unabhängig scheinen, ob sie es wohl nicht sind; welche aber dennoch, es mögen sich fortschreitend diese Theorieen, wie sie wollen, *bilden*, gleichsam in das theoretische Leben praktisch wieder eingefüget werden können. Solche alte Institute besitzt Ihr, Deutsche, so viele; aber Ihr wisset es nicht mehr, weil Ihr weder wisset, was Ihr waret, noch was Ihr seyn sollt und könnt.

Zu diesen — *oder zu ähnlichen*, mit solchen Absichten selbst *erfundenen* — Instituten müsset Ihr, noch während der Krieg gegen England fortdauert, zurückkehren, um jede Verwechselung Eurer Produkte mit fremden, und jedes trügliche Unterschieben der letztern unmöglich zu machen.

Der Krieg ist allem englischen Eigenthume nicht bloß angekündiget, sondern er wird mit Strenge und Erbitterung geführt. Während dieses Kriegs ist es für Deutschland möglich, die alten ehrlichen Grundsätze wieder von ihren Feinden, den Engländern, zurückzunehmen, und seiner Industrie keinen andern Zweck, als den der Vollendung wieder zu geben, der in der unscheinbaren Regel enthalten ist: nicht vor der Arbeit den Preis ihrer Produkte, sondern, nach der Vollendung, den Werth derselben zu bestimmen. Geschiehet dieß nicht während des Kriegs; und kommen während desselben die *einzelnen* Regierungen der deutschen Länder nicht über das, was ihnen frommet, zur gemeinschaftlichen

Einsicht: so wird der Krieg des Continents gegen England zum Untergange Deutschlands, und am meisten dann sich endigen, wenn England untergehet.

Denn unter dem Fluch gewohnter Ehrlosigkeit wird der Gewerbfleiß fortdauernd immer mehr versinken; das Ausländische, woher es auch komme, wird immer unentbehrlicher werden, und Erschlaffung wird das Gefolge der Armuth ausmachen.

Darum, weil Euch nicht geholfen werden kann, wenn Ihr Euch nicht selber helfet, und nicht zu der alten Ehre wieder greifet!

Darum, weil Ihr England allein, während Ihr unter eigenen Fehlern und um derselben Willen untergehet, ein Gegengewicht gegen diesen Untergang oder eine Verzögerung desselben verdanket!

Darum, weil Ihr es — die Colonialwaaren etwa ausgenommen — entbehren, es aber Euch nicht entbehren kann! —

Darum müßt' Ihr für Euch, und dadurch gegen England handeln!

Wenn es demnach Krieg gegen dieses Land gilt: so sey es auch ein rechter, ehrlicher, nicht in Beschuldigungen bestehender, sondern ein Krieg auf Tod und Leben.

Aber wie verfahret Ihr? Frieden könnet und wisset Ihr nicht zu behaupten, und Krieg nicht zu führen! Unter verwerflicher Halbheit werdet Ihr täglich tadelnswürdiger. Krieg führt Ihr gegen England; Ihr dürft ihm nun ohne treulos und strafwürdig und gefährdet zu seyn, gar nichts zuführen; seine Waaren dürfen nicht zu Euch kommen, nicht aus ältern Friedenszeiten bey Euch vorhanden seyn; aber wenn sie dieß sind, wenn sie sogar täglich durch die unerschöpflichen und unerforschlichen Mittel und Auswege des

Handels Euch heimlich zugebracht, und dann zum Theil confisciret, und als confiscirtes Gut verkauft werden: so kaufet Ihr sie, um sie nicht einmal, sondern unaufhörlich wieder zu verkaufen, d. i. um Gelegenheit zum Schleichhandel und zu neuer und immer fortdauernder Ehrlosigkeit zu haben und zu verschaffen.

Dürfen englische Waaren nicht in Deutschland eingeführt werden: so dürft Ihr sie weder besitzen, noch aufheben; weder an Euch tragen, noch verkaufen. Lieber verbrennet und zerstöret sie; und führt so einen Krieg mit Ehre, nehmlich nicht mit halber Partheylichkeit, die überall nichts, als unter allen Bedingungen einseitigen, verwerflichen Nutzen haben will.

Laßt Euch das durch ein Beyspiel erläutern! Ihr wisset, wie in vielen Gegenden Deutschlands die Baumwollen-Manufakturen in die Existenz derselben nach und nach verflochten worden sind. Durch den Krieg des Continents schien für sie eine Zeit des Glücks kommen zu müssen. Indeß stiegen die Preise der rohen Baumwolle zu einer unerhörten Höhe. Die Fabrikanten verarbeiteten dennoch diese Baumwolle, um zu leben und leben zu lassen, und damit nicht auf einmal alle Industrie untergehen möchte, auch weil sie einer natürlichen und billigen Erhöhung der Preise ihrer Fabrikaten gewärtig seyn konnten.

Als sie nun diese auf die Messen brachten: so boten ihnen Eure Krämer und Wucherer die alten, geringen, zur Verarmung und zur Vernichtung aller ehrlichen Industrie eingerichteten Preise, weil sie der Confiscationen oder des Schleichhandels, der ihnen die englischen besseren Waaren für wohlfeilere Preise zubrächte, des allgemeinen Verlangens nach denselben, und der freywilligen, höheren Bezahlung beym einzelnen Verkauf derselben gewiß waren.

Wenn es irgend eine Angelegenheit gibt, die man, in der

Lage, worinn sich nun Deutschland befindet, eine Nationalsache nennen kann: so ist es diese; aber niemand hat noch daran gedacht, sie zur Sprache zu bringen, ungeachtet durch sie die deutschen Baumwollenfabriken untergehen müssen.

Ihr wollt über die großen Angelegenheiten der Welt mit sprechen; Ihr schreyet gegen England, und klagt: man unterdrücke Eure Nationalität; aber Ihr wollt sie nur mit öffentlichen, prunkenden Prahlereyen erhalten, Euch im Mitleid mit Euch selber gefallend, und vermöget sie nicht da, wo es sich jetzt gerade für Euch gebühret und Ihr es ohne Geräusch thun könnt, bey den unscheinbaren und fast unsichtbaren Spinnenfäden anzufassen, die zu ergreifen kein Verhältniß und keine Uebermacht Euch verhindern will und kann, und aus welchen dennoch nach und nach ein bedeutendes Gewebe entstehen könnte und müßte. Kein Mensch hat Euch hier den Spielraum verenget.

England gehört nun nicht mehr zu Europa. Es ist ausgestoßen; wie ehemals eine physische, so hat es nun die politische Revolution und Wiedergeburt Europa's von diesem Welttheile losgerissen. Es ist der erklärte Feind von Europa. Demohngeachtet darf, bey der allgemeinen Bekämpfung desselben nicht die Rede seyn von dem, was sich während des langen Kriegs allmälig ereignet hat, und wo eben die Waffen gegenseitig immer mehr geschärfet und die Feindseligkeit immer erfinderischer werden muß, um endlich einmal einen Frieden zu gewinnen.

Erspart mir die Schilderung, wie Ihr zuerst den Krieg gegen das Privateigenthum angefangen habt, um die allgemeinen Kräfte des englischen Staats in jedem einzelnen Privatmanne zu brechen, während Ihr für sie bereitwillige Schleichhändler seyd. Versagtet Ihr den Engländern alle Handlung nach Deutschland; nahmt Ihr jedem Einzelnen das, was ihm

zugehörte, als sey es ein *Gesammteigenthum* des Bekriegten: so müssen sich die Engländer fast *schämen*, daß sie es nicht verstanden haben, sich, wie sich's in *Zeiten eines* Untergangs-Krieges gebühret, unverholen, bloß zur *Gewaltthat* zu bekennen. Anstatt sie z. B. mit *Krämer-Rücksichten*, *am* 11ten November 1807 allen *Handelsschiffen*, die in die *Häfen* des Continents einlaufen wollten, vorschrieben, zuvor nach den Britischen zu steuern, sich in ihnen besteuern zu lassen und Atteste zu empfangen, hätten *sie*, *wenn* sie *nicht*, schwankend, bald *Eroberer*, bald *Kaufleute* wären, gegen *allen Handel* des *Continents* geradezu Krieg führen, und alles Privateigenthum wegnehmen können, was sich auf den Handelsschiffen aller Nationen befand, die in die Häfen des Continents einlaufen wollten.

Wer sich rein zur Gewalt bekennt, wo in Kriegsverhältnissen *nichts mehr*, *als* täglich verstärkte Gewalt helfen kann, der stiftet weniger Unglück, führt schneller zum Ziel, und empfängt — auch verdient er — weniger Vorwurf.

Wovon nehmlich England, den Nutzen ohne den Vorwurf *suchend*, *nicht* unmittelbar der Stifter werden wollte, das veranlaßte es mittelbar durch die erwähnte Order in Council vom 11ten November 1807, indem, nach dem Beyspiele und nach den Decreten Frankreichs, die Mächte des Continents alle *Kauffarthey-Schiffe* aufzubringen beschließen mußten, die in England *einlaufen*, Abgaben entrichten und sich mit englischen Attesten versehen würden. Man kann diese Verfügungen als den Schlußstein im Gebäude des sogenannten englischen See*rechts*, *und* als die Vollendung der Absonderung des Continents von *England ansehen*; aber ist beydes etwas anderes, als eine Waffe — *von und für* den langen und fürchterlichen Vernichtungs-Krieg erfunden?

Wenn Ihr daher überhaupt gegen England klagen wollt: so müßt Ihr auf den Zustand vor diesem Kriege zurückkommen, und nicht das zum Seerecht rechnen, was bloß dem Krieg angehöret, der, seiner Natur nach, immer erfinderischer in neuen Waffen werden, und diese Erfindsamkeit durch gegenseitigen Wetteifer erwecken und stärken muß.

Zu Euern ungeschärften Kriegsinstrumenten gehörte ja schon immer Euer europäisches Völkerrecht, dessen höchster Grundsatz allenfalls der seyn mag: Alles ist Recht, was geschiehet.

Dieses, nun veraltete Völkerrecht scheint in der Hölle gemacht zu seyn, und gleicht der Sünde oder übertrift sie. Von dieser sagt freudig der Teufel: was Einmal geschehen ist, kann und wird sich öfter ereignen; von und nach Eurem Völkerrechte sagtet Ihr: was sich Einmal begeben hat, darf und muß immer geschehen.

Darum stellte es, wie Ihr wisset, sonst die Regel auf: Alles sey ein verfassungsmäßiges Recht, was Einmal Ein Staat, ohne Widerspruch der andern, ausgeübet habe.

Das Recht will sonst den Frieden; Euer europäisches Völkerrecht oder Unrecht — darum ist sein Ende da! — wollte den Krieg im Frieden verewigen, weil es zu täglich neuem Unrechte und zu täglich erneuerter Gewaltthat reizte.

Indem es mit beyden täglich seine Constitution verbesserte, versetzte es in den Nothstand, daß über jedes neue organische Gesetz ein Krieg geführt, oder, unter Kriegsdrohung dagegen protestirt, oder daß außerdem zu einem ergänzenden Supplement der alten rechtlichen Unrechts-Verfassung das wurde, was man oft aus Ohnmacht, öfter aus Eigennutz geschehen ließ.

Eine solche Verfassung seyd Ihr seit Jahrhunderten

gewohnt, sie fortwährend mit dem Selbstgefallen ausbildend, welches mit der Ungerechtigkeit verbunden ist.

Ihr seyd gewohnt, daß eine solche, durch Gewaltthat nach und nach konstituirte Rechtsverfassung natürlich dem am *meisten* zu statten komme, der die höchste Gewalt besitzet oder auch dadurch erlanget.

Ihr seyd in Euerm Deutschland seit Jahrhunderten gewohnt, daß nach der Macht sich immer das Recht mehre und mindere; und *nun* beklagt Ihr Euch über England und über sein Seerecht. Ihr, Deutsche, thut es nur, um nicht allein zu schweigen, was Euch doch zukommt, da Ihr in neuern Zeiten immer in der Schmiede der europäischen Völkerrechte weniger der Hammer, als der Ambos waret.

Ist denn *dieses Seerecht, so weit es vor dem Krieg vorhanden war, allein von England gestiftet?*

Erinnert Ihr Euch noch der Ungerechtigkeiten von Holland? Es schloß Flüsse, (die zu Deutschland gehörten); verbot Städten und Ländern die Handlung; um seine Krämer-Buden und Handels-Lauben mußte es bevestigte Barriere-Plätze in fremden, unabhängigen Ländern haben; die Gewürzpflanzungen verminderte, die Gewürzinseln verschloß es allen Schiffen; die reichlichen Gewürzernten verbrannte es; aus allen Ländern von Europa entführte es gegen sein, in Ostindien niedrig stehendes Gold, das Silbergeld, um damit seinen Ostindischen Alleinhandel mit ungeheuerm Gewinn zu treiben; so gewann es wuchernd alle Ausbeute des Harzes und des Erzgebirges; es wurde hierauf durch diesen Gewinn der Gläubiger fast aller Länder und Regenten in Europa, und gab Anleihen, um durch Interessen und Kapital dieses vervielfältiget zurückzunehmen.

Kaum beklagtet Ihr Euch über Holland; Ihr meyntet nie, daß sein Bezeigen ein Anlaß zum Krieg werden dürfe und

könne, ungeachtet die Schelde einem Eurer Reichskreise, also Euch selber versperret wurde, und jener die Barriere-Plätze dulden mußte.

Indeß ist Holland freylich durch sein eigennütziges, monopolistisches System untergegangen. England wird durch Euern Krieg gegen dasselbe vielleicht auch untergehen; aber, ich sage es nochmals, es fällt in so fern unschuldig, als Ihr ihm das als ein Friedens-System und Recht ausdeutet, was es als ein Kriegsmittel nach und nach erfinden und anwenden mußte; und als Ihr die Schuld Eurer ehrvergessenen Trägheit und Verarmung auf Englands ehrliebende Industrie zurückwerfen wollt.

England gewann die holländischen Kolonien und den Ostindischen Alleinhandel; aber anstatt die reichen Gewürzernten zu vernichten, vermehrte es die Gewürzpflanzungen; in allen Regionen hat es, freylich aus Eigennutz, gelingende Verpflanzungen der, in Ost- und Westindien sonst einheimischen, Gewächse vorgenommen*); wie auch die Weltbegebenheiten ausfallen mögen: so befördert es dadurch, wenn auch wider seinen Willen, die Wohlfeilheit der Ost- und Westindischen Produkte; anstatt der Gläubiger, wurde es der Schuldner aller Länder und vermehrte, ob sie wohl dadurch von ihm abhängig wurden, ihren Reichthum durch sichere Interessenzahlungen; auch confiscirte es diese Schulden nicht, seitdem Ihr den, sonst unerhörten, Krieg gegen sein Privateigenthum angefangen habt; gute und zugleich wohlfeile Fabrikate zu verfertigen, war sein tägliches Bemühen; Getraide, Holz, Schifsmaterialien, Eisen, Kupfer u. s. w. für Preise, die

*) Diese Pflanzungen sind eine bis jetzt noch unerwähnte und unerkannte Wohlthat, die aus den jetzigen Weltereignissen entspringt.

durch seinen vermehrten Geld-Ueberfluß täglich erhöhet wurden, selbst einzukaufen oder sich zuführen zu lassen, war sein tägliches Bestreben. Im Seerecht hatte es ursprünglich nichts vor andern Völkern voraus, als etwa den Seegruß. Darinn glich es den ehemaligen Römisch-Deutschen Kaisern, die den Vorrang vor Allen, ihnen sonst gleichen, Regenten hatten, so daß kein Mensch wähnte, es müsse ihnen durch Krieg und Kriegsgewalt dieser Vorzug entrissen werden. Jede Seemacht ließ, sobald sie es vermochte, das ausüben, was die Holländer oder die Engländer oder jede andere Seemacht, zum augenblicklichen eigenen Nutzen, eingeführt und eben dadurch völkerrechtlich gemacht hatte. Jede Kriegsflotte und alle Kriegsschiffe jeder Nation nahmen dieselben Visitationen der, ihnen begegnenden *Kauffahrtheyfahrer*, wie die Engländer, vor; *verlangten dieselben* Begrüßungen; und England mußte sich diese Visitationen und Begrüßungen eben so gut gefallen lassen, als es sie vornahm. Beydes wurde gegenseitig geduldet und ausgeübt nach denselben Grundsätzen.

Nicht die Engländer allein, sondern früher die Deutschen *), die Spanier, dann die Holländer und auch die Franzosen, waren die Erfinder der Contrebande und ihrer allmäligen Ausdehnung von Waffen auf die Materialien derselben; hierauf fast auf alles, was nahe und ferne zur Kriegsführung hilft, was in belagerte und blockirte Häfen, dann in jeden Kriegs- und zuletzt in jeden feindlichen Hafen eingeführet wird.

Gefiel Euch nicht selber, daß in Fällen, wo es Euch zu

*) Man findet in einem Kapitulare Karls des Großen vom Jahre 803 die ersten Spuren der Contrebande, wornach der Handel mit Waffen sogar im Frieden und beym Landhandel verboten war. Baluz. Capit. Reg. Franc. T. I. p. 425.

sagte, die Kriegs-Contrebande vermehrt und immer weiter ausgedehnt wurde? Erkanntet Ihr nicht allmälig um Eures Nutzens willen dieses Seerecht an?

Als zuletzt England zum alleinigen Stifter und Gesetzgeber des Seerechts wurde, handelte durch dasselbe Englands Unglück und Verhängniß und der Zerstörungs-Krieg, der, um in Europa eine neue Verfassung und besonders ein neues Völkerrecht zu stiften, Alles auf die höchsten Spitzen treiben, der täglich in Grundsätzen und Waffen, und zuletzt auch in gegenseitigen Beschuldigungen und Anklagen feindseliger und vernichtender werden muß.

Darum gebt Ihr nun England die Verarmung von Europa Schuld, und erforschet nicht, ob denn Europa wirklich so verarmt sey. Ihr, Deutsche, habt ja über Alles Register und Tabellen; schlagt doch einmal Eure statistischen nach; sucht darinn die Völker und die Staaten die wirklich einen verarmenden Passivhandel haben, und die Ursachen auf, woraus er entspringt; betrachtet dann die Staaten, die einen Activhandel führen und die Gründe desselben. Ueberhaupt werdet Ihr finden, daß das Geschrey, welches man über Verarmung anstellt, übertrieben, und ein Geschrey ohne Grund ist. Ihr werdet bemerken, daß bey weiten der geringste Theil der europäischen Staaten einen Passivhandel, der ja allein den Beweis der Verarmung abgeben kann, trieb; daß daher die Furcht vor dieser Verarmung entweder erdichtet oder übertrieben ist; und Ihr müßt, wenn Ihr ehrlich seyd, erstaunt und betroffen, in Euch gehen, wenn Ihr entdeckt, daß gerade die Länder, welche mit England Handel trieben, einen sehr vortheilhaften und bereichernden Activhandel während des Friedens hatten. Zuletzt werdet Ihr Euch wohl gar verführt fühlen zum täuschenden Glauben, daß bloß die Engländer die Urheber

dieses glücklichen Zustandes waren. Versucht einmal, was freylich Feinden nicht leicht ist, Eure Feinde, die Engländer, auf einige Augenblicke zu vergessen, und erforschet bey jedem unglücklichen Staate, der einen Passivhandel hat, ob nicht die Ursachen desselben in den Gebrechen seiner Verfassung und in den Sünden seiner Regierung zu finden sind. Ihr werdet auf solche verwahrlosete Staaten treffen, die bloß durch die, vielleicht gefährlichen, Reizmittel, welche sie durch den Handel mit England empfiengen, zu einigem Activhandel gelangten. Denkt, ich bitte Euch, an die nordischen Staaten, Rußland, Schweden, Norwegen und Preußen.

Denkt an die einzelnen Länder von Deutschland und erforscht: ob und wodurch sie reich oder arm, und, wenn sie dieß waren, ob nicht überall die größte Schuld an ihnen selber lag? ob nicht in einem gut regierten Lande, nach Verhältniß seiner natürlichen Anlagen, Reichthum, und in einem schlecht regierten Armuth zu finden war?

Der Krieg mit England kann zum Untergang seiner, für den Krieg gestifteten und im Krieg vollendeten Seeherrschaft auf eine doppelte Weise geendiget werden, entweder mit Vernichtung seiner Schiffahrt und mit Zerstörung seiner Manufakturen und Fabriken, oder ohne beydes. Es mag und soll sogar im letztern Falle ein großer Theil seiner bewafneten und Handels-Schiffe verlieren, so wird, auch bey einem für alle Völker dadurch gegebenen, gleichen Seerechte, auch bey einer, von keinem Volke gestörten, Gleichheit der Preise aller rohen Materialien, dennoch der kunstreiche Fleiß, die kunstreichen Maschinen und die ehrliche Betriebsamkeit der Engländer so lange das Uebergewicht behalten, bis man ihnen in diesen ehrwürdigen Bestrebungen gleichgekommen ist oder sie übertroffen hat. Bis dahin werden und müssen Eure Klagen über, und Eure Anklagen

gegen sie fortdauern, so wie der Vorwurf, daß sie durch ihre, von Euch freywillig im Krieg und Frieden zum Schleichhandel gesuchten Fabrikwaaren die Verarmung des Continents hervorbringen.

Also wollt Ihr, scheint es, damit Ihr dieser Anklage überhoben seyd, nicht bloß, daß Englands Seedespotismus, sondern daß auch seine rechtliche Industrie, und daß seine, man möchte sagen, geistigen Maschinen untergehen.

Ihr rühmt Euch ja, Philosophen zu seyn, und überall nichts haben zu wollen, als die Herrschaft der Ideen. Ihr wollt den Menschen in das Geschäftsleben, welches die Bedürfnisse besorgt, nur so lange und so weit hinein gehen lassen, als es nöthig ist, damit er durch dasselbe und sogar in ihm täglich mehr für die siegende Herrschaft der Ideen lebe.

Sagt! was thun denn die Engländer anders, als dieses Ideenreich befördern? Wer Hände erspart und Köpfe zur Erfindung dieser Ersparung anwendet, der sorgt schon dadurch für das Regiment der Ideen. Jede neue Maschine gewinnt nicht bloß sich, sondern den Köpfen — weil sie eben thätige Hände erspart, mit denen sonst gewöhnlich müssige Köpfe gepaaret sind — größern Spielraum. Dieser Maschinen- und Köpfe-Spielraum wirkt also unmittelbar und mittelbar zur Stiftung und zur Erhaltung der eigentlichen menschlichen Existenz. In dem Handwerk wird sogar das Geisteswerk vorherrschend. Geht nun England durch die Zerstörung seiner Industrie unter, so ist dieß ein Verlust für die Menschheit, den niemand wünschen darf, und den jeder bedauern muß.

Die Phönicier sind berühmt wegen ihrer Erfindungen und Kenntnisse, wegen ihrer Handlung, ihrer Schiffahrt und ihrer Kolonieen; man weiß nach Jahrtausenden, im Einzelnen sogar, noch aufzuzählen, was sie erfunden und gethan haben.

Karthago stand höher, als Tyrus und als die Phönicier, von denen es mit Allem, was sie wußten, ausgestattet worden war. Es stand höher an Macht, an Umfang der Handlung, an Herrschaft zur See und zu Land, an Kriegs- und Friedens-Kenntnissen. Um die Weltherrschaft kämpfte es, erobernd und lange siegreich, zur See und zu Land, und ging unter und gleichsam verloren für die Nachwelt; außer in so fern es allenfalls, aber unbekannt in dem fortlebte, was von ihm die Sieger sich zugeeignet haben. *)

England ist schon so oft mit Karthago verglichen worden. Die Umstände haben alles so fürchterlich verwickelt, daß man fast keinen Ausweg mehr erblicken kann, als im Untergange dieses neuen Karthago.

Gebe Gott! daß sein im Krieg, und als eine Waffe für

*) Montesquieu, de l'esprit des lois Liv. XXI. c. XI. sagt: On voit, dans le traité, qui finit la première guerre punique, que Carthage fut principalement attentive à se conserver l'empire de la mer, et Rome à garder celui de la terre. Hanon, dans la négociation avec les Romains, déclara qu'il ne souffriroit pas seulement qu'ils se lavassent les mains dans les mers de Sicile; il ne leur fut pas permis de naviguer au-delà du beau promontoire; il leur fut défendu de trafiquer en Sicile, en Sardaigne, en Afrique, excepté à Carthage: exception qui fait voir qu'on ne leur y préparoit pas un commerce avantageux.

Dieß erinnert an die Foxischen Friedensunterhandlungen von 1806, durch welche die Landmächte der Protektion Frankreichs, und die Seemächte der Protektion Englands, und ihre gegenseitigen Verhältnisse der gegenseitigen Verwendung beyder Mächte zugetheilet werden sollten. Auch erinnert der Krieg in Spanien an Rom und Karthago.

den Krieg geschäffenes Seerecht durch den Frieden, mit dem ganzen kriegerischen, den Krieg im Frieden verewigenden europäischen Völkerrecht untergehe!

Gebe Gott! daß seine Industrie nicht die Strafe treffe, welche seine Seeherrschaft herausgefodert hat, und daß mit dieser jene nicht einem gemeinschaftlichen Verhängnisse unterliege.

Es würde außerdem — wie Karthago — vernichtet oder — wie die gefallenen Engel aus dem Himmel — aus der Welt verstoßen. Es müßte sich dann mit diesen Engeln trösten, von welchen ja auch Alles für Zeit und Ewigkeit in Vergessenheit gerathen, was sie im Himmel Schönes und Himmlisches gethan, und nichts für die Erinnerung geblieben ist auf alle Ewigkeit, als ihre Verstoßung aus dem Himmel in die Hölle, und was sie in dieser und für sie auf der Erde, z. B. durch die Engländer, (und sonst durch ihre übrigen Agenten) noch jetzt thun.

Im Januar 1809.

Georgius.

IV.

Einige Vorlesungen über den wahren Charakter eines protestantischen Geistlichen.

Erste Vorlesung.

Die auswendige Seite aller Dinge, der Schein und die Nichtigkeit hat sich in unsern Tagen, wie an Einzelnen, und übergehend von einer Nation auf die andere, so auch zuletzt in mehreren Wissenschaften so breit und geltend gemacht, daß das Wesen, der Grund und das Innere darüber hinlänglich unklar und selten, ja selbst bey den Besseren fast unkenntlich und unverständlich geworden ist. Wenn das innere Leben so sich auf die innern Theile wirft, dann ist es ein Zeichen, daß es im Absterben begriffen ist: denn je weiter es sich entfernt von seinem Mittelpunkte, desto gewisser und schneller gehet es seinem Untergange entgegen. Eine Zeitlang fristet sodann die Idee noch in ihren bewußtlosen Organen sich die Existenz: aber wenn auch diese sich immer mehr abkehren von ihr, dann wirft sie zuletzt auch diese weg, als der Fäulniß würdig und zum Schicksal aller Dinge, die durch sich selbst etwas seyn wollen, d. h. zur Selbstvernichtung reif, die das Ende alles Egoismus und aller Eitelkeit ist.

Die Verbindung alles Erkennens, Lebens und Handelns mit den Ideen zu vermitteln, sie immer inniger zu knüpfen und wo sie zerrissen worden, wieder herzustellen, das ist im eigentlichsten Sinn die Aufgabe der Wissenschaft. So lange daher das Streben deutscher Nation in allen Dingen nicht bloß und ganz allein auf den Schein und die Eitelkeit berechnet ist, so lange wird sie auch die Wissenschaft ehren und in sich erhalten, das heißt freylich zugleich, so lange wahre, gründliche Wissenschaft ihr einwohnt, wird sie auch gegen jenes Streben gesichert seyn. Was unter diesem Gesichtspunkt, von welchem hier einmal ausgegangen wird, die protestantische Geistlichkeit der Deutschen betrift, so wollen wir vor Allem zwey Dinge nicht verkennen. Zuerst, daß in den Vorzüglichsten dieses Standes die Idee davon gewiß noch immer ein kräftiges Leben führt und in klarer Erkenntniß ihrem Geiste vorschwebt und in ihrem Leben und Handeln ausgedrückt ist. Diese gediegenen wissenschaftlichen Männer haben zu jeder Zeit ihrem Zeitalter, wo nicht unmittelbar oder durch eigene Lehren und Schriften darüber, doch lehrend und handelnd in diesem Geiste unzweydeutige Rechenschaft davon gegeben: ob die Zahl derselben groß oder klein, oder ob sie unmittelbar und äußerlich auch diesem Stande angehören, darauf kommt zunächst nichts an in einer Sache, in deren Natur gegründet ist, daß nicht alle davon reden, die darin leben mit Bewußtseyn und klarer Erkenntniß, oder daß nicht alle nothwendig die nämliche Farbe an ihren Kleidern tragen. Zum andern, daß noch in Vielen die Idee dieses Standes ein stilles und verborgenes, aber durchaus bewußtloses Leben führt, deren Handeln und Leben im Sinne dieser Idee gewisser und größer ist, als das Bewußtseyn und die helle Erkenntniß derselben. Auch diese Classe soll uns ehrenwerth seyn, und in ihrer Würde gelassen: denn wo die Bewußtlosigkeit im

Leben das Rechte trift, ihrer Sache gewiß aus unmittelbarem Gefühl, da wird sie selbst zu einer Art handelnder Genialität, und da ist die Sache selbst schon zur andern Natur geworden. Was wir im Folgenden, handelnd von dem wahren Charakter eines protestantischen Geistlichen, der ersteren Classe bescheiden vorlegen zur Prüfung, das ist der zweyten bestimmt zur Beantwortung der Frage: ob sie darin ihr Bild erkenne und ausgesprochen finde, und ihr von jeher beygewohnt; aber auch einer dritten zur nachdrucksamen Beherzigung, zur Warnung, als Aufruf zur Umwandelung des Sinnes.

Denn wir wollen es nicht bergen, was sich nicht länger bergen läßt, daß die Idee dieses Standes aus gar vielen Mitgliedern desselben sich zu den seltenen geflüchtet, und die haben wir nicht etwa bloß aus dem Leben und der Erfahrung, *oder aus dem eignen Zeugniß Vieler* aus diesem Stande, die *es, sich selbst* frenzusprechen, nur von Andern beklagen, sondern von denen, die als Repräsentanten in einer Art von Disciplin auftreten, oder als Wortführer dieses Standes — nicht, als ob die Letzteren dieß bloß sagten, sondern sofern sie *selbst es* sind, die wir meynen: wobey wir es einzig unentschieden lassen, ob sie selbst erst die andern so gemacht haben mit ihrer vermeynten Wissenschaft, oder ob sie selbst nur damit Produkte dieses degenerirten Zeitgeistes sind. Denn nehmen Sie *zur* Hand von neueren Anweisungen zur Führung des geistlichen *Amtes*, was Sie wollen, oder was sie sonst noch haben von Bestimmung und Nutzbarkeit des Predigtamts, und fragen Sie sich, ob Sie nächst etwas Bahrdtischer Rhetorik *etwas weiter* finden, von jener Idee, als höchstens einen blosen Schatten und *matten* Abglanz. Oder gehen Sie zu denen, die, durch die neueren Drangsale erschüttert, dem Protestantismus aufzuhelfen gesucht und seine Geistlichkeit zu verbessern

vorgeschlagen haben, und sehen Sie, ob sie grösstentheils, klebend am Aeußerlichen, Nichtigen und Eitlen, für jenen etwas weiter verlangen, als ein wenig Aesthetik zum Cultus, und für diese etwas mehr, als bessere Besoldung, hohe Staatswürden, und, wo möglich, auch einen Orden. Davon, meynen Sie, müsse das ersehnte Heil uns kommen, nicht bedenkend, daß das Reich Gottes nicht komme mit solchen äußerlichen Gebehrden.

Wenn der wahre Charakter protestantischer Geistlichkeit gründlich erkannt und erwogen werden soll, so ist nicht genug, ihn bloß in seinen äußerlichen Beziehungen zu betrachten, sondern im Verhältniß zu der Idee und aus dieser muß er bestimmt werden, um derentwillen er einzig da ist, und ohne welche er ein Leib ohne Leben, ein Leichnam ohne Seele ist. Aus dieser Idee wollen wir ihn abzuleiten versuchen in möglichster Klarheit, Popularität und Kürze, zuerst in positiver Bestimmtheit, und hierauf in seiner historischen Erscheinung und Entwickelung.

In Allem, was jemals für Religion gehalten worden, ist ein Ewiges und ein Gleiches, das sich in allen auch den verschiedenartigsten Formen stets von neuem erzeugt. Nicht etwas Gemachtes ist die Religion, sondern Jedem ursprünglich Beywohnendes, so, daß er ihrer sich nicht entschlagen kann. Alle von Anbeginn an da gewesene Religionen sind nur verschiedene Abbilder und Seiten der Religion von Ewigkeit her, in reineren oder mißlungeneren Formen ausgedrückt. Jene verschiedenen Religionen des Alterthums und die verschiedenen Glaubensarten der neueren Welt sind nur einzelne Offenbarungen des einen und ewigen Gottes, obgleich dabey doch natürlich in ihrer Erscheinung und Schätzung von sehr verschiedenem Werth. Zum Christenthum kann der Judaismus und Ethnicismus am treffendsten ins rechte und würdige Verhältniß gesetzt werden

durch die Bemerkung, daß hier zwar Christliches, dort aber das Christenthum selbst, d. h. daß dort zwar Religiöses, hier aber die Religion selbst und an sich, an den Tag gekommen sey. Die ewige Idee der Versöhnung liegt dort, wie hier, allen religiösen Bestrebungen der Menschen zum Grunde: denn sie ist in jedem religiösen Verhältniß des Menschen zu Gott, sey es nun bloß gefühlt und dunkel, oder klar und erkannt, bewußt oder unbewußt, der in allen Formen und Wendungen klar hervortretende Mittelpunkt aller Religion. Daß die Welt erlöset werde von allem Bösen und Uebel, daß alle streitende Gegensätze des Lebens gehoben werden und aufgelößt in Harmonie und Liebe, daß der Mensch in seinem Innern, mit der Welt und mit Gott zum Frieden und zur seligen Einheit gelange, kurz, daß wir nicht mehr ein Leben aus uns *selbst, in welchem die Unruhe* und der Unfrieden wohnt, sondern *ein solches*, das *aus* Gott ist, führen und durch diese Auflösung in Gott die ewige Seligkeit erlangen mögen — das ist der innerste Trieb aller Religion und alles religiösen Bewußtseyns, und was wir unerkannt und dunkel, oder in heller Erkenntniß alles Wahren, Guten und Schönen, was wir in der Jugend und im Alter, im Haß und in der Liebe, in Freud' und Leid begehren, ist einzig dieses. Denn tief eingebohren ist Allem, was mit Bewußtseyn leben kann, die Sehnsucht nach demjenigen, was bleibend und ewig ist, das Gefühl, daß wir, gefallenen Engeln gleich, in der Gesunkenheit noch die Erinnerung haben von unserer höheren Heymath und unserer ursprünglichen Bestimmung, und unverlierbar ist uns der Trieb eingeprägt, dahin zu gelangen, wohin uns mit Widerstreben der *Welt* und unserer verblendeten Lust das Edelste in uns immer von neuem erheben will.

Durch eigne Kraft kann nimmermehr der Mensch zu dem-

jenigen gelangen, was ihm, durch solche Religion getrieben, ewig als das höchste Ziel seines Strebens vor Augen schwebt. Wäre die eigne Kraft dazu und das Bewußtseyn des Ziels, dem er entgegenstrebt, gleich groß, so würden beyde nothwendig zusammenfließen und er sofort am Ziele seiner Sehnsucht stehen. Aber hier beginnet schon das heilige Wunder der Religion in uns, das große Geheimniß der Welterlösung, dessen Enträthselung der menschliche Geist von jeher auf den verschiedensten Wegen versuchte, und dessen Verbannung einzig die Irreligion, d. h. Nichtreligion ist und die Gottlosigkeit im wörtlichen Sinn. Es kann der Mensch nicht gelangen zur Wahrnehmung oder nur zu dem Gefühl aller der harten Lebensgegensätze, in die er als Mensch einzutreten berufen ist, und zu der daraus entspringenden Sehnsucht, nicht entdecken seine eigne Schuld und Armuth an Mitteln zur Beseligung, ohne in eben der Einsicht oder schon in diesem Gefühl, das ihm den einseitigen Widerstreit offenbart, zugleich seine einzige Rettung zu finden: er kann durch die Religion nicht gelangen zu dieser Wahrnehmung, ohne zugleich durch die Religion auf das ewige Heil angewiesen zu werden, welches Gott ihm in ihr selbst bereitet hat. Durch Gott allein kann der Mensch zu Gott, wie zur Erkenntniß desselben, so auch zu dem Leben in ihm gelangen. Darum finden wir auf eine so äußerst rührende Weise selbst in der Mythologie der alten Heyden den Angebeteten ursprünglich eins mit dem ersten Lehrer des Gebets. In der Religion selbst hat Gott uns von Ewigkeit her einen Erlöser an die Seelen gesendet, und wenn darin die eigne Kraft nichts vermochte, so ist es nur als freye Gnade Gottes zu betrachten, durch die wir der uns zugedachten Seligkeit und Erlösung theilhaftig werden können. Aber weiter bringt es der Mensch auch selbst mit dieser Erkenntniß nicht, als daß er die Nothwendigkeit und Gewißheit der

Erlösung darin entdeckt, daß er die Verheißung darin empfängt von einer allgemeinen Welterlösung, welche Verheißung freylich selbst schon der Anfang und gleichsam die erste Stufe der Erlösung ist, und dieß ist jene ewige Erlösung, deren Verheißung allen Völkern von Anbeginn an in und mit der Religion selbst gegeben war, ohne sie dadurch schon an ihnen selbst zu vollbringen. Und dieß ist nun jenes unergründliche Geheimniß aller Religion, daß sie uns erst die tiefste Unseligkeit, in der wir uns ohne Gott befinden, und die erste Stufe der Seligkeit selbst zugleich mit offenbart, zu der wir schon durch jene Anerkennung unserer Unwürdigkeit und durch die Gewißheit unserer Unseligkeit hinaufgehoben werden. So ist es des in Sünde und Elend sich findenden Bewußtseyns unabtrennliche Bedingung, Strafe zugleich und einzige Rettung, Linderung und Erlösung, daß es vergehen möchte an der eignen Nichtswürdigkeit und Demuth vor Gott, so, daß es sich durch sich selbst zu helfen, völlig und consequent verzweifeln möchte und sich, wie alle Würdigkeit, so auch alle Kraft, sich durch sich selbst zu Gott zu erheben, absprechen muß — welche rührende Täuschung, so sie ohne eine Regung des Göttlichen und ohne innere Erlösung seyn könnte, überall nicht möglich wäre. Die Entdeckung der höchsten Liebenswürdigkeit in Gott und der eigenen Verwerflichkeit, die dadurch zwischen Gott und uns aufgerichtete Scheidewand und der durch sich selbst, wie durch uns unüberwindliche Gegensatz zwischen dem Gesetz und unserer Unvollkommenheit, zwischen dem Ideal und unserer Erfüllung, zwischen der höchsten Seligkeit in Gott, nach der wir uns sehnen und der Beschränkung, in der wir leiden — bleibt demungeachtet stehen, wo nicht eine Vermittelung zwischen beyde tritt, welche die Erlösung vollendet. Jene Gegensätze verlangen durchaus ein Drittes, welches, vermittelnd zwischen beyden, sie

aufhebt und sie versöhnt und uns zurückführe zu jener einzigen Seligkeit in Gott. Hier entstehen die nothwendigen Begriffe der Söhnung und des Opfers in denen das große Erlösungswerk von Anbeginn an und bey allen Völkern, wie im Heidenthum, so im Judenthum, und so auch im höchsten und reinsten Grade im Christenthum vollbracht und auf welche der Priesterstand im Alterthum und der christliche Lehrstand in der neueren Welt gegründet ist.

Erwarten Sie nicht, daß ich bey allen den Grundsätzen, auf denen die letztere Ansicht beruhet, mich erst noch in einen besonderen Beweis und eine ausführliche Deduction einlasse: ich spreche zu solchen, bey denen die Wissenschaft bereits das Leben zu klarer Erkenntniß gedeutet und besonders aus dem tiefern Grunde die Religion herauf ans Licht der Vernunft gestellet hat. Nur dem, der ohne Bewußtseyn noch eins ist mit seiner Welt, ist jener große Widerstreit nicht da. In ihm ist weder das Gefühl seiner eignen Unseligkeit, noch der Seligkeitstrieb erwacht, zwischen denen das erwachte und nach dem Ewigen ringende Leben durch die Zeitlichkeit schwankt. Löset doch selbst die Tugend diesen Zwiespalt der Welt und des Bewußtseyns nicht: denn auch sie hat keinen wahren Frieden, weil sie keine Gränze hat, an der sie ausruhen könnte; sie ist nur die Bedingung, aber nicht das Ziel eines höheren und seligen Lebens.

Um aber nun den wahren Charakter und die ganze Würde eines geistlichen Standes aus dem Grunde zu erkennen, lassen Sie sichs nicht gereuen, zuvor mit mir folgende Gedankenreihe zu durchgehen.

Es ist der neuern Zeit eigenthümlich, daß ihr Alles, was priesterlich, schon dieses Namens wegen äußerst verhaßt geworden ist, darin zwar consequent und religiösgesinnt, daß sie,

was Priester Ungerechtes gethan, eben darum, weil es von diesen geschah, nur desto mehr verabscheuet haben, darin aber selbst höchst ungerecht und irreligiös, daß sie das Heilige mit dem Unheiligen weggeworfen und ein wahres Priesterthum von dem falschen, die Idee von demjenigen, allezeit sehr geringem nicht unterscheidet, was in der Zeit und Erfahrung davon wahr und wirklich geworden. Wenn keine Zeit zu finden ist, wo Gott sich der Welt versagt und sie in eigener Selbstsucht hätte versinken lassen, so mag uns auch jene alte religiöse Form von tiefer Bedeutung seyn und wie die Idee in ihrem Gange durch die Welt und Geschichte unter tausend Mißgriffen und Mißbräuchen, welche Menschen mit ihr getrieben, auch historisch einmal ihren höchsten Charakter gezeigt, so hat auch das Priesterthum, was man bey den edleren Metallen den *Silberblick* nennt, im Glanze eines vielleicht schnell vorübergegangenen Moments in der Zeit zur Erscheinung gebracht. Bey Namen aber und Sitten, aus uralten Zeiten stammend und glänzend in jener vergangenen Welt wie Edelgesteine, nun aber im Lichte der neuern Zeit, wie es geht, erblaßt und erloschen und nur als unbegriffene Denkmale und als Ruinentrümmer noch stehend vor den Augen der Nachwelt, ist nöthig, den verwitterten Stoff zu zerlegen in seine Bestandtheile, und den Urstoff, wo möglich, noch in seinem vollen Gehalte aufzuzeigen. Woraus sich doch einzig noch begreifen läßt, in wiefern jenes Erzeugniß sowohl im Wesen der Religion, als dem Bedürfniß der menschlichen Natur gegründet war.

Alles priesterliche Leben und Wirken ist getragen von der Idee des Opfers: in diesem ist die ganze sinnvolle Bestimmung des Priesters beschrieben; das Opfer ist die Seele des Priesterthums, nicht nur historisch das Element, aus welchem es ursprünglich erwachsen, sondern auch in und durch sich selbst

Bürgschaft seines sich eben so gewiß und in alle Ewigkeit von neuem wieder erzeugenden Daseyns, als die Idee der Opfer ewig ist. Denn opfern heißt nichts anders, als das vergängliche Scheinwesen dem ewigen Urwesen weihen, und derjenige ist uns ein Priester in der ursprünglichsten und reinsten Bedeutung, der dieses kann und thut. In solchem hohen Geschäft ist das Wesen der Religion selbst ausgesprochen, sofern sie das ganze innere Verhältniß des Menschen zu Gott bezeichnet, und so stellet sie sich auch dar in der Idee und Form des Opfers, sofern sie das Eigenthum der Menschen und Völker ist im ganzen Umfange der Welt- und Cultur-Geschichte des Menschengeschlechts, und wiederum in dem Einzelnen, die nur im Kleinen ein Abdruck der großen Weltgeschichte ist. Das Opfer ist der Anfangspunkt von welchem die Religion ausgehet bey rohen und ungebildeten Völkern, das erste, schwache, oft noch in crasser Art sich zeigende, sich gleichsam selbst noch oft verfehlende Bestreben, die Erde an den Himmel zu knüpfen: denn größer ist die angebohrne Sehnsucht des heilbegierigen Gemüths, als die selbsterrungene, geübte und gewandte Kraft des Geistes. Die endliche Welt und Natur, Alles den Sinnen zunächst gelegene verwandelt sich vor solchem religiösen Anblick in ein sprechend Bild des Unendlichen; alle Lehrweisheit der ältesten Priester war symbolisch, bildlich, herabzaubernd einen himmlischen Schein auf alle Gegenstände der Natur, und diese verklärend zu einem Abbilde des Ewigen. Die Idee des Opfers bricht schon in diesem Bestreben, wie in der förmlichen äußerlichen Handlung des Opfers selbst, klar hervor. Durch tausend Abstufungen nimmt sodann die Religion in dieser Gestalt ihren Weg durch alle Grade des menschlichen Denkens, Handelns und Lebens: denn keinen wahren und wahrhaft frommen Glauben an Gott kann der Mensch vollziehen, als einzig in

dieser Opferidee, seine Abhängigkeit und Entfernung von Gott in Demuth und Schmerz empfindend und alles Vergängliche hingebend gegen den Gewinn des Unvergänglichen, oder jenes weihend durch seine Betrachtung und in einem höheren Lichte schauend. So finden wir das Opfer, als den höchsten und letzten Punct, auf welchem der Mensch, gebildet durch alle Kunst und Wissenschaft, sich findend in der tiefsten Armuth durch sich allein und ohne Gott, überzeugt, daß auch die gebildetste Vernunft göttlicher Hülfe bedürfe, im Anblick eines zerstörenden Princips um ihn her und umfangen vom nichtigen Schein aller irdischen Dinge, durch die religiöse Erhebung losgespannt aus dem Joch eines in sich durchaus eitlen Lebens, und bereit, mit freyem und frommen Entschlosse aufzuopfern, was er doch nimmer sein nennen kann, im Sinne der Ewigkeit *sich dann zu demjenigen erhebt*, was durch seine Verbindung *mit Gott* und durch die Beziehung auf ihn allein wahr, schön, dauernd und segensvoll ist, also, daß er den erhabensten Opferactus an sich und der Welt vollziehend, Gott in Allem schauet und in ihm selig eintreten kann in ein ewiges Leben.

Durch das Opfer sollte, wie schon bemerkt worden, Sinnliches geweihet werden dem Uebersinnlichen: durch Weihung also sollten zwey Gegensätze vermittelt, durch solche Vermittelung sollte der angstvolle Widerstreit, durch den wir uns gebunden fühlen ans Uebersinnliche durch die unüberwindliche Sehnsucht, und ans Sinnliche durch die nothwendige Beschränkung, gehoben und aufgelöset werden. Zwey in der Jugend des religiösen Lebens, wie bey Kindern und Rohen, *mit* großer Furcht als feindselig bemerkte, in der Reife des Geistes *aber als* solche bemerkte Gegensätze, die, wären sie nicht versöhnbar, sich gar nicht könnten entgegengesetzt seyn, führen nothwendig auf ein Drittes, auf eine Vermittelung, durch

welche die Söhnung gestiftet, auf den ewigen Opferact, durch den die Vermittelung und Versöhnung an beyden vollzogen wird. Ewig aber nennen wir ihn, weil er in den Ideen gegründet, nur in der Trennung die Einigung vollziehet und in der Einigung die Trennung wiederholt. Zweyerley war es, was die Religion wollte zu allen Zeiten mit der Idee des Opfers, entweder, nämlich in reeller Deutung dieser Idee, daß das Geopferte rein aufgehe in dem Höheren, als ein Weihgeschenk dem Höchsten, als ein kindlich rührender Beweis, daß auch das Liebste nicht zu theuer sey, um aus Dankbarkeit, Liebe, Sündgefühl und anderen frommen Trieben Gott dergestalt dargebracht zu werden, daß es aufhöre, noch etwas für sich zu seyn, und daß dafür und an seiner Stelle etwas Anderes und Lieberes eintrete, nämlich Gottes Gnade und Liebe, oder, in symbolischer Deutung dieser Idee, daß durch einen Abglanz des Uebersinnlichen das Sinnliche geweihet, verklärt und aufgenommen werde ins Uebersinnliche, also, daß durch solche Verklärung das Endliche ein Bild des Unendlichen, ein reiner Abdruck des inneren religiös bewegten Sinnes, d. h. ein Sinnesbild oder Sinnbild, also dem Höchsten eine Stimmung des Gemüths dadurch erklärt werde, durch welche ein Strahl der überirdischen Welt auf alles falle, was uns Sinnliches umgibt, ohne daß dieses darum aufhöre, für sich zu existiren. Hieraus entstehet die hohe Weihe der Welt und des Lebens, mit der wir alles in Gott schauen, oder die philosophische Ansicht desselben, die Theorie, d. h. ein Schauen aller Dinge in Gott. Die Wissenschaft, die aus Gott ist, ist also zugleich der höchste Opferact des Geistes und ein nothwendiger und ein ewiger, darin bestehend, daß in allem Erkennen die Verbindung des Lebens mit den göttlichen Ideen vermittelt, das Verhältniß des Scheins und des Aeußeren aller Dinge zur Wahrheit und

Wesenheit ausgemittelt, und ihr Widerstreit in die ewige Einheit aufgelößt, alles übrige aus Gott nicht geflossene, für sich bestehende und für sich etwas seyn wollende Wissen aber als eitel und nichtig erkannt werde. Denn wenn es, mit einem großen und hohen Priester zu reden, in der Natur sowohl, als im Geist und in der Geschichte die große Absicht des Universums ist, daß eine vollendete Versöhnung eintrete und eine Wiederauflösung aller Dinge in Gott, so kann sie einerseits nur durch durch diesen heiligen Opferact geschehen, oder durch die Anerkennung, daß weder die Natur, noch der Geist, noch die Historie erkennbar und der Streit in allen vermittelt und geschlichtet wurde, als einzig durch ihren Zusammenhang mit Gott, welchen nachzuweisen die Aufgabe der Wissenschaft ist. Aus dem Keime der *ewigen Religion* muß sich daher alles entwickeln; *er allein ist das Uranfängliche* in uns, womit der Mensch von Anbeginn an gebohren ist; die Religion, die nicht wir haben, sondern die uns hat, ist das allein nicht gemachte, sondern von Ewigkeit her da gewesene, uns ewig zum Himmel erhebende und mit Gott versöhnende Princip, und wenn die Kunst und die Philosophie sich mit Recht desgleichen rühmen, so ist es nur, weil sie die tiefsten Wurzeln ihres Daseyns in der Religion haben, die durch sie wiederum klar und anschaulich zu unserm Leben erhoben werden, und die daher, was wir in Kunst und Wissenschaft hervorbringen, nothwendig durchdringen und beseelen soll.

Zweyte Vorlesung.

Jeder Opfernde ist ein Priester, gleichwie der Priester nur durchs Opfer besteht: nur diejenigen, welche das Priesterthum nicht anders, denn als eine Erfindung des Betrugs, des Ehrgeizes, der Herrschsucht und des Despotismus begreifen, lassen die Opfer erst nach den Priestern entstehn. *) Priesterlicher Art ist Alles, was sich damit befaßt, der Religion an irgend einer Seite den Eingang ins Leben zu bereiten, und einen würdigen Empfang, wo sie eintritt; die Lebensgegensätze zu vermitteln, also daß jede Darstellung der Religion, sey es in dieser ihrer eigenen Sphäre, oder in Kunst und Wissenschaft, nothwendig einen priesterlichen Charakter an sich trägt. Welchen die Religion würdiget, als ihr Organ jene Vermittelung in ihrer Idee zu vollziehen, bey dem ist nicht nur der Act und die Vollziehung geweihet durch sie, als die heilige That, sondern auch er ist nothwendig zuvor durch sie geweihet als das Organ, dienend der Religion oder der Opferidee, nichts dabey vollziehend für sich oder als Person und in seinem eigenen Namen. sondern dieses alles selbst — der Religion darbringend, als Opfer und sich selbst hinopfernd, um dadurch geweihet zu werden zu würdiger Weihung der Welt und alles Lebens. Eine dreyfache Art der Weltversöhnung war daher möglich und ist auch so in der Geschichte der Religion ausgedrückt, als eine dreyfache Stufe aller Opferwirkung und religiösen Cultur. Auf der höchsten stehet der Priester, in welchem und an welchem der hohe Act selbst erst innerlich vollbracht ist, als die Bedingung jeder an Andern und für Andere zu leistenden Opferhand-

*) Ohngefähr wie Gibbon History of the decline and fall of the roman empire, Chap. XV. p. 245. ed. Bas.

lung: denn wie vermag ein Unreiner der Gottheit sich nahend das Geschäft der Weltsühne mit Gott zu verrichten; rein und heilig berühret er also auch das Heilige; die Religion ist ein großer Actus seines Lebens geworden, und sein Leben selbst ein großes Gebet: ehe das Opfer äußerlich hervortritt in religiöser Handlung, ist es innerlich an den Seelen selbst vollzogen. Mit also geweihtem Sinn die höchsten Stufen des Altars betretend, gehet der Irrthum, Schaam und Weltbetrug, die Sünde mit ihrer Schuld und Vergeltung, das Hinfällige und Vergängliche, allen Leiden und Freuden an seinem heiter verklärten Blick vorüber, und der Segen, den er der Welt ertheilt, spricht in sinniger Andeutung das erhabene Geheimniß der Weltversöhnung aus. Einige beträchtliche Stufen tiefer verrichtet mit vieler Gebehrde der Priester seine Opferung; die *That ist ihm das Höchste*; nur daß sie vollzogen werde, ist seine einzige Sorge; an das heilige Sacrament ist die bezweckte Wirkung nothwendig schon innerlich angeknüpft, sey es mit welchem Geist und Sinn sie verrichtet werde. Aus dem innersten Wesen der religiösen Handlung verbreitet sich, wo sie verrichtet wird, die Weihung über die Welt und den Priester selbst, und was an diesem in solchem Fetischismus befangen, noch Ehrwürdiges ist, kommt allein aus der Handlung über ihn, mochte er sie auch noch so gedankenlos verrichten oder mit unreiner Hand und Seele. Schon um vieles höher als er stehet, der Mensch im grauesten Alterthum, ohne priesterliche Kleidung zwar, aber innerlich priesterlich gesinnt und den Actus der Entsündigung durchs Opfer an sich zunächst symbolisch oder reell vollziehend. Denn das ursprüngliche Opferbedürfniß und das Gefühl der eignen Unwürdigkeit ging nicht zugleich auf die Nothwendigkeit eines Dritten, als Individuums, das an unserer Statt oder für uns das Opfer voll-

brächte, sondern zunächst nur auf ein Drittes zwischen dem Sündgefühl oder der Bedürftigkeit überhaupt und der Kraftlosigkeit, die Sünde durch uns selbst zu tilgen und jene religiösen Bedürfnisse zu befriedigen, also auf die Nothwendigkeit des Opfers nur und nicht des Priesters. Das Vergängliche dem Ewigen weihend darzubringen, fühlte im Alterthum sich noch jeder berufen, der einer religiösen Regung fähig war; wir sehen daher auch im Judenthum und Heydenthum neben dem schon bestandenen Priesterthum und neben den öffentlichen Opfern immer auch noch Privatopfer gebracht und Jedem es freygelassen, in Freud' und Leid, z. B. ein Todtenopfer am Grabe oder eine Libation im Freudengenuß der Gottheit zum Opfer zu bringen. Also waren, die des Opfers bedurften, oft auch zugleich ihre eigenen Priester.

Die Priester aber bildeten einen eignen Stand und eine besondre Caste erst, als das Gefühl der Heiligkeit alles priesterlichen Geschäfts, als jenes Gefühl insonderheit rege geworden war, daß doch nicht Jeder, befangen in irrdischen Bestrebungen und Weltgeschäften, auch immer die nöthige Stimmung und Reinheit des Gemüths zum Opferaltare brächte, und wie ungeziemend es sey, sich nur, wie in Eile oder zufällig und nebenher, aus dem Geräusch und den Zerstreuungen der Welt zur Verrichtung des Opfers vor Gott zu sammlen, und dann nach Vollendung desselben alsobald wieder zurückzukehren in das Treiben der Welt. Also finden wir schon in der Kindheit des Menschengeschlechts einen eigenen Stand der Priester errichtet und anerkannt, dem die Besorgung der höchsten religiösen Angelegenheiten ausschließlich anvertrauet war, deren Mittelpunkt überall das Opfer war. So Hohes und Unvergleichliches konnte auch nicht immer öffentlich und im Anblick der unreinen Menge und jedes ungeweihten Auges

geschehen: denn auch durch unreine Berührung der Hände und Augen wird die himmlische Unschuld und Reinheit der Religion leicht getrübt, und nur dem geweiheten Sinn stellet sie ganz und unverschleiert sich dar. Es zog sich also das Opfer selbst nicht nur in die ruhige Stille gottgeweihter Priester zurück, sondern sammelte auch um sich herum einen eigenen Orden erhabener und geweiheter Seelen. Ferner mußte sich ebenfalls auch aus der Umgebung so verschiedenartiger Geister an Bildung und Einsicht in der Religion, aus der Idee des Opfers und der Sühne sowohl, als aus der Menge der Jünger die Idee der Meisterschaft von selbst herausbilden, und in einer kleineren Zahl sich der Menge entgegensetzen oder von dieser streng sich unterscheiden. Was aber war natürlicher, ja nothwendiger, als daß der Glaube an die hohe und versöhnende *Kraft der Opfer, haftend bisher* an ihnen selbst und an dem *Actus derselben*, sich nun auch mit aller seiner gleichen und gerechten Erwartung und Ehrerbietung auf die ihn vollziehenden warf? Die fortwährende Beschäftigung mit heiligen Dingen und das Leben in ihnen mit ganzer Seele, erhöhet und hebt den Menschen von selbst über das Gewöhnliche hinaus, erweitert seinen Blick in die ferne Unendlichkeit, gibt ihm den Ausdruck eines höheren Wesens, einer stillen Anmuth und Milde, und der unbeschreibliche Zauber der Andacht breitet sich in namenlosen Zügen über jedes seiner Worte, Bewegungen und Thaten aus. Gleichwie der Tod, nach Herder, das Antlitz des Menschen verschönert, also verkläret auch in der Religion die Abgeschiedenheit der Welt. Was also die Alten bisher *Hohes* und *Heiliges* von den Opfern geglaubt, ward nun in den Glauben an Priester aufgenommen; doch war es außerdem noch ein äußerer Grund, der die Entstehung eines eignen Priesterstandes forderte und veranlaßte.

Sobald nach dem ersten großen Zusammenleben der Menschen die Gesellschaft sich spaltete in eigene Stände, in einen der Krieger, der Hirten, der Kaufleute, entstand auch der Orden der Priester: erst in und mit Entstehung der Staaten ward auch die Institution eines eigenen Priesterstandes vollendet; aber Priester hatten selbst schon Antheil an der Gründung, daher auch eben so bald an der Regierung der Staaten. Dazumal, wo jegliche Kunde und Wissenschaft noch kein Gemeingut der Menschen, und von ihrem Mittelpunkt, der Religion, noch nicht verlassen war und etwas für sich selbst und ohne Gott zu seyn begehrte, schien auch ein richtiger Schluß, daß die, welche so vertrauten Umgangs mit den Göttern gewürdigt und durch Wissenschaft göttlicher Dinge so ausgezeichnet waren, auch zu Führung irdischer Angelegenheiten leicht geschickt und zu guter Leitung und selbst zu nothwendiger Weihung derselben ganz unentbehrlich seyen, weil ohne Zusammenhang mit der Religion das Irdische und der Mensch nothwendig in sich selbst und ohne Hülfe und Erlösung versinkt. Also ward jeder der ältesten Staaten in seinem Princip und gleichsam bey seiner Geburt schon nothwendig theokratisch und eben damit hierarchisch, d. h. nicht sich selbst oder dem Zufall überlassen oder von einer Erdenseele belebt, sondern von einem heiligen Gedanken durchdrungen, zwar ruhend auf der Erde, aber an den Himmel geknüpft und mit dem Gipfel in den Himmel ragend. Bey den Aegyptiern, bey denen die Priestercaste einen Familienbund ausmachte, bildend den theologischen und gelehrten Stand der Nation, war auch die königliche und priesterliche Würde vereint in der frühesten Zeit, und wenn die Person des Königs nachher über die der Priester politisch erhaben war, so waren hingegen diese wieder durch ihre religiöse Würde weit über jenen erhaben, und in ihren Händen lagen die Könige

selbst, durch sie hatten sie Einfluß auf die Leitung des Staats. Denn nicht sich begnügend mit der den Menschen erwiesenen Wohlthat, sie aus der Zerstreuung und Wildheit in Staaten gesammelt und das zügellose Leben an weise Gesetze geknüpft oder das Haupt des Volks gesalbt und geweihet zu haben, nahmen sie nun auch bald die Zügel der Politik selbst in die geweihte Hand und befleckten ihre höhere Würde mit dem Schmuck weltlicher Hoheit und Größe. Ungleich mehr und wohlthätiger waren sie noch bey der Gründung der Staaten gewesen, als bey der Regierung derselben: durch jene Priestercolonien aus Meroe war der ägyptische Staat gegründet worden, durch sie waren die wilden Nomaden zahm gemacht, und sie gewöhnten die durch sie zur Cultur gebrachten Nomaden auch zur Cultur der Erde und zum Ackerbau. Gerecht war es daher nur und billig, daß die, so durch Religion den Boden der Erde gesegnet, die Urbarmachung desselben veranlaßt und Völker an heimisches Land gebunden, sich von dem Geschäft des Ackerbaues selbst enthielten, als freye Landeigenthümer einen Theil des Ertrags sich aneignend, im übrigen aber durch religiöse und wissenschaftliche Beschäftigung allein auf ihr Leben angewiesen, und also in steter Verbindung mit dem Himmel verblieben.

Im Mosaismus nahm diese Verfassung des Priesterthums einen etwas andern Charakter an, welches die Folge war von der Idee des Nationalgottes, die Moses dem Volke eingepflanzt. Zwar bestand auch in ihm das Priesterthum als eigene Caste, und war im Namen Jehovahs dem Stamme Levi gleichsam zum Lehen gegeben und in demselben erblich gemacht. Aber um zugleich Jehovah's geweihte Diener noch mehr zurückzudrängen von der Erde und den irdischen Angelegenheiten, und sie den Versuchungen zu schneller Ausartung weniger anszu-

setzen, schloß er sie selbst vom Besitz aller liegenden Gründe aus, sie einzig beschränkend auf den Zehnten.

Selbst in den ersten Zeiten der Völkerrohheit war das Priesterwesen niemals bloß auf die craßsinnliche oder reelle Bedeutung des Opfers gebauet oder beschränkt, obgleich dem Uneingeweihten und Ungeweiheten kaum etwas mehr, als diese sinnliche Außenseite davon erschien. Die letztere fast mit der Entstehung des Priesterthums selbst gleichzeitige Unterscheidung verräth nicht nur, daß die Priester an sich und in ihren Mysterien das Opfer in einem höhern Sinn vollzogen, wenigstens zu allen Zeiten vorgaben, in diesem Sinne vor dem Volke ausgezeichnet zu seyn, sondern auch, worin diese Auszeichnung selbst bestehen sollte. Die Behauptung eines göttlichen Ursprungs ihrer Weisheit und einer Offenbarung von Gott ist gleichsam die erste und einzige Lehre der ersten, ältesten, und aller Priester. Durch ein höheres und heiliges Wissen rühmten sie sich über das Volk erhaben zu seyn, in der Wissenschaft also vollbrachten sie das Opfer im höhern Sinn und verbargen sie deshalb vor den Augen des Volks, in ihren Principien wenigstens ein Geheimniß, obgleich in den Resultaten sie anwendend zum Segen und Heil des Menschengeschlechts. Durch die Kunde göttlicher Dinge waren sie von Anbeginn an den Regenten überlegen und heilig, und überall, wo das Priesterthum sich herrschend bewieß, war die Erkenntniß göttlicher Dinge als ein ausschließliches Vorrecht in ihren Händen. So innig dachte man beyde sich verbunden, daß höhere Wissenschaft und Priesterthum fast nur identisch waren. Nur ein göttliches, d. h. aus Gott geflossenes Wissen ist ein wahrhaftiges, wie alles wahrhaftige Wissen göttlich ist und also nicht Jedem verschlossen, sondern nur dem, der seinen Sinn unverwandt auf das Höchste gerichtet und sein Leben gesetzt hat

an die Erreichung und Vollendung der Wissenschaft in sich. Auch kann seiner Natur nach das Höchste und Ungemeine nicht also gemein gemacht werden, daß es ein Gemeingut des Volkes würde, sondern nur gemeinsam verbleiben denen, welche zu gleicher Höhe emporgekommen und eine unsichtbare Geisterfamilie bildend, in stillem Einverständniß stehen über das, was allein heilig und göttlich ist. Es zeigt sich daher, wie im grauesten Alterthum, so in der Periode der feinsten griechischen Cultur, die priesterliche Wissenschaft als ein den Augen der Menge verschlossenes Mysterion und die Kenntniß des höchsten und heiligsten überall den Priestern eignen, die kraft ihres Berufes und durch die Idee des Opfers, die ihn constituirt, auf das tiefste und vollkommenste Wissen angewiesen sind. In Aegypten waren die Hierogrammateis die eigentlichsten Verwalter und Priester der Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Und nicht bloß die letztere, oder das Vielwissen, auch nicht bloß der Gegensatz der Barbarey roher Völker, gab den Priestern das Uebergewicht, sondern die eigenthümliche Beschaffenheit dieses Wissens selbst, die innere Natur der Erkenntniß göttlicher Dinge: denn selbst unter den hochcultivirten Griechen lebte die Wissenschaft des Höchsten und Heiligsten abgesondert nur in den Mysterien der Eingeweihten, und nur weniges kam davon und in sehr abgeleiteten Strömen in die Oeffentlichkeit, auch in seinen entferntesten Punkten seine Abkunft nicht verläugnend aus religiöser Wissenschaft. Sie anwendend in ihren Resultaten, sollte durch sie in der Hand der Priester die Sühnung an der Welt und dem Leben vollzogen, sollten alle Extreme vermittelt, alle feindseligen Gegensätze gehoben, alle Mißklänge des Lebens in die ewige Einheit und göttliche Harmonie zurück aufgelößt werden. Also leiteten sie vom Standpunkte einer höhern Einsicht und Wissenschaft die irdischen Angelegenheiten

der Menschen nach der ewigen Regel des Rechts, schlichteten jeden Zwiespalt, auch im Einzelnen hier vermittelnd zwischen dem Vergänglichen und Ewigen und zwischen dem Menschen und Gott; bald thätig wieder versöhnend den Menschen mit sich selbst und dem Bruder, bald zeigend in großer Lehre, wie er sein Leben recht einrichten mögte und nach göttlicher Vorschrift. Die Gesetzgebung und Rechtskunde war in theokratischer Einrichtung der Staaten reinpriesterlicher Art und Abkunft: denn nicht vor einem Menschen, wie er selbst, auch nicht vor sich selbst oder seinem eigenen Gewissen, sondern vor dem Gott in seiner Brust fürchtet sich der Mensch, und besonders geheimer Sünden Strafe Zaum und Zügel ist einzig die Furcht vor dem Allgegenwärtigen. Daher sprach in den ältesten Zeiten schon durch den Mund der Priester das heilige Gesetz und Recht als eine äußere, höhere, von Gott geweihte Autorität, welche in heiliger Salbung durch die Hand der Priester nachmals auf die Könige überging. Die Priester erforschten auch die Natur, ihre Verhältnisse zu den Menschen und ihre Gewalt über ihn, auch hier wiederum vermittelnd eingreifend in einen feindseligen Gegensatz und ihn aufzuheben bemüht, damit der Mensch sich mit der Natur befreundete, durch die Natur selbst die Natur besiegte und ruhig und unbesorgt in ihren Armen entschlummern könnte. Nicht bloß aus localen Gründen war die Arzneykunde der Priester besondere Aufgabe in Aegypten, sondern weil diese Wissenschaft selbst in ihrer Tiefe so nothwendig zusammengeht mit der Erkenntniß göttlicher Dinge: daher denn auch die Erfahrungen der einsichtsvollesten Aerzte selbst in die heiligen Bücher aufgenommen wurden. Die Priester bewahrten auch die Kunde der Vergangenheit, nicht nur voll Ahndung und Prophetismus hinblickend aus ihr selbst auf die fernste Zukunft, und aus der Vergangen-

heit die Gegenwart deutend und die Zukunft, sondern auch als rückwärtsgewandte Propheten die Historie aufstellend als einen treuen Spiegel der Zukunft. Unter den Aegyptern waren die Geschichten der Vorzeit auf öffentlichen Monumenten, auch in Hieroglyphen als Mysterien aufbewahrt, und nur der war den Alten ein wahrer Priester der Historie, der sie religiös zu nehmen und die Welt und Erfahrung als eine göttliche Nothwendigkeit zu betrachten wußte. Selbst in den dunkelsten Zeiten des christlichen Mittelalters, als an allen Seiten fast die Flamme des Wissens erloschen war, floß von der Wissenschaft der Priester jener religiöse Schimmer über das fromme und romantische Leben aus, der sich selbst auf die entferntesten Theile des menschlichen Wissens kräftiger oder matter ergoß. Von den Geweihten des Himmels ging dazumal jegliche Bildung aus, und also geschah, daß alles besondere Wissen, wenn auch noch so blaß geworden, selbst in seiner weitesten Entfernung von diesem Mittelpunkte, doch niemals ganz seinen ursprünglichen Charakter verlohr.

In solcher Höhe hinwandelnd über der Erde, wurden die Priester als höhere Geister betrachtet, als Gesandte Gottes an die Welt, als Stimmen vom Himmel und Orakel, gleichsam als Hieroglyphen, deren Zeichen und Sprache der Uneingeweihte nicht zu deuten verstand. Daher die heilige Scheu und Ehrfurcht gegen sie, der sich selbst der Ruchloseste nie ganz erwehren kann. Stets auf dem Scheidepunkt zweyer Welten, einheimisch in beyden und in steter Vermittelung zwischen beyden begriffen in allem seinem Denken und Thun, stehet der Priester zuerst in jener Verklärung, zu der er der Welt zu verhelfen berufen ist, und in jener Weihe, die ihn auf allen Wegen, wie im Kreise seines Berufs, so auch im übrigen Leben mit ihrem heiligen Glanz umstrahlt. Sittliche Lebens-

güte, Unschuld des Herzens und Rechtschaffenheit ist noch nicht sein höchster Charakter, sondern jene sinnige Frömmigkeit, die sich an Allem, was er behandelt und womit er nur in Berührung kommt, ausprägt: denn es ist eine wunderbare Eigenthümlichkeit jedes wahrhaft Geweihten, daß auf Alles, was er berühret, gleichsam ein Theil seines Wesens übergeht, und er den Zauber der Religion auch auf das Gemeine, womit er es im Leben zu thun hat, überträgt. In seinem Innern dem Göttlichen vermählt, strahlet eine himmlische Ruhe aus seinem Gemüthe auf alles Aeußerliche zurück: Alles erblickend im großen Opferactus begriffen oder bestimmt dazu, gehet das Drama seiner Welt- und Zeit-Geschichte als eine Offenbarung Gottes an seinem geheiligten Auge vorüber, und Alles endlich erkennend in seinem Schein und Wesen, gehet er mit lächelnder Heiterkeit an jeder Spur des Vergänglichen hin, selbst den Tod nicht scheuend als den Untergang, sondern ihn betrachtend als den wahren Aufgang des Lebens, wodurch wir dem Ewigen und dem Einen inniger vereinigt werden.

Dieser wahre Priestercharakter, die Idee war es, die ihm zu allen Zeiten und unter jeglichem Volk die höchste Achtung sicherte, und in Ewigkeit sichern wird, so lange die Religion noch sich unter den Menschen offenbaren wird: nicht, was die Priester thaten, sondern, was sie als Priester thaten, war heilig in sich, und so wenig auch hie und da Einzelne Theil zu nehmen verdienten an der ganzen Würde jener Idee, konnten sie immer doch, rechnend im Uebrigen auf die Religion der Gemüther, der Achtung Aller versichert seyn. Dieser Berechnung waren die Unwürdigen unter ihnen jederzeit gar zu gewiß, und auf die Hofnung hin erlaubten sie sich viel Ungerechtigkeit und unpriesterliches Streben, vertrauend, daß, was sie als Menschen oder Privatpersonen sündigen möchten, durch die

allgemeine Idee vollkommen würde vergütet werden. Denn sie, die Priester, die den weltlichen Dingen entsagend, ihren Sinn dem Ewigen zuwenden und alles Irdische diesem, zuerst an sich, zum Opfer bringen sollten, sie haben in großer Verblendung die gierigen Hände ausgestreckt nach dem Vergänglichen, hinfälligen Reichthum an sich zu bringen, hohe und angesehene Stellen im Staat zu erringen, die Herrschaft über Menschen und Staaten zu gewinnen gestrebt und die heiligen Opfergeräthe zu gemeinem Gebrauch in der Wirthschaft und zu Hausgeschirren herabgewürdigt: und dadurch ist der priesterliche Charakter vergiftet worden, und das ist uns unsäglichen Verderbens Grund und Ursach geworden. Ja sie haben, was noch das höchste aller Verbrechen dabey gewesen ist, sie haben die Religion selbst zum Titel dieser Welteroberungen gemacht und als ein *göttliches Recht gefordert* für sich, was sie aus einem *göttlichen Recht billigerweise* von sich weisen und wegwerfen sollten, als nichtswürdig an sich und dessen im höchsten Grad unwürdig, der keiner hinfälligen irdischen Stütze, sondern nur der Verwerfung und Aufopferung derselben bedarf, um im Unendlichen und Ewigen selbst, zu leben und darin selig zu seyn. Schon als das Opfer- und Priester-Wesen, als gehörend und dienend dem Staate, mit vollständigem Gepränge in die Oeffentlichkeit trat, hatte es unendlich viel verlohren von seiner ursprünglichen Würde: denn es konnte nicht fehlen, daß für solche in seinen Augen ehrenvolle Gewährung, der Staat ihm Dienste abforderte zu seinen vergänglichen Zwecken, denen das Priesterthum, ohne den höheren Charakter aufzugeben, sich auch nicht hingeben konnte. Aber also geschah es. Die Gelegenheiten und Reizungen, sich in irdische Händel einzumischen und in die Welt zu vertiefen, waren viel zu verführerisch für den Ehrgeiz und die Habsucht der Priester; sie bedienten sich der hohen und

Digitized by Google

edlen Formen des Priesterthums selbst zu den nichtswürdigsten Zwecken; indem sie den Königen Kronen aufsetzten, setzten sie sie in der Gesinnung sich selbst auf und hauchten dem leicht beweglichen Volk jenen verderblichen Geist ein, der es zu Gottes Ehre und um Gottes Willen zu allen Abscheulichkeiten fähig machte. So entfloh der hohe und heilige Geist nach und nach aus den verschiedenen Formen des Priesterthums, und ließ, fliehend die Verkehrtheit und Verdorbenheit der Menschen, unter deren Händen sich auch das Edelste nicht erhalten kann, bloß leere Hüllen und Formen zurück. Was innerlich also verschwunden, was aus den antiken und einfachen Umgebungen des Heiligen längst gewichen war, sollte nun äußerlich ersetzt werden durch schwelgerischen Reichthum des Cultus und üppigen, die Sinne ergreifenden Ueberfluß der Manieren bey Verrichtung des Opfergeschäfts; selbst von der lebendigen religiösen Wissenschaft der Priester blieb, nachdem der Geist verschwunden war, nichts als der todte Buchstabe zurück, und ein vielfarbiges, durch den Staat selbst allseitig bestimmtes Cultusreglement trat an die Stelle der freyen religiösen Bewegung und des lebendigen Geistes, der, einst herbey gezaubert durch Religion und Moment, sich durch die einfachen Formen des Cultus ergossen hatte, und Volk und Priester stürzten sich blindlings in den Abgrund der Superstition. Den Wendepunkt in der Geschichte des Priesterthums kann man daher in jenem Augenblick finden, wo dieses ganz weltlich wurde, wo der Kaiser Augustus zur Zeit, als Christus geboren ward, noch die Würde eines pontifex maximus angenommen hatte.

Dritte Vorlesung.

Durch das Christenthum, diese Religion des Geistes, sollte mit einem einzigen Schlage allem Opferwesen, und eben damit allem Priesterthum ein Ende gemacht werden — in seiner bisherigen Art. Ohne einen Funken des ewigen Geistes der Religion hätte Priester- und Opfer-Wesen sich nicht einmal bis dahin erhalten können. Wo daher dieses in früheren Zeiten vorübergehend und momentan in einzelnen großen und reinen Erscheinungen ausstralte, war es nur, weil Geist und ewiges Christenthum lebendiger, als sonst, darin angesprochen. Nach völliger Verkehrtheit und Versunkenheit der Idee des wahren Priesterthums war Christus gekommen — nicht es vollends auszurotten, sondern es wieder herzustellen; ja das war der *ganze, einzige, unendlich hohe* Zweck seiner göttlichen Sendung an die Welt. Was bisher im Judaismus, wie im Ethnicismus, in Ansehung der Opfer im Sinnlichen geschehen war, sollte von nun an einzig im Geistigen und im Ewigen selbst geschehen. Nicht die ewige Idee, die allem Opfer- und Priesterwesen zu Grunde liegt, sollte vernichtet werden, sondern nur die falsche, scheinbare und bloß sinnliche Erscheinung desselben. Das Priesterthum des a. T. erhielt im n. nur eine vorbereitende, vorbildliche, auf etwas anderes und unendlich höheres hindeutende Beziehung, und nach Vernichtung seiner bisherigen Art eine Wiedererweckung zu unendlich größerer, unvergleichlicher Art, Würde und Gestalt. Das heidnisch priesterliche Mysterion war eine Vorstufe des Christenthums, und der Tempel des alten Priesterthums nur eine Vorhalle des neuen. Alle Welt sollte freudig einziehen in diesen, zur Anbetung des nun nicht mehr unbekannten Gottes. Christus opferte alle bisherigen Opfer, und eben damit das bisherige Priester-

thum hin, dadurch, daß er selbst, ein wahrer Mittler und Hohepriester, ein für allemal für die Welt und sich selbst das Opfer vollzog und durch seine eigne Hinopferung das große Werk der Weltversöhnung mit Gott vollbrachte. Dieß erste, große, heilige Opfer des Christenthums sollte zugleich das letzte seyn, aber verewigt zugleich, nämlich als ein übersinnliches Factum fortan und in alle Ewigkeit von Allen und an Allen wiederholt werden, die in seinem Geiste leben und sterben, die Christum von neuem in sich gestalten und in sich wiederholen, d. h. welche in That und Wahrheit nicht bloß christiani seyn wollten, sondern Christi selbst oder Christen. Gründlich und tief religiös ist daher, ja aus dem innersten Wesen der Religion genommen, was die alten Theologen lehrten von dem Mittleramt und der priesterlichen Würde Christi. Entnommen der Sinnenwelt, sollte der Opferactus fortan von Jedem, welchem der wahre Geist Jesu oder Christus einwohnte, im Uebersinnlichen selbst vollzogen werden; alles Sinnliche, Sichtbare dieses Opfers aber nur ein rührender Schein und Schimmer des Unsichtbaren dabey und des Ewigen darin seyn. Die eigene Aufopferung des Erlösers, des einzigen ersten und letzten Hohepriesters, hat eine historische und ideelle oder dogmatische Beziehung: an jene hat Paulus das Christenthum angeknüpft, auf diese hat er es gar aufgebaut. Dieß Opfer geschah schon nicht mehr in äußerlicher, mechanischer Verrichtung und Handhabung eines sinnlichen Opferwerkzeugs oder Tödtung eines gemeinen Opferthiers und Schlachtopfers, sondern durch eine Opferung von unendlich edlerer Art, durch das B l u t eines Priesters selbst, durch die Aufopferung des Hohepriesters selbst; durch die eigene Hingabe des Sohnes Gottes in den Tod feyerte die Welt ihre Versöhnung mit Gott: der Mittler selbst, durch den wir Zutritt haben zum Vater, der Reinste und Hei-

ligste, gab sich für uns dahin. Nach einem solchen Opfer konnte kein niederes, irdisches, sinnliches mehr vollzogen werden, oder im mindesten noch Genüge leisten und Werth haben: alle bisherige waren fortan unnütz und eben damit abgeschafft, so wie dagegen dieses bleibend und ewig, weil es kraft seiner Idee im Uebersinnlichen selbst vollzogen war, in welchem keine Zeit und Gränze. Gleichwie der Hohepriester im a. B. des Jahres einmal ins Allerheiligste ging, also ging Christus einmal für immer ins Sanctuarium ein; wie jener das Blut der Böcke und Kälber opferte, so vergoß er sein eigenes; wie jener zeitlich und jährlich das Opfer vollzog und eben dadurch die jährliche Wiederholung nöthig machte, also verschaffte er uns eine ewige Erlösung. Denn wenn das Blut getödteter Thiere schon dazumal reinigte die Befleckten und heiligte: um wie viel mehr wird nicht das Blut Christi, der sich selbst unbefleckt Gott darbrachte im Ewigen und Geistlichen (δια πνευματος αιωνιου), unser Gewissen rein machen von allen Werken des Todes, auf daß wir Gott dienen, dem Ewigen. Ebr. 9, 11. ff.

Die Lehre von der Versöhnung, deren Ahndung sich schon durchs graueste Alterthum hindurchzieht, in den Opfern der alten Welt symbolisirt, ist der Mittelpunkt des Christenthums oder der Lehre vom Kreuz. Gleichwie nun Christus, sich hingebend in den Tod, als Opfer der Versöhnung des Menschen mit Gott, im Ewigen aufging, so sollte auch die Versöhnung eines Jeden mit Gott auf eben so übersinnliche Weise dadurch vollzogen werden, daß wir in seinem Tode unsern eignen feyern, daß wir desselben uns nicht bloß erinnern, als einer vorgefallenen rührenden Geschichte, sondern in That und Wahrheit selbst mit ihm sterben und leben, daß wir abthun alles ver-

gängliche Wesen und die sinnliche Lust, daß also geistig und immerdar das nämliche Opfer an der Welt vollzogen würde dadurch, daß sie Christum ganz in sich aufnehmend, ihn, der uns erlöset von allem Uebel und Bösen und mit seiner heiligen Gesinnung durchdringt, kraft seiner ewigen Vermittelung alles Sinnliche weihend durchs Uebersinnliche, alles Vergängliche opfernd dem Unvergänglichen, aus dem Tode des Erdenlebens immer neu erstehet und erblühet zu jenem Leben, das aus Gott ist. Daß wir dahin gelangen, das ist es auch allein, was uns zu gut kommt von jenem für uns erlittenen Opfertode, und das ist die Aufgabe, die an alle ergeht, welche in That und Wahrheit wollen Christen seyn, daß sie, aufrichtend in sich das überirdische Priesterthum, das Opfer Christi geistig an sich wiederholen und als ein ewiges Factum. Also sollte das eine christliche Priesterthum eben sowohl ein ewiges, als im Ewigen, ja, weil das letztere, auch das erstere seyn. Nicht äußerliches Gepränge, nicht Salben, Gaben und Kleider, nicht Opfergeräth und allerley Zurüstung, sondern einen Tempel des Geistes verlanget das Christenthum, und darum sind die, so in Jesu Geist wohnend und auf diese ächtchristliche Weise zunächst an sich und eben damit auch für Andere das Opfer vollziehen, Geistliche genannt im höchsten Sinn, damit, welches Verhältniß zur Welt und welchen Beruf die christlichen Priester haben sollen, sich schon in diesem einzigen Wort offenbare. Das Judenthum und Heidenthum konnte keine Geistliche haben: denn obgleich wohl immer einzelne Priester geistlich gesinnt waren, weil christlich, so war doch die allgemeine Form der Religion viel zu sehr und fest ans Sinnliche geknüpft und im Sinnlichen selbst bestehend, als daß die Caste der Priester zu einem, ihnen als Juden und Heiden fremden, nur im Uebersinnlichen selbst

bestehenden Element sich hätten erheben können. Wenn wegen der Idee eines einzigen, nicht einmal im Bild zu verehrenden und rein im Geist anzuschauenden Gottes an den jüdischen Priestern schon ein scharfer Zug der Christlichkeit und eben daher auch der Geistlichkeit nicht zu verkennen ist, obgleich übrigens noch in solcher Materialität befangen, daß nicht einmal die Lehre von einem ewig dauernden Leben zum allgemeinen Glauben der Nation und Priester durchbrechen konnte; so hat hingegen das Heidenthum fast gar keine Spur des geistlichen Charakters an seinem Priesterthum aufzuzeigen, wenigstens, mochte der Art vielleicht auch Manches in den Mysterien verborgen seyn, ist es nie rein und ganz in die Oeffentlichkeit getreten. Die Religion des Heidenthums war Vergötterung des Erdenlebens und des Naturgeistes, und zur Verehrung und *Versöhnung durchs Opfer* stellete die Kunst ihre Götzen auf. *Sich beschränkend auf* irdische und vergängliche Segnungen, heiter und der Gegenwart froh, stand dem Heidenthum der Gedanke an ein ewiges Jenseits noch in tiefer, dunkler kaum geahndeter Form — eine Ahndung, die im Judenthum doch schon wenigstens als solche lebendig ansprach und seine höhere Stufe auf der Leiter historischer Entwickelung religiöser Erkenntnisse deutlich bezeichnet. Im Christenthum, welches alle vorhergegangenen Ahndungen mit heiliger Gewißheit erfüllete, ist daher auch Alles anders und umgekehrt. In der Anschauung des Schrankenlosen und Ewigen vergehet das Endliche und und Beschränkte, ein Opfer dem Ewigen. Das Heidenthum war, wie man sehr recht gesagt hat, die Religion des Besitzes, *daher auch* die seines Genusses und des Vergnügens: Heiterkeit war der Charakter derselben; das Christenthum ist die der unendlichen Sehnsucht; der lyrische Ton einer heiligen Schwermuth dringet aus jedem christlichen Gemüthe hervor, und der

feyerlichste Ernst ist gleichsam der Grundton des Christenthums. Das Leben ist eine dunkle Nacht ohne Gott und Versöhnung mit ihm, und erst im Tode mit Christus, durch ein unumgängliches Opfer, geht uns der Tag des wahren, ewigen und seligen Lebens auf. Wie das Heidenthum mit einem Wort die Menschen lehrte, zu leben und zu genießen, so lehret das Christenthum die Kunst, zu sterben, um durch solchen Tod erst zum Genuß des wahren Lebens zu gelangen. Es erhebt uns statt uns ins Irdische zu versenken, über dasselbe, es läutert den Geist und die Seele immer mehr von den Schlacken der Sinnlichkeit und machet das Herz fest gegen die Reize einer verführerischen Sinnenwelt; es richtet den Geist auf ein höheres mit geistigem Blick allein zu erschauendes Ziel, weckend mit der geistigen Kraft der Wahrheit und Ueberzeugung die in allen nicht ganz gefühllosen Seelen schlummernde Ahndung, daß wir durch eine große Verirrung des Menschengeschlechts unsre eigentliche Heimath eingebüßt, daß wir bedürftig sind einer andern Erlösung als durch uns selbst und einer Versöhnung mit Gott durch einen Dritten, der sich uns selbst anbietet zum Führer zur Seligkeit: eine solche Religion muß selbst durch die Sehnsucht nach Gott, die sie in uns nähret und pflegt, das Leben und den Geist schon hier frey machen aus der Verbannung, in die wir durch den Leib gefesselt sind; sie muß es uns immer in die Seele rufen, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, sondern im Geiste schon voraneilen sollen in den Himmel, daß wir hier nach einer uns nie erreichbaren Seligkeit streben, aller Genuß vielmehr ein vorüberfliehender Irthum, daß mit einem Wort, kein anderes Heil und kein anderer Name den Menschen gegeben sey, durch den sie selig werden können, als allein der Jesu Christi.

Das Element des Geistes also ist dem Christenthum eigenthümlich, und darum sollte es auch das Element seiner Priester seyn, die man eben daher schicklicher und bestimmter Geistliche nennet, nicht, als ob der priesterliche Charakter in ihnen aufgehoben wäre durchs Christenthum, sondern weil diese Bestimmung den Hauptcharakter des christlichen Priesterthums am treuesten ausdrückt. Durch eine zwiesache Verbannung dieser Bestimmung des Geistlichen im Christenthum und durch Declination von derselben ist alles Verderben in den christlichen Lehrstand gekommen. Zum ersten ist es zwar im geheimen Bewußtseyn des auch im Christenthum bestehenden Priesterthums, aber in gänzlicher Verkennung desselben geschehen, daß der ganze sinnliche, jüdische und heidnische Opferdienst in die christliche Kirche gebracht und eben damit die wahre Ansicht des christlichen Priesterthums so ganz verrückt und verschroben worden, daß man in dieser Beziehung wenigstens mit einem unsrer tiefsinnigsten Zeitgenossen, nur nicht in seinem Sinn, von dem Christenthum in solchen Händen mit Recht sagen kann: es war ein offenbar gewordenes Heidenthum. Statt ein geistiges und geistliches Priesterthum auf die durchaus geistige Opferidee des Christenthums aufzubauen, haben sie nun das ganze Opferceremoniel mit allem seinen Ritus, sinnlichen Formen und Gebehrden wieder hervorgesucht und ausdrücklich, ja absichtlich selbst nach jüdischer Analogie und selbst nach dem Beyspiel und Muster der Heiden ins Christenthum eingeführt, und somit die Opferidee dahin zurückgebracht, nämlich ins Sinnliche, von wo sie Christus eben weggeführt hatte. Auf dieses rein sinnlich gewordene Opfer- und Priester-Wesen haben sie denn das ganze Gebäude der Hierarchie gegründet und das sichtbare Reich des Pabstthums, ganz entgegen der bestimmten Lehre Jesu: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Die Epoche

der Einführung dieses heidnischen und jüdischen Opferceremoniels in den Cultus der christlichen Kirche ist mit dem vierten Jahrhundert bezeichnet, wo sie dem Staat sich zuvorkommend und innig verknüpfte und wo die Veränderung permanent in das System des Katholicismus eingegangen ist.

Man sagt, im Protestantismus sey alles Priesterthum aufgehoben — ja! nur nicht anders, als es schon einmal aufgehoben war im Christenthum, sichtbar, sinnlich, nicht aber auch übersinnlich und geistig. Sein erstes Streben war daher, sich zuwendend dem Geiste, sich ferne, frey und rein zu halten von allen den alten sinnlichen und ins Unendliche vervielfältigten Cultusformen, aus denen ohnehin vor Altersschwäche schon längst Sinn und Geist für Tausende entflohen war und die Sacramente, zumal das des Altars, zwar in seiner mysteriösen und jenseitigen Würde, aber ohne alle äußere Beziehung auf Opfer und Priester, zu ihrer ursprünglichen Reinheit und Unschuld wieder herzustellen. Nach also zurück- und wiederverdrängten priesterlichem Opfercult trat desto nothwendiger und allgemeiner die Lehre hervor, als einzig möglicher Actus der innerlichen Opferung und des geistigen Priesterthums: aber eben an dieser Seite war der Protestantismus selbst wieder einer großen Gefahr ausgesetzt, durch die der christliche Lehrstand auch in ihm sein zweites und eben so großes und jetzt noch nicht getilgtes Verderben erfuhr. Durch diese zweite Verirrung von der wahren Idee des christlichen Priesterthums geschah nämlich, daß, nachdem die Doctrin über den vielfarbigen Priestercultus gesiegt, die bloße und matte Lehre, ein reiner Verstandesact, ohne alle Verknüpfung mit einem geistigen Opferact als das höchste und wichtigste, ja fast das einzige Geschäft des christlichen Religionslehrers hervortrat.

Das Lehren wurde der Mittelpunkt des neueren Cultus, und das war gemäß dem Geiste des Protestantismus. Aber jener gedankenlose Mechanismus des Predigens, seelenlos, ohne Salbung und Weihe, eine bloß historische Relation religiöser, von Andern gedachter oder gethaner Dinge, ist im Geringsten ganz von derselben Leerheit und Nichtigkeit, wie es einst der bloße Mechanismus der Opferverrichtung im Sinnlichen war.

Seitdem der priesterliche Zug aus dem Charakter der neuern Geistlichen verwischt worden, ist aus ihnen selbst allmählich etwas so ganz anders geworden, als was sie ursprünglich waren und seyn sollten, und jenem einzigen Schritt, wodurch sie selbst freywillig jenen aufgaben, haben sie den Verlust aller andern Vorzüge zu danken, die man ihnen denn in der Folge nur consequent und wider ihren Willen noch dazu genommen hat. Ihr ganzes Verhältniß zur Welt ist dadurch umgedrehet worden und verkehrt. Dieser geweihte Charakter war noch die einzige Scheidewand, welche sie von der Welt und dem Staate trennete, und durch die Idee des Staates und der Kirche war jeder, der dem einen oder der andern diente, auf seine bestimmte Sphäre angewiesen, in der er, dienend seiner Idee, sich auch zu halten hatte, um seine Bestimmung vollständig zu erreichen. Der Gegensatz mußte auch nicht nothwendig, obgleich es einmal, aber in der Verkehrtheit, geschehen war, zur Hierarchie führen; wir nehmen sie im weiteren Sinn, als Herrschaft, als Tyranney des Geistlichen über das Weltliche: denn durch die wahre Natur beyder bleiben sie an sich doch immer geschieden in so fern, als nicht das Geistliche sich zum Weltlichen, sondern dieses zu jenem sich erheben und dieses durch jenes geweihet werden soll, wie wir gesehen haben. Allgemein werden, herrschen soll die Religion und eine religiöse Ansicht der

Welt: aber ihre Herrschaft fällt nicht in das Gebiet der Sinne, sondern ist nicht von dieser Welt, und nie hat auch die Religion oder das Christenthum geherrscht in diesem Sinne, sondern nur der Ehrgeiz, die Habsucht und die sinnliche Versunkenheit seiner ungeistlich gewordenen Priester. Also erst aufgeben mußten sie ihren höheren Charakter und auf ein anderes, ihnen fremdes Gebiet, sich begeben, um durch denselben, der aber nur in seinem Schein, nicht aber mehr an sich und in der That und Wahrheit noch vorhanden war die Welt zu erobern. Er, der geistliche Stand, hätte immerhin, so wäre es in der Natur gegründet gewesen, durch seine Zurückgezogenheit von dem weltlichen Wesen oder Schein rein im Geistlichen verbleiben sollen, um dadurch recht zu zeigen, wie nichtig und leer an sich alles Weltliche sey; fern von persönlicher Herrschsucht und Ehrbegierde seine Wirksamkeit auf die Welt selbst nur geistig äußern und ihm die Sehnsucht einflößen sollen, dahin zu gelangen, wo er selbst sich schon befindet. Dagegen ist nun Alles umgekehrt und verkehrt geschehen auf zwiefache Art. Zum ersten haben sie, behauptend ihren priesterlichen Charakter, dessen wahre Würde sie jedoch mit diesem Schritte selbst verlohren und dessen Schein und Aeußerlichkeit sie nur mit hinüber nahmen, verlassend also ihr eigentliches Element und trotzend noch auf ihre Priesterlichkeit, über die Welt, nicht geistig, sondern sinnlich und irdisch herrschen wollen — ein Bestreben, das in der constanten Opposition des Staats sich zuletzt selbst vernichten mußte dadurch, daß das Geistliche, nur dem Scheine nach noch priesterlich, schon durch die Vermischung weltlich geworden und also die eigenen Ansprüche, durch welche die Welt unter seine Füße gebracht werden sollte, selbst vernichtete. So ist denn das Priesterthum auf diese erste Weise rein weltlich worden, und um einen theuren Preis hat es einen nichtswür-

digen Vorzug an sich gebracht. Die Priester gewannen an äußerlich ausgedehnter Wirksamkeit, an breiter Existenz in der bürgerlichen Welt, an Einfluß ins Leben an allen Seiten und in die kleinlichsten Bestrebungen menschlicher Thätigkeit, auch an Freyheit in Vergnügungen des Lebens, und führten die Welt, eine Zeitlang blind, wohin sie wollten, nach einer angeblich göttlichen Verordnung. Dieß war der Geist katholischer Hierarchie, der dadurch, daß er dem Staat selbst die Waffen gegen sich in die Hände gab, sein eignes Streben untergrub und sich erschöpfte und vernichtete. Auf eine andere Art wurde nach Wegwerfung priesterlicher Würde, das Verhältniß des geistlichen Standes zum Staate im Protestantismus verrückt. Um nicht in den Verdacht der Hierarchie zu kommen, haben die Geistlichen der neueren Zeit gleich alles Priesterliche von sich *abgethan, und sich in allen Beziehungen dem Staat demüthig zu Füßen gelegt.* Obgleich nicht mehr berufen, den Staat zu beherrschen, war aber doch durch den Geist des Protestantismus die Kirche nicht dazu bestimmt, sich von diesem beherrschen zu lassen. Nach protestantischen Begriffen von der Kirche und ihrem Zweck, kann sie als religiöse Gesellschaft nur in so fern mit dem Staat und dem Oberhaupte des Staats in Berührung kommen, w e i l sie selbst i m Staate ist. Das Oberhaupt des Staats kann also nie das Oberhaupt der religiösen Gesellschaft als solcher seyn, und wenn die englische Kirche ihren König in dieser Beziehung dafür anerkannte, oder, wenn Heinrich VIII. in dieser Beziehung dafür anerkannt seyn wollte, so war die Forderung eben so despotisch, als sinnlos. *) Wenn also die Kirche an äußern Punkten mit dem Staat noth-

*) P l a n c k Worte des Friedens an die katholische Kirche. S. 101.

wendig zusammenhängt, und dieser befugt ist, darauf zu sehen, daß sie dem Staatszweck, der Aufrechthaltung aller Ordnung, Ruhe, Sicherheit und äußerlicher Wohlfahrt nicht entgegenstrebe, so ist sie dabey doch noch innerlich etwas anderes, und geht auf andere und unendlich höhere Zwecke, die dem Staatszweck niemals entgegenlaufen können. Nein! die Kirche begehre kein Staat zu seyn im Staate, aber der Staat verlange auch nicht in der Kirche als Staat zu gelten, da er es höchstens an ihr ist. In dem verkehrten Glauben aber, daß die Kirche nur dem Staat zu dienen bestimmt und berufen sey, haben die Geistlichen auch den letzten Schein priesterlicher Verrichtung und Bestimmung in ihrem Wirkungskreise aufgeopfert, und in dem lobenswerthen Streben, dem Staat auf keine Weise Ursache zur Klage über sie zu geben, haben sie fast ihre ganze Bestimmung allein darin gesetzt, nur alle Zwecke desselben nach Kräften zu erreichen. Um die von ihm darauf gesetzten Vortheile zu erringen, sind sie denn zuletzt ganz weltlich geworden, und haben mit ihrem priesterlichen Gewande auch ihren priesterlichen Charakter abgelegt. Niemand soll daraus dem Staate einen Vorwurf machen; er ist bloß als Staat dem ihm nothwendigen Gesichtspunkte treu geblieben; alles daraus entsprungene Unheil hat der geistliche Stand allein zu verantworten, wobey freylich nur nicht zu übersehen ist, daß der tiefere Grund davon in der Bildungsrichtung der neuern protestantischen Geistlichen vermittelst einer Wissenschaft zu suchen ist, die ohne wahrhaft theologisches, tiefes, religiöses Element sich selbst und ihre Zöglinge nur mit äußerlichen nichtigen Dingen sättigte. Im Staate gilt nur, wer seinen Zweck am besten fördert, und das zu thun, ist jedes Bürgers Pflicht und auch des Geistlichen, als Bürgers: aber das zu thun, haben sie bald für ihre alleinige Pflicht erachtet, sie haben ihm durch ihre Sittenlehren

gute Bürger zu erziehen gesucht: aber durch Richtung des Blicks auf ein unendlich höheres Ziel, durch Frömmigkeit und eingepflanzte Sehnsucht nach Gott und Ewigkeit einen Bürger für den Himmel zu erziehen — daß ist es, was sie nur zu oft vergessen und aus den Augen gelassen haben, und gegen den zweydeutigen Gewinn, den sie für jene erstere Bemühung davon getragen, hat sie der Staat nur noch dazu in eine tiefere Abhängigkeit hinabgedrückt, und consequent nimmt er sie nun nicht anders, denn als die Diener seiner Polizey. Dahin ist es gekommen in dieser Zeit und als Folge hauptsächlich davon, daß die Geistlichen ihren höheren, überirdischen Charakter hingegeben haben, dahin, daß nun die Kirche kaum einen höheren, als coärcitiven Werth hat in den Augen des Staats, und nichts anerkennend oder nichts sich bekümmernd um einen *innern, göttlichen Beruf* zum heiligen Predigtamt, sieht er bey seinen Geistlichen wie bey den andern Dienern nur auf ihre äußerliche Tüchtigkeit und Brauchbarkeit zu seinen hinfälligen Zwecken. Diese Ansicht ist auch hinlänglich befördert worden durch die von Geistlichen selbst bis zum Eckel wiederholte Lehre von der heilbringenden Nutzbarkeit des Predigtamts. Und weil nun doch die eigentliche Wirksamkeit des christlichen Geistlichen ihrer Natur nach, immer wieder dem Irdischen entfliehend, nur auf das Ewige geht, also alle Wirkungen desselben für den Staat nicht so geradezu ins Auge fallen, so hat er sie der Schätzung nach selbst den untern Dienern des Staats beygesellt: wie er dieses unter andern auch durch die Art zu erkennen giebt, mit der er sie für ihre Tüchtigkeit entschädigt. Gleichwie die neuere Zeit uns gezeigt, was wahr ist und was nicht an jener Behauptung des Katholicismus im Mittelalter: daß der Staat nur eine Anstalt sey in der Kirche; so hat sich auch schon schwer und hart gezeigt, was wahr oder falsch an der im Protestan-

tismus emporgekommenen Meinung, daß die Kirche nur eine Anstalt sey im Staat. Glänzend und erhaben gehet ein Gott durch die Geschichte. Als Dienerinn des Staats mußte die Religion so weit hinuntersinken, hinunter bis zum Menschenwerk, zum Betrug, zum Gespötte der Vernunft. Wahre, göttliche Religion hat nie der Erde fröhnen wollen, auch sollte sie dieselbe nicht beherrschen.*) So dachten jederzeit ihre wahren Priester: aber erst den letztern Decennien war es aufbehalten, solche Dinge, als Diätetik, Industrie und Politik, Landwirthschaft und Polizeywissenschaft auf die Kanzel gebracht zu sehen. Wie? er, der seinen Blick voll Sehnsucht von der Erde dem Himmel zuwenden, und Alle, die ihn hören, durch den wunderbaren Zauber der Religion erlösen soll von allem Uebel der Welt, er, der von Gott und Christus berufen ist, sie den Tod zu lehren und das ewige Leben, er sollte Religion und Tugend nur ansetzen und gebrauchen als Räderwerk an der Maschine des Staats, und seiner Pflicht gegen diesen allein eingedenk, sich nur dazu dazuseyn glauben, ihm seine polizeylichen Verordnungen von der Kanzel abzulesen, in seinen Predigten Recepte gegen die herrschende Rindviehseuche mitzutheilen; er sollte die Nothwendigkeit der Kuhblatternimpfung zeigen und Predigten halten müssen über die Verlängerung des menschlichen Lebens?**) Wie will er es denn noch anfangen das Herz

*) Fr. Heinr. Jacobi im deutschen Museum. Apr. 1783. S. 392 fg.

**) Wir haben ja Predigten über die Einpfropfung der Blattern (von Merkel), Leipzig 1777, und drey Casualreden über die Rechtmäßigkeit der Blattereinimpfung (von Grot), 1770. 72; Predigten über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, nach Hufelands Grundsätzen; Natur- und Acker-Predigten (von Zerrenner), Magdeb. 1783; und Landwirthschaftspredigten (von Schlez), zwey Theile, Heilbronn 1794; Predigten über die Vorsicht mit Feuer und Licht, (in Tellers Magaz. II. 1. St. S. 210 fg.); und über die Elektricität, und der politischen Predigten eine gar große Menge.

der Menschen vom Zeitlichen und Vergänglichen loszureißen, wenn er selbst so absichtlich und selbst mit höherer Sanction immer fester schmiedet an die Ruderbänke der Lebensgaleere; wenn er, der sie erlösen soll von den Bedrängnissen des häuslichen und bürgerlichen Lebens, selbst nur ein Nachhall und Abdruck des gemeinsten Treibens und Gewerbes, sie immer wieder zurückwirft in den Lebensjammer, und ihnen so ganz verschließt die einzige Lebensfreude in Gott, wenn er sie, die da selbst, so fromm und gut und begierig hinaufgeeilt sind auf den Berg Gottes, um frische Lebensluft und Himmelsathem einzusaugen, immer wieder zurücktreibt in den verpesteten Dunstkreis der niedern Lebensgegenden. Von solchen Priestern gilt, was Jesus von den Pharisäern sagte: wehe euch! ihr Schriftgelehrten, *ihr habt die Schlüssel zum Himmelreich, aber ihr kommt selbst nicht hinein* und wehret denen, so hinein wollen. Luc. 11, 52.

Philipp Marheinecke.

Gedichte.

Sterben und Auferstehen.

Du Menschenkind, sieh um dich her . . .
Und weißt du eine Lehre,
Die größer und die tröstlicher
Für uns hienieden wäre? —

Dort, wo die Sieges-Palmen wehn,
Ist Seyn nur, ist kein Werden,
Kein Sterben und kein Auferstehn,
Wie hier bey uns auf Erden.

Dort freun sie ewig ewig sich,
Ist ewig Licht und Friede,
Das Leben quillt dort mildiglich
Aus sich, und wird nicht müde.

Doch dieser Unterwelt ist nicht
Solch glorreich Loos gegeben;
Hier ist ohn' Finsterniß kein Licht,
Und ohne Tod kein Leben.

Der Löwe liegt und fäult und schwellt —
Dann geht vom Fresser Speise;
Der Saame in die Erde fällt,
Und stirbt — und keimt dann leise.

Und die Natur ein Spiegel ist;
Es wird darin vernommen,
Was deinem Geist du schuldig bist
Soll er zum Leben kommen.

Willst du wahrhaftig glücklich seyn,
Auf festem Grunde bauen,
Mußt du den Dornen-Weg nicht scheun,
Der Rosen-Bahn nicht trauen.

Einst war ein großer Mann bedacht
Uns hierin einzuweyhen,
Und führte durch die Lange-Nacht
Das Volk zum Fest der Mayen.

Drum spare dir viel Ungemach
Du Menschenkind, und höre!
Und denke der Verläugnung nach,
Und jener großen Lehre.

In uns ist zweyerley Natur,
Doch Ein Gesetz für beyde:
Es geht durch Tod und Leiden nur
Der Weg zur wahren Freude.

Matthias Claudius.

Trübsal.

Lied.

Trüb' und immer trüber ziehet
Wolk' auf Wolke schwer empor,
Bleicher Abendschimmer fliehet
Und kein Sternlein blickt hervor.
  Auf des Lebens Ocean
  Schwanket einsam hin mein Kahn,
Sorge sitzt am Steu'r, im Wider-
Winde rauscht das Segel nieder.

Hoch und immer höher thürmen
Sich die Wogen, tiefer klafft
Meeres-Schlund, in wilden Stürmeu
Aufgelös't, sinkt meine Kraft! — — — —
  Zucke, Schmetternder, herab,
  Flamm' und Abgrund sey mein Grab,
Unter Blitz und Donnerkrachen
Auf! zerschelle du, mein Nachen!

Fern die Schmach! Des *Menschen* Würde
Trotzet siegreich dem Geschick,
Schleudert ab die Trübsals-Bürde,
Schaut mit Hohn hinab auf's Glück:
Unsers welken Fittigs Band
Löset nur die eig'ne Hand,
Nur im innern Herzens-Spiegel
Pranget unsrer Hoheit Siegel. — — — —

Gräuel! Schauder! schone, schone,
Blick in's nackte Menschenherz!
Ach alsbald vom Dünkel-Throne
Stürzt er uns in Schaam und Schmerz!
Trotzig und verzagt bist du,
Herz des Menschen! Trost und Ruh
Kann, des Jammers Sturm zu stillen,
Nicht aus deinem Schlamme quillen!

Rettung! wo? — — — Erreicht wol Klage
Jenes hohen Weltgeists Ohr,
Der, so lehrt der Schule Sage,
Kreiset in der Sphären Chor,
Sprüht im Funken, grünt im Baum,
Wiegt sich in der Welle Schaum? — — —
Nein! Es beut des Ualls Oede
Meinem Anker keine Rehde! — — — —

Heil mir! Wohl an wen ich glaube
Weiß ich, Truggestalten weicht!
Kenn' Ihn, den, wenn ich im Staube
Flehe, mein Gebet erreicht,
  Ihn, der Liebe Urquell, Ihn,
  Vater ist Sein Nam', o Ihn
Der im Vaterherzen heget
Was im Schöpfungs-Raum sich reget!

Allbarmherzig Er, es blühe
Ros' und Myrth' auf meinem Pfad,
Oder ach in Trübsals-Mühe
Schleich' er durch die Distelsaat.
  Wohl ein selig Loos mir fiel
  Führt' es sich'rer mich zum Ziel,
Schweb' ich aus dem Läut'rungs-Tiegel
Leichter hin zum Grabes-Hügel!

Christian Graf zu Stollberg.

Das Eine.

Eins ist Noth! Wer die Perle nicht fischt ihm hänge die Auster,
Oder die Muschel im Netz', Armer, die Müh' ist umsonst!

Christian Graf zu Stollberg.

Verloren.

Ich saß am Frühlingsstrom und sang;
Frau Minne kam, ihr Lied erklang
So schmeichelnd meinen Ohren:
„O gieb Dich mir, mein Knabe, gieb!
Ich pflege Dich hold, ich hege Dich lieb,
Verschenkt ist nicht verloren.“

Ich gab ihr treulich Herz und Hand,
Und plötzlich war sie abgewandt,
Versenkt in Wassers Thoren.
Wie sucht' ich angsterfüllt nach ihr!
Halb war ich fort, und halb nur hier, —
Verloren blieb doch verloren.

In Schlummer sank' ich matt und schwer,
Da kam sie lächelnd wieder her:
„Ey seht den murrenden Thoren!
Ich habe so mild mit ihm gekost,
Und wenn er träumt, bring' ich ihm Trost;
Verschwunden ist nicht verloren.“

Seit ich von diesem Traum erwacht,
Hab' ich mit besserm Muth gedacht:
„Sie hat Dich ja doch erkoren!
Frisch auf durch's Leben ritterlich
Mit preisendem Sang! Einst küßt sie Dich,
Wo nichts mehr geht verloren.“

de la Motte Fouqué.

Berichte aus Deutschland.

I.
Von einem Bildnisse Raphaels, im Besitze des Kronprinzen von Bayern.

München im May 1810.

Zu den Kunstschätzen Bayerns ist ganz neulich eines von denen Werken gekommen, welche als unschätzbare Perlen Jahrhunderte unter den Gütern großer Familien aufbehalten werden, nur durch seltne Glücksfälle aus dem Besitze der einen in die andere übergehn. Das vollkommenste Abbild des schönen Raphael von Urbin, welches sich durch volle drey Jahrhunderte bey den Nachkommen des ersten Besitzers erhalten, ward vor nicht völlig zwey Jahren von unserm Kronprinzen angekauft, und nach verzögerter Ueberkunft endlich den heißen Blicken der Kunstfreunde ausgestellt.

Dieses Bild war im Besitze der Familie *Altoviti*,*) welche lange Zeit in dem Wahne stand, es sey das Abbild des Bindo, ihres Vorfahren, und so dasselbe, schon als Familienheiligthum, dem Vorwitz der Kunstfreunde, den Nachstellungen der

*) Der römische Herausgeber des Vasari sagt in einer Note (Ediz. di Siena zu Anfang der Vita di Rafaello): „Tra i molti ritratti di Rafaello fatti di sua mano o di mano d'altri, il più bello e meglio conservato è quello rammentato dal Borghino nel Riposo a car. 319. ch'egli fece da se allo specchio per darlo a Bindo Altoviti, nelle cui case di Roma si è conservato fino a pochi anni, sono ed è stato sempre creduto il ritratto di Bindo e perciò tenuto da quella famiglia con gran gelosia. Ma l'equivoco

Sammler glaubte entziehen zu müssen. Vergebens haben sich manche Reisende bemüht, diese sonst in *Italien* ungewöhnliche Zurückhaltung zu besiegen. Selbst als die *Familie* schon *) überzeugt worden, daß es nicht das Bild ihres Vorfahren sey, verharrte sie in eifersüchtiger Wachsamkeit. *Eine gefühlvollere* Dame des *Hauses* trennte sich nur mit Thränen und Küssen von dem Heiligen.

Grausam ist es, jenem fühligen Volke auch nur ein Werk von denen zu rauben, die ihrer Väter Fleiß und Genius erzielet, sie aber sorgsam bewahret haben. Doch erfreut es uns, ein *unvergleichliches* Bild, von den Banden des liebenswürdigsten Mistrauens erlöst, in den Händen eines Fürsten zu wissen, der keines seiner Güter ungetheilt genießen, Alles mit seinem Volke *und denen, die ihn* durch Gefühl und Geist *angesprochen, gemeinsam besitzen* will.

---

l'hanno fatto le parole del Vasari e del Borghino (Vasari: „e a Bindo Altoviti fece il ritratto suo, quando era giovane, che è tenuto stupendissimo.“ Borghini wiederholt diese Worte — Sieneser Ausgabe Tom. II. p. 183. — mit der einzigen Veränderung des letzten Worts in bellissimo. Nach der dem Vasari eignen Unbestimmtheit des Ausdruckes konnte er sagen wollen: er machte sein eignes Bild für den Bindo.) come osservai nelle note al Riposo.“ (Die römische Ausgabe des riposo di *Rafaello* Borghini ist derzeit nicht in unsern Händen.)

*) Der röm. Editor des Vasari a. a. O.: — „Ed io scopersi a quei nobilissimi e gentilissimi possessori, che non era altrimenti del loro antenato, ma di Rafaello. Questo ritratto, per quel che *riguarda* il colorito, è il più bel quadro che io abbia veduto di *Rafaello*, e le *tinte* non cedono alle più fiere e più vive di *qualsivoglia* pittura di Tiziano; e ora si conserva nel palazzo de' Signori Altoviti in Borgo degli Albizzi di Firenze.“

Stellung, Haltung des Körpers, und Kleidung lassen sich zur Genüge aus dem bekannten Kupferstiche Raphael Morghens ersehn; den Charakter hat dieser geschickte Künstler um so mehr verfehlt, da ihm unser Original unzugänglich war, er aber nach mäßigen Kopien sein Werk vollendet hat. Diesem Blatte gegenüber denke sich der Leser ein tief und wahr gefärbtes Bild, alles äußerst vollendet, doch saftig verschmolzen; so das goldne Haar, das in dem Zweifel läßt, ob es in Massen geordnet, oder spielender vereinzelt worden. Obgleich der ganze Kopf unvergleichlich in seinen Theilen verbunden ist, verweilt man doch mit vorzüglicher Bewunderung am Umriß und der Rundung des Auges, an dem sichtbaren Hauche des Mundes, an der herrlichen Vollendung der Gegend des Ohres. Das Licht ist einfach, die Schatten kräftig, die Rundung täuschend.

Dieses Bild drückt im Allgemeinen den Charakter Raphaels vortrefflich aus; besonders aber gilt dieß für die Zeit, in welcher jenes nach Angabe des Vasari und seiner Nachfolger gemahlt worden. Der sinnliche, schwellende Mund, der leichte Verfall der Haut, welcher in der Gegend der Augenhöhle bemerklich ist, zeigen den unbedenklich dem Vergnügen hingegebenen Mann; das Auge, zum Verstande erwachsene Scharfsichtigkeit, die in Verhältnissen zu Menschen Klugheit seyn kann. Aber der Blick, wie sehnsüchtig durchdringend! Da ist der Sitz des unermeßlichen Genies, der unbegreiflich ausgedehnten Liebe zu aller Erscheinung. An diesen Blick knüpfen sich alle Uebergänge von überschwenglich schönen Jünglingen, und Frauen zu dem Abgrund durchgeführter Häßlichkeit in den Lahmen der Cartons von Hamptoncourt. — Siehe Dorigny's Kupferstich oder die ihn copirten. — Von der

Kleinigkeit eines Stuhlknopfes *) auf dem berühmten Bildnisse Leo X. — jetzt zu Paris — zu der Welt von Dingen in den Logen des Vatican. Dieß ist der Blick, der oft aus dem Gemeinsten des Lebens den ersten Gedanken seiner erhabensten Bilder hascht; denn so lehren uns die Handzeichnungen Raphaels, in denen die Zufälligkeiten gefesselt sind, welche der Künstler nicht erfinden kann, in denen oftmals der Charakter selbst häßlicher Individualitäten **) nicht verschmähet worden — und ein Zeitgeist, der den Schein des Lebens nachzubilden nicht für den niedrigsten Vorsatz des Künstlers erkannte.

2.

Bemerkungen über die neue Constitution des Herzogthums Weimar.

Weimar im Juni 1810.

Die neue Constitution des Herzogthums Weimar, welche in den Jahren 1808 und 1809 entworfen und mit dem gegenwärtigen Jahre eingeführt worden ist, gehört unter die erfreulichsten Erscheinungen, welche die gegenwärtige Zeit in unserm deutschen Vaterlande darbietet, indem sie, obgleich durch Zeitbedürfnisse veranlaßt, dennoch als ein Werk der Selbstständigkeit und als aus der Idee einer vollkommenen Staatsverfassung hervorgehend erscheint. Auch verdient es gewiß als eine Sel-

*) Siehe den Vasari vita di Rafaello da Urbino Ausgabe von Siena p. 223.: „ma fra l'altre cose vi è una palla della seggiola brunita e d'oro“ etc. —

**) Wir erinnern an die schönen Radirungen des Grafen Caylus, namentlich an die Studien zur Disputa.

tenheit bemerkt zu werden, daß nicht nur die Hauptidee, sondern auch der größte Theil der Ausführung von dem einsichtsvollen und kenntnißreichen Herzoge selbst herrührt, was gewiß die Achtung des Publicums für diesen mit Recht geschätzten Fürsten noch in einem hohen Grade vermehren muß. Auch dadurch, daß sich der Herzog jede von einsichtsvollen Männern in Vorschlag gebrachte und durch einleuchtende Gründe unterstützte Modification gern gefallen ließ, bestätigte er aufs neue die vortheilhafte Meynung, die man von den hellen Einsichten und liberalen Grundsätzen desselben in ganz Deutschland schon längst hegte. Wie vortheilhaft contrastirt nicht eine solche selbstständige Nachgiebigkeit mit der Hartnäckigkeit, womit manche Fürsten ihre souverainen Einfälle, gegen jede vernünftige Vorstellung, durchzusetzen bemüht sind! Und wie sehr ehret sie nicht einen Regenten, der keinen bessern Gebrauch von seiner Souverainität machen zu können glaubt, als daß er auf den Rath der Besseren seines Landes höret!

Bekanntlich hat das Gesammthaus Sachsen seit der im Posener Frieden vom Jahre 1806 erlangten Souverainetät die bisherige landständische Verfassung beybehalten, und dieselbe nicht für unverträglich mit der rheinischen Conföderation erklärt. Von der Herzogl. Weimarischen Regierung wurde zwar keine officielle Erklärung, worin die Fortdauer der bisherigen Verfassung förmlich garantirt wurde, erlassen (wie z. B. vom Könige von Sachsen und den Herzogen von Gotha und Coburg); aber es wurde auch kein Schritt zur Auflösung derselben gethan, und es war von Carl August's Weisheit zu erwarten, daß er nicht mit kühner Hand zerbrechen werde, woran der sorgsame Fleiß der Vorfahren so lange gebauet hatte.

Aber es verdiente Beyfall, daß die bisher bestehende landständische Verfassung mehr vereinfacht und von manchen ver-

alten, jetzt nicht mehr passenden Formen befreyt wurde. Das erste, was in dieser Hinsicht geschah, war die Vereinigung der bisherigen drey Landschaften in Eine, und die Auflösung der drey Corporationen, der Prälatur, der Ritterschaft und der Städte. Bisher gab es nicht bloß eine Weimarische und Eisenachische Landschaft, sondern es kam auch noch die der Jenaischen Landes-Portion, als die dritte, hinzu. So gab es also eine dreyfache Prälatur, eine dreyfache Ritterschaft und eine dreyfache Repräsentation der Städte, deren jede von der andern verschieden war, und aus deren verschiedener Organisation ein gewisser Antagonismus hervorging. Dieß fällt bey der jetzt beschlossenen und vollzogenen Vereinigung zu Einem landständischen Corps von selbst weg. Durch Aufhebung der Prälatur, welche sowohl in Weimar, als Jena von der Universität Jena, und zwar in der Eigenschaft des Directoriums, repräsentirt wurde, würde diese zwar eine bedeutende Aufopferung zum Besten des Ganzen gemacht haben; allein ihr Verlust ist dadurch einigermaßen compensirt worden, daß sie künftig, als Landes-Universität und als Repräsentantin des Gelehrtenstandes, einen beständigen Deputirten bey der allgemeinen Landschaft haben wird. Durch die völlige Gleichstellung der adelichen und bürgerlichen Guts-Besitzer (so daß also künftig von Ritterschaft und Rittergütern nicht mehr die Rede ist), ist ebenfalls ein bedeutender Schritt zu einer nicht bloß ideellen Staatsvervollkommnung geschehen.

Mit der neuen Organisation der Landstände steht in unzertrennlicher Verbindung die Einrichtung eines Landschafts-Collegium's, welches in gewissem Sinne die vollziehende Gewalt der Landstände genannt werden kann. Es besteht aus einem ersten und zweyten Präsidenten, einem Vice-Präsidenten,

sieben Landschafts-Räthen und sechs Land-Räthen. Die Organisation dieses Collegiums und der davon ressortirenden Departements ist größtentheils das Werk des gegenwärtigen Vice-Präsidenten Friedrich Karl Ferdin. Freyherr v. Müffling (einem Sohne des Preußischen Generals, der vor seinem Eintritt in die Weimarischen Dienste Königl. Preuß. Hauptmann vom Generalstabe war, und nach Hinzenstern's Abgange zum Instruktor des trefflichen Prinzen Bernhard ernannt wurde), von dessen Einsicht und Energie das Beste zu erwarten ist. Die öffentlich bekannt gemachte Instruktion für die Landräthe ist sehr zweckmäßig abgefaßt, und bestimmt die mannichfaltigen Geschäfte derselben sehr genau. Der Landrath hat überall das Geschäft eines Aufsehers, und communicirt jedesmal mit dem Landes-Collegio, wohin die Sache einschlägt. Es läßt sich von diesem Institute um so mehr Gutes erwarten, da die Wahl fast durchgängig auf Männer gefallen ist, die sich eben so sehr durch Einsicht und Thätigkeit, als ächten Patriotismus auszeichnen. Die durch einige öffentliche Blätter verbreitete Nachricht, daß den Landräthen auch die Aufsicht über das Kirchen- und Schulwesen, so wie über die Geistlichen und Schullehrer übertragen worden sey, beruhet auf offenbarem Mißverständnisse. Die Instruktion überträgt den Landräthen die Aufsicht über die Pfarr- und Schulwohnungen und macht ihnen zugleich zur Pflicht, in vorkommenden Fällen unsittliche oder gesetzwidrige Handlungen der Geistlichen oder Schullehrer beym Oberconsistorio zur Anzeige zu bringen. Aber mit der Amtsführung der Geistlichen und Schullehrer selbst haben die Landräthe, wie billig, nichts zu thun.

Das geheime Conseil bestehet gegenwärtig nur aus zwey Mitgliedern. Da aber der Geheimerath v. Göthe schon seit langer Zeit an eigentlichen Geschäften keinen Theil nimmt,

so liegt die oberste Leitung aller Geschäfte dem Geheimenrathe v. Voigt ob; und man muß gestehn, daß man nicht leicht einen solchen Schatz von wohlgeordneten Kenntnissen, von so viel Erfahrung und rastloser Thätigkeit bey einem Minister, als bey diesem, finden wird. Es gehört gewiß unter die seltensten Erscheinungen, daß ein Minister, der mit so vielen, zum Theil höchst trocknen Geschäften überladen ist, dennoch nicht nur von jeder neuen Erscheinung in der Wissenschaft Kenntniß nimmt, sondern sogar die eigentlichen Musenkünste selbst übt. Jeder, der diesen trefflichen Minister näher kennt, weiß, daß er mit der größten Leichtigkeit lateinische Verse macht, deren sich kein Dichter oder Philologe von Profession zu schämen, Ursache hätte.

Inhalt.

Vaterländisches Museum.

Zweytes Stück. August 1810.

Ueber die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker.

Es ist gleichsam zum Grundsatz in der Geschichte geworden, sie zu beschränken auf die herrschenden Völker. Nur diejenigen, die *als solche*, die wenigstens im Besitz der politischen Unabhängigkeit erscheinen, behaupten in ihr ihren Platz. Mit dem Aufhören ihrer Unabhängigkeit endet auch ihre Geschichte. Sie scheinen plötzlich verschwunden; kaum hört man noch ihre Namen erwähnen; nicht selten sind die Fälle, daß auch diese endlich verhallen. Allerdings ist zwar politische Selbständigkeit das Erste aller Güter für eine Nation. Aber gleichwohl ist an sie nicht Alles geknüpft. Das Daseyn eines Volks dauert fort auch *ohne* sie, oder kann wenigstens fortdauern; mit ihm behalten *auch* besiegte Völker ihre Thätigkeit, und greifen durch sie in die Thätigkeit des Ganzen ein; ja ihr Wirkungskreis ist vielleicht nur um desto größer, je weniger er bemerkt wird.

Sollte es ohne Nutzen seyn, diese Betrachtungen etwas weiter zu verfolgen? Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, wenigstens einige Blicke auch auf diese Kehrseite der Geschichte zu werfen? Allerdings ist es nicht ihr glänzender Theil, der uns beschäftigt. Es sind die Jahrbücher der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit, ja selbst der Unmenschlichkeit, die wir aufzuschlagen, die wir zu durchblättern haben. Aber auch sie sind nicht ohne ihren eigenthümlichen Reiz! — Auch das Unglück hat seine Größe, hat selbst seine Triumphe; so wie auch der Sieg — seine Leiden hat. Ja, sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß es gerade hier ist, wo die Menschheit so oft in ihrer ehrwürdigsten Gestalt erscheint? Die Fassung, mit der das Unglück getragen ward, ohne etwas seiner Würde zu vergeben; die leidende Ausdauer, die dem Druck entgegengesetzt wurde, nicht selten belohnt durch die politische Wiedergeburt unter glücklichern Zeitumständen, haben auch ihr Interesse. Wie hoch oder niedrig man aber auch dieses anschlagen mag, so bleibt immer so viel klar, daß es eine viel zu beschränkte, viel zu einseitige Ansicht ist, besiegte Völker als für die Geschichte nicht mehr vorhanden zu betrachten. In dem großen Gemälde des Völkervereins bilden auch sie ihre Gruppen; und das Ganze wird ohne Haltung und innern Zusammenhang, wenn man sie übersieht.

Allerdings ist dieser Gegenstand von der Art, daß er eben so gut den Stoff zu einem Werke als zu einem Aufsatze hergeben könnte. Es kann nicht die Rede davon seyn, ihn hier historisch zu erschöpfen; nur davon, einige allgemeine Betrachtungen, auf die Geschichte gegründet, darüber anzustellen. Aber sollten diese auch selbst nur abgerissene Gedanken seyn, so vermögen sie doch die Aufmerksamkeit zu erregen; mag die voll-

ständigere Ausführung einem künftigen Geschichtschreiber aufbewahrt bleiben!

Die Schicksale besiegter Völker hiengen allerdings nicht bloß von ihnen, aber auch nicht bloß von den Siegern, sie hiengen von beyden ab. Was konnten die Besiegten thun, ihr Schicksal zu mildern; was konnten sie vor allem thun, um ein Volk zu bleiben?

Unter Barbaren, wo ewige Feindschaften der Stämme herrschten, wo jedes vergossene Blut die Aufforderung zur Rache, zu neuem Blutvergießen wird, werden Ausrottungskriege geführt. Die Besiegten sollen von der Erde verschwinden; nur darin sieht man die Sicherheit, und, indem die beleidigte Ehre nur durch Rache versöhnt werden kann, die Genugthuung. Absichtliche Ausrottung blieb aber immer nur das *Ziel roher Barbaren*; das noch dazu *fast nie erreichte Ziel*. Bald gebot selbst der Eigennuß andere Verfahrungsarten, und die Besiegten dauerten neben oder unter den Siegern fort. Aber wie sie als Volk fortdauerten, wie sie ihre Nationalität erhielten, kann nur dann deutlich werden, wenn wir genauer bestimmt haben, was zu dieser gehört.

Fünf Hauptpuncte sind es, an welche, vielleicht an den einen mehr als an den andern, aber doch überhaupt, die Fortdauer einer Nation als solche geknüpft ist. Ihre Verfassung, ihre Sitten, ihre Religion, ihre Sprache, ihre geistige Bildung. In welchem Verhältniß also stand jeder derselben mit ihrem politischen Schicksal? Wie wirkte der Verlust der Unabhängigkeit auf jeden zurück? Was gieng unter, wie viel und wodurch wurde es gerettet? Wodurch wurden der *Nationalität* nur leichte, wodurch tödtliche Wunden geschlagen?

Es liegt in der Natur der Dinge, daß gewöhnlich die erste

und stärkste Rückwirkung des Siegs **die Verfassung** trift. Gäbe es auch keine politische Ursachen, sie zu verändern, so fühlt der Sieger sehr wohl, daß moralische Gründe es anrathen. Mit ihr hoft er den Nationalgeist zu lähmen, und mit ihm die Kraft des Widerstandes. Aber in den meisten Fällen sind die politischen Beweggründe die stärksten, und werden vielleicht für den Sieger in gleichem Grade stärker, als er selber eine höhere politische Bildung besitzt. Bey erobernden Barbaren ist es keine Seltenheit, zu sehen, daß sie die Verfassungen der Besiegten bestehen lassen; nicht aus Großmuth, sondern weil sie eben keine Ursache haben, sie umzustürzen. Sie wollen nur die Erhebung von Tributen; werden ihnen diese richtig gezahlt, was liegt ihnen daran, ob die Besiegten ihre alten Einrichtungen behalten, oder sie mit neuen vertauschen, die sie vielleicht nicht einmal ihnen zu geben verständen? Wer die Geschichte der grossen Reiche Asiens kennt, weiß auch, daß es hier die gewöhnliche Erscheinung ist, mitten in dem Hauptstaat andere von sehr verschiedener Beschaffenheit, selbst wohl kleine Republiken in grossen despotischen Reichen zu erblicken. Aber je mehr sich die Politik der Sieger gebildet hat, je mehr Zwecke sie durch den Staat erreichen wollen, je mehr überhaupt der Staat in ihren Augen ist, um desto weniger werden sie geneigt seyn, die alte Ordnung der Dinge bey dem Besiegten fortdauern zu lassen. Wo der Römer ein Land zur Provinz machte, war die Aufhebung von dieser auch der erste Schritt; und selbst wo etwa äußere Verhältnisse den plötzlichen Umsturz verboten, zeigte sich doch bald das Streben darnach.

Für nichts können die Besiegten auch weniger thun, als für die Erhaltung ihrer Verfassung. Ihr Schicksal liegt gewöhnlich ganz und allein in den Händen des Siegers. Sein Vortheil, besonders die Form seines eigenen Staates, entscheidet. Ist

dieser schon ein Agregat verschiedener Länder, wie etwa die österreichische Monarchie, so mag es ihn wenig beschweren, wenn noch ein anderer verschiedenartiger Bestandtheil hinzu kommt; herrscht aber in ihm politische Einheit, ist diese vielleicht gar theoretisch zum Princip erhoben, wie läßt es sich erwarten, daß er zu Gunsten der Besiegten sie aufgeben sollte? Allerdings wirken also äußere Umstände mit auf die Erhaltung oder Veränderung der Verfassung ein; allein diese äußern Umstände sind *nicht* in der Macht der Besiegten.

Die Frage, wie eng der Zusammenhang sey, in dem Verfassung und Nationalität stehen, ist nicht leicht, und wohl unmöglich allgemein zu beantworten. Es wäre eben so verkehrt, diesen Zusammenhang gänzlich läugnen zu wollen, als es einseitig *seyn würde, die ganze* Nationalität an die Verfassung zu *knüpfen. Ein enger* Zusammenhang zwischen beyden ergiebt sich bey den Völkern Europa's schon von selbst, so bald man nur historisch die Entstehung ihrer bisherigen Verfassungen betrachtet. Sie waren keinesweges auf die Art geschaffen, wie jetzt neue Constitutionen gemacht und eingeführt werden. Sie hatten in dem Laufe der Jahrhunderte sich selber gebildet. Sie mochten theoretisch betrachtet sehr fehlerhaft seyn, und waren es wirklich; aber sie waren das Werk der Völker und ihrer Bedürfnisse; und, indem die Nationen auf diese Weise sie sich selber allmählich geformt hatten — was war natürlicher, als daß *auch* ihr Charakter sich darin ausdrückte? Gingen gleich die meisten derselben *aus* dem Feudalwesen hervor, so spiegeln sich doch die Grundzüge des Nationalcharakters deutlich darin ab. Der *Deutsche*, der Brite, der Franzose, der Spanier, haben ganz verschiedene Hauptgesichtspuncte, nach denen sie den Werth ihrer Verfassungen beurtheilen; und danach erhielten diese auch bey ihnen ganz andere Formen. Der Brite will durch sie,

was er Freyheit nennt; Sicherheit für Personen und Eigenthum vor aller Willkühr der Regierung durch seine Repräsentanten, oder parlamentarische Einrichtung. Eine Verfassung, die ihm diese nicht sichert, und auf diesem Wege sichert, ist ihm so gut wie keine Verfassung; denn daß zwischen Autokratie und Despotismus, sich noch eine Gränzlinie ziehen lasse, begreift er nicht. Ganz anders der Deutsche. Ist gleich auch er an ständische Verfassung gewöhnt, so ist sie ihm doch nicht das Idol, das sie dem Briten ist; da sie nie bey ihm gleiche Ausbildung erhielt. Auch auf das Recht der Selbstbesteurung legt er daher nicht einen gleich hohen Werth. Er will vor Allem Recht und Gerechtigkeit. Wie die Rechtspflege sey? ist seine erste Frage; er erträgt viel mit Stillschweigen, nur keine Justiz aus dem Cabinett. Sie auch nur einmal sich erlaubt zu haben, verzieh er selbst dem großen Friedrich nicht. Er sah seine Reichsverfassung unbeweint zu Grabe tragen; aber der Verlust seiner Reichsgerichte, wie unvollkomen sie auch waren, hat ihn tief geschmerzt; und noch sind die Stimmen nicht verhallt, die sie wieder fordern. Wie verschieden sind dagegen die Ansichten des Spaniers, der sich wenig um die Justiz bekümmert, wenn nur Erhaltung der Religion in ihrer Reinheit gesichert bleibt. Und wiederum des Franzosen, der nur in seiner Hauptstadt, in seinem Monarchen und dessen glänzendem Hofe, den Staat zu sehen gewohnt war?

Kann man es bey diesen auffallenden Verschiedenheiten bezweifeln, daß ein Verhältniß zwischen Verfassung und Nationalität statt fand? Aber wenn dieses auf der einen Seite klar ist, so ist es doch auf der andern Seite es nicht weniger, daß nicht jede Umwandlung der Verfassung, und nicht bey allen Völkern in gleichem Grade, die Nationalität sofort zu Grunde richtet. Der Charakter einer Nation wird zwar immer

bald mehr bald weniger durch die Verfassung bestimmt; allein nie ausschließend durch sie. Der Verlust der Verfassung ist freylich in den Augen der Besiegten häufig eins der schmerzlichsten Opfer; aber der Werth, den sie darauf setzen, ist mehrentheils weit mehr Sache des Gefühls und der Gewohnheit, als der Einsicht und der Ueberzeugung. Nicht der wahre Werth der Verfassungen giebt den Maaßstab der Anhänglichkeit an dieselben; es gab nicht selten Nationen, die an den schlechtesten und unbrauchbarsten mit Enthusiasmus hiengen; sondern die Meynung, die eine Nation einmal von ihrer Verfassung hegt. Der Rückwirkung des Untergangs der Verfassung auf die Nationalität, wird daher auch mit dieser größer oder geringer seyn. Allerdings lassen zwar die Formen sich ändern, ohne daß deshalb die *Nation* aufhört, Nation zu seyn; aber *offenbar sind diese Formen bey* der einen weit tiefer dem Charakter eingedrückt, wie bey der andern. Es ist eben so unmöglich, daß die Autokratie plötzlich in England gegründet werde, als daß Rußland sich zu einer Demokratie umwandle. Geschähe es, so hätten die Völker sich selber umwandeln müssen. Der große Versuch, Frankreich zu einer Republik umzuformen, mußte bald mißlingen, weil der Charakter der Nation sich dagegen sträubt. Bey dem Deutschen, der weit mehr auf Einrichtung der Justiz als der Staatsverfassung sieht, konnten die Formen der letztern nicht so tief und bestimmt sich dem Nationalcharakter einprägen, als bey jenen. Fast alle Arten der Verfassungen waren bei ihm wirklich zu Hause; er paßte für alle, nur den Despotismus ausgenommen, weil er sich an alle *gewöhnt* hatte. Werden daher nur die Forderungen erfüllt, die er *an* den Staat macht, (und was stünde diesen im Wege?) so ist es kaum zu fürchten, daß der Charakter der Nation durch Formen ausarten werde.

In einer nahen Verbindung mit der Verfassung stehen unstreitig die Sitten einer Nation; aber wie ganz anders ist hier das Verhältniß zwischen dem Sieger und den Besiegten! Wenn eine Veränderung der Verfassung gewöhnlich in der Macht des Siegers lag, so geht eine plötzliche Umwandlung der Sitten weit über sie hinaus. Sie steht nicht zu erzwingen mit dem Schwert in der Hand; und selbst die Eroberer, welche sie wollten, fühlten bald, daß sie andere Wege einschlagen mußten. Als Cyrus die Lyder besiegt hatte, verbot er, um sie für die Zukunft wehrlos zu machen, alle kriegerischen Uebungen, und ließ ihre Jugend weibisch erziehen. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen; und das Volk der Lyder, einst berühmt durch seinen kriegerischen Muth, ward zum Sprichwort durch seine Weichlichkeit. Aber wenn man sich über diese frühe Erfindung des Despotismus wundert, so war doch die Schuld der Lyder noch weit größer, als die des Cyrus. Warum ließen sie sich weichlich machen? Hier ist es also, wo ein weites und ruhmvolles Feld für den Vortheil der Besiegten sich öffnet. Die Erhaltung ihrer Sitten steht in ihrer Macht. Wenn dieß aber nicht zu bezweifeln steht, wovon hängt sie denn ab? Wir glauben von drey Stücken: Von dem Werth, welchen die Besiegten selbst auf ihre Sitten legen; von der Art des gesellschaftlichen Verkehrs mit den Siegern; und ganz vorzüglich von dem Benehmen des andern Geschlechts.

Zuerst der Werth, den eine Nation selbst auf ihre Sitten legt. Unter den Völkern des westlichen Europa's ist allerdings durch eine ähnliche Cultur eine Gleichförmigkeit der Sitten entstanden, welche sie beynahe zu Einer Nation zu machen schien. Aber es sind doch nicht bloß die sehr feinen Nüancen, wodurch sie sich unterscheiden; auch der auffallenden Verschiedenheiten ist noch genug übrig geblieben. Das Nationelle spricht

sich darin am deutlichsten aus; und hat als solches in den Augen des Fremden nicht bloß etwas auffallendes, sondern auch Achtung gebietendes. Durch freywillige Verläugnung seiner Sitten beraubt sich daher der Besiegte selber derjenigen Waffen, welche ihm vor allen die Achtung der Sieger erhalten können. Er setzt sich aber in dessen Augen desto mehr dadurch herab, weil dieser selber sie nicht forderte, nicht einmal erwartete. Sie erscheint ihm nothwendig als Wegwerfung; und wer sich selber wegwirft, muß sich nicht beklagen, wenn er verachtet wird. So ist also Verläugnung der väterlichen Sitte wahrer Verrath an der Nationalität; und das Nachäffen des Fremden erscheint nicht bloß in einem lächerlichen, sondern auch in einem schändlichen Lichte. Mit den Sitten steht, mit den Sitten fällt der Charakter einer Nation; wird doch die Verfassung selber eine *leere Form, wenn sie nicht* durch die Sitten gestützt wird; aber mit der Verfassung gehen nicht sofort nothwendig die Sitten unter. Wiederholt wurden Hindus, wurden Chinesen unterjocht; und doch blieben sie und sind sie Nationen; warum? — weil sie ihre Sitten nicht fahren ließen; und welches auffallendere Beyspiel könnten wir anführen, als das, welches wir in unserer Mitte sehen, das des jüdischen Volks? Zerstreut über die Länder der Erde, ohne Verfassung und gemeinschaftliches Vaterland, sind sie nach fast zwey Jahrtausenden eine Nation, weil sie ihren Sitten getreu blieben.

Die Bewahrung der väterlichen Sitten bestimmt schon größtentheils von selbst die Art des gesellschaftlichen Verkehrs zwischen dem Sieger und dem Besiegten; die weit mehr, wie man vielleicht glaubt, über das Schicksal der letztern entscheidet. Von ihr hängt es ab, ob Völker sich gänzlich in einander verlieren sollen oder nicht; sie ist es, welche jene wohlthätige Scheidewand zieht, welche Nationen von Nationen sondert.

Es ist nicht bloß auf dem Schlachtfelde, wo Nationen sich kennen lernen; es ist weit mehr durch den fortgesetzten friedlichen Verkehr. Ist hier der Einfluß langsamer, so ist die Wirkung desto gewisser. Auch hier ist aber der Vortheil auf der Seite der Besiegten. Es giebt eine Mittelstraße zwischen kaltem Zurückstoßen und zuvorkommender Vertraulichkeit, die man am wenigsten verfehlen wird, so lange man die Form beobachtet, welche in dem Vaterlande das Herkömmen in dem gesellschaftlichen Verkehr bildete. Wenn es eitler Trotz wäre, jedem Umgange mit dem Sieger zu entsagen, folgt daraus, daß er ohne Rückhalt in jeden Kreis, auch in den traulichen Kreis des Familienlebens, eingeführt werde? Folgt daraus, daß der bisher herrschende Ton sofort aufgegeben und umgestimmt werde, bloß um, wie man glaubt, dem Fremden zu Gefallen zu seyn?

Erhaltung des gesellschaftlichen Tons und der Sitten unter den Besiegten ist das Werk Aller. Aber in einem höhern Sinne ist es das Werk des weiblichen Geschlechts; denn ihm ward vorzugsweise jene ehrenvolle Bestimmung bey den gebildeten Völkern Europa's, die ihm nicht den Rang in der Gesellschaft versagten, der ihm gebührt. Niemals aber kann es diesen hohen Beruf besser erfüllen, und soll es ihn sorgfältiger erfüllen, als in den Zeiten der Kriege und der Leiden des Vaterlandes. Ihm naht sich der Sieger, aber mit andern Empfindungen als dem Manne; ihm bleibt der Empfang überlassen; ihm wird ohne eigene Schuld die Achtung nicht entzogen, die ihm zukommt. Wo das Weib sich wegwirft, ist auch der Mann entehrt; wo jenes sich seine Achtung erhält, findet auch der Mann in ihm eine Stütze für die seinige. Ihm ist es übertragen, das heilige Feuer der Vesta zu bewahren; es ist

seine Schuld, wenn es erlischt; und nicht ohne Ursache sah dieß das Alterthum als die schlimmste aller Vorbedeutungen an.

Ihrer Religion zu entsagen war die Forderung, die die Sieger oft, oft auch nicht, an die Besiegten machten. Es war gewöhnlich die Religion der Sieger und ihr Geist, die hier entschieden. War sie ihrer Natur nach intolerant, machte sie Anspruch darauf, allgemein seyn zu wollen, war sie auf Lehren gegründet, deren Annahme man mit dem Schwert in der Hand erkämpfen konnte, wurden die, welche sich nicht dazu bekannten, als eine Menschenklasse niederer Art betrachtet, so muß man es erwarten, das Schwert für den Glauben gezogen, und den Scheiterhaufen auflodern zu sehen. Dazu kam oft noch die enge Verbindung, in welche bey siegenden Völkern Religion und Verfassung gesetzt war. War jene auf diese gegründet, herrschte der Glaube, daß nur Einheit der Religion Einheit des Staats sichere; so gieng das Streben, seinen Glauben auch dem Besiegten aufzudringen, gewöhnlich von selbst aus der Eroberung hervor. Nirgend gleichwohl fand der Sieger leicht einen hartnäckigern Widerstand, der, durch den Druck zum Enthusiasmus erhoben, oft unüberwindlich blieb. Es ist schwer, in der Geschichte ein Beyspiel aufzufinden, daß eine Secte durch das Schwert wirklich vertilgt worden sey; aber nicht selten, daß gerade die Verfolgung ihr nur mehrere Anhänger erwarb. Denn keinen Druck fühlten die Völker tiefer, als Religionsdruck; tiefer selbst als die Entreißung ihrer Verfassung. Mit ihm griff man das Heiligste an, was jedes Volk nicht bloß als Volk, sondern was jeder Einzelne hatte. Es war der Mensch, der sich hier angegriffen fühlte; denn daß der Staat kein Recht über die Gewissen habe, daß Ueberzeugung nicht mit dem Schwert aufgedrungen werden solle, weil

sie sich nicht damit erzwingen läßt — dieß empfand auch der bloße Menschenverstand.

Das Band zwischen Religion und Nationalität kann aus verschiedenen Ursachen bald stärker bald schwächer seyn. Es muß desto enger bleiben, je mehr ein Glaube nur Glaube Eines Volks ist; darum ist z. B. bey den Juden ihre Nationalität unmittelbar an ihre Religion geknüpft, weil sie durch diese sich auf das bestimmteste von andern Völkern unterscheiden. Wie sie mit ihr besteht, so würde sie mit ihr auch bald verschwinden. Bey weit verbreiteten Weltreligionen kann freylich schon die Nationalität deshalb nicht so eng an sie gebunden seyn, weil sie vielen Völkern gemein sind. Aber sie ist es doch immer in Verhältniß gegen Völker eines ganz andern Glaubens, wie bey Türken und Christen; und auch deshalb, weil Verfassung und Sitten immer mit ihr zusammenhangen. Wir leben glücklicherweise nicht mehr in den Zeiten, wo der Sieger es zu seinen Vorrechten zählt, selbst dem Gewissen Gewalt anzuthun; und der Aufruf, an seine Religion zu halten, könnte überflüssig scheinen. Es giebt aber einen Weg, auf dem man auch ohne den Willen des Siegers ihn wieder zur Verfolgung bringen kann; — die wachsende Gleichgültigkeit gegen die Religion. Wenn Ihr es selber kein Hehl habt, daß Eure Religion Euch gleichgültig sey, wie wollt Ihr verlangen, daß der Sieger sie ehre? Soll er das heilig halten, was Ihr selbst profanirt? Verachtung aller Religiosität kann auch er nicht dulden; denn ist auch der Glaube aufgegeben, daß der Staat keiner herrschenden Religion bedarf, so weiß man doch sehr wohl, daß er nicht ohne Religiosität bestehen mag. Ist es nöthig, noch weiter anzudeuten, wohin diese Geringschätzung der eigenen Religion führen kann, ja führen muß? Veränderter Glaube läßt freylich sich nicht mit dem Schwert

erzwingen; wohl aber veränderter Cultus. Mehr als dieß bedurfte es aber auch vormals nicht, um alle die Greuel hervorzurufen, über welche die Stimme der Vernunft in Europa endlich einen ihrer mühvollsten Siege errungen hat.

Ist Religion Eigenthum eines Volks, so ist seine Sprache noch mehr als dieses, sie ist sein Werk. Auf nichts hat daher ein Volk ein heiligeres Recht, als auf seine Sprache; es schuf sie, es bildete sie sich selbst. Indem sie der Ausdruck seiner Empfindungen wie seiner Vorstellungen ist, wird sie der treue Abdruck seines ganzen geistigen Seyns. Durch seine Sprache constituirt sich aber auch gleichsam ein Volk im Aeußern verschieden von andern; mit ihr geht daher auch sein Daseyn als Volk unwiederbringlich verloren, weil sich die Gränzen verwischen, die es von andern trennen; so wie mit der Fortdauer der Sprache auch der unterscheidende Charakter übrig bleibt, der jenes Verschwinden unmöglich macht. So ist es also nicht bloß der Verlust der Töne und Worte, der mit der Sprache untergeht; es ist zugleich der Untergang der eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden. Ein Volk, das seine Sprache liebt, achtet sich auch noch als solches; das Aufgeben dieser ist das stillschweigende Bekenntniß, daß man aufhören wolle, ein Volk zu seyn.

Die Sprache der Besiegten zu unterdrücken war häufig das Streben der Sieger; und gewöhnlich um desto mehr, je mehr sie sich selber gebildet glaubten. Jede Verschiedenheit beschränkt die Allgewalt; sie will Einheit in Allem, also auch in der Sprache. Aber wie selten ist es ihr gelungen! Schwerlich haben Eroberer es in dieser Art der Tyranney so weit gebracht als die Römer. Ganz Westeuropa und Nordafrika ward durch sie romanisirt. Und doch vermochten auch sie es nicht, diesen Versuch allgemein zu machen. Wo griechisch geredet ward,

fand Römersprache keinen Eingang; nur die Sprachen der Barbaren sollten mit der ihrigen vertauscht werden, und wurden damit vertauscht.

Die gänzliche Vertilgung der Sprache eines Volks durch gewaltsame Mittel ist nur möglich mit der Vertilgung des Volks selber. Wo eine Sprache zu Grunde gieng, indem das Volk fortdauerte, geschah es durch lange fortgesetzte und planmäßige Politik. Auch in jenen römischen Provinzen verlor sich das Alt-Celtische und Iberische nicht in Einem Jahrhundet; und leben nicht noch selbst jetzt die schwachen Ueberreste von beyden in Bretagne und am Fuß der Pyrenäen? Auch ward gänzliche Ausrottung von den Siegern kaum erwartet; aber auch damit glaubte man schon viel gewonnen, wenn unter der neuen Herrschaft die Landessprache nur zum Volksdialekt herabgedrückt ward. Sie ward dadurch gleichsam entweiht in den Augen des Volks selbst, besonders der höhern Classen. Die Anhänglichkeit an sie verlor sich, weil sie nicht weiter veredelt ward. Sie lebte nur im Munde des Pöbels, und den Pöbel ließ man sprechen, wie es ihm beliebte. Dies war das Schicksal aller Sprachen des westlichen Asiens unter der Herrschaft der Nachfolger Alexanders aus macedonischem Stamm. Während das Griechische die Sprache der Höfe und der Großen war, blieben das Armenische, das Syrische u. a. nur Dialekte des niedern Volks. Aber sie waren auch vorher nicht mehr, als bloße Volksdialekte gewesen; und dies führt uns von selbst auf die Hauptbemerkung über diesen Gegenstand.

Die Schicksale der Sprachen hiengen von dem Grade ihrer Bildung ab. Die Sprachen ungebildeter Völker sind unter der Herrschaft der Fremden zu Grunde gegangen auch ohne Gewalt. Dem Barbaren ist seine Sprache bloße Sache der Gewohnheit; ohne diese würde sie ihm gleich-

gültig seyn. Man kann sie ihm also abgewöhnen; ja die Beyspiele sind nicht selten, daß es freywillig sie sich abgewöhnt hat. Die rohern Sieger nahmen mehrmahls die Sprachen der gebildetern Besiegten an. Hatten nicht die Franken ihr Fränkisch in Gallien, die Gothen ihr Gothisch in Spanien abgelegt? Wer zwang sie aber dazu, wer konnte sie dazu zwingen? Die Veränderung der Sprache erfolgte in diesen Fällen von selbst mit der fortschreitenden Bildung; weil für die vielen neuen Begriffe die bisherige Sprache keine Ausdrücke hatte.

Wie ganz anders aber ist es mit den gebildeten Sprachen; das heißt, mit denen, die nicht bloß in dem Munde der Völker in ihrem täglichen Gespräch, sondern die in den Werken ihrer Literatur, ihrer Poesie und Beredsamkeit, leben? Diese sind es, durch welche seine Sprache für das Volk selber eigentlich erst ihren Werth erhält. In ihnen spricht sich der Geist, die Denkart, die Empfindung der Nation aus; in ihnen erkennt sie gleichsam sich selber wieder; und sieht auch für folgende Geschlechter die Fortdauer ihres Geistes gesichert. Sie sind nicht bloß ihr Gesammteigenthum im vollsten Sinn, woran keinem der Sprachgenossen sein Antheil streitig gemacht werden kann; sie sind auch ihr höchstes, ihr edelstes und unvergänglichstes Eigenthum; weil selbst der Sieger sie ihm nicht mehr rauben kann. Ein Volk, das seine Classiker hat, besitzt also in ihnen zugleich das sicherste Unterpfand der Fortdauer seiner Sprache und seiner Nationalität. Große und mächtige Nationen sind untergegangen, und ihre Sprachen verhallten mit ihnen bis auf den letzten Laut; weil sie keine Dichter hatten, welche sie überlebten. Wie einst der Aegypter, wie der Carthager sprach, können wir nur vermuthen nach Analogie; aber seitdem der Maeonide seine unsterblichen

Gesänge sang, war auch griechische Sprache erhalten, so lange es noch Menschen giebt, die menschlich fühlen können.

An Erhaltung der Sprache hängt also ganz eigentlich Erhaltung der Nationalität. Aber ein besiegtes Volk, was kann es thun, sich seine Sprache zu erhalten? Vor Allem: es achte sie selber; aber nicht in Worten, sondern durch die That. Nicht das ist Achtung für die Sprache, daß man viel von ihren Vorzügen spricht, die sie vor andern besitzen soll, oder wirklich besitzt. Es ist verkehrt, Vergleichungen über den Werth gebildeter Sprachen im Allgemeinen anstellen zu wollen; jede gebildete Sprache hat auch ihre Vorzüge; sonst wäre sie nicht gebildet. Man kann sagen, die eine sey wohlklingender, biegsamer, reicher wie die andere, allein man kann nicht überhaupt sagen, sie sey besser. Das Pochen auf die Vorzüge seiner eigenen Sprache ist daher meist eine eitle Prahlerey, sobald nicht von bestimmten Eigenschaften die Rede ist. Achtung für die Muttersprache zeigt sich aber darin, daß man sie gebraucht, wo man sie irgend gebrauchen kann. Freywilliger Gebrauch einer fremden Sprache ohne Noth, ist immer Entäußerung der Nationalität für den Augenblick. Der Deutsche, der Französisch, der Englisch spricht, muß während dessen aufhören, Deutscher zu seyn, so weit er es kann. Er muß französisch, englisch denken, wenn er nicht schülerhaft sprechen will. Sey es auch nur vorübergehend; das oft Wiederkehrende wird zur Gewohnheit. Die Einführung der französischen Sprache in die officiellen Verhandlungen, gegen welche, als sie seit Ludwig XIV. anfieng, mehrere Regierungen sich sträubten, dunkel ahnend, daß Herrschaft der Sprache zur Herrschaft des Volks führe, während andere sie sich nachgebend gefallen ließen, war dennoch bey weitem nicht so folgenreich, als die in das Privatleben der höhern Stände. Sie wirkte

für die Muttersprache auf eine doppelte Weise sehr nachtheilig. Zuerst, weil dieser dadurch das Mittel zur Ausbildung entzogen ward, welche sie für das gesellschaftliche Leben passend macht. Wo anders, als in dem Kreise der höhern Stände kann sie diese erhalten, die noch so viele große Schriftsteller ihr nicht zu geben im Stande sind? Aber auch deshalb wirkte jene Einführung nachtheilig, weil überhaupt die Achtung für die Muttersprache dadurch sank. Denn worauf kann diese Achtung mehr gegründet seyn, als auf die Anerkennung ihres praktischen Werths für den Gebrauch, der doch der eigentliche Gebrauch der Sprache seyn soll, wechselseitiger Austausch der Ideen im gesellschaftlichen Verkehr?

Mit der Achtung für die Muttersprache steht ihre Bildung, das zweyte Mittel ihrer *Erhaltung*, in einem engen Verhältnisse. *Es ist unmöglich*, daß eine Sprache sinken oder gar *untergehen kann*, so lange die ersten Geister einer Nation sich mit ihrer Fortbildung beschäftigen. Daß aber diese Fortbildung durch große Schriftsteller geschieht, braucht kaum erst erinnert zu werden. Auf diesem Wege also wird Nationalliteratur das unfehlbare Mittel zur Erhaltung der Nationalität, weil sie das Mittel zur Erhaltung der Sprache ist. In welchem glorreichen Lichte erscheinen also nicht hier jene friedlichen Herren der Völker? Sie sind es eigentlich, die ihre Fortdauer begründen, fester, als sie durch noch so viele Siege begründet werden kann. Haltet fest an Eurer Literatur! ist daher die Vorschrift, welche Vernunft und Erfahrung den Nationen zurufen, welche Nationen bleiben wollen. Aber *wie* dieses *Festhalten* geschehen solle, ist eigentlich die Frage, auf die es ankommt. Die Nationen des neueren Europa, die eine schon gebildete Literatur besitzen, sind großentheils voll von Vorurtheilen für dieselbe, zum Nachtheil der Ausländer. Es war

nicht so im Alterthum. Die Römer, die Sieger der Griechen, erkannten dennoch willig in ihnen ihre Meister, und wurden ihre Schüler; auf diesem Wege bildeten sich, — wem wäre es unbekannt? — die unsterblichsten ihrer Dichter. Die Zeiten der Nachahmung in der Literatur scheinen für die Völker des neueren Europa vorbey zu seyn; man ist ihrer müde geworden; selbst die Deutschen, sonst vor andern zu ihr geneigt, werden schwerlich diesen Weg, der schon früher sie nicht zum Ziele führte, aufs neue wieder betreten. Wenn es aber höchst wahrscheinlich ist, daß die Nationen des jetzigen Europa ihren nationalen Charakter in ihrer Literatur nicht verläugnen werden, — wäre es nicht um so viel wünschenswerther, daß sie, ihre Vorurtheile ablegend, sich verständigten, sich richtiger wechselseitig würdigten? Es giebt, scheint es, dazu nur Ein Mittel: die Ueberzeugung, daß jedes gebildete Volk auch nur zunächst der Richter seiner eigenen Literatur seyn kann. Allerdings stehen uns Urtheile auch über die Werke der Fremden frey; nur nicht das Urtheil: weil sie nicht so sind, wie die unsrigen, so sind sie ohne Werth. Beschränkt sich gleich die Literatur einer Nation nicht auf ihre Poesie, so ist doch allerdings vorzugsweise von dieser die Rede. Was ist aber Poesie ihrem Wesen nach, als Ausdruck der Empfindung durch die Sprache? Weichen aber die Nationen in ihrer Art, zu empfinden, von einander ab; so folgt auch daraus von selbst, daß diese Verschiedenheit sich auch in dem Ausdruck derselben, in ihrer Poesie, zeigen werde, wofern sonst diese wahre Nationalpoesie, nicht bloß conventionelle poetische Form ist. Ein Schriftsteller unserer Zeit, von zweyen der ersten Nationen gekannt und geschätzt, hat dieses vortrefflich bey derjenigen Empfindung gezeigt, welche vor allen andern der Poesie Nahrung gab, bey der Liebe. Die kleine Schrift, wovon

wir sprechen *), wenn sie gleich nur einen beschränkten Gegenstand zu umfassen scheint, führt doch zu viel größern Resultaten, als man auf den ersten Blick vielleicht glaubt. Sie giebt uns den Schlüssel zu der Verschiedenheit des innersten Charakters der deutschen und französischen Poesie. Es wird hier klar, daß diese Verschiedenheit gar nicht etwa bloß in gewissen conventionellen Formen, nicht etwa in der Beobachtung gewisser Regeln liege, über die man disputiren, und die man allenfalls nach Uebereinkunft abändern könne. Der Grund liegt viel tiefer; die Poesie der Völker ist verschieden, weil die Völker selbst verschieden sind. Es ist unmöglich, daß die Werke eines Corneille oder Racine, wären sie auch mit allem Zauber ihrer Sprache in die unsrige übertragen, jemals den deutschen Geist fesseln können. *Wir finden zwar* darin schöne Sachen in *schönen Versen gesagt*, die aber nie jene Bewegung und Rührung in uns hervorbringen, welche wir von dem Trauerspiel erwarten; denn sie treffen das deutsche Gemüth nicht. Es ist aber eben so unmöglich, daß die Werke unserer ersten Tragiker, sollten sie auch allen drey Einheiten auf das vollkommenste ein Genüge leisten, auf das französische Publikum eine gleiche Wirkung äußern, wie die der ihrigen. Hat man es doch nicht einmahl gewagt, die edelsten und erhabensten Schöpfungen des deutschen Dichtergeistes in der Jungfrau und den Piccolomini's ohne die wesentlichsten Veränderungen ihm darzubieten; und was ist aus diesen Umarbeitungen geworden? Und beschränkt sich diese Verschiedenheit etwa bloß auf die dramatische Poesie? Ist es nicht dasselbe bey der epischen? Konnte die Henriade auf deutschem, konnte der Messias und der Oberon

*) Sur la manière essentiellement différente, dont les Poëtes français et les Allemans traitent l'amour; par Mr. Ch. Villers.

auf französischem Boden gedeihen? Ist es nicht dasselbe bey der lyrischen? Sind wir hier nicht arm, wo unsere Nachbaren reich sind, und wiederum reich, wo sie arm sind? Das Lied, die eigentlichste Volkspoesie, ist Beyden gemein; aber wie verschieden ist sein Charakter? Wenn sich in dem französischen die Lustigkeit, oft die Frivolität ausspricht, so ist es in dem deutschen das Gemüth und die Empfindung. Die Nationen müßten erst ihre Gefühle austauschen, wenn sie ihre Lieder austauschen sollten. Sind französische Gedichte mehr diesseits des Rheins gelesen worden, als deutsche jenseits, so so folgt daraus noch nicht, daß sie der Nation mehr zusagten. Man las sie weniger aus Neigung, als zu andern Zwecken; man las sie, um die Sprache zu lernen; man las sie — um sagen zu können, daß man sie gelesen habe.

Sollte nicht auf diese Anerkennung der ursprünglichen Verschiedenheit der Nationalpoesie, in so fern sie aus der Verschiedenheit der Nationalanlagen und Charaktere hervorgeht, die Billigkeit der Völker in der wechselseitigen Schätzung ihrer Literatur gegründet werden müssen? Nicht darnach wird der Werth einer Literatur gemessen, wenigstens nicht unbedingt gemessen werden können, wie sie der andern Nation gefällt; sondern vielmehr darnach, wie sie für ihre eigene Nation paßt. Als Bürger's Lenore erschien, wußte man sie auch auswendig von der Elbe bis zur Donau. Darum war sie vortrefflich, und hätten alle Kritiker der Welt das Gegentheil demonstrirt. Es mag seyn, daß die französischen Tragiker nie bey uns einheimisch werden können; wir wollen darnach nicht den Werth bestimmen, den sie mit Recht für ihre eigene Nation haben. Aber dieselbe Gerechtigkeit müssen wir auch von der andern Seite fordern. Die Urtheile der Fremden, noch dazu so oft ohne diejenigen Vorkenntnisse gefällt, ohne welche hier gar nicht

einmal geurtheilt werden kann, ohne Kenntniß der Sprache, können und dürfen uns nicht irre machen. Um desto wichtiger ist es daher, daß eine richtige Schätzung unserer eigenen Literatur durch eine gerechte Kritik unter uns Wurzel fasse. Es ist nicht der Ort hier zu zeigen, was eine solche Kritik überhaupt sey; aber das kann nicht laut genug gesagt werden, welchen großen Einfluß sie auf die Erhaltung des Nationalgeistes in der Literatur haben könne und habe. Bey Völkern, die schon seit geraumer Zeit so entschieden ihre Classiker besitzen, wie dieses bey einigen der gebildeten Nationen Europa's der Fall ist, ist dieser Einfluß zwar nicht unbedeutend, aber viel weniger erheblich, viel weniger gefährlich. Die anerkannten Heiligthümer wagt hier die Kritik so leicht nicht anzugreifen; weil sie im voraus weiß, die Angriffe würden vergeblich seyn, und wenn sie es thut, so geschieht es mit Behutsamkeit, wohl selbst unter der Maske des Lobes. Cervantes, Tasso, Racine, vermag keine Kritik mehr in den Augen ihrer Nationen herabzusetzen; selbst nicht eine gerechte Kritik. Aber wie ganz anders ist der Fall bey der deutschen Nation, die zwar nicht weniger ihre Classiker hat, aber doch, da sie noch nicht die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden, — wie sollen wir sagen, so glücklich oder unglücklich ist, — sie noch nicht in dem eminenten Sinn zu haben als jene Völker? Denn wie hoch man auch bey diesen die Vortheile davon zur Festigkeit des Geschmacks anschlagen mag, so ist es doch nicht weniger gewiß, daß jene Vergötterung ihrer Classiker, die sie für unübertreffbar, ja sogar für unerreichbar erklärt, das stillschweigende Bekenntniß des Stillstandes, oder vielmehr des Sinkens ist. Der Glaube bey einer Nation, das Vortrefflichste sey schon erreicht, es sey so gut als umsonst, es zu übertreffen, es nur erreichen zu wollen, ist ein bleyernes Gewicht, dem Flügel des Genies angelegt.

Es muß sich selber im voraus sagen, es habe nicht auf freye Anerkennung des Werths seiner Werke zu hoffen. Stände auch Racine unter einem andern Namen aus dem Grabe wieder auf, und dichtete eine Athalie, — umsonst! sie würde nicht den Ruf der alten Athalie erhalten!

Das oft so laut gepriesene Glück von Nationen, in jenem eminenten Sinn ihre Classiker zu haben, ist daher in Wahrheit ein sehr zweifelhaftes Glück. Ihr seyd geworden, kann man zu ihnen sagen, was Ihr werden könnt; denn ihr gesteht es selbst. Ihr lebt von dem Ruhme Eurer Väter. Wir glauben noch nicht, den Gipfel erstiegen zu haben, aber wir streben, ihn zu ersteigen. Wir suchen uns eigene Lorbeeren zu erringen; und Dem werde der Kranz, dem er gebührt. Aber freylich: Dem werde der Kranz, dem er gebührt — was schließt diese Forderung nicht in sich? Wie viel wichtiger erscheint da die Kritik, wo das Urtheil der Nation durch sie erst bestimmt werden soll? Wie viel mehr kann sie hier schaden, wenn sie ihrem hohen Zweck entgegen handelt? Wenn blindes Vergöttern des Mittelmäßigen, wenn absichtliches Herunterreißen des Vortrefflichen, wenn kaum noch die Meister die Augen schlossen, ja noch bey ihren Lebzeiten, ihr Geschäft wird? Ist eine solche Kritik unter solchen Verhältnissen nicht wahrer Verrath an der Nation, wahrer Verrath des Edelsten was sie besitzt?

Poesie, Literatur, wesentlich an die Sprache eines Volks geknüpft, sind darum sein Eigenthum. Aber ganz anders ist es mit der höhern wissenschaftlichen Bildung. Diese, an keine bestimmte Sprache gebunden, wenn sie sich gleich irgend einer zu ihrem Vehikel bedienen muß, ist Gesammteigenthum der Menschheit, in so fern sie einen Werth darauf legt. Was Shakespear's Dichtergeist schuf, gehört zunächst den Briten,

was Newton's Tiefsinn erfand, gehört allen unterrichteten Völkern. Nicht ohne Ursache hatte daher Europa für diese wissenschaftliche Cultur eine allgemeine Sprache angenommen, und bey allen Vortheilen, welche die Veredlung der Muttersprachen haben mag, ist die Vernachlässigung der gelehrten Sprache dennoch ein nicht zu berechnender Verlust. Durch ihre Allgemeinheit hörte das Nationelle da auf, wo es aufhören soll, und das wahre Gesammteigenthum der gebildeten Nationen sonderte sich davon ab und ward allgemein. Der Ersatz dafür ist jetzt in der größern Verbreitung lebender Sprachen zu suchen. Mittel zum Austausch ihrer Kenntnisse werden die Völker unsers Welttheils freylich immer finden; allein dieser Austausch wird weniger schnell, wird weniger allgemein seyn.

Ein ganz anderer *Gesichtspunkt* zeigt sich also, wenn wir *den Werth der Nationen* in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen, und wenn wir ihn in Rücksicht ihrer ästhetischen Bildung schätzen. Aus der ersten geht unmittelbar ihre universalhistorische Wichtigkeit hervor; aus der letztern, in so fern sie sich in den Werken ihrer Sprache ausdrückt, (denn von denen der bildenden Künste reden wir hier nicht,) zunächst ihre nationelle. Welterobernden Barbaren bleibt der Fluch der Geschichte; den durch Wissenschaft gebildeten Völkern die Achtung und der Segen auch der spätesten Nachwelt.

Wissenschaftliche Ausbildung ist also zwar für ein Volk nicht unmittelbare Stütze der Nationalität; allein indem sie seinen Antheil an dem edelsten Gemeingut der Menschheit bestimmt, bestimmt sie zugleich seinen Rang in der Reihe der Völker für Gegenwart und Zukunft. Bedarf es eines weitern Beweises, welchen Werth ein aufgeklärtes Volk, seiner politischen Selbständigkeit beraubt, auf seine wissenschaftliche Bildung legen muß? Es bleibt durch sie das Salz der Erde;

es hat in ihr die Garantie seines ewigen Ruhms; also seiner Achtung; und daher seiner Fortdauer. Es vermochte durch sie oft mehr, als irgend eine Berechnung hoffen ließ; es hat durch sie unblutige Siege erfochten, glorreicher und dauernder als die auf dem Schlachtfelde. Gewiß, es gehört zu den erhebenden Anblicken, zu sehen, welche Triumphe so oft die Wissenschaften über Sieger, selbst sogar über rohe Sieger, davon getragen haben! Ist es doch (um nicht von Europa zu sprechen,) das häufig wiederkehrende Schauspiel in den Geschichten Asiens, rohe Eroberer zu erblicken, die über gebildete Völker herfallen, welche sie nicht bloß zu unterjochen, sondern vernichten zu wollen scheinen. Aber nicht lange haben sie über sie geherrscht, so erhält das Edlere der Menschheit das Uebergewicht; es öffnet sich ihnen eine neue Welt; sie fassen Sinn dafür; sie achten die Besiegten; sie werden ihre Schüler. Es sey genug, statt Vieler nur an Ein Beyspiel zu erinnern, an das der Araber. Hervorgebrochen aus ihren Wüsten, begeistert durch den Fanatismus einer Religion, die, in dem Coran alle Weisheit findend, jede andere Wissenschaft verachtete, huldigten sie dennoch bald den Kenntnissen der Besiegten, und verschmähten es nicht, ihre Schüler zu werden. So haben sie selber ihr Andenken in der Geschichte geehrt, und noch nennt die Nachwelt mit Ehrfurcht die Namen so vieler mächtiger Herrscher, die in den Künsten des Friedens weit mehr als in denen des Kriegs ihren Ruhm suchten und fanden.

Welche Gründe des Muths für die Besiegten, aber auch welche Verpflichtungen für sie, gehen aus diesen Betrachtungen hervor? Es ist klar, ihr Schicksal ruht meist in ihrer Hand. Nur das kann ihnen genommen werden, was seiner Natur nach vergänglich ist. Aber nicht in diesen liegt die Nationalität.

Nicht äußere Formen, — auch ohne äußere Gewalt den Veränderungen der Zeit unterworfen, — bilden diese; sie liegt tiefer; in dem innersten Wesen unserer geistigen Anlagen und ihrer Entwicklung. Zu diesem unsichtbaren Tempel bahnt kein Schwert den Weg; er wird heilig gehalten, so lange Ihr ihn selbst heilig haltet; Ihr tragt selber die Schuld, wenn er entweiht wird.

Heeren.

Reflexionen.

Es ist kein milder, liebevoller, schonender Geist, der vom Anbeginne her durch die Erdengeschichte unsichtbar geht; eine muthige, unbezwingbare Kraft, eine finster verschlossene, erbarmungslose Macht, mit festem Willen ohne Wanken führt sie dem ernsten Ziel entgegen. Was hat das furchtbar erhabene Wesen nicht schon zertreten von Allem, was da war auf der Erde? Hat es etwa sorgsam an einem Menschenwerk den schreitenden Fuß vorbeygeführt, daß es nicht verderbe vieler Jahre mühsam Werk? Ist nicht alles gefallen vor ihm, Persepolis und Babylon und Thebä und der Römer Thun, das trotzen wollte dem Verderben, und der Griechen Wirken, das durch den Zauber der Schönheit — Schonung sich zu erschmeicheln hoffte? Wohl erheitert sich von Zeit zu Zeit das Dunkel, und die Spiele wagen sich hervor, und die Geschichte scheint zum Scherze zu werden wie das Leben, es ist als ob der ernste Geist auf einem andern Planeten wandelte; dann aber nahen wieder verhängnißvolle Stunden, und er kömmt in Nacht herabgefahren, um sein Werk zu fördern, und Volk vor Volk wird vor Gericht gerufen, daß es ringe mit seinem Schicksal, und seine Kraft bewähre in dem Streit. Solche Tage sind in unsere Tage gefallen, die Völker haben gestritten, und klar hat es sich ergeben, was jedes werth sey, und was es bedeute, wenn nicht vor Gott, doch vor der Welt. —

Frankreich war zuerst geladen, eine Revolution hat es durchgerungen, viele Geister waren ihm gesendet, alle hat sie der eine Geist bezwungen, der wandelt auf Erden unheimlich, aber fest, wie jener durch den Himmel. Vieler Völker, vieler Zeiten Schwerpunkt ist sein Wille geworden wie Verhängniß; er ist unter sie gegangen, und Alle haben sich bis auf Einen lahm an ihn gerungen, und noch ist ein edles großherziges Volk im blutigen herzzerreißenden Kampf mit ihm begriffen, und wird erliegen, weil es dem Muthe, den ihm Gott gegeben, nicht eigen erworbenes Geschick hinzufügt. Mit den Deutschen hat es früher schon geendet, mit Schimpf hat ihre alte Zeit geschlossen, aber ehrenvoll schon hat ihre neue Zeit begonnen. War's nicht, wie böses Zauberwerk in blauen giftigen Dunst hineingemahlt, was jener Geist zerstreuete, ein Gespötte Aller, die etwas ernstlich wollten. Und doch hat die Nation die Schmach gefühlt, daß man ihr entrissen, was sie besser weggeworfen, sie hat ihr Glück noch einmal auf ihr Schwert gesetzt, und schwer war der Streit, wie keiner vor dem, und ungewöhnlich lange für die eilige Zeit zögerte die Entscheidung. Vor dem Schicksal stand die Waage lange in der Schwebe, es lief wie Erbarmen über die kalte Erhabenheit in seinem Angesicht, es schien sich zu besinnen, ob es so viel Muth, Bravheit, gutmeynende Ehrlichkeit dem bloßen Waffengeschick hinopfern solle; endlich wurden sie doch zu leicht befunden, und ihre Schultern zu schwach, um die Last der Geschichte fortzutragen; nicht was der Enthusiasmus des Augenblicks gegeben, wird aufgerechnet, nur was in die stehende Lebensmasse eingegangen; auch der Teufel verlangt sein Recht in der Historie, mit bloßer Gutmüthigkeit läßt sie sich nimmer führen. Hatten alte Trägheit und junge Hoffarth und sündhaftes Ungeschick den Deutschen den ersten Schimpf bereitet,

diesmal erlagen sie um jenen schönen Fehler; Unglück war über sie verhängt, aber neue Schande war von ihnen abgewendet, mit Ehre giengen sie aus dem Streit; jene mag ruhen bey der vergangenen Zeit; diese, die die Gegenwart sich selbst erworben, nimmt die Nation in ihre Zukunft mit. Es konnte das Alte nicht wiederkehren, Deutschland war nicht scheintodt, es war keine Gewaltsamkeit, die jene Auflösung herbey geführt, es hatte Alles von selbst dazu sich angeschickt, keine Macht kann neues Leben in die Leiche bringen. Aber die Formen altern, eben weil die Nationen sich verjüngen; die Natur wird grau, das Leben nie, weil es immer das Alter auswirft wie Schlacken; keine Zeit ist lebensärmer, denn die andere. Den antiken, specifischen Charakter, den Alt-Deutschland sich angebildet, hat das neue längst der allgemeinern Bildung der Zeit hingeopfert; aus Trägheit und auch wohl einem Reste alter Liebe hatte es die alte leergewordene Verfassung beybehalten; man trauert nun, da sie gefallen, wie man um einen werthen Todten trauert, aber ohne darum am Leben zu verzweifeln. Nicht ihr aber galt auch eigentlich der letzte Kampf; deutsche Sinnesweise sollte zur herrschenden in der Geschichte werden. Das Gelingen konnte unter den Conjuncturen, unter denen das Unternehmen begonnen wurde, einige Wahrscheinlichkeit für sich haben, der Erfolg hat entschieden, daß die Zeit lange noch nicht reif dafür gewesen. Wohl drängt die Geschichte dem Punkt entgegen, daß die Intelligenz herrschend in ihr werde, aber bis sie würdig unter einem Volke erscheint, und den bereiteten Thron einnimmt, herrscht der eiserne Wille von dunkler Naturkraft getrieben über die Welt und ihre Ereignisse. Er bedarf nur tüchtiger Werkzeuge, schnellkräftiger Muskeln, die sich ihm anfügen, und die bringt leicht eine vielfach bewegte

Zeit hervor; jene aber bedarf des freyen, selbstthätigen Zusammenwirkens vieler Geister, die gleich groß an Kraft sie der lebendigen Weltanschauung unterordnen; die vielfach geprüft im Leben, gereift in der Schule der Geschichte, innere Genialität an eine gediegene Erfahrung gesetzt, und sich damit den Beruf gewonnen, für das ganze Geschlecht zu handeln, zu binden und zu lösen mit Gottes Macht auf immerdar. Und wo wären diese helfenden Geister in der Nation gewesen, wo die freye bewegliche Weltanschauung in den stehenden Charakter aufgenommen? Wo ist ein kleiner Staat auch nur unter den vielen gewesen, der in einem tröstlichen Bilde uns die Ahndung gegeben hätte, wie es werden sollte in der verdeutschten Welt? Begegnet uns nicht überall, wenn wir etwa uns von der Literatur entfernen, das *kläglichste* Ungeschick, flache Halbheit, *Verworrenheit, Unbehülflichkeit*, freylich oft verbunden mit gutem Willen, rechtlicher Sinnesart und ehrlichem Wohlmeynen bis zum Rührenden? Und selbst in der Literatur, wie viel helle, große, schöne Resultate sind wirklich ins allgemeine Leben eingedrungen; hat das kleinlichste, armseligste Partheywesen und bisweilen frecher Muthwille nicht immer die Nation verwirrt, daß sie beynahe über keinen Gegenstand zu einer festen, stehenden Meynung gekommen ist? Hat nicht die unseligste Verwirrung die, denen es Beruf gewesen, über ihr Interesse zu wachen, umnebelt bis zuletzt, wo der Sturm endlich den bösen Qualm zerstreuet, da denn die Wahrheit freylich siegreich durchgedrungen, aber nun zerstörte, was sie früher gerettet hätte. Wie viel Verkehrtheit, hämische Bosheit, Lügenhaftigkeit, ist nicht noch im letzten Kampfe an den Tag gekommen, ...

. . . . wie tief eingerissenes Verderben hat sich

dadurch nicht in einer gewissen Classe offenbart, . . .
. . . . Darum hat Gott nicht Sieg gegeben, weil er keine Frucht gebracht hätte für die Geschichte, die fortschreiten will ohne Aufenthalt; gerade das, was zum Sieg gefehlt, hätte zum Frieden auch gemangelt; es war nur allzusehr zu befürchten, daß mit der Gefahr auch die gespannte Begeisterung entwichen wäre, wo denn bald die alte Trägheit und Langeweile sich wieder eingefunden hätte. Und wahrlich, nicht darum war so viel Blut geflossen, so viel Menschenleben und Menschenthun zerstört, so viel Gutes gefallen aus den alten Zeiten, und so viele junge Kräfte aufgerieben, daß alles zuletzt mit einer gähnenden Pause ende; nicht darum hat dieß Volk durch viel heißen Streit sich durchgekämpft, und in der Gymnastik jene Gewandheit und Ueberlegenheit gewonnen, daß es am Ziele erliege einer augenblicklichen Erhebung, daß Alles zu nichte werde, und nichts Größeres, nur etwa eine bessere Gesinnung an die Stelle trete. So grausam spielt das Geschick nicht mit den Menschen, es sieht ihrem Thun und Treiben ernst und streng und zürnend zu, aber nicht höhnisch, wie ein böser Geist, Spott übler That zufügend. Was Jahrhunderte allmählig vorbereitet, zerstört nimmer der Augenblick; lang gehegte Sünde versöhnt nicht kurze Reue. Kein gewisseres Resultat bietet uns die Geschichte, als daß in ihrem Verlaufe jede Art von Tüchtigkeit sicher ihren Lohn gefunden, alles Untüchtige, Unnütze sicher seinen Untergang. Es wird nicht nach bloß ethischen Zwecken in der Welt gefragt, zuerst soll Gerechtigkeit werden Allem was sich auf Erden lebendig regt, und damit wird von selbst das ethische Reich gegründet. Der Irrthum wird wie böse That gestraft, oft der tugendhafte Irrthum von der sündigen That, denn Selbsttäuschung ist Sünde in

dem heiligen Geist, sie kann nicht geduldet werden noch geschont, wie der Irrwahn widerspricht sie den Weltgesetzen durch individuelle Frivolität oder Verblendung. Der aber ist Gott lieb, der, Individuum oder Volk, irgend etwas Tüchtiges vollendet hat, denn er wirkt wie Gott, er greift ein in die Harmonie seiner Weltordnung, und sie wirkt wieder auf ihn zurück, und hält und trägt ihn, und führt ihn weiter. Was kann im Kriege gelten, als die Macht; kann die Gesinnung aufgewogen werden gegen die Gewalt, und gute Absicht gegen der Sünde übermüthige Kraft? Seyd ihr innerlich brav gewesen, innerlich wird euch der Lohn dafür, auf den Schlachtfeldern aber kann allein der Muskel gelten und Schnellkraft mit guter Leitung. Keine ächte, wahrhaftige Kraft ist untergegangen bis auf diese Stunde in der Geschichte, wenn sie nicht an feiger Verzweiflung stirbt, dann ist der Tod eben erst ihr glorreicher Eintritt in die Welt, und einmal ins Leben aufgenommen, pflanzt sie sich auch unsterblich durch alle Zeiten fort. Aber es giebt viele Geschichten in der Weltgeschichte, jedes Vermögen hat die seinige; meist ist nur jene aufgeschrieben, die über die Schlachtfelder dahin gezogen, und mit blutiger Schrift die Tausende der Gebliebenen auf der Stätte in die Erde eingeschrieben; daß die Andern vergessen sind, hat eben die Verwirrung ins Ganze hineingebracht. Vor Allen aber und durch Alle geht die höhere, gleichsam ideale Geschichte, die über der irdischen spielt, stellenweise in ihr durchbrechend in eigenthümlicher Treflichkeit, öfter noch von ihr getrübt und verwirrt durch gemeine Leidenschaft. Was sie Glück auf Erden nennen, ist eben Ausdruck und Folge des harmonischen Zusammenfallens beyder in der Handlung des Glücklichen, wie die gelungene Vollendung des Kunstwerks auch für die vollbrachte Verknüpfung des Idealen mit dem

Wirklichen zum Schönen durch die Vermittlung der Begeisterung des Künstlers Zeugniß giebt. Fragt ihr, warum den Frevel denn so oft das Glück doch kröne? Die Antwort kann nicht ferne liegen: den Frevel will die höhere Macht nicht heiligen, noch die Intention des Frevelnden, aber die Wirkung, die er hervorgebracht, stand in der Geburt, sie mußte zum Daseyn kommen; wer sie ergreift, dem helfen alle Sterne, er bringt sie in die Welt, wie eine Sterbende wohl ein lebenskräftiges Kind gebährt; seine Absicht schwindet vor der historischen Größe der That zum Differenzial zusammen, jene gehört ihm als Individuum an, diese, in die Gattung aufgenommen, wird selbst Gattung. Nicht kann daher auch die Vorsehung die individuelle Tugend und Rechtlichkeit dessen schonend achten, der sich auch in der reinsten Absicht ihren Schickungen entgegenwirft, des Menschen Willen ist nur wie ein Strahl an einem ganzen Sternenhimmel, das Feuerrad wälzt sich dahin und reißt den Stehenden zusammen, ihm wird nicht sein Recht, wohl aber der Welt das ihrige; die Bosheit höhnt und lästert, die Feigheit, die aus dem Wege gegangen, preist ihre Klugheit, die gutmüthige Beschränkung zagt; der Himmel aber hört nicht auf den Hohn, die Lästerung und das Zagen, er sieht die Erde nicht von Höhe zu Höhe, von Horizont zu Horizont, sondern als Weltkörper in ihrer Einheit. War das Wollen des Gefallenen in sich tüchtig, es wird nicht verloren seyn für die Sphäre, in der es geworden ist; welthistorisch aber ist es durch den Erfolg vernichtet, denn obgleich in sich harmonisch, enthielt es einen Widerspruch gegen das Ganze, an dem es vergehen mußte. Tröstlich im Unglücke kann diese Lehre seyn, aber sie will darum nicht feigherzige Verzagtheit beschönigen, die drohender Gefahr durch niederträchtigen Selbstverrath auszuweichen sich bemüht. Wenn

Dulden schändlich wird, dann ist's besser, sogar sichern Untergang im Verhängniß aufzusuchen. Greift ihr den immer Glücklichen immer mit denselben Mitteln zu denselben Zwecken an, ihr werdet im wiederholten Anlaufe jedesmal von neuem abgewiesen werden; aber es wäre denkbar, daß eine energievolle Nation im Unglücke zur Selbstbesinnung gekommen wäre, daß sie ihren Gegner historisch überböte, und durch innerliche Kraft ihm den Vorsprung abgewonnen hätte, sie könnte ohne Sorge dem Begünstigten entgegen gehen, sie würde bald auch äußerlich den Rang erringen, der ihrer innern Kraft gebührt. Der Erfolg hat bewiesen, daß es um die Deutschen nicht so bestellt gewesen, hätten sie der Macht, die alle Schicksale auf Erden lenkt, die Gewähr gegeben, daß eine höhere Ordnung der Dinge durch sie werden solle, als die bestehende; sicher hätte sie ihnen auch den Sieg verliehen. Das Zögern der Entscheidung bewieß, daß über die Bürgschaft verhandelt wurde, wenn sie auch zuletzt als unzureichend durchgefallen. Einem Volke, das so unklar in sich selbst, so getheilt, in so Vielem, kläglicher Seichtigkeit hingegeben, so übel berathen von denen, die seine Repräsentanten sind, mochte man nicht die Schicksale der Zukunft anvertrauen; so lange bis es die Einheit seiner Kräfte erst gewonnen, muß es dienen Dem, der zu befehlen weiß. Ein Solcher hat sich gefunden in dieser Zeit, der von sich sagen konnte, Gott hat mir die Macht gegeben, alles zu vollbringen, was ich unternommen; jeder Tag bekräftiget, daß er wahr gesprochen, denn er gebietet über ein vielfältig geübtes Volk, und ausser ihm über alles, was seine vorherrschende Bildung angenommen. Sollte das Schicksal nicht ehren das Wort dessen, der so vieler Individuen und so vieler Jahrhunderte ununterbrochen Streben im sicheren Willen trägt? Noch eine andere Macht auf Erden hat auf eigenem Element zu gleicher

Absolutheit des Willens sich erhoben, sie hat das Recht nicht weniger, wie die andere, der Stärke zum Knecht gegeben; und doch hat der Himmel ihnen nicht minderes Glück verliehen, recht damit er zeige, daß ohne Ansehen der Person Tüchtigkeit allein ihm gelte; sie können von sich in ihrem Kreise dasselbe stolze Wort auch sprechen. Beyde halten die Häupter zweyer Elemente in ihren Händen. England wird nicht fallen, wenn es seine Sache mit dem Ganzen zu verbinden weiß; es wird dem Continente gegenüber unausbleiblich stürzen, wenn es bloß auf persönlichen Egoism zusammenschrumpft. Wie sollte aber das deutsche Volk bey seinen fragmentarischen, wirren und unbeständigen Bestrebungen den ordnenden Himmelsmächten Achtung abgewinnen, die nur Thaten wollen, und leere Worte leicht bis auf den Grund durchschauen? Wie sollte eine Nation, die so lange sich selbst vergessen, nicht auch endlich vom Schicksal vergessen werden? Innere Rechtlichkeit ist unbrauchbar für die Welt, wenn sie nicht durch Kraft und Einheit sich geltend zu machen weiß; so lange triumphirt die bloße Gewalt, bis jene sich zur Macht erhoben. Gegen ohnmächtige Tugendhaftigkeit übt gerade der Teufel in der Geschichte sein strengstes Recht, Bosheit wird von ihm gekräftigt, Stärke liebt der Himmel, matter Tugend aber vermögen alle gute Geister nicht aufzuhelfen. Geharnischt muß vor Allem das Recht auf Erden seyn, wenn es in der Geschichte etwas bedeuten will, aber nicht bloß ins Harnisch gejagt. Nach der Lehre der Magier verschlang das finstere Princip die ersten Lichtgeister, die sich gegen seine Macht empört, und gewann dadurch erst seine Energie und seine täuschende Gewalt; nur als alle leuchtenden Mächte aufgestanden und ihre ganze Kraft erkannt, wurde der Streit erst schwebend, und zuletzt der Sieg errungen. Das eben verursacht die Verwirrung und verlängert den

Kampf, daß kein Individuum und noch weniger eine Nation sich ausschließend und allein dem Guten oder dem Bösen zuwendet. Bey der Menge haben in der Regel Beyde zu gemeiner Erbärmlichkeit sich durchdrungen, nur mit gelegenheitlicher Excursion ins Eine oder das Andere; bey ausgezeichneten Menschen halten sie eben so gewöhnlich in großen Gegensätzen sich getrennt. Darum wird bey hellem Blicke gründlicher Haß, wie gründliche Liebe, schwer, beyde sind besonders von Natur der Jugend zugetheilt, wo bey vieler Lebenswärme wenig Lebensklarheit; aber ohne Fähigkeit zu Haß und Liebe ist keine historische Genialität, im Volke, wie im Individuum. Darum hat die kaltblütige Apathie der Deutschen von jeher nur für geringen Beruf zu nationeller Bedeutenheit gezeugt, öfter hat die Hoffart sie der gewonnenen Klarheit zugeschrieben; wie die Klarheit wirklich erst gekommen, ist die Hoffart fortgezogen, und es hat sich erwiesen, daß der Grund vielmehr zum guten Theil in mangelnden Lebenskräften lag. Ganz allein indessen ihn wieder darin suchen, wäre überflüssige Zerknirschung; es ist nichts gewisser, als daß keine Nation mit hellerem Blick die Welt anschaut, und mit weniger örtlicher Beschränkung, als die deutsche. Davon können die Spanier Zeugniß geben, die, wie ihre Erde, mit Leben reicher als ein Volk begabt, es doch gerade so weit, wie sie, gebracht, weil sie allein im Affect, wie diese gewissermaßen allein im Begriff gehandelt. Würde jenes edle Volk zum feurigen Trieb die lichte freye Umsicht noch gewinnen, die Welt müßte ihren gebornen Adel in ihm ehren; und es bedarf nur eines regen, vielfältig bewegten Lebens, um eine reiche Natur zu klären, während eine kärgliche früher wohl sich ordnet, aber mit jedem Tage auch mehr verarmt. Es giebt kein allgemeineres und mehr evidentes Naturgesetz, als jenes, daß alle Dinge in der Welt wechselseitig auf solche Weise

sich ausgeglichen haben, daß die Summe aller Gegensätze über- all dieselbe ist, und aufgehoben in demselben Punkte, so daß auch in menschlichen Dingen die Kugelform zuletzt alle Uneben- heit abrundet in der Einheit. Ein halbes Jahr in Nacht ge- taucht, und wieder ein anderes in Licht erleuchtet, erscheint der ferne Pol; immer sind unter der Linie Tag und Nacht sich gleich; in der Mitte aber ist ein immerwährendes Auf- und Niedersteigen aus verkürzten Tagen zu den kurzen Nächten, und wieder aus der Hellung zum Erdunkeln: rechnen wir aber die Summe aller Nächte und wieder die von allen Tagen in eins zusammen, dann sind an allen Orten beyde einander gleich, und die ganze Erde ist überall gleich zwischen Licht und Finsterniß getheilt. So sind denn auch bey den Völkern in innerer An- lage und äußeren Schicksalen alle Gegensätze ausgeglichen; was sie diesem entzogen, hat die Natur jenem zugetheilt, jedem Reichthum eine Armuth beygesellt, jeder Kraft ihre Gegen- wucht, daß alle zuletzt gleich gewogenes Pfund erhalten. Das ist daher die Weisheit, daß jedes erkenne seine Stärke, was ihm gegeben, was versagt, damit es nicht in unnützen Be- strebungen sich verzehre, und aufgerieben werden müsse von der Naturordnung, die ihr unwandelbar Gesetz gegen jeden freveln Angriff mit ihrer ganzen Uebermacht vertheidigen muß. Darum ist es unter allen Verblendungen die unseligste, wenn ein Volk seine Eigenthümlichkeit verläßt, wenn es, miskennend seine innerste Natur, in fremde Kreise hinübertaumelt, und, ent- sagend individueller Sinnesart, zu erstreben sucht, was nicht seines Berufes ist, und gering dagegen achtet, wozu ihm die Kraft verliehen wurde. Es ist zu glauben, daß diese frey- willige Verirrung unter den Deutschen jetzt ihr Ziel gefunden; dagegen tritt jetzt äußerer Zwang zum gleichen Zwecke ein, der früher nicht gewesen. Mögen sie nicht übermüthige oder frivole

Hoffnung hegen; derjenige, dem sie zur Dienstbarkeit sich freywillig oder gezwungen hingegeben, haßt Halbheit jeder Art; er wird ihre ganze äußere Willenskraft zu seinen Zwecken in Anspruch nehmen; immer fester und fester wird das System der Bundesstaaten sich zusammenziehn, daß zuletzt jeder Gedanke von Selbständigkeit als Rebellion geahndet wird. Aber mögen sie zugleich auch von krankhaft-hypochondrischer Furcht sich *nicht* irren lassen, ihr inneres Leben wird nicht angetastet werden, wenn sie wirklich mit Ernste es behaupten wollen. Wohl sind die Aegypter, einmal überwunden, auch ganz gefallen, und haben Religion, Verfassung, Sitte, Sprache und Gesetz mit in den Untergang hinabgenommen; aber solche Wildheit, die das im Verlaufe von zwey Jahrtausenden zuletzt vollbracht, ist nicht im Geiste dieser Zeit. Sie weiß die Kraft *zu zügeln für ihre Zwecke*, ohne sie darum innerlich aufzureiben; dieselbe Toleranz, die sie religiösen Meynungen angedeihen läßt, mag auch die Nationalität erfahren. Es ist überdem ein gemeinsames Ziel in der gesammten europäischen Gesellschaft, das in der Zukunft immer deutlicher sich entwickeln, und früh oder spät die Unterordnung in einen allgemeinen Bund für das gemeinsame Interesse auflösen wird. Wird deutsche Art und Sitte sich daher nicht selbst verrathen, von außen wird sie nicht angefochten werden; was vermögen auch alle aufgedrungene Formen gegen eine Nation, die ernstlich ihr Wesen vertheidigen will? Selbst fremde Dynastien werden ihm nicht wesentlich gefährlich seyn, da sie selbst nicht leicht der eindringenden Nationalität sich erwehren, und nach wenigen Generationen schon der allgemeinen Masse gleichartig geworden sind. Will also die Nation gründlich in innerer Bildung vorwärts schreiten, noch ist ein weites Feld ihr aufgethan. Gehe Jeder insbesondere und die Gesammtheit insgemein, mit sich zu Rathe,

was ihr fromme, was befreundet ihrem Geiste sey, was feindlich, was dem gemeinen Wesen wirklich angehöre, was ihm nur angeliehen. Alles Fremdartige, das unangeeignet ins Leben eingedrungen, wird in ihm zum Krankheitsstoff, und muß ausgeworfen werden, damit die Gesundheit bestehen könne; alles Eigenartige hingegen, das ihm wirklich angehört, muß geweckt und angefrischt werden ohne Unterlaß; denn welche Kraft nicht frey beweglich spielt, die ist dem Leben abgestorben, und wird bald in trägem feistem Fleisch begraben. Lerne die Nation sich selbst durchschauen und ergründen, es ist ein tiefer Brunnen in ihrer Mitte zugedeckt, der zu allen Schatzkammern der Erde führt, viele Geister haben schon sich am Nibelungenhort bereichert, und er liegt immer noch unerschöpft im Verborgenen. Mögen alle gehässigen Leidenschaften schweigen; selbst der edle, ethische Unwillen, der sich nicht selten in ihrer Mitte gegen sich selbst gewendet, und größtentheils nach Außen die Katastrophen der Zeit hervorgebracht, ist durch die Nothwendigkeit versöhnt. Sind die Loose einmal erst geworfen, dann geziemt es dem stolzen Muthe, das Seine mit ruhigem Gleichmuth hinzunehmen; es ist unwürdig, die ernste Entscheidung mit ohnmächtigem Widerstand zu stören, oder mit krankhafter Schwäche das Unvermeidliche zu begrämeln. Wie das Schicksal sie gefunden, so hat es sie gerichtet, möge es sie in besserer Fassung treffen, wenn es einmal wiederkehrt. Keine menschliche Macht vermag ein Volk, das aus sich selbst heraus zu einem großen historischen Charakter anreift, zurückzuhalten, und die Macht, die übermenschlich alle Dinge auf Erden lenkt, wird nimmer ein Solches wollen. Was die Deutschen jetzt erstrebt, wird ihnen von selbst zufallen, haben sie nur erst innerlich sich dessen werth gemacht; werden sie je zu einer kräftigen, in sich einigen Nation erwachsen seyn, die

Fesseln, die man ihnen etwa angelegt, werden, wenn sie sich aufrichtet, von selbst zerreißen und in Staub zerfallen. Vermögen sie aber auch nicht zu solcher Würdigkeit sich zu erheben, immer wird, was sie sich gepflanzt, auch ihnen Früchte tragen; von Dornen aber lassen nimmer sich Feigen lesen.

* * *

Was Noth thut vor allen Dingen, ist, daß in der Mitte der Nation eine feste, bestimmte öffentliche Meynung sich bilde, die entschieden und unverkennbar den eigenthümlichen Charakter des Stammes ausdrücke. Die öffentliche Meynung ist, damit wir zu dramatischen Verhältnissen auch ein dramatisches Bild entlehnen, der Chor im politischen Schauspiel; wie der alte Chor von der Bühne verschwunden ist, so auch sie, mit Ausnahme von *England*, aus den Staaten der neueren *Zeit. Es hat sich die* Intelligenz und die Kraft und der Wille der Gesammtheit in der Regierung gesammelt, das Gesammtgewissen kann nicht wohl übertragen werden, und die Nation selbst übt es nach dem Maaße ihres natürlichen Sinnes von Recht und Unrecht insgeheim, oder, wo Freyheit ist, öffentlich aus. Außer den allgemeinen Maximen des Rechts giebt es ein besonderes Einverständniß unter verwandten Geistern, das auch ein specifisches Privatrecht zwischen ihnen begründet, und dieß von der Gesammtheit ausgesprochen, wird nationelle Meynung. Es giebt kein Mittel, eine solche Meynung, die ohne Selbsttäuschung und Verblendung und Leidenschaft ganz von selbst im Geiste eines Volkes sich gebildet hat, zurückzuhalten; es giebt eine Klugheit in der Art, sie auszusprechen, der auch der übelste Wille nichts anhaben mag; wo das Wort versagt, ist die Pantomime schon bedeutend, und selbst das Schweigen ist beredt, wo es von gesammelter Aufmerksamkeit verstanden wird. Aber es gehört große Selbstverständigung

dazu und intensive Klarheit in den Wortführern, Freyheit in der Weise, die Welt aufzufassen, durchgängige Consequenz, die nirgends Blöße gebe, Gewandheit und vor Allem unverdächtige rechtliche Gesinnung, die immer der Bosheit Ehrfurcht abgewinnt, und mit geheimer Geisterscheu sie schlägt. In der Nation aber, aus der ein solches Wort gesprochen wird, muß treuer Sinn erfunden werden, und stetes Zusammenhalten, und Interesse für ihr eigenes Interesse, Besonnenheit, und ein unbestechlich gerader Sinn fürs Rechte, der durch keine Sophismen und keine äußerliche Verkehrtheit sich bethören läßt. Es sind größtentheils verschwunden in der Klasse, die gemeinhin die öffentlichen Charaktere liefert, alle religiösen Motive; schlaue Pfiffigkeit treibt dafür gewinnvollen Tausch von Recht um Vortheil und Genuß; das Volk kommt in dieser Ordnung nur als Riegelweg in Anschlag, auf dem die gepackten Ballen bequem hin und her gefahren werden: ihm wird andere Sitte und bessere Moral und Lebensart empfohlen, und nöthigenfalls mit Gewalt gehandhabt. Aber eben dieß Tergiversiren vor der Mehrheit, diese Abläugnung der immer geübten Maximen, wo sie kund werden wollen in der Menge, ist gerade die erzwungene Huldigung für Recht und Wahrheit, und giebt dem Volke nun die Macht, die Täuschung für Ernst aufnehmend, zu ripostiren durch die Meynung, und der Schlechtigkeit Schranken zu setzen durch sich selbst, und mit eignen Waffen sie zu schlagen. Ist ein Reiz zum Bösen da und eine Verführung zum Verrath, Beyden muß eine Gegenwucht gegeben werden, es muß etwas Preißwürdiges dastehen, das mit der Sünde unwiderbringlich sich verscherzt. Wer vor sich selber kaum erröthet, scheut sich, wenn sein ganzes Volk mit klarem Auge auf sein Beginnen sieht; mit tausend geheimen Fäden ist der Mensch seinem Vaterland verknüpft; wo die Achtung seiner Mitbürger auf dem

Spiele steht, wagt er nicht leicht frevle That; wo auch der bessere Sinn vergangen, weiß doch die Ehre noch zu zügeln. Aber freylich, wenn in einem Volke keine solche Säule steht, die sein ganzes Wesen zusammenhält, wenn keine durchgreifende Kraft in ihm sein ganzes Leben in sich selbst verknüpft und in krauser Verwirrung, Alles nur lose durcheinander treibt und mannigfaltig entgegengesetzte Bestrebungen sich wechselseitig durcheinander heben, dann ist die ganze Macht jener moralischen Gewalt gebrochen, es sind nur Secten, die sich befehden, und kein gemeinsamer Geist, der Achtung geböte; das schlechteste Thun findet leicht Lobredner in der Menge, der beste Willen bösen oder unverständigen Tadel; es ist die Meynung nicht mehr etwas, das geehrt oder gefürchtet wäre, sie wird nur leerer Schall, ein verworrenes nichtswürdiges Getöse. Leider kann, was bisher der Art in Deutschland laut geworden, größtentheils nicht wohl anders, als wie solch mistönend Schellengeläute betrachtet werden. Und doch hat eine ganz entschiedene Meynung bey allen Vorfällen der letzten Zeit sich im Kerne der Nation gezeigt, sie hat vom Anfang an ihr Verhältniß klar erkannt, und zuletzt von Allem, was in ihr sich mit sich selbst in Widerspruch gesetzt, sich bestimmt geschieden und losgesagt. Daß diese Stimmung kein beredt Organ gefunden, erklärt die Furcht, die jedes Wort gebunden, die zwiespältige Verworrenheit der äußern Lage und überhaupt der Mangel an Beruf zum öffentlichen Leben und geselliger Wirksamkeit. Die ersten beyden Hemmungen sind größtentheils gewichen für den Verständigen; die andere muß wegfallen, wenn irgend etwas werden soll. Es muß ein neuer Adel in der Nation aufstehen, zu dem sie selbst ernennt, und die Ehrenzeichen vertheilt. Die Regierung hat ihre Zwecke; wo diese, wie sie immer sollten, mit den Zwecken des Volkes zusammentreffen,

da mag auch die allgemeine Achtung sich vereinigen über dem, der ohne Tadel gewandelt ist vor Beyden; wo sie sich widersprechen, mag niemand dem Volke wehren, von seiner einzigen Waffe Gebrauch zu machen, und löblicher Gesinnung öffentlichen Dank zu zollen und mit Schande Schändlichem zu lohnen. Die geographische Verbreitung der Nation giebt dieser Reaction besonderes Gewicht, und ihre politische Theilung erleichtert die Aeußerung, wenn erst einmal Alle mit einander sich verständigt haben, wenn sie zur klaren Einsicht über ihr Interesse gekommen sind, wenn sie durch stillschweigende Uebereinkunft ohne allen äußern Apparat zu einer ethischen Eidgenossenschaft sich vereinigt haben, und würdige Sprecher die Urtheile der Volksgeschworenen in dem Sinne des Grundgesetzes proclamiren. Sieht man freylich dem hohlen, gedunsenen, nichtigen Wesen der Journale zu, die als die Repräsentanten der literärischen Gesinnung der Nation sich ausgeben; mit welcher trägen Apathie ohne alle selbständige Gegenwirkung diese in Lob und Tadel die frechsten Urtheile sich aufdringen läßt, wie sie von diesen gegen einander blasenden Windschläuchen hin und her getrieben in rathloser Verwirrung umgetrieben wird, und selbst hier, wo Alles gleichsam Spiel ist, und Furcht und Zwang entfernt, nicht zum ruhigen Bestand gelangen mag; dann möchte man verzweifeln, daß sie je im öffentlichen Leben, wo alle schlechten, nichtswürdigen Leidenschaften unvergleichlich heftiger wirken, solche Ruhe und Sicherheit gewinnen wird. Allein eben durch jenes lose, hohle Treiben, das die Deutschen mit allen literärischen Nationen gemein haben, geht eine feste, gediegene Ader, die sie beynahe ausschließlich allein besitzen; die höhere Kritik hat bey ihnen eine feste, gehaltene Würde, eine Allgemeinheit und eine eindringende Schärfe, wie nirgend wo, erlangt; immer noch ist jenes ver-

worrene Gesumse zuletzt vor ihr verstummt, mit jedem Tage wird ihre Macht durchgreifender, immer siegreicher bemeistert jene Kerngestalt das aufgelöste Treiben, und selbst schlechte Institute müssen sich ihm wider Willen öffnen. Die Elemente zu einer gleichen Kritik, die über alle gesellschaftliche Verhältnisse sich verbreitet, sind allerwärts vorhanden, sie dürfen nur sich zum gemeinsamen Zwecke sammeln; es ist kaum zu fürchten, daß das große, ernste Interesse, das dafür in Allen liegt, länger verkannt bleiben sollte. Jeder, der in dieser Zeit nicht bedeutungslos gelebt, und ein festes sicheres Urtheil sich erworben, das im Laufe der Ereignisse sich bewährt, hat den Beruf, zu sprechen in allen Angelegenheiten, die mit dem gemeinen Wesen zusammenhängen. Es ist nicht möglich, daß dem, der mit *Mäßigung, aber ohne* Scheu, diesen Beruf ausübt, *ein Leid widerfahre*, wenn die ganze Nation und das Recht sich für ihn erklärt. Es kann böser Zwang mit Drohung schrecken, dem allgemeinen Unwillen und der Empörung der Gemüther wird er doch zuletzt nachgeben müssen. Darum zage Keiner, es gilt ein bedeutend Gut; gelänge es der Nation, die bisher lautlos stumm geblieben, solche Sprache zu gewinnen, alles Unglück dieser Zeit wäre nur Vorbereitung zu ihrer Wiedergeburt gewesen.

Im Februar 1810.

Orion.

Zwey Reden,

gehalten

in der neu eingerichteten deutschen Gesellschaft zu Königsberg

von

K. D. Hüllmann,

Director der Gesellschaft.

I.

Preußen werde Großdeutschland!

In den griechischen Freystaaten war der älteste und wichtigste Vereinigungspunkt der Staatgenossen ein Kleinod, für welches in allen Gemüthern so tiefes Gefühl der Heilighaltung herrschte, daß kein Versuch bekannt worden ist, das Geheimniß desselben zu erforschen. Es war eine brennende Lampe, mit inniger Andacht unterhalten im Nationalfeuertempel. An ihr ward das heilige Licht angezündet, das abziehende Pflanzbürger mitnahmen, das sie auf der Reise mit wärmster Sorgfalt bewahrten, wofür sie, bey Niederlassung auf entlegner Küste, das erste Gebäude errichteten. Wiederfuhr der eifrigsten Wachsamkeit, daß die Lampe im Prytaneum des Tochterstaats erlosch: nur an jener, im Allerheiligsten des Mutterlandes, durfte sie wieder angezündet werden.

Vortrefliches Sinnbild eines Völkerverhältnisses in der weiten herrlichen Welt der Wissenschaft und Menschenwürde. Immer sind auch hier einige Mutterstaaten gewesen, von deren ursprünglichem Licht entfernte Colonien das ihrige entlehnt

haben. Nur Völker, die im Gebiete der Aufklärung vorangehn, beherrschen dauernd die Welt, nur ihnen huldigt mit Ehrfurcht der Freund der Menschheit und ihrer Geschichte. Hätte Griechenland keine Männer gehabt, die bey Marathon, Thermopylä, Salamis, den hellenischen Namen verherrlichten, aber einen Platon, der vom Himmel den Funken entlehnte, um das reinste Feuer in grossen Seelen zu entzünden, einen Aristoteles, dessen Meisterhand die Wunder der Schöpfung entfaltete: hoch würde Griechenland leuchten über den Trümmern, durch welche die macedonischen, römischen, türkischen Ueberwinder ihr schreckliches Daseyn bezeichnet haben. Hätte Rom nicht jene Ungestümen gehabt, die den prächtigsten Theil der ausgebaueten Welt niederrissen, ohne einen Ersatz aufzuführen; aber es hätte seine *tief in die bürgerlichen Verhältnisse eindringenden Gesetzgeber* gehabt, seine grossen Geschichtschreiber und Redner, seine lyrischen Dichter: um nichts minder wären alle Völker Europens in der tausendjährigen Nacht des Mittelalters nach Rom gegangen, Licht anzuzünden.

Ein Land ist eingeschlossen im Herzen von Europa, denkwürdig späten Geschlechtern durch das Räthsel der Erziehung seines Volks; so gebietend in der zweyten Hälfte der Geschichte, als jene hochberühmten Freystaaten in der ersten; ein Land, immer entzweyt mit sich selbst, wie das Meer, aber ein für das Menschengeschlecht wohlthätiges Mittelmeer, das die geistigen Erzeugnisse aller Völker aufnimmt, weiter führt, mit gediegenen Schätzen aus eignem unerschöpflichen Grunde vermehrt. Deutschland ist Mittelpunkt des edelsten Reichthums; am häufigsten sind deutsche Namen groß geschrieben im goldnen Buche der Menschheit. Woher diese Würde des unvergänglichen Deutschlands? Alles Große, Vortrefliche im Leben, das die Menschen aufrecht hält, sie erinnert an die

Digitized by Google

Abkunft von oben, es beginnt unter Kämpfen, es besteht unter Kämpfen. Die meisten Erinnerungen vielfacher Stürme haften an Deutschland. Jene Doppelherrschaft über den Alpen, deren Fußgestell der stärkste aller Widersprüche war, die alle erreichbare Völker bürgerlich beugte, statt sie moralisch zu erheben, übte die Streitkraft am meisten an der deutschen Nation. Erschöpft erlag die Nation. Aber in kurzem erstarkte ein ehrwürdiger Theil, sprengte die Fesseln der Vormundschaft. Da entstand vieljähriger Widerstreit im Innern der Nation: der abhängig gebliebene Theil wollte den muthigen Brüdern den Vorzug der Freyheit nicht zugestehn; die volljährigen wehrten sich mit jugendlicher Kraft. Verwickelt ist das Schauspiel, wie der Stand der Krieger und Landherrn gegen die aufstrebenden Gemeinheiten der Städtebewohner ankämpft; wie jene unter sich und gegen die Fürsten, wie Bürger gegen Bürger und Obere streiten. In den rauhen Tiefen des Mittelalters liegen die Wurzeln des ewigen Baums der deutschen Größe, da wurden sie genährt vom kräftigsten Safte. Sorgen und Anstrengungen vieler Jahrhunderte bewogen das gehaltvolle deutsche Volk, sich selbst in Anspruch zu nehmen, tiefer und tiefer zu schöpfen aus dem Brunnen der menschlichen Natur. So ward ein Reichthum erworben, der den hochverdienten Deutschen in der Halle der Unsterblichkeit den Platz neben den hochverdienten Griechen und Römern sichert.

Wie im Haushalt der Natur Licht nnd Wärme, kömmt im großen Werke der Nationalveredlung sittliches Gedeihn und Aufklärung zuweilen von oben, durch Fürsten und Pfleger verbreitet; öfter stehn unter dem Volke Männer auf, die den großen Lehrplan des Daseyns verstehn und mit Eifer befolgen. Es ist erweckend, Männer und Jünglinge Preußens, es ist mächtig erhebend, daß unter den Schöpfern, die ausriefen:

„es werde Licht!“ Bürger von Coloniestaaten gewesen sind, Männer von Reichthum und Kraft, die das Verhältniß verändert, die Tochter der Mutter gleichgestellt, Fackeln aufgerichtet haben, die hinüber leuchteten in den Mutterstaat. Großgriechenland ist Beyspiel.

Weise Gesetzgeber und Staatsmänner der reichen und glücklichen Städte dieses Landes, scharfsinnige Denker, erregten die Bewunderung und Nacheiferung der gebildetsten Völker von Hellas. Söhne des preußischen Bodens, Nachkommen verdienstvoller Pflanzbürger aus dem verehrten mütterlichen Deutschland, groß ist die Aufgabe, und stolz: Preußen werde Großdeutschland! Aber wollte unser Muth die Lösung aufgeben? Männliche Schritte werden nicht aufgehalten durch nüchternes *Zweifeln* der Schwachen, die nicht begreifen, *wie viel in die menschliche* Natur gelegt sey, durch neidischen Widerspruch der Unreinen, denen menschlicher Adel ein Aerger ist, weil er ihnen nicht werden kann. Unverändert, wie in früher Zeit, ist das Hauptbette unsers Flusses, das Gestade unsers Meeres: ist auch der Gesichtskreis, unverändert wie er war, als der unvergeßliche Albert sein Denkmahl sich aufrichtete? Wenn die Gewalt der Ueberzeugung das Geständniß erzwingt: bis heute ist Erweiterung sichtbar: wer beurkundet, so weit wir heute sehn, sey die Grenze der Erleuchtung? Kein Tag ohne Linie; kein Tag ohne Oel auf die Lampe am Altar der Aufklärung! Auf, ihr Männer entfesseltes Geistes, veredeltes Herzens, erhaben durch Weltbürgersinn für die Majestät der Wissenschaft, durch Staatsbürgersinn für das Kleinod des vaterländischen Bodens! Auf, zur Verherrlichung Preußens! Stiftet Colonien, errichtet Prytaneen, entzündet heilige Lampen!

II.

Volk und Sprache müssen Deutschland verewigen!

In verhängnißvoller Zeit nahm Aeneas die Hand des geliebten Askanius, ihn zu führen in ein fernes, westliches Land; ohne Ahnung der äußern Größe, der Weltherrschaft später, von ihm kommenden Geschlechter. Da soll auf dem Haupte des Knaben ein Flämmchen erschienen seyn, das um die Locken gespielt habe, ohne sie zu verletzen; ein wundervolles Geheimniß den erstaunten Eltern. Verloren in den Räthseln des entferntesten Alterthums, unerreichbar für das Auge des Forschers, ist die Entstehungsart der Sage, daß Befehlshaberstäbe, Zungen der Redner, Scheitel und Schläfe von Knaben und Männern, feurig erschienen, daß über einem Orte ein außerordentlicher Stern gesehn worden. Nur das ist kenntlich im Dunkel der Sagenzeit: Lichtstralen von unbegreiflicher Natur, außerordentliche Sterne in trüber Zeit, sind Vorzeichen neuer, beglückender Verhältnisse entweder des Bürgers zum Bürger, oder des Menschen zur Gottheit: wie bey Servius Tullius, als Knaben einst im Schlafe; bey Moses, da er vom Sinai kam; bey dem Stifter der erhabensten Religion, nach dessen Geburt, und auf Tabor; bey den Aposteln, deren Zungen entflammt waren nach sieben mal sieben Tagen nach Ostern.

Nicht immer ist zunächst der ernste Verstand in Anspruch zu nehmen, wenn die Würdigung eines großen, den Völkern gewordenen, Geschenks, die Erwärmung zum lebendigen, bereichernden Gebrauche desselben, dem Redenden obliegt. Auch das Einbildungsvermögen hat seine Rechte, seinen Ein-

fluß auf Leben und Wirken. Wäre es zu bildlich, das Vorzeichen eines schönern geistigen und sittlichen Zustandes, das dem preußischen Lande seit kurzem erschienen ist, mit einem Flämmchen auf einem theuren Haupte, mit einem Stern zu vergleichen, der bedeutungsvoll über unsrer Heymath geleuchtet?

Mein Auge durchläuft die Reihe der Versammelten; ich erkenne der Einzelnen Viele; aber keinen, der so betäubt wäre von dem Mißklange vorübergehender Begebenheiten der Außenwelt, keinen so erstorben für die große Sache von fünf Millionen Menschen, keinen so verrätherisch undankbar gegen die Freystätte unsers Landes, erinnert zu werden an die Aussaat der letzten Jahre, ohne dem künftigen Geschlechte mit freudiger Theilnahme Glück zu wünschen zur ergiebigen Ernte. Was *erklären die Edeln, Erleuchteten* des Zeitalters für die gediegene Ehre der Völker; was fordern sie standhaft von den Fürsten und Vorstehern? Daß die Fessel der Knechtschaft zerbrochen, daß keinem der Pflichttheil am großen Vermächtniß der Menschheit vorenthalten, keinem, auch dem Geringsten im Volke nicht, d i e Jugendbildung versagt werde, die ihn zum Bewußtseyn des Menschenthums erweckt, und seine Hofnungen bis jenseit der Gräber erweitert. Es ist erfüllt, was der ewige Herrustand des Menschengeschlechts verlangt: und das ist der Stern, der über Preußen gesehn worden. Aber so vortreflich *diese Fortschritte* zum bessern Daseyn, diese Früchte von einer mit *Thränen und* Blute gedüngten Erde sind; so rein die theilnehmende Freude und der Dank der Nachkommen seyn wird, — *der Nachkommen*, die nicht von kleinlicher Eigensucht den *Maaßstab zur* Würdigung unsers an Inhalt überladnen Zeitalters *entlehnen* werden: so ist nicht zu verschweigen, daß im *Haufen* viele Stimmen gehört werden, die nur klagen, viele

die nur tadelt. — Die Ihr ausgestattet seyd mit dem Herrlichsten, was Männern werden kann, mit großem Sinn für wahrhaften Adel, mit regem Gefühl für Menschenwohl, behauptet Euch selbst; werdet nicht irre durch Aeußerungen der Unmündigen; besteht die Prüfung! Wachs vergeht im hohen Ofen; Gold wird geläutert, gediegen. Der beleidigte Ehrgeiz, die wirthschaftliche bange Besorgniß, der Unmuth über Entbehrungen, der Verdruß über die Gewöhnung an neue Verhältnisse: dieß Alles habe sein Recht, seine Schonung. Aber mit der Wachsamkeit, die wir dem Theuersten widmen, sorgt, daß jenes hohe Geschenk nicht aus diesen unreinen Quellen befleckt und verunstaltet werde! Warum in den untern Ständen vieles schon in der Jugend, wozu im Laufe des Lebens Anlaß und Zeit genug sey? Nur Einmal im Jahre ist Frühling, nur Einmal im Leben ist Jugend. Warum solche Rücksicht auf das Volk, dessen Zustand nicht so elend gewesen sey, als die neuern Gesetzgeber ihn dachten; das im Umfange seiner Wünsche mehr Befriedigung genossen, an Tagen seiner Vergnügungen mehr Lebensmuth verrathen habe, als viele der Großen? Lustige Sklaven beym Trunk und Saitenspiel sind fröhliche Heerden auf der Weide. Es giebt einen andern Gradmesser des Glücks, als das Gefühl des thierischen Seyns. Viele sind heute noch unterthan der Macht veralteter Vorstellungen; ihr Geist ist gefangen in den Banden des Herkommens, des angeerbten Stolzes auf zweydeutige Vorzüge und Rechte, die ohne Verdienst und Anstrengung durch günstige Würfel gewonnen sind. Wer kann dem schwachen Körper starke Nerven und Muskeln aneignen, wer der schlaffen Seele Federkraft? Mögen sie bleiben, wie sie sind, ohne Selbstherrschaft, ohne Bürgerrecht im Staate der Geister! Aber selbst ihr Eigennutz fordert, zu einem Bau mitzuwirken, der die Pfeiler der Vorrechte ihres

Standes, ja der wichtigsten bürgerlichen Anlagen, befestigt. Diese Grundpfeiler des Staatsgebäudes sind das Volk, in jedem Lande entschieden die Mehrzahl. Von unsern Küsten bis an die Berge, die den einzig-übrigen europäischen Freystaat, eine Insel im stürmischen Meere, enthalten, wohnt ein Volk, vieles Großen empfänglich, bieder und markig, zwar bürgerlich unter sich entfremdet, doch enge verbunden durch ein starkes, ehrwürdiges Band, durch gemeinschaftliche Sprache. Das deutsche Volk werde gestärkt und gehoben, daß es bewahre die alte Würde und Selbständigkeit; die Sprache werde gepflegt mit Sorgfalt und Liebe, daß die großen, in ihr niedergelegten, Schätze, das Gesammt-Eigenthum der Deutschen, in jedem Gedränge als Familienglieder uns vereint halten, und viele davon auch das Volk an die Zeiten der Blüthe und der Früchte erinnern, es mit Hofnung und Muthe beleben. **Volk und Sprache müssen Deutschland verewigen!**

Ueber Gottesverehrung.

Die geist- und herzlose, in klügelndem Kriticismus befangene Denk- und Sprechweise der letzten Jahrzehende, über die ersten und ehrwürdigsten Angelegenheiten der Menschheit, das kalte, erbarmungslose Zerstören der durch alte Sitte und Seegen bringende Wirkung geheiligten Formen, scheint endlich in dieser Zeit der Vergeltung und Sühnung in das selbst bereitete Grab des Todes hinab zu sinken oder an geistiger Selbsterstarrung dahin zu welken. Scharfsinnige Seher ahndeten und verkündeten schon früher dieses schmachvolle Ende; Wohlgesinnte sehnten sich schon längst nach etwas Besserem, da ihnen in jener todten Natur unmöglich wohl seyn konnte. Denn nicht, was gepflanzt wird auf den magern Boden müssiger Speculation, und aufschießt in rauhen, unverständlichen Terminologien, wildem Gestrüppe vergleichbar, ladet ein zur Beschauung, zum Genuß, zur Erquickung und Stärkung: nur, was dem ewig seegensreichen Gefilde des vollen, warmen Herzens entkeimt, was gepflegt wird von sorglicher, theilnehmender Liebe, geleitet von besonnener, ernster Weisheit, und zu üppiger Fruchtfülle gedeihet an den Strahlen, die da ausströmen von dem unendlichen Urlichte, nur das ist, was, keiner Wandelbarkeit unterworfen, ewig lebet und wirket, was dauert

zum Heil der Welt, was sich fortpflanzt von Geschlecht zu Geschlecht.

Nicht zu läugnen ist freylich, und nur hartherzigen Thoren, Geistesverwahrlosten, verkennbar, daß die Zeit, das dauernde Werkzeug einer göttlichen Offenbarung, einer ewig waltenden Weltordnung, durch ihren gewaltigen Umschwung der Dinge viel, unaussprechlich viel beygetragen habe zur Sichtung und Läuterung der herrschenden Meynungen und Grundsätze, zur Vernichtung eiteler, irreführender Luftgebilde, zur Aufdeckung schaaler, selbstgefälliger Klügeley und Sophistik; so wie hinwiederum auch zur Bewährung des Guten und Schönen, zur Ehrenrettung des Wahren, durch den Prüfstein der verflossenen Jahrhunderte hinlänglich Erprobten. Denn nur das ist das Gute, das in jedem Kampfe, in jeder Gefahr das Gemüth aufrecht erhält, und den Sinn zu großen Entschlüssen und Thaten begeistert; nur das ist das Schöne, was mit unwiderstehlicher Gewalt die Seele ergreift und sie dem Göttlichen einet; und das das Wahre, das bey jedem Wechsel der Form stets unveränderlich, in ewig blühender Kraft und Wesenheit erscheint. Eben darum ist zu wünschen, daß im regen Eifer, in dem wir mit dahin gerissen werden vom Wirbel der großen Tagesbegebenheiten, nicht möge übersehen werden, nicht schon möge übersehen worden seyn die gefahrvoll drohende Klippe jenseits, an der zu scheitern ein ärgeres Uebel seyn würde, denn das erste gewesen! So wie uns willkommen seyn muß jede Zurückführung des Alten, das die Probe bestand in dem Läuterungstiegel der Vorzeit; so bleibe verbannt und vergessen, wenn es einmal verwiesen ist, das Veraltete. Mit Freuden empfangen wir, von wem er auch dargeboten werde, den Kern der Wahrheit und Weisheit; aber warum aufs Neue ihn umwickeln mit einer Hülle, die Schuld war, daß Leichtsinnige

Digitized by Google

mit der Schaale den Kern selbst dahin warfen? Biedersinn, Kraft, Einfalt der Sitten, tiefes, religiöses Gefühl und Frömmigkeit — wer möchte nicht begeisterungsvoll, von ganzer Seele mit beytragen zur Beförderung, zur Belebung dieser schönsten Erscheinungen des irdischen Daseyns? Aber darum sie wieder aufsuchen in den Rockschößen der altfränkischen Kleidung, in den Verzierungen oder Schnörkeleyen gothischer Gebäude, in dem Aberwitz und der Unbehülflichkeit finsterer Zeiten und widerstreitender Kräfte, wäre thöricht, schädlich und schändlich.

Nicht ohne Grund scheint, was für die andere Ansicht erinnert und gefochten werden kann. „Wenn seichte Philosophie, — sagen sie, Unsittlichkeit und Gottlosigkeit die Gemüther verwildert haben, so sehnen sich die Menschen wieder zurück nach Kindereinfalt, sollten sie auch darüber in Kinderthorheit verfallen. Es sey besser, von Gespenstern umgeben zu seyn, als in einer todten Natur zwischen lauter Leichnamen wandeln; besser, im Schlaraffenlande, als länger ohne Gott leben. Oft sey ein Ungeziefer verordnet, einem noch schädlicheren Ungeziefer Einhalt zu thun! Man möge jenes nicht tödten, ohne für dieses gesichert zu seyn; man solle das Uebel bey seiner Quelle angreifen, oder ihm frey seinen Lauf lassen.“ *)

Wenn aber in trauriger Geistesverblendung diese Rathschläge unbeachtet blieben, nicht befolgt wurden, wenn man die Schranken hinweg nahm, die Unglauben und Unsittlichkeit hemmten, wähnend, nun volle Freyheit zu erhalten, und nicht darauf achtete, wie fesselfrey und zügellos das furchtbare

*) So sprach schon, im Jahre 1785, Mendelssohn — Berlin. Monatsschr. 1785. 1 Th. S. 135.

Uebel sich nun verheerend verbreiten würde: was sollen wir nun thun? Ist nun kein anderes Heil den Menschen gegeben, durch das sie wieder seelig werden sollen, denn allein wieder unter Kinderthorheiten, in Schlaraffenländern, unter Ungeziefern oder Gespenstern? Ist denn nur die Wahl gelassen zwischen Indifferentismus und Wahnsinn oder Aberwitz, zwischen Liederlichkeit und ascetischer Abtödtung? O werden doch getrost ihrem Schicksal überlassen, alle Reste veralteter Opfertheologien, verschwundener Heiligen und Reliquien: aus ihnen ist das Leben, der Sinn, die Bedeutung entflohen; keine Macht, kein Zauber vermag sie wieder zurück zu bannen. Aber fest laßt uns halten und getreu bewahren in unserer Brust, was keiner Form eingezwängt ist, was dauernd und bleibend ist und gesichert gegen alle Stürme der Vernichtung — den Glauben, die Treue, die Liebe, die Stärke, die Hofnung: den Glauben an Gott, die Welt und die Menschen; die Treue gegen Jesum und seine Frommen; die Liebe zum Guten, Wahren und Schönen; die Stärke der Seele, die uns aufrecht erhält im Kampfe mit dem Bösen; die Hofnung, daß die heißesten Wünsche der Seele in Erfüllung gehen werden.

„Manche hoffen, — sagt der geistreiche, hochherzige Jean Paul, das Kriegsungewitter treibe uns wieder zur Religion, wie ein Donnerschlag einst Luthern zur Theologie; noch aber ists unentschieden, ob das Kriegsfeuer bloß ein Fegfeuer, das zum Seligwerden, oder eine Hölle ist, die zum Schlimmerwerden führt. Um so weniger werde auch das kleinste Bausteinchen zu einer Kirche verworfen!" *) — Und

*) Dämmerungen für Deutschland. 1809. S. 238.

wohl ist es erfreulich, wahrzunehmen, wie das dringende Bedürfniß des Herzens, sich dem Göttlichen, dem es so sehr entfremdet geworden, wieder zu nahen, immer lauter, immer allgemeiner gefühlt werde und sich äußere durch Wort und durch That; wie man vielfach bemüht ist, die alte Glaubenstreue an die Lehren des Christenthums wieder herzustellen, einer zweckmäßigen, öffentlichen Gottesverehrung wieder Ansehen und Eingang zu verschaffen. Aber wie vieles bleibt hier noch zu thun, vieles noch zu wünschen übrig! Theils ist die Ueberzeugung, daß nur durch ernstliche Sinnesänderung und Rückkehr zu den Tröstungen und Vorschriften der Religion und deren Ausübung ein neues Gottesreich gestiftet, eine bessere Zeit begründet werden könne, noch lange nicht zur herrschenden geworden; *) theils ist zu beklagen, wie nachtheilig hier ein unsicheres Schwanken und Herumgreifen nach dem Wahren und Wesentlichen, weil man nicht ausgeht von reiner, besonnener Ueberlegung, einwirke und uns immer wieder vom Ziele zurückführe. Mögen folgende Bemerkungen Veranlassung geben, daß diese wichtige Angelegenheit von allen Verständigen und Edlen aufs wärmste in Untersuchung und Berathung gezogen werde.

Die Verehrung des Göttlichen ist bey dem rohen, sinnlichen Menschen zuerst nichts, als Aeußerung der Furcht und des Schreckens, oder der Hofnung und Dankbarkeit; das Opfer ist nur ein Ausdruck seines Eigennutzes, eine Manifestation seiner sinnlichen Wünsche und Begehrungen. In der frühern Zeit

*) So verlautete ohnlängst irgendwo, es sey nicht der Mühe werth, den Cultus wieder in Aufnahme zu bringen; man könne ja jetzt seinen Geist durch Philosophie und schöne Künste hinlänglich veredeln.

der Uncultur gehen daher die Zwecke religiöser Feyerlichkeiten fast bloß auf das Aeußere, darauf, wodurch man dem höheren, übermenschlichen Wesen, das der gesunde Sinn des Naturmenschen wahrnimmt in den furchtbaren oder segnenden Wirkungen der Naturkräfte, eine wirkliche Verehrung bezeigen zu können glaubt. So fand wirklicher cultus statt. Dem alten Volksspruch zufolge:

Weß Brodt ich eß,
Deß Lied ich sing!

tanzten die ältesten Bewohner Arkadiens, die Eichelessenden, *freudig* und jubelnd um den Eichbaum, Ernährerin die Eiche nennend und Mutter.*) Die Tungusen, Ostiaken und andere sibirische Völker besalben ihre Götzen mit Thran, damit sie ihnen *gesegneten Fischfang verleihen*, werfen aber die Undankbaren voll Unwillens und Verachtung ins Feuer oder ins Wasser ꝛc.

Von sinnlicher Hofnung, von Furcht, vom Staunen vor dem Göttlichen steigt der Cultus über mehre Stufen empor bis zur eigentlichen Verehrung, oder Schätzung hoher, Bewunderung und Achtung erregender Eigenschaften und Werke. Wie aber diese Verehrung immer nur ist etwas aus dem Menschen Herausgehendes, Ausdruck einer Empfindung, die auf ihn selbst nicht eigentlich zurück wirkt, sondern die er nur außer sich offenbaren will; so ist auch dieser ganze religiöse Zustand *bey allen Nationen* des Alterthums, bey denen er obwaltete, ein für die Gemüther sehr unwirksamer, todter, fruchtloser geblieben. Er gleicht dem spärlichen Besprengen eines dürren Bodens, das unbefruchtend verdunstet und verfliegt an den heißen *Strahlen* der Sonne; nicht aber dem blinkenden Mor-

*) Plutarch. de esu carn. p. 993.

genthau, der aufsteigt bey der Wärme des Tages zum heiteren Aether, zu Wolken sich sammelt, und in erquikendem Regen dem Lande wieder zuströmt und neuer Befruchtung Entwickelung und Leben verleihet. Auch jene Quelle des Cultus, jene unnennbare Hochachtung gegen höhere, übermenschliche, unbegreifliche Kräfte verfliegt und verstrudelt, nie auf den Menschen wieder zurückwirkend, sondern ihn einer dumpfen, namenlosen Empfindung überlassend.

Es könnte scheinen, als ob das die höchste Stufe der Religiösität wäre, anzustaunen, was man nicht fassen, was man nicht in sich aufnehmen kann. Einem solchen Zustande der Empfindung überläßt man sich gern, denn er drückt aus eine in's Unbegreifliche gehende Größe und stellt sie gegen über dem Gefühle des Nichts dessen, der diese Empfindung trägt. Wenn das Göttliche, das Unendliche überhaupt menschlicher Fassungskraft und Anschauung unerreichbar ist, und die menschliche Vernunft zu schwach, um einzudringen in die Tiefen der Gottheit; was bleibt uns dann übrig, als niederzufallen im Staube, hinzusinken vor der göttlichen Hoheit und Majestät, und anzubeten in schweigender, gränzenloser Verehrung? — Allein so sehr dieß auch unser Gemüth versenkt, es aus sich selbst heraushebend, in das Unendliche, so wenig ist es dem Menschen nütze; es ist nicht Ende, es ist nur Anfang der Religiosität; der Mensch empfindet zwar, fühlet, was Höher sey, er ahnet das Göttliche, beharret aber im Gefühle seiner Ohnmacht, seines Nichts, statt jenes lebendig in sich aufzunehmen, es in sich gleichsam zu vermenschlichen. Nichts ist leichter, als dieses Anstaunen einer Größe, die Du nicht kennest und sie kennen zu lernen aufgiebst; alles Hohe, Große kann nicht gedacht werden ohne dieses Staunen; aber es bleibt für Dich unerreichbar, todt, ohne Leben; es ist wohl

Glaube, Verehrung eines Gottes, aber eines todten, keines lebendigen! Denn „nur durch ein göttliches Leben wird der Mensch Gottes inne.“ *)

Es wäre demnach sehr schlimm, wenn entweder die Menschheit allgemein bey diesem Zustande der Religiosität stehen geblieben wäre; noch schlimmer aber, wenn sie, wo sie sich irgend über denselben erhoben, darein wieder zurück versinken sollte. Kein Zustand ist gefährlicher, als wo dunkele, verworrene Gefühle herrschend sind, ein Reich der Finsterniß bildend; wo die Vernunft gefangen genommen wird, nicht unter der Herrschaft und Kraft des Glaubens, der Weihe des Herzens, nein, unter der Tyranney selbstgefälliger Sophistik der Phantasie und Windbeuteley. „Das Gefühl irrt, — sagt der geistreiche Darsteller der Urchristenthums **), — wenn der Sinn nicht seinen Weg beleuchtet; die Empfindung täuscht, wenn sie der Gedanke nicht berichtigt. Aber der Gedanke ist trocken und kalt, wenn ihn die Empfindung nicht erfrischt und erwärmt; und die Begriffe des Sinnes sind erstorben, wenn sie die Wärme des Gefühls nicht beleben kann.“ — Das ist der Religionswissenschaft Anfang, Mittel und Ende, daß sie die religiösen Gefühle und Hofnungen, die mit dem Menschen, wie Mutterliebe mit dem Säugling, gebohren werden und entstehen, rechtfertigen, erhöhen, beleben, zu Ueberzeugungen empor heben soll, daß er im Endlichen das Ewige aufsuchen lerne und es darin zu einer Fertigkeit bringe. Zweyerley Abwege sind es, die wir zu meiden haben: den der Indifferentisten, die im Endlichen vertieft und befangen sind, und den der Schwärmer, die stets ihren Geist an das Unendliche

*) Fr. H. Jacobi über die Lehre des Spinoza. S. 234.

**) J. A. Eberhard.

knüpfen und das Endliche darüber vergessen. Im Endlichen das Ewige, und im Ewigen das Endliche zu sehen, das ist die Kunst der Andacht; darauf muß die Uebung und Richtung der Aufmerksamkeit des Menschen gerichtet seyn, damit er sein Daseyn ernst nehme; denn um des Endlichen willen scheint das Leben nicht die Mühe und Arbeit, nicht den Schweiß dieser Tage zu lohnen.

Erst dann also kann durch die Religiosität der Mensch selbst erhöhet werden, kann in ihm entstehen ein Streben nach dem Höheren, ein Hinzunahen zum Göttlichen, wenn er das Ewige, das Unendliche nicht mehr bloß anstaunt, überhoch schätzt und bewundert; sondern wenn er zu sich selbst wieder zurückkehrt, und was in ihm selbst höher, edler, gleichsam übermenschlicher werden kann, in sich in Bewegung und Thätigkeit setzt, um dem, in den er versunken ist in seinen Gedanken, in sich selbst ähnlich, mit ihm Eins zu werden: so wie nach der Lehre des Platon, die Seele des Menschen ein Theil ist der Urschöne, des Ewigen, und auch in den Schranken des irdischen, sterblichen Leibes eine dunkle Erinnerung behält dessen, was sie in den himmlischen Sphären gesehen, und früher „befiedert" heimkehrt, wenn sie ohne Falsch philosophirt und nicht unphilosophisch geliebt und gelebt hat, um mit dem Göttlichen, von dem sie genommen, sich wieder zu vereinigen. „Aber — sagt Platon — nur des Weisen Seele wird mit Recht befiedert; denn sie ist immer mit der Erinnerung, so viel möglich, bey jenen Dingen, bey denen Gott sich befindend eben deshalb göttlich ist. Solcher Erinnerungen also sich recht gebrauchend, mit vollkommener Weihung immer geweiht, kann ein Mann allein wahrhaft vollkommen werden." *)

*) Platon. Phaedr. §. 62. p. 259. f. ed. Heind.

Die Verehrung des Göttlichen wird *also* dann erst Vervollkommnung für den Menschen, da man nicht mehr bloß aus Eigennutz, aus Furcht oder Hofnung, nicht mehr in staunendes Anschauen des Unendlichen versunken, allerley Ceremonien verordnet und in ihnen das Wesentliche sucht; da man vielmehr das Uebermenschliche sich zum Bilde macht, um in sich selbst das Höhere aufzusuchen, daß es dem Göttlichen ähnlich, gleich werde, um das Ewige in sich zu manifestiren. Dadurch erst wird die Religiosität etwas Geistiges, daß sie wird etwas Geistigthätiges. Auf der ersten Stufe des Eigennutzes findet zwar auch Thätigkeit statt, aber bloß sinnliche Thätigkeit; in der zweyten Umgestaltung hört sie auf, sinnlich zu seyn; sie ergreift den Geist durch Staunen, Bewunderung, Anschauung, aber ohne dessen Thätigkeit in Bewegung *und Leben zu versetzen*; der Mensch ist in jenem Zustande der staunenden Verehrung bloß in einem leidenden Verhältniß; das Unendliche anschauen, heißt Nichts anschauen, weil der Strahl des Göttlichen nicht zündet. Das wahre Leben erscheint *nur* im Erfassen und Festhalten des Göttlichen in der gottbeseelten Brust und in dem Darstellen desselben durch ein göttliches Treiben und Wirken. Die wahre Ausbildung des Menschen ist nur vollendet an dem, der erwacht ist aus dumpfen Träumen zu dem Leben, das er von Gott in sich trägt; der seines himmlischen Berufes sich treulich bewußt Alles mit Gott thut und *Nichts ohne ihn*, im Sinne unserer frommen Väter, — und sich fühlt *als einen* Gehülfen Gottes im Bunde für die Erziehung der Menschheit.

„*So muß* — wie Jacobi sagt — Gott im Menschen selbst gebohren werden, wenn der Mensch einen lebendigen Gott — nicht bloß einen Götzen —

Digitized by Google

haben soll; er muß menschlich in ihm gebohren werden, weil der Mensch sonst keinen Sinn für ihn hätte." *)

Bey jenen früheren, unvollkommneren Vorstellungen, die sich der Mensch macht von dem Wesen der sich ihm offenbarenden Gottheit, und daraus hervorgehender Religiosität, bleibt der Cultus die Hauptsache. Alles ist darum zu thun, daß Etwas dargestellt werde, wie man der Götter ergebener Knecht sey, daß man durch Pracht, durch Reichthum der Opfer die Götter versöhne oder gewinne ꝛc. Auf der zweyten Stufe wird der Cultus symbolische Darstellung; er ist Ersinnung solcher Ceremonien, Bilder und Gebehrden, die dem Gemüthe jenes Unnennbare, Namenlose vorhalten sollen, aber immer als unnennbar, daß es die Menschen ergreife, erschüttere, in Obstupefaction setze ꝛc. Erst auf der dritten, der geistigthätigen Stufe, wird das Aeußere nicht mehr bloß Darstellung, bloß Symbolisirung; Mittel wird es, um die Veränderung im Menschen zum Heiligen zu bestärken und zu befestigen, Mittel, die religiöse Vergöttlichung des Menschen in ihm selbst zu befördern, wie sie in ihm, dem allmählig zum Göttlichen emporsteigenden, durch allmählige Aufforderung bewerkstelliget werden kann. Der Cultus will nun das Göttliche, welches ist, uns nicht mehr vorhalten, nicht mehr bloß vor unsere Anschauung bringen; er soll uns vielmehr eine beständige Erinnerung werden an das Göttliche, in so fern es in uns selbst zu finden, soll es in uns erwecken, zu unserem Bewußtseyn bringen. Was also früher beym Cultus vom Menschen auswärts ging, das geht jetzt vom Aeußern zurück auf das Innere; durch das Göttliche, das wir überall voraussetzen, das wir erblicken in der Natur, der

*) Jacobi an Fichte, S. 47. f.

Welt, der Geschichte, werden wir aufgefodert, und fodern wir uns selbst auf, den Götterfunken in unserer Brust zu einem göttlichen Feuer des Lebens zu entflammen. Auf dieser Stufe kann natürlich der Cultus, die äußere Ceremonie, nicht mehr die Hauptsache seyn; aber auch nicht überflüssig oder zu entfernen, als Mittel, das Göttliche uns zu enthüllen, uns vorzuhalten als Ideal, als Urbild dessen, wornach das Geistige strebt. Alles wird nur berechnet auf Geist, die ganze Religiosität besteht in Geistesthätigkeit für das Höhere, nicht, in so fern wir jenes nicht begreifen, sondern in so fern wir es in uns selbst finden, in so fern es das Heilige, die Vollkommenheit des Handelns und Lebens betrifft.

Aus der vorausgeschickten Unterscheidung ergiebt sich, warum aller Cultus im *Alterthume* Priester hervorbrachte. Der *Priester ist ein* Versinnlicher des Göttlichen, so fern es im Menschen nicht selbst ist; ein Vermittler zwischen dem Menschen, der im Gefühl seiner unendlichen Niedrigkeit an sich selbst verzweifelt, und zwischen dem Unendlichen auf der andern Seite, das jener anstaunt, scheuet und fürchtet, ohne es in sich aufzunehmen; eine Scheidewand ist er, dazwischentretend zwischen das Menschliche und Göttliche, damit Beydes getrennt bleibe und nimmer sich vereine; geziert mit der Strahlenkrone des Heiligenscheins steht er da, um die Strahlen der Gottheit einzusaugen, ohne sie in die Herzen des Volks übergehen zu lassen, denn nur in einem schwachen, trügerischen Abglanze, in einem, wo nicht ganz stummen, doch nur leise und unvernehmbar zuflüsternden Symbole. Dieß muß der Fall seyn, so lange bey der Religion als die Hauptsache angesehen wird das Betrachten der unbegreiflichen, unnachahmbaren Eigenschaften des Göttlichen. Auch im Christenthume fällt diese Ansicht nicht weg, so lange man sich bloß die Attri-

bute der Allmacht, der Allwissenheit, der strafenden Gerechtigkeit ꝛc. zum Gegenstande der Religion macht. In sich fühlt der Mensch nichts von Allmacht, er kann sie nur anstaunen; sein beschränktes, unsicheres Wissen mahnt ihn an den ungeheuren Abstand von der Allwissenheit des Höchsten, und in der Angst seines Herzens nimmt er seine Zuflucht zum Vermittler, daß er durch Opfer, durch Gebete, durch Ceremonien den zürnenden Richter versöhne, dem auch nicht der verborgenste Gedanke verhüllt bleibe.

Aber das ächte Christenthum ist geistigerer Art. Ausgesöhnt ist die Menschheit mit Gott, und kein Vermittler ist mehr nöthig, wenn der Mensch dem Göttlichen sich nahen, dem Heiligen sich weihen will, seitdem der letzte und einzige wahre Vermittler durch sein Blut allen Opfern ein Ende gemacht hat. Die heilige Flamme auf den Bergen Zion und Garizim ist erloschen und in tausend Herzen glühet das Feuer einer reineren Andacht empor, zum Vater des Weltalls, der keine Opfer verlangt, denn nur, die die Liebe gebeut. Das Christenthum ergreift nach dem Charakter seines Stifters und seiner ersten Verbreiter den ganzen Menschen, lehrt ihn die Gottheit nicht bloß staunend verehren, nicht bloß bewundern die unbegreiflichen Eigenschaften des Ewigen; es fordert vielmehr den Menschen auf, zu handeln, wie der Heilige wolle, fodert ihn auf, durch ein gottseliges Leben und Wirken zu zeigen, daß er an Gott glaube, Gott kenne, Gott im heiligeren, geweihteren Tempel seines Herzens verehre. Die wahre Verehrung Gottes besteht darin, daß Du in Deinem Geiste und nach einer göttlichen Einsicht handelst, das heißt Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten. „Wie ich dafür halte, — sagt der ehrwürdige Klemens von Alexandria, so sind die Tugendhaften die wahren Nachahmer und Verehrer Gottes.“—

Zwar konnten sich die Christen von Zeit zu Zeit von dieser Ansicht wieder entfernen, konnten wieder zurück kehren zum bloßen Anstaunen; so bald aber der Geist des Christenthums wieder hervortrat in seiner Klarheit und Kraft, so wie man bemerkte, daß immer und immer die Rede sey in den Urkunden unserer Religion vom Handeln, vom Thätigseyn neben und zufolge der Verehrung des Höchsten; so mußte nothwendig jene *wohlthätige* Wiedergeburt in den Gemüthern erfolgen, die zum wahrhaft Göttlichen die Menschheit empor trägt.

Wenn der Mensch thätig werden will, um das Göttliche in sich selbst zu erkennen, zum Bewußtseyn zu bringen, so bedarf es der Aufmerksamkeit und ernsten, angestrengten Beschäftigung mit solchen *Einsichten, die den* Geist erheben, auf daß von ihnen *das Resultat jener* innerlichen, religiös-moralischen Apotheose geschöpft werden könne. Und hier nun ist *es*, wo statt der Priester des Alterthums der Stand nöthig geworden, den wir mit so vielem Rechte den geistlichen nennen. Denn Thätigkeit für das Geistige des Menschen ist die Bestimmung, jene sokratische Hebammenkunst soll die Beschäftigung der Mitglieder dieses Standes seyn; tüchtig sollen sie erfunden werden, auf den Geist Anderer zur Vervollkommnung, zur Veredlung, zur Vergöttlichung der Handlungsweise zu wirken. In diesem Sinne kann auch der geistliche Stand nie aufhören, weil das Bedürfniß, auf das er gegründet ist, im Menschen nie aufhört; wollte man politisch ihn aufheben äußerlich, in der Idee, im Geistigen würde er fortdauern, man würde sich sammeln um die, in denen die göttliche Einsicht besonders lebendig sich zeigte, um durch dieses Geistige thätig zu seyn im eigenen Geiste. Heißen jene Philosophen, heißen sie Poeten, die Sache ist Eine; Philosophie, Poesie, Religion

sind hierin Eins: Wohl uns, wenn die Scheidewand aufgehoben wäre!

Was früher nur in den Gemüthern Einzelner religiös gewesen war, das wurde im Christenthume Sache der Gesellschaft. Bis auf jene Zeit war ein entschiedener Widerspruch herrschend gewesen zwischen der Religiosität der Gefühlvolleren oder Gebildeteren und zwischen der geistestödtenden Ceremonie der Priester. Ein Sokrates und die Priester Athens konnten nicht mit und neben einander bestehen. Nach ihm sank der Cultus der Hellenen bis zur größten Verachtung und Lächerlichkeit herab, während die Religiosität durch die Philosophie im Volke sich immer mehr verbreitete, wo nicht dem Praktischen, doch wenigstens der Einsicht nach. Es ist ein großes Unglück, wo die äußeren Anstalten *nicht* mit der Ueberzeugung übereinstimmen. Während jene lediglich durch Gewalt aufrecht erhalten werden, wirken sie nicht nur nichts Gutes, sondern sie hindern und ersticken das Gute auch, und die inneren Ueberzeugungen werden durch Mangel an Unterstützung wankend, geschwächt und verschwinden. Diesem heillosen Zustande des Alterthums hat das Christenthum durch seine äußere Erscheinung in der Welt ein Ende gemacht, und d a z u ist es in die Welt getreten, daß es, was vorher im Kopf und im Herzen nur einzelner, kraftvoller Geister lebte, die in sich das Göttliche erkannten, einführen wollte in gesellschaftliche Einrichtungen, in äußere Anstalten und Verbindungen. So ging das geistige Streben, das Befolgen innerer, göttlicher Zwecke von Wenigen über zu Mehren, von Einzelnen zum Volke, nicht als ob die Einsichten sogleich überall gleich klar, überall gleich lebendig, überall dieselben geworden wären, was nie möglich ist, auch bey Philosophen nicht; aber Jedweder war doch nun von dem Vorsatz belebt, nach dem zu handeln und zu

leben, was einzig als richtige Norm, als göttliche Vorschrift dem Nachdenken und Schauen der stärkeren, göttlichen Geister sich kund gethan hatte.

Sobald man zusammengetreten war in religiöse Gesellschaften, entstand natürlich die Frage nach dem, was für bleibende Einrichtungen festgesetzt werden könnten, die geeignet wären, jene Vorsätze in fortdauerndem Leben zu erhalten. So entstanden bestimmte Zusammenkünfte zu gewissen Zeiten, in denselben brüderliche Ermahnungen, Aufmunterungen zum Festhalten am Göttlichen; weiterhin allerley Gebräuche, außer wenigen, von Christus übergebenen, erst zufällig, dann zur Gewohnheit werdend. Man sprach aus dem Herzen ein kräftiges Gebet; es erquickte, es wurde wiederholt, es blieb Formular; die Anrufungen an die Gottheit faßte man in feyerliche Gesänge; andere Ritus kamen hinzu: aber Alles nicht als Cultus der Gottheit, es wurde nur in so fern geschätzt, als es für Aug und Ohr Belehrung werden und das Gemüth zum Göttlichen emporheben konnte; jene Gebräuche und äußern Gebehrden waren eine Schrift mit stehenden Lettern, durch welche gesprochen wurde zu den Gemüthern der Menschen.

Ueber die Ausartungen der Folgezeit, wie man herabgesunken von der Weisheit zur Thorheit, wie die Zahl der todten und tödtenden Gebräuche sich immer vergrößert, wie unwürdige Vorstellungen vom Göttlichen, selbst die Begierde, sich bey Gott einzuschmeicheln, *) eine Menge von Uebungen erzeugt, die auf keine Weise zu rechtfertigen sind, darüber ist es besser zu schweigen. Von diesen gilt, was der ehrwürdige Reinhard erinnert: „Veralteten, unschicklichen, aus Aber-

*) Schon Tertullian stellte den Grundsatz auf: non tantum obsequi Deo debeo, sed et adulari. Adv. Psych. c. 13.

glauben entsprungenen Ceremonien und Anstalten kann es nicht zur Entschuldigung dienen, daß sich noch zur Noth ein guter Sinn in dieselben legen läßt. Was erst einer solchen Nachhülfe bedarf, wird füglicher ganz abgeschaft, und mit etwas Besserem vertauscht; da insonderheit der große Haufe nicht gewohnt ist, künstliche Auslegungen zu machen, sondern bey dergleichen Gebräuchen entweder gar nichts denkt, oder das festhält, was sie zunächst aussprechen, es sey auch noch so unschicklich." *) — Wollen wir irgend etwas thun, so müssen wir zurückgehen auf jene früheren, durch das Christenthum so planlos, wie zweckmäßig und wesentlich entstandenen Verbindungen; wie jene, so müssen auch wir uns zum Zweck machen Erhaltung und Belebung religiöser Gefühle und Ueberzeugungen, Verbreitung solcher Einsichten, die als die besten in jedem Zeitalter erreicht werden können: alles Uebrige sey Mittel zu diesem Zweck.

Solches sich zu bedenken, widmen wir es allen denen, denen das Wohl der Nation, das Wohl der Menschheit am Herzen liegt.

Fr. Gottlieb Zimmermann.

---

*) Christliche Moral, Bd. III. S. 690. nach der 4ten Ausg.

Doctor Luther von der Kinderzucht.

(Aus dem Sermon: von guten Werken, und andern seinen Schriften.)

„*Gott hat nicht umsonst* gesagt: Du sollt Deinen Vater und Deine Mutter ehren; nicht saget er: Du sollt sie lieb haben, wiewohl das auch seyn soll. Aber die Ehre ist höher denn schlechte Liebe, und hat mit sich eine Furcht, die sich mit Liebe vereiniget, und machet den Menschen, daß er mehr fürchte, sie zu beleidigen, denn die Strafe. Gleich als wie ein Heiligthum ehren mit Furcht, und doch nicht fliehen davor als vor einer Strafe, sondern mehr hinzu dringen. Eine solche Furcht mit Liebe vermischet ist die rechte Ehre. Die andre Furcht ohne alle Liebe ist wider die Dinge, als man den Henker oder Strafe fürchtet, da ist keine Ehre; denn es ist Furcht mit Haß und Feindschaft. Mit der Furcht will Gott nicht gefürchtet noch geehret seyn, noch die Eltern geehret haben; sondern mit der ersten, die mit Liebe und Zuversicht gemischet ist.

Dieß Werk scheinet leicht, aber wenig achten sein recht. Denn wo die Eltern recht fromm sind und ihre Kinder nicht

nach fleischlicher Weise lieb haben, sondern, wie sie sollen, zu Gottes Dienst sie mit Worten und Werken weisen und regieren, da wird dem Kinde ohn Unterlaß sein eigner Wille gebrochen, und muß thun, lassen, leiden, das seine Natur gar gerne anders thät; dadurch es denn Ursach gewinnet, seine Eltern zu verachten. Desselben gleichen, wo sie strafen und züchtigen wie sichs gebühret, zuweilen auch mit Unrecht, das doch nicht schadet zu der Seelen Seeligkeit, so nimmts die böse Natur mit Unwillen an, und die Ehre ist dahin. Auch ist eine Unehre der Eltern, welche sich schmücket und ansehen lässet für eine rechte Ehre; die ist, wenn das Kind seinen Willen hat, und die Eltern durch fleischliche Liebe dasselbe gestatten. Hier ehret sichs, hier liebet sichs, und ist auf allen Seiten köstlich Ding, gefället Vater und Mutter wohl, wiederum gefällts dem Kinde wohl. Diese Plage ist sehr gemein. Denn wenn die Eltern, verblendet, Gott nicht erkennen und ehren; mögen sie auch nicht sehen, was den Kindern gebricht, und ziehen die zu den weltlichen Ehren, Lust und Güter, daß sie nur den Menschen wohl gefallen und je hoch kommen. Das ist den Kindern lieb, und sind gar gerne gehorsam ohn alles Widersprechen.

Und so geht denn Gottes Gebot heimlich unter gutem Schein gar zu Boden, und wird erfüllet, das im Propheten Jesaias *) und Jeremias **) geschrieben stehet: daß die Kinder von ihren eigen Eltern verzehret werden, und sie thun, wie der König Manasse, †) der sein Kind dem Abgott Moloch ließ opfern und verbrennen. Was ists anders, denn sein eigen Kind dem Abgott opfern und verbrennen, wo die Eltern ihre Kinder mehr ziehen, die Welt zu lieben denn Gott? Lassen sie so hingehen, und in

*) Esaias 57. v. 5. **) Jerem. 7. v. 31., 32. v. 35. †) 2. Reg. 21. v. 6.

weltlicher Lust, Liebe, Freude, Gut, Ehre verbrannt, und Gottes Liebe, Ehre, und ewige gute Lust in ihnen ausgelöschet werden. O wie gefährlich ists, Vater und Mutter zu seyn, wo nur Fleisch und Blut regieret! — Denn fürwahr, an dem liegt es gar, daß die Gebote Gottes erkannt und gehalten werden; und darum ist den Eltern befohlen: „sie ihren Kindern bekannt zu machen, auf daß ihre Nachkömmlinge dieselben wissen, und Kind und Kindeskindern verkündigen sollen." *)

Wo nun die Eltern so närrisch sind, und die Kinder weltlich ziehen, sollen die Kinder ihnen in keinem Wege gehorsam seyn, denn Gott ist höher zu achten, denn die Eltern. Weltlich Ziehen aber heiße ich, so sie lehren: nicht mehr zu suchen, denn Lust, Ehre, und Gut oder Gewalt dieser Welt. Ziemlichen Schmuck tragen, und redliche Nahrung suchen, ist die Noth, und nicht Sünde, so doch deß im Herzen ein Kind also sich geschicket finde, oder je sich also schicke, daß ihm Leid sey, daß dieß elende Leben auf Erden nicht mag wohl angefangen oder geführet werden, es laufe denn mit unter mehr Schmuck und Guth, denn Noth ist zu der Decke des Leibes, Frost zu erwehren und Nahrung zu haben, und muß also ohne seinen Willen, der Welt zu willen, mit narren, und solches Uebel dulden, um eines Bessern willen und Aergers zu vermeiden. Also trug die Königin Esther ihre königliche Krone, und sprach doch zu Gott: **) „Du weißt, daß das Zeichen meines Prangens auf meinem Haupte mir noch nie gefallen hat, und achte sein, wie eine böse Lumpen, und trage sie nimmer, wo ich allein bin, sondern wenn ichs thun muß, und für die Leute gehe." Welch Herz also gesinnet ist, träget ohne Gefährlichkeit Schmuck; denn es träget und träget nicht, tanzet und

*) Ps. 78. v. 6, 7. **) Stück in Esther, 3. v. 11.

tanzet nicht, lebet wohl und lebet nicht wohl. Und dieß sind die heimlichen Seelen, verborgene Bräute Christi; aber sie sind selten. Denn es schwer ist, nicht Lust zu haben in großem Schmuck und Prangen.

Es muß ein jeglicher Mensch regieret und unterthan werden, und alle unser Leben andern Menschen unterworfen seyn. Und daher wird Gehorsam so hoch gepreiset, und alle Tugend und gute Werke werden in ihm beschlossen; also daß man es wohl greifen kann, daß Gott viel daran gelegen ist, daß dieser Gehorsam gegen Vater und Mutter im Schwange gehe. Und wo solches nicht geschicht, da sind keine gute Sitten, noch kein gut Regiment; denn wo in Häusern Gehorsam nicht gehalten wird, wird man es nimmermehr dahin bringen, daß eine ganze Stadt, Land rc. wohl regieret werde, weil da ist das erste Regiment, davon einen Ursprung alle andre Regimente und Herrschaften haben. Wo nun die Wurzel nicht gut ist, da kann weder Stamm noch gute Frucht folgen. Aber wo das Regiment im Hause wohl und rechtschaffen gehet, ist dem andern wohl gerathen. — Darum hat Gott uns auch die Kinder so nahe eingepflanzet, daß er sie nicht aus Stein oder Holz, wie er wohl hätte thun können, *) sondern aus unserm eignen Fleisch und Blute spinnet, daß ja die Ehre und Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, und die Sorge, Mühe und großer Fleiß der Eltern gegen die Kinder desto herzlicher und williger geschehe. — Und müssen die Eltern flugs und in der erst dazu thun, weil sie sich noch ziehen, biegen und leiten lassen, und nicht harren, bis sie erwachsen und in ihrem Muthwillen erhärtet werden; denn so die Kinder in der Jugend ver-

*) Matth. 3. v. 9.

säumet werden, geht es ihnen gleich als einem Garten, der versäumet wird im Frühling.

„Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn.“ *) Das ist wider die, die ihre Kinder mit Ungestüm ziehen. Daraus kömmt, daß der Kinder Gemüth, weil es noch zart ist, ganz in Furcht und Blödigkeit geräth, und erwächset in ihnen ein Haß gegen die Eltern, und thun, was sie sonst nimmer gethan hätten. Doch will St. Paulus damit nicht, daß man die Kinder nicht dürfe erzürnen oder schlagen; sondern daß man sie aus Liebe strafen soll, nicht daß man seinen Muth kühle, und nichts darnach frage, wie man der Kinder Untugend bessere. Ein Kind, das einmal blöde und kleinmüthig worden ist, dasselbige ist zu allen Dingen untüchtig und verzagt, und fürchtet sich allezeit, so oft es etwas thun oder angreifen soll. Und was noch ärger ist, wo eine solche Furcht in der Kindheit bey einem Menschen einreißet, die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Lebenlang.

Man soll die Kinder auch nicht ärgern, weder mit Worten noch Werken; sondern so ziehen, daß sie lernen: beten, züchtig, mäßig, gehorsam, treu, still, und wahrhaftig seyn, nicht fluchen, nicht schelten, und in Worten und Gebehrden fein züchtig sich halten, damit nicht fleischliche, ungezogene, wüste Leute aus ihnen werden. Wie es denn sehr bald geschicht, wo man durch fleißige Zucht nicht wehret; denn die Jugend ist wie ein Zunder, der über die Maaßen leichtlich fähet, was böß und ärgerlich ist. Darum sollte man auch bey dem jungen Volke fürsichtiger und bedächtiger seyn, und nicht alles reden und thun, was man sonst redet und thut. Man soll sie nicht ärgern: nicht allein damit, daß man nichts Arges vor ihnen

---

*) Ephes. 6. v. 4.

thun soll; sondern auch daß man sie vom Argen abhalte, und fleißig und auf der Stelle Zucht halte. Als wenn ein Kind einen Fluch thut, oder ein schambar Wort läßt laufen, daß man mit Ernst ihm zurede und spreche: „Schäme dich in dein Herz hinein, und thue es nimmer; denn da stehet dein Engel, der siehets und hörets und erschrickt für solchen Fluch, und siehet sauer darüber; meynest du nicht, Gott, der alles siehet und weiß, werde deshalb nicht sauer sehen und zürnen? Darum thue es nimmer." So sage und vermahne ich, deß man bey Zeit immer stets fleißig sey mit Warnen, und Wehren und Strafen, auf daß die Kinder aufgezogen würden zur Scheu und Furcht für Gott. Denn wo man sie so läßt hingehen, wird nichts Gutes daraus; wie itzt vor Augen, daß die Welt böser ist, als sie je gewesen, und kein Regiment, Gehorsam, Treue noch Glaube ist, sondern eitel verwegene unbändige Leute, an den kein Lehren noch Strafen hilft.

Wiederum soll man die Kinder auch treiben und reizen, Gottes Nahmen zu ehren, und stetig im Munde zu haben, in Allem, was ihnen begegnen und unter Augen stoßen mag, so daß sie gewöhnen, sich alles Trostes zu ihm zu versehen. Solches ist eine seelige nützliche Gewohnheit, und sollte man, sage ich, dem Teufel zu Leid, den heiligen Nahmen Gottes immer im Munde führen, daß er nicht schaden könnte, wie er gerne wollte. Ferner dienet auch, daß man die Kinder gewöhne, sich täglich Gott zu befehlen, mit Seel und Leib und was sie haben; daher auch das Benedicite, Gratias und andere Segen Abends und Morgens, und andre Kinderübungen kommen und blieben sind.

Siehe, also möchte man die Jugend kindlicher Weise und spielens aufziehen in Gottes Furcht und Ehre, daß das erste und zweyte Gebot fein in Schwung und steter Uebung giengen.

Da könnte etwas Gutes bekleiben, aufgehen und Frucht schaffen, und solche Leute erwachsen, der ein ganzes Land genießen und froh werden möchte. Das wäre auch die rechte Weise, Kinder wohl zu ziehen, wenn man sie mit Gutem und Lust kann gewöhnen. Denn was man allein mit Ruthen und Schlägen soll zwingen, da wird keine gute Art aus, und wenn mans weit bringet, so bleiben sie doch nicht länger fromm, denn die Ruthe auf dem Nacken liegt. Aber hie wurzelt es ins Herz, daß sie sich mehr für Gott, denn für den Ruthen und Knüttel fürchten. Das sage ich so einfältig für die Jugend, daß es doch einmal eingehe; denn weil wir Kindern predigen, müssen wir auch mit ihnen lallen.

Weiter lehret St. Paulus: daß man die Kinder soll auferziehen in Zucht *und Strafe* des Herrn. Darum siehe zu, daß *du deine Kinder vor* allem andern und zuerst lässest unterrichten in geistlichen Dingen, sie zuerst Gott ergebest und unterweisest in der Lehre Gottes.

Das ist aber die Lehre Gottes: „so du die Kinder lehrest erkennen den Herrn Christum, daß du sie lehrest stets in frischem Gedächtniß haben, wie er für uns gelitten hat, was er gethan und was er verheißen hat.“

Also war den Kindern Israel von Gott geboten, daß sie ihren Kindern und Nachkommen erzählen sollten die Wunder, die Gott ihren Vätern in Egypten gethan hatte. Und, wenn sie nun solches wissen, und noch nicht lernen Gott lieben, ihm danken und beten und Christo nachfolgen, soll man weiter fürnehmen die Strafe des Herrn. Das ist, halte ihnen für die schrecklichen Exempel des Gerichts Gottes und seines Zorns über die Bösen. Wenn einer solches lernet von Jugend auf erkennen, nämlich Gottes Wohlthaten, daraus sie Gott

lieben lernen, und Gottes Strafe und Dräuungen, daraus sie Gott fürchten lernen; so weiß er es hernach, wenn er alt wird. Denn Gott will in den zweyen Dingen geehret werden, daß man ihn liebe als einen Vater, der Gutthaten halben, die er uns erwiesen hat, erweiset, und erweisen wird, und daß man ihn fürchte, als einen Richter, wegen der Strafe, die er erzeiget hat und erzeigen wird. Und seine Strafen will Gott den Kindern vielmehr fürgehalten haben, als der Menschen, das ist, unsre eigne Strafen. Und das nicht ohne Ursache: denn daraus lernen sie allewege über sich zu Gott aufsehen, und nicht Menschen, sondern Gott fürchten. Darum soll man Kinder also ziehen, nicht daß sie ihre Eltern fürchten, sondern daß sie wissen, daß sie Gott erzürnen, wenn sie ihre Eltern nicht fürchten. Denn so werden sie nicht kleinmüthig werden, sondern wenn sie schon ihrer Eltern beraubet werden, weichen sie doch nicht von Gott, weder im Glück noch im Unglück: denn sie haben mit der Furcht Gottes ihre Eltern fürchten gelernet und nicht Gott mit der Eltern Furcht.

Bey alle dem sollen die Eltern aber doch auch erkennen, daß sie mit ihren Kräften und durch allen ihren Fleiß oder Arbeit die Kinder nimmermehr recht und wohl aufziehen können: derohalben sollen sie zu Gott schreyen und also beten: Herr Gott, himmlischer Vater, hilf uns, daß die Kinder wohl gerathen mögen!

Und so ists wahr, daß die Eltern an ihren Kindern sich seelig machen, an welchen, so sie die recht ziehen, gewinnen und haben sie fürwahr beyde Hände voll guter Werke. Denn was sind im Evangelio *) die Hungrigen, Durstigen, Nackten, Gefangenen, Kranken, Fremdlinge anders, denn Deiner eig-

*) Matth. 25. v. 35. 36.

nen Kinder Seelen, mit welchen Dir Gott aus Deinem Hause ein Spital macht, und Dich Ihnen zum Spitalmeister setzet, ihr zu warten, zu speißen und tränken mit guten Worten und Werken, daß sie lernen Gott trauen, gläuben und fürchten, ihre Hofnung auf ihn setzen, beten, fasten, wachen, arbeiten, seines Dienstes warten und ihm feyren den Sabbath, daß sie zeitliche Dinge lernen verachten, Unglück sanfte tragen, den Tod nicht fürchten und dieß Leben nicht lieb haben.

Siehe welche große Lection das sind, und wie viel Du habest guter Werke für Dich in Deinem Hause an Deinem Kinde, das solcher Dinge aller bedarf, wie eine hungerige, durstige, bloße, arme, gefangene, kranke Seele. — O wie eine seelige Ehe und Haus wäre das, wo solche Eltern innen wären!"

„Ich will, sagt Luther in der Vorrede zu dem Sermon, einem jeden die Ehre größerer Dinge gerne lassen, und mich gar nichts schämen, deutsch und einfältig den Ungelehrten zu predigen und zu schreiben. Wiewohl ich auch desselben wenig kann, dünket mich doch, so wir bisher und fast, mehr uns desselben beflissen hätten und ferner wollten; so sollte daraus nicht ein kleinerer Vortheil wahrer Besserung erwachsen seyn, denn aus den hohen Büchern und Quästionen in den Schulen, unter den Gelehrten allein gehandelt."

Matthias Claudius.

Ueber Schulbücher.

Von einem politischen Schriftsteller in Nordamerika. *)

Man hat die Gewohnheit, nun schon seit manchen Jahren, den Kindern allerley kleine Bücher in die Hände zu geben, worin Fabeln und moralische Erzählungen enthalten sind. Dieß ist an sich sehr gut; es ist ganz recht, die Neugier erst rege zu machen, und sie dann richtig zu lenken. Allein der Inhalt ist oft nicht verständig zusammengetragen; die Sprache zu hoch für den Kreis der kindlichen Begriffe; die gute Lehre aus dem Mährchen hergeleitet, sie sehen nicht, wozu? Wenn einst Erfahrung klug gemacht hat, findet die Jugend, daß es sich in der Welt bald mehr, bald weniger, bald gar nicht so verhalte, als jene Verhaltungsregeln vorausgesetzt; und die Weisheit des Buchs verläßt sie. Viele von diesen Schriften, die berühmteren, haben einen Ueberfluß an jener schwächlichen Empfindsamkeit, (wie es Romanleser zu nennen belieben,) deren Hauptverdienst im Thränenvergießen besteht, und im Geldausgeben. Ist es recht, oder kann es gebilligt werden, daß man die zarten Gemüther noch weicher zu bilden strebe? Mitleiden und Edelmuth, es ist wahr, sind gütige Triebe, jedoch blinde; und sollten, so wie wir an Jahren reifen, nach Zwecken geleitet werden, und durch Einsicht gezügelt.

*) Works of Fisher Ames. Boston 1809.

Es ist noch keine Folge, daß man im dreyßigsten Jahre um so mildern Herzens sey, weil man im zehnten über einer von Berquin's Fabeln weinte, wo die Spitze darauf hinausläuft, daß ein Bettlersknabe zerlumpt geht, und reicher Leute Kinder gute Kleider tragen. Mancher vielmehr hat seine sympathetischen Gefühle, so scheint es, schon alle hingeweint, bis er zum Mann geworden. Sie sind, meistentheils, schon weich und zart genug, die jugendlichen Herzen; und der Zweck der Erziehung ist vielmehr, diese, an sich köstlichen, Gefühle, zu regieren, als sie zu vermehren.

Diese Kinderbücher werden wegfallen, wie sie denn sollten; und wird nicht dann die Bibel ihren Platz wieder füllen, als Schulbuch? Ihre Lehren sind lauter, groß und ergreifend ihre Beyspiele. Die *Ehrfurcht* für das heilige, so früh dem Herzen *eingeprägte*, Buch, ist daurend; und faßt vermuthlich eine so tiefe Wurzel im Menschen, als wenn von Kindheit auf gepflegt. Noch ein Umstand ist gar nicht zu übersehen. In keinem Buche finden wir *besser* Englisch, so rein und wohlgesetzt; und indem sie aus demselben Buche lehren, werden sie alle *einerley* Sprache sprechen; so daß die Schrift, und von Rechtswegen, die Richtschnur der Sprache, wie des Glaubens, bleibe. Barbarisch-landschaftliche Maularten werden verschwinden; und der Geschmack von Johnsonschem Schwulst und dergleichen Affectation sich reinigen.

G e d i c h t e.

Der Deutsche.

Uns kann die Freyheit nur von Deutschen kommen,
Sie mag von Deutschen nur allein uns frommen,
Die edlem Rechte angehören,
Und kein Gesetz mit Frevel stören.

„Denn Mensch geworden, Menschen zu erlösen
Von Drängermacht, der Dienerin des Bösen,
Sey Gott, der Christ, in seiner Lehre,
Die standhaft jeder Deutsche ehre.

Drum ins Gemüth, so sey es ihm geschrieben,
Der Weisheit Spruch, der Wahrheit Wort zu lieben;
In Fleiß und Mühe sich zu regen,
Und keine Stürme zu bewegen.

Nicht aufzutaumeln gegen Druck und Fehle
Der hohen Fürsten, die ein Gott erwähle,
Der Völker Heil und auch Verderben
Zu seyn durch sich und ihre Erben!

Durch Ernst im Denken, Redlichkeit im Tichten
Geziem's der Fürsten dunkles Werk zu richten,
Und wo ein Volk ihr klarer Spiegel,
Da klirrt kein Fürst mit Kett' und Riegel."

Solch Wort geschah in seines Volkes Mitte
Von einem deutschen Mann in deutscher Sitte;
Bereit die Rede aufzufassen,
War Stadt, und Volk und Landessassen.

Schon dreymal hundert Jahre sind verflossen,
Seit dieser Mann und seine Lehrgenossen
Das Unrecht durch die Wahrheit beugten,
Von Gott zu Gott uns zu erleuchten.

Und wir, des Mannes Erben, wollten wanken,
Für Recht durch Unrecht taumeln, irren, schwanken,
Nicht ehrsam deutsch, nicht männlich stehen,
Mit Wahrheit lenkend was geschehen?

O, was die Zeit leichtfertig hat zerstoben,
Daß Unrecht sich so mächtig hat erhoben,
Ja, dieß zu sammeln sey's Geschäfte,
Und jeder bringe seine Kräfte!

Durch Wahrheit standhaft, und durch Ordnung lenke
Der Deutsche jedes Unbills dunkle Ränke;
Und losen, feigen Irrthum zu vermeiden,
Sey seines Denkens Lust bescheiden.

Dem Unrecht undurchdringlich steh' er sicher,
Kein Hochmuth — weh, sie kommt vor'm Fall dem Kriecher!
Er steh vor Gott, dem Gott der Stärke,
Und übe seine Biederwerke!

Adam Graf von Moltke.

Christi Wiedererscheinen in der Natur.

Nach dem Dänischen des A. Oehlenschläger übersetzt von Wilhelm Carl Grimm.

---

1. Christi Geburt.

Jeden Frühling, wann weichen die Nebel dem Blau,
Steigt das Christkind hernieder aus himmlischer Au,
Singen die Engelein in Lüften, im Meer, in dem Feld:
Das ist der Erlöser! das ist er selbst!
Und all die Natur in Wonn' und Freud,
Zieht an der Hofnung hellgrünendes Kleid.

Vor jungen unschuldigen Hirten, mit Macht,
Als sie schauen den Himmel in klarer Nacht,
Schreiten über die Wiesen Gottes Engelein,
Und schweben und beben im Mondenschein,
Singen: heut' ist geboren ein Erlöser groß,
Aus dem Frühling, der holden Maria Schooß.

Sein einziger Trank ist der reinste Thau,
Zum Himmel schauet sein frommes Aug,
Zum Himmel streckt er die kindliche Hand,
An die Erde gebunden mit Rosenband,
Sein Lallen, wie Wehen in blühender Au,
Seine Augen, funkelndes Himmelsblau.

Ach Hirten, gehet nach Bethlehem hin,
Und rühret den kalten, verhärteten Sinn,
Bittet sie, hinaus auf das Feld zu gehn,
Und das Kindlein auf dünnem Stroh zu sehn,
Wie sein unschuldig Lächeln, seine Stimm mit Lust
Zum Himmel hebet die irdische Brust.

Schweben wieder zur Heimath die Engelein,
Die Hirten aber wandern in Bethlehem ein,
Verkünd'gen, was Seeliges sie erkannt,
Da wird ihnen mit Spott der Rück' zugewandt;
So wandern sie wieder zum Felde fort,
Knien vor dem Kindlein, und trauen auf Gott.

Und die Sterne blinken am Himmelsrand,
Und winken den Kön'gen im Morgenland,
Ihre Strahlen kommen und neigen sich,
Und sinken zur Erde demüthiglich,
Preißen den Erlöser mit frommer Lust,
Der lächelt an Marias schöner Brust.

Und sie richten vom schwarzen Boden sich drauf,
Wie Blumen von Purpur und Gold wieder auf;
Unschuldige Kinder, so fromm, so beglückt!
Halb erhoben, halb nieder zur Erde gebückt,
Sie reichen die Urnen so süß vergüldt,
Mit Weihrauch und duftenden Myrrhen gefüllt.

2. Maria.

Mild und warm,
Mit dem süßen Kind im Arm,
Jung, unschuldig, hold und schön
Lächelt sie zu ihrem lieben Sohn,
Legt ihn an ihre volle Brust,
Vogelsang ist ihre Lust,
Weiß, wie Lilien, ihre Hand,
Himmelblau ihr Gewand,
Augen, dunkelblau wie die See,
Zitternde Thränen darinnen stehn,
Haar, wie der Sonne Strahlenfluth,
Wangen, Morgens Rosenblut.
Schau! in des Aethers Silbergewebe fein
Wiegt sie das zarte Kindelein.

3. Joseph.

Vom vorigen Jahr,
Wenn noch steht ein dürrer brauner Stamm,
Schattet er mit seinem trocknen Laub
Dann den zarten Blumenstaub:
Ein alter Stab, um den mit Fleiß
Lilien schlingen den Blumenkreis:
An der Hütte das trockne Moos,
Das schützt vor der Sonn' und vor Stürmen groß;
Alt, treu, mild und gut,
Aber ein Pflegevater nur.

Ein Gazul.

Aus dem Persischen des Hafiz.

Nun ist die Blüte der Rosen:
Oefnet der Freude die Herzen.
Wie der alte, der Seelen-
    Wirth, spricht: *Säume nur nicht.*

Freude nur athmen die Wesen.
Liebliche Tage sind flüchtig.
Laßt uns den heiligen Teppich
    Tauschen mit funkelndem Wein.

Sanft zur Wonne die Luft zieht.
Schick' uns ein lachendes Mädchen,
Gütige Gottheit, mit dem wir
    Trinken den rosigen Wein.

Nimm die Leyer. Nun spotte,
Glück, rechtschaffener Männer.
Wir, die nicht klagen, wir brächten
    Lieder der Freude nicht aus?

Rose, du blühest, der Blumen
Königin. Spendet noch Weines,
Daß man letze der Liebe
Flammen, und aller Begier.

Wunderlich kläng' es, o Hafiz,
Wunderlich, könnte man sagen;
Da die Rosen geblühet,
Schwiegen wir Nachtigallchor.

Berichte aus Deutschland.

I.

Aus Berlin. Junius 1810.

Alpharts Fahrt auf die Warte.

Bruchstück eines von Herrn Hundeshagen neu entdeckten, zu dem Heldenbuch und den Nibelungen gehörigen Gedichtes.

Nachstehende Rhapsodie ist aus einem bis daher noch ganz unbekannten, alten nationalen Heldenliede von Alpharts Tod. Hr. Bernhard Hundeshagen, rühmlich bekannt durch seine Beschreibung und Abbildung der altgothischen Kapelle zu Frankenthal, so wie durch seine, eben angekündigten Arbeiten über die merkwürdigen Trümmer von Friedrichs Barbarossa Pallast zu Gelnhausen, entdeckte unlängst auch dieses trefliche poetische Denkmahl jener großen Zeit, als ein köstliches, lange unbewußt besessenes Erbstück. Seine freundschaftliche Willfährigkeit hat mich nicht nur durch Mittheilung desselben erfreut, sondern es mir auch für das noch in diesem Jahr erscheinende neue und vollständige Heldenbuch deutscher Nation überlassen. Zu dem großen Kreis der, unter diesem herkömmlichen und schicklichen Namen begriffenen, sämmtlichen noch vorhandenen, nationalen Dichtungen gehört es, erfreulich

fügt es sich ergänzend und erweiternd darin ein, und würdig tritt es neben die andern großen Gesänge desselben. Zunächst steht es, in Form und Darstellung dem Nibelungen Liede: dem Inhalte nach knüpft es sich näher an zwey andere Gedichte: von Dietrichs Vertreibung durch seinen Oheim, den römischen Kaiser Ermentrich aus seinem lombardischen Erbe, seiner Flucht zu Rüdiger von Bechelaren und weiter zu dem Hunnen König Etzel, seiner mit Hülfe desselben versuchten, aber durch die unglückliche Schlacht vor Raven (Ravenna) vereitelten Wiedereinsetzung, und darauf erfolgten Rückkehr zu Etzeln; wie wir ihn dort in den Nibelungen finden, und auf welche früheren Geschichten sich die Klage ausdrücklich bezieht, so wie einzelne Stellen in andern alten Gedichten und die Vorrede zum gedruckten Heldenbuche sie andeuten, die Wilkina- und Niflungen Sage aber ausführlich und im Zusammenhange erzählen. An diesen Orten finden sich auch Spuren des Gedichtes von Alpharts Tod. Dasselbe berührt und erzählt die früheren Kämpfe zwischen Dietrich und Ermentrich. Dietrich ist noch zu Bern (Verona); Heime und Wittich, vormals seine Kampfgesellen (wie sie auch im Rosengarten zu Worms erscheinen), sind nebst dem ungetreuen Sibich, der besonders Schuld an diesem Kriege ist, in Ermentrichs Heer, und der erste muß Dietrichen die Fehde ansagen. Dieser hat um sich die aus den Nibelungen und sonst wohl bekannten Recken, besonders den mächtigen Heldenstamm des alten Meisters Hildebrand oder der Wölfingen, und mehre andere; darunter auch Nudung, dessen später, in der Ravenna-Schlacht, erfolgten Tod durch Wittich, noch seine Schwester Gotelinde in den Nibelungen so rührend beklagt. Als Dietrich alle seine Mannen versammelt hat und sie zur Wehr ermahnt, tritt hervor Alphart, der Sohn Amelots von Garten (am Garda-See), Neffe Hildebrands und Bruder

Wolfharts: er erbietet sich, gegen des Kaisers Heer auf die Warte, d. i. Wacht, Spähung, Kundschaft, zu reiten. Dieses Unternehmen, dem sich nur die Kühnsten und Stärksten unterzogen, wie in den Nibelungen Siegfried gegen die Sachsen und Dänen, suchen alle dem jungen, des Kampfs noch unerfahrenen Alphart auszureden. Den Erfolg erzählt das hier in einer genauen und treuen Uebersetzung mitgetheilte Bruchstück. — Der weitere Verlauf ist aber: Alphart erlegt die meisten der feindlichen Wartmänner, so daß nur wenige die Mähre davon ins Lager bringen. Ermentrich bietet vergeblich Gold und Gut zur Rache; endlich ermannt sich Wittich und reitet gegen Alpharten, Heime folgt ihm und lauert. Der starke Wittich wird schon vor Alpharten sieglos, als Heime ihm beyspringt. Langer und furchtbarer Kampf Alpharts, abwechselnd mit einem und dem andern. Zuletzt, an dem Sieg verzweifelnd, fallen sie treulos ihn beyde zugleich an, schlagen ihn, nach langer Wehr, zu Boden, und Wittich stößt ihm das Schwert beim Schlitze des Panzers in den Leib, reibt es darin um und um und schneidet ihm so sein junges starkes Leben ab, das mit einem Fluch gegen die Treulosen endet. — Hier ist eine Lücke. — Im Folgenden finden wir Hildebranden auf der Fahrt nach Breisach (Brescia?) zu Eckarten (der Markgraf Eckewart in den Nibelungen und der aus dem Rosengarten und sonst genug bekannte getreue Eckard, dessen Zusammenstellung hier mit dem ungetreuen Sibich nicht ohne Bedeutung ist). Dieser, nebst Hildebrands Bruder, dem streitbaren Mönch Ilsan (der auch im Rosengarten vorkommt), Walthern von Kerlingen (Arquitanien; der in den Nibelungen erwähnte) u. a. ziehen gen Bern, Dietrichen zu Hülfe. Es kommt zu einer großen, allgemeinen Schlacht zwischen beyden Heeren: die namhaften Helden und Führer suchen und treffen

sich im Kampfe; Dietrich aber sucht Heimen und Eckart Sibichen vergebens; sie haben sich nebst Wittichen und Ermentrichen nach Raab (Ravenna, wo nachher die andere große Schlacht vorfiel) gerettet. Das kaiserliche Heer wird mit großem Verlust in die Flucht geschlagen, und die Helden von Bern kehren sieghaft und beutereich heim.

Dieser ganze Kampf zwischen Dietrich und Ermentrich erscheint hier aber nur als der Träger und Grund der Dichtung, in welcher Alphart als der Hauptheld hervortritt: seine Heldenthaten und ruhmvoller Tod sind der im Verhältniß zu dem Uebrigen, am ausführlichsten und wohlgefälligsten behandelte Gegenstand, wonach auch der alte Dichter am Schlusse selber sein Lied Alpharts Tod benannt hat. Die letzte große Schlacht ist zugleich eine furchtbare Rache und würdige Todtenfeyer desselben, und wird als solche ausdrücklich bezeichnet in Hildebrands Ausfahrt nach Hülfe, und daß Ilsan zu Bern auf das Grab seines gemordeten Neffen geführt wird; auch würde es noch mehr so erscheinen, wenn das Fehlende, worin Zweifels ohne die Bestattung und Klage um den jugendlichen Helden umständlich erzählt worden, noch vorhanden wäre. Dieser Verlust ist sehr zu bedauern, da es gewiß ein herrliches und rührendes Stück war, das vielleicht eben ein Raub seiner eigenen Treflichkeit wurde. Ein großes und recht mit Lust ausgeführtes Gemälde aber bietet der grimmige, lange Kampf Alpharts mit Wittichen und Heime'n dar: eine graunvoll schöne Zusammenstellung darin ist die des jugendlichen, tapfern und durchaus adlichen Helden mit jenen Mordrecken, dem tückischen Heime und dem fürchterlichen Wittich, der das herrlich blühende Leben hier eben so erbarmungslos zerschneidet, als er hernach, vor der Ravenna-Schlacht, die zarten Heldenjünglinge Dietmar, Dietrichs Bruder, und Ort und Scharf, Etzels

Knaben, durch sein Schwert dahin rafft. Nicht minder gewaltig ist der unauslöschliche Kampfdurst Alpharts dargestellt, der sich kaum bezähmt, daß er nicht allein das ganze Heer angreift, und riesenmäßig erscheint die ungeheure Ausdauer und Lebenskraft, die nach dem schmerzlichsten Todesstoß noch in heldenmüthigen Worten hinströmt und nicht den Tod, nur die schmachvolle Art desselben beklagt. So kämpft und fällt Alphart als der zwar mildere und lieblichere, aber vollkommen würdige Bruder des furchtbaren und grimmen Wolfhart, der in den Nibelungen, durch den jungen Giselher todtwund, da ihn sein Oheim Hildebrand aus dem Gedränge tragen will, aber vor zu großer Schwere wieder in das Blut fallen lassen muß, demselben zuruft: er solle ihn nur lassen, und ihn niemand beklagen, denn vor eines Königs Handen liege er herrlicher todt, und habe sich zuvor sattsam gerochen; und der, mit röthelichtem Barte todt in dem Blute liegend, noch das Schwert so fest in der Hand verklommen hält, daß man es mit Zangen herausbrechen muß.

Dieß ist Alpharts Leben und Tod, eine in jeder Hinsicht trefliche und bedeutende Dichtung. Lebendig und ergreifend ist darin das Geschick des Einzelnen mit der gemeinsamen Rache verflochten, durch unzerreißliche Bande der Verwandschaft und Freundschaft, welche die Blutrache heischten. Der auserwählte Held ist zwar gebührend hervorgehoben, doch ist darum der Hintergrund nicht vernachlässigt oder dürftig, sondern alles in schicklichem Verhältniß, und ächt episch jedem Theil sein Recht angediehen. Solchergestalt greift das Gedicht von Alphart mächtig in den Zusammenhang des großen Kreises ein, und verherrlicht seinen Helden nur, wie die einzelen Rhapsodien der Ilias und der Nibelungen, die insonderheit den Großthaten der vorzüglichsten Helden gewidmet und auch danach benannt sind; und

nur ein solcher einzelner Gesang ist es, in dem Einen großen Nationalgedicht, welches die ganze Reihe der altdeutschen Heldenlieder bildet.

F. H. v. d. Hagen.

Alpharts Fahrt auf die Warte.

Da sprach der Vogt von Berne: „Viel lieber Alphart,
Ich lasse Dich ungerne Alters allein auf die Wart';
Aller Recken Gebärde sind gen Dir ein Wind:
Der Sinne und der Jahre bist Du leider noch ein Kind.

Wer in harten Stürmen zu viel fechten will, —
Sprach der Vogt von Berne, — treibet er sein zu viel,
Witze unde Sinne wär' ihm beyder noth:
Es wundet oft ein Weiser einen stark Dummen [1]) bis in den Tod."

Da sprach Alphart: „Herre, Ihr sollt mich wissen la'n: [2])
Soll ein Reck' nach dem andern an mich zu Streite gahn,
Als es von Alters here rechte ist gewesen,
In Stürmen und in Streiten getrau' ich harte [3]) wohl zu genesen.

Ich will auf die Warte reiten durch meine Degenheit [4]),
Wer mir das nun wendet, das ist mir heut' und immer leid. —
Also redt' der Kühne. — Meine Stärk' ich nie befrug:
Einem nach dem andern geb' ich Tausenden Streits genug."

Da sprach Hildbrand der alte: „Herr Neffe, Ihr seyd ein Kind,
Und wollt nicht wissen rechte, wer die Recken da jenhalb [5]) sind:
Es hat der Kaiser von Rome seinen Sold gegeben
Den theuersten in der Welte, so sie haben das Leben.“ —

„Darum sollt Ihr nicht sorgen; — also sprach Alphart —
Desto williglicher will ich auf die Fahrt.“
Also antwortet' der Kühne dem alten Hildebrand;
Er hieß ihm balde bringen Roß, Harnisch und Gewand.

Also die andern sahen des kühnen Recken Muth,
Da begonnte sehre trauren mancher Ritter gut;
Sie nahmen ihn bey der Hande, Alphart den jungen Mann
Sie führten vor Frau Uten, die Herzoginne lobesan.

Da sagten sie der Frauen, wessen er hätte Muth;
Da begonnte sehre trauren die Herzoginne gut;
Sie sprach: „Alphart, lieber Oehem [6]), wem willt Du mich la'n?
Wer soll mich deß ergetzen [7]), daß ich Dich so lange erzogen ha'n?“

Da sprach vermessentliche Alphart der junge Degen:
„Der reiche Christ von Himmel, der soll Euer aller pflegen.“
Da wollte nicht beleiben Alphart der junge Mann;
In Harnisch und in Ringe wappnet' ihn die Fraue wohlgethan.

Sie gab ihm ein'n Wappenrocke, der war gut genug,
Sie hieß ihm dar ziehen ein Rosse, das ihn wohl verwappnet trug,
Den Schild gab sie ihm zu Arme, den Helm sie ihm aufband,
Da er dann wollte reiten, ein Speer gab sie ihm in die Hand.

Da fuhr er in Leuen Muthe, Alphart der junge Mann;
Die Herzogin Frau Ute weinen da begann;
Er sprach: „Schönst' aller Weibe, laßt Euer Weinen seyn:
Gott ich wohl getraue, darnach der starken Tugend [8]) mein."

Dar kam eine Jungfraue, die hieße Amelgart:
„Du sollt heim beleiben, viel lieber Alphart,
Und sollt bey mir gewinnen ein freudenreiches Leben:
Gedenke, Fürste edel, daß ich Dir zu der Eh' bin geben.

Zu Schweden aus dem Lande führt' mich hieher Hildbrand,
Aus meines Vaters Reiche mit wehrlicher Hand,
Er gab mich Dir zu Weibe: wem willt Du mich la'n?
Verlöre ich Dich nun, Herre, so müßt' ich einig hie stahn."

Da sprach vermessentlichen Alphart der junge Degen:
„Will es Gott gefügen, ich will der Wart' heut' pflegen;
Das thun ich durch Deinen Willen, Du schöne Trautinn [9]) mein:
Nun gnade Dir Christ der reiche, es mag nicht anders seyn."

Die edel' Jungfraue ließ sich an die Knie:
„Gnade, lieber Friedel [10]), nun gewähre Du mich hie:
Sint [11]) Du nicht willt bleiben, so laß' mit Dir reiten ein'n Mann,
Der uns die Mähre sage, wann Dich die Feinde reiten an."

Da wollte nicht beleiben Alphart der junge Degen,
Er wollte die Warte suchen, deß håt er sich verwegen [12]);
Daß er der Wart' wollt' pflegen, der Ritter unverzagt,
Und er keine Hůlfe mochte, das war leid Frauen und Magd.

Er küßte die Jungfraue, ihm war von dannen jach,
Er wollte die Warte suchen; da segnet' ihm da nach
Die Herzogin Frau Ute mit ihrer schneeweißen Hand:
Achtzig Helden kühne Alphart auf der Warte fand,

Die der reiche Kaiser hatte ausgesandt,
Herr Dieterichen zu leide, er war ihnen unerkannt,
Die Helden auf der Heide, die Ritter unverzaget;
Da ward von ihnen allen an Alphart wenig Preis erjaget.

Wåren zween Helden in dem Heere nicht gewesen,
Vor achtzig tausend Mannen wår' er wohl genesen,
Die schlugen ihn ohne Treuen, das will ich Euch sagen,
Es mochte sie wohl gereuen, er håtte sie beyde fast erschlagen.

Mit umgůrtetem Schwerte er zu dem Rosse ging,
Darauf saß er balde, und Urlaub er empfing;
Er sprach: „Wår' es nun mit Willen des lieben Herren mein,
Die Warte wollt' ich suchen nach großen Ehren sein."

Da war Alphart der junge auf sein Roß gekommen,
Da hatte er um und umme schön Urlaub genommen:
Mit viel gutem Willen ritt er vor die Stadt,
Nach ihm segnet' manch' schöne Fraue, die ihm Heiles bat.

Da gingen auf die Burgmauern die Ritter unverzagt:
Alphart der junge über die Etschbrücken jagt';
Sie sahen ihm alle nache, so williglich ritt der Degen,
Sie baten Christ den reichen, daß er des Recken wollte pflegen.

Da wollte das Roß versuchen Alphart der junge Degen,
Ob er darauf durfte wagen sein Leib und Leben;
Wohl Klaftern weite es unter ihm da sprang:
„Die Dich mir je gegabe [13]), die habe darum Dank."

Das sahe an der Zinne von Berne der Weigand [14]):
„Gehabt Euch wohl da inne! Wir haben ausgesandt
Den allerkühnsten Recken, der Ritters Namen gewann:
Vor keinem einnigen Recken ich sein keine Sorge ha'n."

Da stapft [15]) über das Gefilde Alphart hin zuhand;
Da sprach da zu Berne sein Oheim Hildebrand:
„*Nun langt* mir ein Geschmeide [16]), ein fremdes Sturmgewand [17]);
Da will ich ihn zwingen mit meiner tugendhaften Hand.

Ich will ihm nachreiten durch Treue auf den Plan;
Er müßt' mich immer reuen, sollten wir ihn verloren ha'n;
Ist es, daß ich ihn finde, ich mach' ihn Streites satt:
Von der Heide grüne muß er her wieder in die Stadt."

Da ward er schier bereitet in ritterliche Kleid,
Sein Wappenrock mit Thieren von Golde wohl bestreut,
Sein Roß ward ihm verdecket [18]), auf saß der Unverzagte:
Er wahnt' ihn zu erschrecken, daß er ihm nach auf die Warte jagte.

Da stapft' über das Gefilde Meister Hildebrand,
Da er Alpharten den milden Alters alleine fand;
Also ihn der Degen hehre von ferne ansach:
„Dort kommt des Kaisers Diener; ich wähn', mir liebers nie geschach.

Mit dem so will ich streiten.“ Sprach der junge Mann,
Das Roß warf er umme gen ihn auf den Plan.
Also das der Alte von dem Jungen ersach,
Gerne mögt Ihr hören, wie Meister Hildebrand sprach:

„Daß ich gen einem Kinde zu Felde kommen bin,
Ist es, daß ich ihn überwinde, — wer gab mir's in den Sinn?
Und ist es, daß ich sein schone, — sprach der kühne Mann —
So wird mir nichts zum Lohne, denn, daß ich sein Laster ha'n.

Ich mag ihm nicht entweichen, ich muß ihn bestahn.“
Sie ritten sicherleichen beyde einander an;
Hildebrand der alte zerbrach sein Speer zu Hand;
Sie sprungen von den Rossen hernieder auf das Land.

Die Auserwählten beyde, sich unter zwen Schilde sie bogen,
Auf der grünen Heide, zwey scharfe Schwerte sie zogen,
Sie schlugen auf einander, die wohlgemuthen Mann,
Daß des Feuers Flamme über ihr' beyder Helme brann.

Da sprach Alphart der junge: „Sollt' ich darum verzagen.
Ich wollt' eh' sicherliche zu Tode werden erschlagen.
Nun flieh' ich doch nicht gerne, — sprach der junge Mann —
Sint ich da von Berne bin her kommen auf den Plan.

Ich hörte sagen Mähre, — sprach der Ritter gut, —
Wie groß Laster es wäre, wer zägelichen thut:
Wehrt Euch frommigleichen, Ihr auserwählter Mann,
Ich will Euch nicht entweichen; es muß mir ehrlich ergahn."

Alphart der Degen junge gab Hildbrand einen Schlag,
Daß er auf der Heide grune vor ihm gestrecket lag;
Da rief viel geschwinde der Alte da zuhand:
„Du sollt mich lassen leben, ich bin's, Dein Oheim Hildebrand."—

„Das thät' ich doch ungerne; — sprach der junge Mann —
Ich ließ ihn heute zu Berne vor meinem Herren stahn;
Du sollt Dich daran nicht lassen, Du bist daran betrogen;
Sollt' ich den hie finden? Das ist nicht wahr und ist gelogen.

Du willt Dich damit fristen, traut Geselle mein,
Dich hilfet nicht Dein Listen, es muß Dein Ende seyn,
Ob der großen Ungenaden [19]), — sprach der Ritter gut —
Die Ihr unverschuld'ter Dinge dem edlen Vogt von Berne thut."—

„Nein ich [20]), auf meine Treuen! sprach da Hildebrand —
Es müßt' Dich immer reuen, schlüg' mich Deine Hand:
Bind' mir von dem Haupte den Helm allzuhand,
Und sieh' mir unter die Augen, so werd' ich Dir schier bekannt."

Alphart der junge Degen ihm den Helm abband,
Er sah ihm unter die Augen, er ward ihm schier bekannt:
„Nun dunket Ihr mich nicht weise, — sprach der junge Mann —
Nun seyd Ihr wohl so greise, Ihr sollt't uns der Reise ha'n erla'n."

Sprach Hildbrand: „Ja gerne; ich hab' es gethan durch
Gut [21]):
Nun fahr' mit mir heim gen Berne, Ritter Hochgemuth,
Ob [22]) der Warte grune, Du auserwählter Degen.“
Sprach Alphart der junge: „Ich will noch heute der Warte
pflegen.“ —

„So gnade Dir Christ der reiche! — sprach da Hildebrand, —
Denn mir ist sicherleiche Dein' Mannheit wohl erkannt;
Das sage ich da zu Berne dem Fürsten lobesan,
Er hört es nicht ungerne, daß Du mir fast gesieget an [23]).“

Hildebrand der alte da gen Berne jagt',
Da stieg er ab viel balde der Degen unverzagt;
Als ihn der Fürste reiche von ferne ansach,
Er grüßt' ihn tugendleiche; nun höret, wie er sprach:

„Ihr seyd gewesen lange, Meister Hildebrand,
Wo ist Euer Gefangner, den Ihr bringet an der Hand?“
Dem Alten thät der Spotte zu dem Schaden weh;
Er sprach mit Gewalte: „Herre, ich will Euch sagen meh:

Wir haben ausgesendet den allerkühnsten Mann,
Der bey unsern Zeiten je Ritters Namen gewann.
Mich bestunde der Fürste junge auf dem weiten Plan,
Ich sag' Euch, lieber Herre, ich mochte nicht vor ihm bestahn.“

Da sprach der Vogt von Berne, ein Fürste lobesan:
“Das hör' ich nicht ungerne, daß er Euch hat gesieget an,
Daß Euch der Degen junge zu der Erden schlug,
Auf alle meine Treue, es war von einem Kinde gnug.“

Die Auserwählten beyde redten da nicht meh.
Alphart stund auf der Heide, sein Roß in dem Klee,
Er strickte [24]) das Vorgebuge [25]) und gurt'te sein Roß baß,
Es daucht' ihn hart gefuge: wie ritterlich er darauf saß!

Da ritt er unbezwungen wohl einer Raste [26]) weit,
Eh' daß der Ritter junge kam in den andern Streit:
Achtzig Helden kühne ihm entgegen ritten,
Unter einem Banner grüne, das war mit Golde durchschnitten.

Anmerkungen.

1) jung, unerfahren. 2) lassen. 3) sehr. 4) Tapferkeit. 5) jenseit. 6) Neffe. 7) lohnen. 8) Tapferkeit. 9) Vertraute, Geliebte. 10) Freund, Geliebter. 11) sintemal, weil. 12) erkühnet, verwogen. 13) gab. 14) Ritter, Recke. 15) trabte. 16) geschmiedete Rüstung. 17) Kriegskleid, Panzer. 18) mit dem Roßpanzer. 19) Feindschaft. 20) elliptisch: ich bin nicht sein Feind. 21) aus Güte. 22) von. 23) obgesieget. 24) zog straffer an. 25) der vorn um den Bug des Rosses gehende Gurt, wodurch der Sattel befestigt wurde, damit er beym Lanzenstoß mit dem Ritter nicht so leicht zurückgleiten konnte. 26) Eine Strecke nach welcher man wieder rastet, ausruht.

2.

Gemählde von Wilhelm Tischbein.

Eutin, im July 1810.

Schon lange wünschten Freunde der Kunst, und eines ihrer würdigsten Priester, des edlen Wilhelm Tischbein, von dessen Leben, Thun und Wirken seit seiner Entfernung aus dem schönen Italien sie nur mangelhafte Nachrichten hatten, eine vollständige Kenntniß zu besitzen. Sie fürchteten, daß sein Gemüth furchtbar zerrissen und zerrüttet durch die blutigen in Neapel erlebten Auftritte, an einem Orte, wo er entblößt von allen, ihn sonst umgebenden, künstlerischen Hülfsmitteln, auf Antiken, Gemählde und Modelle, auf südliche Formen und südliche Natur verzichten mußte, des inneren Friedens und der dem Künstler mehr als jedem andern nothwendigen Klarheit ermangelnd, in Trübsinn und Schwermuth versinkend, sich, seinen Freunden und der Kunst unzugänglich und verschlossen werden würde. Aber ein gütiges Geschick ließ ihn im Augenblicke, wo er der Ruhe und Sammlung, aber auch am nothwendigsten bedurfte, diese im Kreise der Familie, durch die weise und gütige Unterstützung eines Fürsten, den Deutschland unter seine edelsten zählt, finden. Durch zahllose, sanfte Liebesbande an das schöne Eutin geknüpft, trat mit der ersehnten Ruhe für ihn die Periode eines neuen, schönen Wirkens ein. Er vollendete ohne alle Hülfsmittel, ganz aus dem Schatze seines reichen Gemüths und seiner neu verjüngten Phantasie binnen zwey Jahren zwey große Gemählde, deren Beschreibung nebst einem dritten, bald geendeten, hier folgt.

Ich stelle zuerst die beyden Gemählde auf, welche, vermöge des Schicksals, das in dem Ersten drohet und im Anderen schon getroffen hat, nothwendig zusammen gehören.

Erstes Gemählde.
Hektors Abschied von Andromache und seinem Sohne.

Der edle Künstler hat in dem großen Vaterlands-Retter, in Hektor, das Ideal schöner Menschlichkeit dargestellt. Wir sehen hier nicht jenen muthigen, starken Helden, der mit Kraft gerüstet, groß durch sich selbst, in seinem hohen Geist des Sieges über seine Feinde gewiß ist, der im Sturme des *Kampfes, mit hoch geschwellter* Brust, dem fürchtenden Polydamas — der ein Unglück weißagendes Götterzeichen siehet — zuruft: „Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten!“ Nein, menschlich sehen wir ihn der Götter höhere Macht erkennen. Er ahndet im Geiste den Fall seines Vaterlandes, sieht seine hohe Gemahlin weinend in einem fremden Lande, als wassertragende Sclavinn, und seinen geliebten Sohn Unwürdiges erdulden: da trübt sich das Auge des Helden, und seine Seele weint über den Jammer, den er abwenden möchte, und nicht kann. — Wenn ein Arm das Vaterland erretten könnte, so wäre es der seinige, das weiß er; aber in weißagendem Geiste siehet er es verloren. Doch giebt er es nicht auf, solches ziemt nicht wahrer Größe. Seine Pflicht, als Sohn des Königs, als Heerführer, als Bürger, als Gatte und Vater, gebietet seinem Herzen; er ist der Schutz der Schwachen, und giebt nichts verloren, bis er sterbend fällt. Keines Menschen Kraft erschüttert seinen Muth, aber die Allmacht eines feindlichen Schicksals beugt ihn, der Abschied von

der geliebten Gattinn und dem theuren, einzigen Sohne, bewegt seine Kraft; der Vater übermannt hier den Helden. Er will seinen Erzeugten noch einmal in den Armen wiegen, und ihn den Göttern empfehlen — und die Waffen entsinken: den Schild hat er vom Arm auf den Rücken geschwenkt, eine Schnur hält ihn; die Lanze, aus der rechten Hand gelegt, ist an die Schulter gelehnt, das große Schwert, in der Scheide ruhend, reicht bis an die Wade herab, seine sonst von Muth geschwellte Brust sinkt, das feindliche Streben hebt sie nicht mehr empor; man siehet seine Muskelkraft, aber er ist abgespannt und erweicht; wehmüthig zärtlich streckt er die Arme nach dem Kinde aus; doch raubt diese Erweichung dem Adel der Gestalt nicht seine Würde. Groß, liebenswerth und rührend stehen der Vater und der Held hier vereinigt. Sein Anblick fordert Thränen und Bewunderung.

Hektors erhabene Gattinn, die edle Andromache, gleicht ihrem vermählten Helden an Geistesgröße und Adel des Gemüths. Da sie sieht, daß Hektor vortritt, und nach dem Kinde reicht, ist sie auf die Seite getreten, aber ihre Arme halten ihn noch umfaßt; doch scheint sie ihn loslassen zu wollen; ihre Fingerspitzen berühren nur noch den Arm, welchen er ausstreckt, sein liebes Kind darauf zu setzen. Aus versunkener Wehmuth geweckt — welche die Unterredung mit Hektor ihr gegeben hatte — siehet sie sein Verlangen nach dem Kinde, und ein halbes Lächeln, welches ein Säugling seiner tief betrübten Mutter abzwingt, schwebt auf ihrem Munde; schwerer Kummer drückt ihre Augendeckel nieder, und die Gedanken, welche ihr Geist entwirft, scheinen auf ihren Lippen zu sterben. Sie möchte reden, und kann es nicht, ihr Herz ist voll, aber ihr Mund hat keine Worte. „Schone Dich!“ — sagt sie zu ihrem Hektor, an den sie sich zart anschmiegt — aber das ist

ein Bereden, welches das Herz ergreift und die Nerven zerreißt — denn sie weiß es, daß sie Unmögliches bittet; er kann, er wird sich nicht schonen — er darf nicht bleiben — er muß fort, in Schlacht und Getümmel. Das Vaterland ruhet auf seinen Schultern, sein Arm ist die Schutzwehr des Throns, der zarten Frauen und Kinder. — Ihre Stellung ist ruhig, aber in dem Gemüth ist eine Bewegung, welche dem vom Sturm empörten Meere gleicht. Sie möchte etwas Entscheidendes sagen, aber der feste Wille, der auf ihrer hellen Stirn wohnt, verbeut es. — Ihre Stellung hat den Ausdruck hoher Sittlichkeit; kaum ist ein Fuß entfernt von dem andern. Ihr Gewand fällt wie bey Leidtragenden, ohne Bewegung, still herab. Ihr Anstand trägt die Majestät des angebornen Adels, der *Hochachtung gebietet.*

Die Amme des Kindes, welche aus ehrfurchtsvoller Scheu gegen ihre Gebieter, entfernt stand, so lange sie sich unterhielten, ist jetzt näher gekommen, da sie das Verlangen des Vaters nach dem Sohne sieht, und will ihm das Kind in die Arme reichen. Das Zurückschrecken des Kindes, vor dem Helmbusch des liebenden Vaters, und das Anschmiegen an ihren Busen, giebt dieser einen Schwung, der ihre ganze Gestalt in einer schönen Wellenlinie zeigt, und ihren Mantel flatternd bewegt. Sie zeigt Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Das Kind, welches den Vater schon eine Weile mit der Mutter im Gespräch vertieft gesehen, wird nun erschreckt, da der Vater seine Stellung verändert hat, und der furchtbare Helmbusch sich ihm entgegen bewegt. Seine Augen sind mit Furcht auf den Vater gerichtet, doch so, als wenn es ihn zu erkennen suchte.

Der Grund des Gemähldes sind die hohen Mauern und die drohenden Thürme von Ilium; sie vermehren durch ihr

melancholisches Ansehen den Eindruck des Ganzen. Ihre Stärke, Größe und Höhe scheinen unbezwingbar, wie der große Mann, der sie so lange schirmte. Man sieht einen Theil des Thors, durch welches der Held zum Siege oder zum Tode hinausgehen will, nur die liebende Gattinn hält ihn noch, und der zarte Sohn. Bald wird dieser schützende Genius fallen, und nach ihm sollen diese starken Mauern und diese drohenden Thürme, ein Schutthaufen und das Grabmahl eines blühenden Volkes werden.

Zweytes Gemählde.

Kassandra.

Wenn der sinnvolle Künstler in dem Abschiede Hektors alle Schauer einer ahndungsvollen blutigen Zukunft zeigte, so sehen wir jenes drohende Schicksal sein Werk in der unglücklichen Kassandra vollenden. Troja stand in Flammen, der Thron des Königs ist gefallen, und mit Priamos alle seine Söhne. Die Schwester des heldenmüthigen Hektor, die Tochter des unglücklichen Königs und Priesterinn zugleich, ist in den Tempel geflüchtet, durch ihre reine Bitte die Götter zum Mitleid zu bewegen. Die ahndende Jungfrau hat lange gewußt, was kommen würde, aber ihr Glaube hängt noch an dem Himmel; sie will das Letzte versuchen, in dem Tempel ihre Unschuld retten, und in Trojas Fall mit untergehen. Sie kniet am Altare der Schutzgöttinn ihrer Vaterstadt, und flehet angstvoll zu der mächtigen Gottheit. Aias, der Gewaltige, stürmt mit gezücktem Schwert in den Tempel; sein Auge voll Mordlust, siehet die betende Jungfrau; — aber weder das Heiligthum der Göttinn, noch das schutzlose Mädchen, weder ihre Unschuld und Jugend, noch die Heiligkeit und Unverletz-

barkeit ihres Standes rühren den wild empörten Krieger. Zur Schande der Helden, reißt er die wehrlose Jungfrau vom Altare weg, und schleift sie durch den heiligen Tempel, die Beute schändlicher Gewaltthat. — — —

Kassandra hat den Mord ihrer königlichen Familie vernommen, sie weiß, daß Troja untergehen soll, und daß ein ganzer Heldenstamm in dieser grauenvollen Nacht, dem Verderben geopfert wird — und da alles verloren ist, was sie an das Leben knüpfte, und sie sich selbst rettungslos sieht; da erhebt sich in dem Schreckenvollsten der Augenblicke, ihre Seele wieder, und eine fromme Ergebung in den Willen des strengen Schicksals, erfüllt ihre Brust. — Sie giebt sich auf, aber mit diesem zum Himmel gewandten Blicke, der eine Seele zeigt, *welche das Schicksal beugen*, aber nicht erniedrigen kann. *Adel*, Würde, Schönheit und Unschuld sind ihre Hauptzüge, und wenn uns der ganze thränenwerthe Jammer, über das unwürdige Schicksal, welches sie duldet, ergreift, so erregt zugleich der hohe Charakter, welchen sie trägt, unsre Bewunderung.

Aber wenn gleich die Priesterinn gewaltsam und feindlich fortgerissen wird, so hat dennoch die angeborne Grazie jungfräulicher Sitte sie nicht verlassen; man sieht nur die Hälfte eines zarten Fußes, ihr langes Gewand bedeckt sie, und bey dem gewaltsamen Emporreißen vom Altar, wo sie kniete, zeigen die Bewegungen ihrer Arme und ihrer ganzen Gestalt sich so reizvoll, *als* führte die Charis sie zum Tanze.

Obgleich beyde Figuren eine Gruppe bilden, ist jede dennoch so kunstvoll gestellt, daß man die ganze Gestalt beyder vor sich zu sehen glaubt. Das Fortschreiten des Aias mit seinem Schwerte, und dem Mantel der Kassandra in der einen Hand, während er die Jungfrau mit der andern wegschleift,

ist groß und kräftig dargestellt. Alles Widerliche eines solchen Auftritts ist verschwunden. Aias ist ohne Rüstung, eine mächtige, kraftvolle Heldengestalt.

Der Grund des Gemähldes zeigt das Innere des Tempels. Man siehet den Altar, mit der Bildsäule der Göttinn, und die Thüre des Tempels.

Drittes Gemählde.

Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht. — (Matth. 19, 14.)

Wenn uns in dem ersten der beyden vorhergehenden Gemählde alle Schauer einer thränenwerthen Zukunft ansprechen, und in dem zweyten sich die furchtbare Gegenwart eines längst gedroheten Schicksals ankündigt, so erfüllt uns dieses, an Leben, Geist und Schönheit reiche Gemählde, mit lieblichen, reinen und großen Gefühlen. Wir sehen hier die Menschheit in der Knospe und in der Blüthe, und eine lächelnde, an schönen Hofnungen reiche Zukunft, steht vor uns. Jene Gemählde zeigten uns das schwer richtende Schicksal, dieses führt uns zu einer liebenden Gottheit, welche Frieden und Segen, und alle Himmelsgaben auf das Haupt der Unschuld legt, und der Kindheit, — dieser Morgenröthe des menschlichen Lebens — das erste Recht an die Freuden des Lebens, und an die Liebe des höchsten Vaters zuerkennt.

Der Herr, als die Hauptfigur, ist frey und sitzend dargestellt. So viele blühende Schönheiten ihn umgeben, so zeigen doch seine heitre göttliche Stirn, das reine, mit Himmelsliebe erfüllte Auge, der schöne, sanft geöffnete Mund, welchen Milde und Ernst umschweben, und die hohe Kraft, welche seine ganze Gestalt ankündigt — diese zeigen uns seine göttliche Abkunft,

und deuten sein Vaterland an; — doch fühlt jedes sanft erweichte Herz bey seinem Anblick, daß auch der Mensch Gottes Bild trägt.

Christus segnet mit der einen Hand zwey Kinder, und deutet mit der andern auf ein drittes, dem unwilligen Petrus sagend: wenn Ihr nicht werdet wie dieses Kind, so könnt Ihr nicht in mein Himmelreich kommen; denn ihre Engel sehen das Angesicht meines Vaters.

Die erste der Hauptfiguren nach Christus ist eine Mutter, welche dem Erlöser zwey Kinder von sechs und sieben Jahren zuführt, und ihn bittet, sie zu segnen. Ganz Mutterliebe, nur auf das Glück ihrer beyden Lieblinge bedacht, vergißt sie alles um sich her, und das Gute, was sie durch Beyspiel und Worte den Kindern gegeben hat, soll der Segen dieses göttlichen Mannes vollenden.

Das holde, sinnende Mädchen, etwas älter, als ihr Bruder, empfindet, was der segnende Erlöser ihr mittheilt. Mit sanfter, weiblicher Ruhe und zarter Demuth, legt sie beyde Hände über die Brust, und senkt nachdenkend das Auge. Der feurige Knabe umfaßt sie, und blickt mit freyem, offnem Auge dem herrlichen Manne ins Gesicht, welcher ihn und die geliebte Schwester segnet; er scheint sich selbst zu versprechen, einst groß und edel zu werden vor andern.

Eine andere Mutter, welche, wie die erste, die Uebrigen aus Liebe zu ihrem Säugling vergißt, und zu fürchten scheint, daß ihr kleines Kind keinen Segen erhalten möge, hat sich durch den Haufen gedrängt, und setzt knieend, mit reiner Zuversicht, Christo ihren Säugling auf den Schooß. Das Kind ist verwundert, wo es hingekommen ist; Unschuld blickt aus seinen hellen Augen. Jesus zeigt auf dieses Kind, als er den eifernden Petrus belehrt.

Die dritte Hauptfigur trägt das Ideal schöner und hoher Weiblichkeit. Sie knieet in der Stellung, welche man gewöhnlich der mütterlichen Liebe giebt, mit drey Kindern, wovon sich das eine aus dem Gewande losmacht, womit es die Mutter hält, ihren Arm umschlingt, und mit dem Vertrauen der Unschuld zu dem Erlöser eilt. Das zweyte liegt schlafend im Arme der Mutter, sorgfältig eingewickelt, ein größeres Mädchen lehnt sich an ihre Schulter. Diese Mutter scheint die Anführerinn und Vorsteherinn aller Mütter und Kinder zu seyn, sie vergißt nicht ihre übrigen Kleinen, wie die beyden ersten um ihrer Lieblinge willen thaten, sie denkt größer und fühlt stärker. Der rauhe Petrus — welcher den Müttern wehrte, den Meister nicht zu bemühen — hat schon die zaghaftesten verscheucht; die schöne und edle Anführerinn vernahm aber die Worte des göttlichen Meisters, und ruft die traurig Weggehenden zurück, ihren Kindlein den Segen des Herrn zu verschaffen. In ihrem Blick liegt der ganze Himmel des reinen Wohlwollens und der Liebe. Sie ruft und spricht, aber ihre Worte sind sanft, und wecken das schlafende Kind nicht auf.

Zu ihr neigt sich eine andere Mutter, welche ihre Rede aufnimmt, und die vor ihr stehenden Kinder vordrängt, hinzueilen, und den Segen zu empfangen.

Ein wißbegieriger Knabe bemühet sich, vorzuschauen, um den Herrn zu sehen.

Die vierte Hauptfigur ist gleichfalls eine Mutter, welche knieend mit einem vor ihr stehenden Kinde den Worten des Meisters horcht, welche er zu Petrus sagt. Sie macht ihr Kind aus dem Mantel los, aber ihr Geist und ihr Gemüth sind mit dem beschäftigt, was in den Himmelsworten des Erlösers liegt.

Eine andre, mit ihrem Kinde auf dem Arm, winkt

zweyen — über den drohenden Petrus unwillig gewordnen Müttern — wieder zu kommen, weil der Meister gütiger ist, als der Schüler.

Eine von diesen Beyden, welche ihr Kind vor Zorn unwillig über die Schulter geworfen hat, scheint nicht glauben zu zu wollen, was ihr die Freundinn sagt. Die Andere lächelt hofnungsvoll, aber noch mit halbem Unwillen im Auge. Die Kinder lächeln froh, sich wieder zu sehen, sie waren in der Menge von einander getrennt worden.

Petrus, zu welchem Christus jene bedeutenden Worte sagt, scheint mit einer Hand sich bey dem Meister zu rechtfertigen, warum er die Mütter weggewiesen; die andre ist noch ausgestreckt, um den Herbeyeilenden zu wehren.

Eine Mutter, welche er zurückweist, betrachtet ihn mit Zorn entflammten Augen, ihr Mund ist fest geschlossen, und ihr empörtes Mutterherz findet keine Worte, ihren Unwillen auszudrücken.

Das Gegenstück zu diesem schnell auflodernden weiblichen Zorne, ist eine Mutter, welche gleichfalls zurückgewiesen wurde; sie geht hinweg, mit sanfter weiblicher Ergebenheit, die auch das Unwürdige duldet und schweigend trägt. Man sieht an ihrem gesenkten Blicke, wie tief sie diese Beschämung fühlt, aber sie zürnt nicht. Den zarten, unbehülflichen Säugling drückt sie liebevoll an den Busen, und scheint sagen zu wollen: Wenn Du Kind meines Herzens, auch den Segen des göttlichen Mannes entbehren mußt, so soll Dir doch nimmer die Liebe Deiner Mutter fehlen.

Eine Mutter, welche neben ihren Kindern kniet, und die tröstenden Worte des Erlösers von der edlen Anführerin vernommen hat, wendet diese still weggehende Mutter wieder um, und erfüllt ihr Herz mit schöner Hofnung. Ein freundlicher

Knabe blickt empor, und bekräftigt ihr, was die Mutter gesagt hat.

Der Meister segnet uns doch, ob es gleich der finstre Mann dort nicht haben will, (sagt der Knabe).

Ich will auch den Segen! ruft ein Kleiner, welcher aufsteht und bittend zu der Mutter empor blickt.

Eine neu hinzukommende Mutter, mit ihrem Kinde auf dem Arme, scheint besorgt zu seyn, wie sie den Haufen durchdringen soll.

Auch ein junges, schönes Mädchen steht unter dem Haufen der Mütter. Ein sehnendes Verlangen nach dem Segen des göttlichen Lehrers der Menschen belebt sie. Unschuld, Sanftmuth und bescheidne Schüchternheit, zeichnen ihren Charakter; sie weiß nicht, soll sie vor oder rückwärts gehen? Von zweyerley Empfindungen bewegt, erscheint sie zweyfach schön.

Hinten streben neugierige Männer — ein älterer und ein jüngerer, durch den Haufen der Mütter hindurch zu sehen und zu hören, was der Meister dort thut und sagt. Es sind zwey Spürer, welche beauftragt sind, oder welche auch selbst den Beruf in sich fühlen, den wundervollen Lehrer der Menschen zu belauschen, und seine Worte und Handlungen nach ihrem bösen Herzen zu deuten.

Ihr Gegenbild ist der milde Johannes, der Liebling des göttlichen Meisters. Er hört die Worte voll hoher Bedeutung, welche der geliebte Lehrer spricht, und legt sinnend die Hand auf das reine Herz, er fühlt, daß es ihren Sinn versteht, und selbst schon bewahrt. Die Betrachtung der unendlichen Liebe, welche in den Worten, wie in der Handlung seines Meisters liegt, senkt sein Auge, und die Milde seines sanften Geistes spricht aus jedem seiner Züge.

Zwey andre Jünger sehen auf den Meister, und scheinen

sich *zu wundern*, daß Jesus der Kindheit den Vorzug über den *Klugen* und *Gebildeten* einräumt.

Schriftgelehrte haben hochmüthig dem Meister und seinen Jüngern den Rücken zugewandt, und streiten über die sonderbare Christus-Lehre. Mit diesen, meynte Petrus, sollte der Herr *sich unterhalten*; das wären Leute, welche die Sache verständen, und gründlich und durch Schlüsse beweisen könnten, was Wahrheit und was Trug sey.

Sie sind *blinde Leiter!* (sagt Jesus.) Und wenn sie nicht umkehren und werden wie die Kinder, so können sie nicht ins Reich Gottes kommen. In diesen Kleinen liegt die Hofnung, die Aussaat zur Ernte der Zukunft. Bey diesen muß der Lehrer der Welt anfangen, und den Funken des Göttlichen im *Menschen zur reinen Flamme* anfachen und erhalten. Jene *welche Du Gelehrte* und Weise nennst, sind längst verdorben, durch Beyspiel und durch thörichten Dünkel. Aber die Kinder, diese zarten Knospen der Menschheit, hat der Hauch der Sünde noch nicht *umweht*, weil meines Vaters Engel ihre schützenden Geister sind.

Im Grunde des Gemähldes, sieht man die Schule, wo die frohe Jugend gebildet und zum großen Leben vorbereitet wird.

Zusammen sind 38 Figuren auf dem Bilde, in vollkommener *menschlicher* Größe. Jede Figur giebt treu und schön den Charakter wieder, welchen der Künstler darstellen wollte. Das ganze Gemählde athmet Leben und Bewegung, aber ohne Geräusch und Lärm. Das schlafende Kind, liegt so ruhig im Arm der holden Mutter, als in seiner Wiege; und die Nähe des göttlichen Lehrers, und der Sinn seiner Worte, und die Heiligkeit seiner Handlung, leiten den Geist seines Friedens in

diese Versammlung, in deren Kreis sich unwillkührlich auch der ernste Beschauer hineingezogen fühlt.

Was diesen drey Gemählden, noch außer der vollendeten Darstellung ihrer Charaktere, und der Schönheit der Composition, einen besondern Vorzug giebt, sind die schönen, lebendigen Farben, und die Freyheit und das Leben, womit jede Figur sich ausspricht und frey hervortritt. Man wird froh, endlich einmal jenes mystische Dunkel zu vermissen, welches bey vielen schätzbaren Gemählden der älteren und neueren Zeit das Auge ermüden, und den Schauenden ungewiß lassen, was der Künstler eigentlich mit der Finsterniß wollte, da die heitre Kunst nur im Lichte und in der Farbe lebt.

H. H..s.

3.

Alphabetisch-kritisches Verzeichniß

des

noch im Manuscript vorhandenen

leibnitzischen Briefwechsels

mit Gelehrten, Künstlern und Geschäftsmännern.

Vorerinnerung.

Ein Hauptdocument des unermeßlichen Fleißes und der ehrenvollen Verbindungen unseres einzigen Leibnitz verdient ja wohl eine Stelle in einem vaterländischen Museum; und für ein solches Document wird man seinen Briefwechsel müssen gelten lassen. Sehr viel ist davon schon im Druck erschienen; aber es macht noch lange nicht die Hälfte des im Manuscript Vorhandenen aus. Dieß zu glauben, wird man kein Bedenken tragen, wenn man erwägt, daß, was ich vor einigen Jahren unter dem Titel: *Commercii epist. Leibnitiani nova specimina* drucken ließ, meist nur aus den zwey ersten Buchstaben der alphabetisch geordneten Sammlung genommen ist. Dieser Briefwechsel setzt aber um so mehr in Erstaunen, wenn man findet, daß Leibnitz seine meisten Briefe, wenn sie nur von einiger Bedeutung waren, nicht nur ein, sondern oft zwey, bisweilen drey und mehrere Male entwarf und abschrieb, ehe er sie abgehen ließ. Und dieß bey den vielen und mannichfaltigen anderen Geschäften, Reisen und Zerstreuungen!

Einige Verwunderung erregt auch, wie so alles, nicht nur, was er selbst schrieb, unzählig vieles auf kleine, wenige Zoll breite Zettelchen, sondern auch, was von Briefen an ihn

einlief, der große Mann des Aufbewahrens werth erachten konnte. Wenn wir hiebey seine Gründe respectiren: so schränken wir uns doch, wo öffentliche Rechenschaft gegeben werden soll, billig nur auf das Wichtigere ein.

Nach dieser Maxime habe ich, bey der guten Gelegenheit, welche die Aufsicht über die hiesige k. Bibliothek dazu gab, den Entschluß gefaßt und ausgeführt, das Merkwürdigste aus dem Verzeichnisse dieses Briefwechsels auszuheben, ursprünglich nur in der Absicht, denen, die nach mir etwa bey der Bibliothek ihn benutzen wollten, die Arbeit zu erleichtern. Mehrere meiner Freunde aber wünschten, daß ich diesen Auszug durch den Druck gemeinnütziger machen möchte.

Es ist aber bey gegenwärtigem Verzeichnisse, wie schon die Aufschrift zu erkennen giebt, der Briefwechsel mit königlichen, fürstlichen und andern hohen Personen noch ausgeschlossen. Von diesem kann vielleicht in der Folge einmal Bericht erstattet werden. Auch von dem, was die Aufschrift verspricht, ist das übergangen, was schon in den Nov. Speciminib. vorkommt.

Häufig habe ich angemerkt, wo von den in diesem Verzeichnisse genannten Correspondenten einige Briefe sonst schon abgedruckt sind. Mit möglichster Genauigkeit und Vollständigkeit dieß zu thun, würde nur Mühe verursacht haben, die sich nicht belohnt hätte. Wer von irgend einem Artikel weitern Gebrauch machen will, wird die nöthige Belehrung darüber von hier aus leicht erhalten können. Dabey werden denn auch die Abkürzungen, deren ich mich, um den Raum zu sparen, bedient habe, keine Schwierigkeiten verursachen. Auf Nutzen kam es hier überall nur an, nicht auf Zierlichkeit. Hannover, den 25sten May 1810.

J. G. H. Feder.

B.

Bosius, Andreas, einer von ihm an L. nebst Antwort.

Bourguet, Jesuit. Viele an L. die in den Opp. nicht stehen, von denen aber Dutens sagt, daß man eine Bekanntmachung derselben zu erwarten habe.

Bouvet, Jesuit. Sind nicht vollständig abgedruckt.

Braun, Prof. Groening. L. an ihn über die Vereinigung der Reformirten und Lutheraner. J. 1706.

Bressler, über ein Manuscript von Froissard, welches vom gedruckten abweicht.

Brosseau, Conseiller de légat. du Duc d'Hanovre à Paris. In diesem Convolut liegen auch Briefe von und an Mabillon.

Bucelinus über die Genealogie des Fürsten Azon.

Burckard, Arzt in Wolfenbüttel, über die Reduction der Metalle und des Schwefels mittelst des Blumenstaubes.

Burchand, Jes., physikal. Inhalts, sonderlich Licht und Farben betreffend.

Burnet, Gilb., Bischof von Sarum (Salisbury), das negotium irenicum und politica betreffend.

C.

Du Cange, de Azone.

Cellarius, Christ., klagt über den Gebrauch der deutschen Sprache bey den Vorlesungen auf der neuen Universität Halle.

La Chaise, P. L. an ihn und über ihn.

Chapuzeau, Pagenhofmeister in Celle. Ueber dessen Diction. histor. ein schöner Brief von L.

Cluver, (Detlef in Schleßwig). In diesem Convolut sind auch Briefe an Bernoulli, mathemat. Inhalts.

Coch, wahrscheinlich Secretair des Gr. von Platen; franz. meist Hof- und Stadt-Neuigkeiten, zum Theil ziemlich witzig; ein satyr. Epigramm auf Ludwig XIV. Von Leibnitz nur eine einzige kurze Antwort.

Colbert. Ein Brief L. an ihn, wahrscheinlich von 1676, schmeichelhaft; vom Phosphor, über dessen Erfindung L. an sehr viele seiner Correspondenten schrieb, wozu er, L., besondere Gelegenheit habe.

Colas, de, Docteur en droit et en médecine à Koenigsberg, Mitglied der Soc. der Wissenschaften zu Berlin. Steht nicht in Jöcher, auch nicht unter dem Namen Kolhase. Die Briefe phys. und mathemat. Inhalts.

Conring. Mehrere lat. Briefe zwischen ihm und L.; die ersten von 1670, wo L. von Boineburg empfohlen, an C. schrieb. L. legt ihm physiologische Fragen vor. Conrings Urtheil über L. erste Versuche, in einem Briefe an B. vom J. 1670 f. in Grubers Prodrom. Commerc. epist. Leibnit. II. S. 283.

Coste. Diese Correspondenz ist vorzüglich interessant; auch wegen eines ungedruckten Briefes des Shaftesbury. Leibnitzens Beurtheilung der Charakteristik steht Opp. Tom. V.

Crell, (Sam.) Briefe desselben an L.; wovon der eine einen kurzen Abriß seiner in Einigem von Sacin abweichenden Dogmatik enthält; L. Antworten, lat.

Cresset, Envoyé du Roi de la Gr. Bretagne à Hambourg. Unter andern ein sehr interessanter Brief L., worin eine vollständige, kurze Geschichte des durch den Bischof von Wien. Neustadt und Bossuet von der einen, L. und Molanus von der andern Seite geleiteten Versuchs einer Vereinigung der Papisten und Lutheraner, it. der Luther.

und Reformirten. In letzterer Absicht auch ein Brief L. an den Herz. v. Portland. An Cresset ein Brief L. über bessere Gewinnung und Benutzung des Bleyes.

La Croze. Leibnitzens Briefe an ihn (36) stehen in Opp. V. Seine Briefe an L. sind weder da eingerückt, noch in dem von Uhle (Prof. zu Frankfurt a. d. Oder) herausgegebenen Thesaurus epistolarum Lacrozianus. In dem Tom. III. dieses Thesaurus schreibt (p. 191) La Croze an Kortholt: „Perpaucas Leibnitii τȣ μακαρίτȣ epistolas olim ad me scriptas domi meae habeo, quarum nonnullae de iis rebus agunt, quas in vulgus emanare haud facile patiar: ceterae vero ut plurimum intelligi non possunt, nisi cum litteris meis ad Leibnitium *scriptis, quarum nullum exemplum servavi, conjungantur.*“ Merkwürdig ist sein Urtheil über Leibn. p. 193: „Nihil miror supervacuos Leibnitii conatus in purgendis Loiolitarum Sinensium superstitionibus. Nimirum hoc habuit vir alias incomparabilis, ut facile blanditiis et adulationibus expugnaretur. Atqui a nullis unquam hominibus tantopere laudatus et commendatus fuit, qua privatis litteris, qua etiam testimoniis compluribus passim in lucem emissis.“ Wie viel auch hieran wahr seyn mag: so giebt doch L. oft genug zu erkennen, selbst in Briefen an Jesuiten, daß er *theils* um ihrer Gelehrsamkeit willen sie schätzte, theils wegen der Nachrichten von bisher wenig bekannten Völkern und Sprachen, wozu sie behülflich waren, über ihre Missionen sich freuete; und — schreibt er an den Jesuiten Annib. Marchetti (s. Salfelds neue Beyträge zur Geschichte und Verbesserung des Schul- und Kirchenwesens in den Ch. Br. Landen B. 1. H. 2.) weil eine mit

Aberglauben noch vermengte christliche Religion doch besser sey, als das, was durch sie verdrängt werde.

La Croze's Briefe an L., franz., enthalten viel Interessantes. Unter andern über das Slavonische und Celtische. Er glaubt pouvoir démontrer, que les anciens Celtes et les Allemands n'ont rien eu de commun ni dans leur origine ni dans leurs langues. Eine kurze Notiz über Lacr. Leben, Charakter und Schriften von Leibn. liegt bey diesen Briefen.

Cuneau, Secretaire d'état de S. A. E. de Brandenb. Viele franz. Briefe desselben an L., worunter einige sehr interessant sind.

Cyprian, E. S. und Joann. Vom ersten lat. Briefe aus Helmstädt und Coburg; einige von L. an ihn.

D.

Dartis, bey Jöcher d'Artis, Verf. des Journal de Hambourg. In einem Br. Leibn. an ihn steht Folgendes: Je vous envoye un distique, qui est de moi, (mais je ne veux pas, qu'on le lise dans votre journal,) sur la mort de la Reine d'Angleterre, et sur ce qu'on dit, que son pere n'a point voulu prendre le deuil:

Anglia reginam deflet, pater abstinet unus;
Non potuit gentem deseruisse magis.

Le roi Jacques ne pouvoit s'éloigner d'avantage de l'esprit de sa nation, qu'en ne portant le deuil de sa propre fille, que toute la nation cherissoit tant. J'ai fait allusion à la desertion, qu'on lui a imputé pour declarer le trône vacant.

Davenant. In diesem Convolut sind etliche Billets; die L. während einer Krankheit am Fuße, 1704 an die Churfürstin Sophia schrieb. Auch ein Brief an D. ist interessant.

Dobrzensky, Conseiller d'état et de guerre. Unter andern ein franz. Gespräch über Freyheit und die Uebel in der Welt, mit witzigen Billets von 1695.

Dohna, Graf; L. giebt ein Gutachten wegen Verhaftung eines Franzosen.

Duillier (al. Fatius), cf. Commercium epist. Leibnit. et Bernouillii Opp. III. Unter dem Ungedruckten ist merkwürdig ein sehr schmeichelhafter Brief des D. vom J. 1694.

E.

Ehler, theilt einen Brief des Papinus mit; ingl. des jüngern Heckers; Beobachtung einer zu Danzig den 3ten May 1715 eingetretenen Sonnenfinsterniß.

Eyben, Assessor in Weimar, Etymologica et Irenica, franz. und deutsch.

Eisenhart, Prof. Helmstad. Ein Brief Leibnitz. über fides historica.

F.

Fabri Honerat. Ueber L. nova hypothesis physica.

Fabricius, Jo. Alb. Prof. Hamb.

——— Jo. Prof. Helmstad. Vieles.

Farenheit, Daniel Gabriel, über Thermometer.

Falaiseau, Leibnitz giebt in einem Briefe die Gründe an, warum das Haus Braunschweig ein stärkeres Recht auf Lauenburg habe, als die Fürsten von Anhalt.

Falz, (Reymondt a—) rühmt, in Künstlersprache, eine von ihm verfertigte Medaille.

Fantoni, Thomas, Jesuita Rom., 2 Briefe von ihm, einer von L.

Fardella, Michael, von Geburt ein Sicilianer, Prof. zu Padua, eine Zeitlang bey der Ritterakademie zu Wolfenbüttel, zuletzt in Spanien.

Favre Ferrier, ein Brief nebst Antwort, Pelissons nachgelassene Schriften betreffend.

Feller, Joach. Frid., Amanuensis Leibnitii. In einem Briefe vom 2ten September schreibt er an Leibnitz: „Meine Arbeit betreffend — (Excerpiren aus historischen Schriften) — wiewohl das Werk bey weitem so gut nicht gerathen wird, als das vorige, *weil Ew. Excellenz* durch die *allzugroße Strenge*, die Sie in Bezahlung meiner *Creditoren beweisen*, mir allen Muth benehmen, was rechts zu machen. Ich habe mir neulich von einer guten Regel vorsagen lassen, die heißt: Servi bene chi ben ti paga; derselben bin ich auch Willens nachzukommen.“ In diesem Tone schreibt er mehrere male. Dieß Convolut enthält auch mehrere Briefe über Feller's Entfernung. In der Folge schreibt er doch höflich und dankbar an L. aus Frankfurt, Leipzig und Regensburg; worauf auch L. freundlich antwortet, und 1702 anfragt, ob er auf die ehemalige Art wieder zu ihm kommen und excerpiren wolle.

Ferguson, holländische Briefe aus Amsterdam und Haag, mit lat. Antworten von L., Leibrenten und Windmühlen (wobey 2 schöne Zeichnungen) betreffend.

Ferrand, Ludw., von den Jahren 1670—79, varia literaria; wenige Briefe von L.

Findekeller, politica und literaria von wenigem Belange; nur etliche Briefe von L.

Floramonti. Mehrere an L., einer von ihm, über die Verwandtschaft des H. Este mit Braunschweig.

Florentinus, Marius, etliche Br. von und an ihn.

Fontenelle; außer dem in die *Selecta specimina* eingerückten noch 5 von F.

Fontaney, Jesuit. Von der chines. Mission; zum Theil aus China geschrieben, die dortige Länderkunde und Mission betreffend; titulirt L. Mr. le Comte de Leibnitz, ein andermal, Ministre d'Etat.

Le Fort, Sohn des russ. Generals; ein Brief L. an ihn, interessant wegen der Anekdoten von Peter I. bey seiner Durchreise durch Hannover nach Holland.

Fouchere, Chanoine de Dijon, physik. und mathemat. Inhalts.

Fountaine, Andr. *In the Inner temple*, so giebt er seine Adresse in seinen engl. Briefen an. L. schreibt ihm französisch. Inhalt Literatur. F. ist Verf. eines Buchs über die sächs. Münzen.

Fraiser, Pet., meldet L. in einem Br. von 1701, daß die Schotten nicht gut gesinnt seyen in Absicht auf die Succession des Hauses Hannover; man solle Maaßregeln darnach nehmen. L. Antwort ist meisterhaft fein und vorsichtig.

Franke, A. H., fängt 1697 den Briefwechsel mit L. an, lateinisch. L. in der Antwort auf diesen ersten Br. klagt über die nachlässige Erziehung und den Hang der jungen Leute, bloß zu galanten oder zu Brot-Studien. It. die Protestanten sollten auch Missionarien ausschicken. Dann hört der Briefwechsel auf bis 1714. In diesem Convolut

liegen etliche lat. Briefe eines Missionärs aus Peckin, von J. 1709 und 10.

Frankenau, Georg Francus de, erst Prof. zu Wittenberg, hernach dänischer Leibarzt.

Frisch, Jo. Leonh. Inh. Pflanzung der Maulbeerbäume zur Erziehung der Seidenraupen, it. Berlinerblau. Nur 1 Br. von L. nebst einem an den Grafen v. Wartenberg, um Beförderung der Einräumung des Garten zu Köppenick.

Friesendorf, 1 Br. an und 1 Br. von L. Lob Carls XII. im J. 1702.

Fury, George, schreibt aus Wien, Octob. 20. J. 1714, daß K. Carl XII. zu seiner Rückreise aus der Türkey von der Pforte kein Geld erhalten habe, aber von dem franz. Gesandten zu Constantinopel 25,000, und vom Schatzmeister der engl. Nation 40,000 Rthlr.

G.

Gackenholz, Alex. Christ. Physikalischen Inhalts. Zeichnung eines chymischen Ofens, bey dem kein Blasebalg nöthig.

Gallois, Abbé; hiebey auch etliche nicht dahin gehörige Briefe.

Gargan, Secretär der Churfürstin von Hannover; Neuigkeiten des Tages.

Gee, Eduard, aus London, 1701. Ueber die Jesuit. Mission in China, von der er nichts Gutes erwartet; und von den engl. Missionen in Amerika und Ostindien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Inhalt.

Vaterländisches Museum.
Drittes Stück. September 1810.

Karl Gustav, König von Schweden.

Von dem verstorbenen Heinrich von Bülow.

Ich will eine charakteristische Uebersicht der Feldzüge eines Prinzen versuchen, der von den Deutschen weniger als Gustav Adolph beachtet worden, wahrscheinlich, weil er selbst ein Deutscher war, den die Schweden aber als den größten ihrer Könige erheben. Gustav der Dritte, welcher die Geschichte seines Reichs — eine Kenntniß, die nicht immer den Fürsten geläufig ist — vollkommen kannte, erhob ihn weit über Gustav Adolph, während deutsche Geschichtschreiber — welche doch nur meist Geschichtforscher sind — ihn keiner Aufmerksamkeit zu würdigen scheinen.

Wir erblicken diesen Prinzen als Feldherrn zuerst im Jahre 1648, demselben, in welchem der westphälische Friede die

Vielherrschaft in Deutschland consolidirte. Er stand an der Spitze der schwedischen Heere in Deutschland in einem Alter, da man selten Weisheit mit Kraft verbindet. Er landete mit acht tausend Mann zu Wolgast in Pommern, das Heer des Generals Königsmark vor Prag zu verstärken. Als er durch Leipzig zog, überreichten ihm die Studenten ein Gedicht von seltner Art, welches beweist, daß die deutschen Dichter unserer Tage den damaligen in keiner Rücksicht nachzusetzen sind.

Vor Prag erwarteten ihn viele Arbeiten, aber wenig Glück, weil die Umstände ihn nicht bezünstigten und er so weise war, den Hindernissen nachzugeben, wenn sie unüberwindlich sind. Prag wurde damals tapfer vertheidigt, ganz ungleich den Festungsvertheidigern unserer Tage, welche eine Bresche graben lassen, damit sie nur durch dieselbe für Capitulation hinausziehen können.

Die Annäherung des Entsatzes verursachte die Aufhebung der Belagerung, weil die Eingeschlossenen dreymal stärker als die Belagerer waren. Der Entsatz unterm General Golz rückte bis an die Jassawa, drey Meilen von Prag, aber nicht hinüber, weil man wünschte, durch den Ruf allein seinen Zweck zu erreichen. Der Prinz zog nach Brandeis, vorher aber nach Melinkum, die Kühnheit des Feindes, veranlaßt durch einen verstellten Zurückzug, vermöge eines plötzlichen Angriffes zu bestrafen. Der Feind erfuhr, trotz den schönen Anstalten des Prinzen, seinen Anmarsch, und eilte davon. Er muß gelobt werden, weil es hinlänglich ist, seinen Zweck zu erreichen. Der Friede zu Münster (1648) machte der Unternehmung des Prinzen in Deutschland ein Ende, welche mit strategischem Augenmaaß entworfen war. Der Prinz wiederholte nicht den Fehler Gustav Adolphs, nach Bayern statt nach Wien zu gehen. Der Lehren Oxenstierns eingedenk,

wollte er dem Feinde in seinem Herzen den tödtlichen Streich versetzen.

Karl Gustav gelangte im Jahre 1654 zum Throne, durch die Entsagung der Königin Christine, welche von denjenigen sehr gelobt worden, die nicht zu glauben scheinen, daß sowohl wahre Philosophie als wahre Größe in der Neigung Nutzen zu stiften zu suchen sey. Der erste Krieg des neuen Königs war gegen Pohlen, weil der König dieses Landes, Johann Casimir, glaubte, zum schwedischen Throne berechtigt zu seyn. Die Politik hielt es für zuträglich, ihn der Würde zu entsetzen, die er besaß, um seine Ansprüche auf diejenige zu vernichten, welche er zu besitzen wünschte. Der Marschall Wittenberg versammelte zwanzig tausend Mann bey Stettin, mit denen er nach Pohlen aufbrach. Dieses Heer führte 118 Feldstücke, 60 große Kanonen, 8 Mörser und 5 halbe Karthaunen mit sich; eine Artillerie, die als sehr zahlreich für ein solches Heer gelten kann. Der König von Schweden glaubte wahrscheinlich nicht, daß, so wie für Dichter, auch für Soldaten Wasser das ersprießlichste Getränk sey, denn er ließ immer Bier für seine Armee brauen. (1655).

Der König befahl seiner Armee, gegen die Pohlen in geschlossenen Haufen zu agiren, gerade weil die Pohlen immer getrennt fochten. Ein pohlnisches Lager zu Ußtyc ergab sich an den Feldmarschall Wittenberg, nicht zufolge einer Schlacht, sondern einer Schlachtordnung, denn es wurde nicht gefochten. In dieser Ordnung wurde die Infanterie in Brigaden, nach Gustav Adolphs System, aufgestellt. Zwischen zwey Schwadronen wurden 50 Musketiere gestellt, dann folgte eine Brigade Infanterie, dann wieder zwey Schwadronen, und so fort. Die Schwadronen waren mehrere hundert Pferde stark, und in mehrere kleinere getheilt; die Reuterey zu vier, die Infan-

terie zu sechs Mann hoch. Diese Pohlen, eben so leichtsinnig wie die andern, in der Wahl und der Verwerfung ihrer Könige, huldigten dem Könige von Schweden. Der Traktat beweist, daß Karl Gustav den pohlnischen Adel gewinnen wollte; und die Eroberung war eine Unterhandlung.

Die erste Verrichtung Karl Gustavs nach seiner Ankunft zu Wolgast, war ein Brief zur Rechtfertigung an den Deutschen Kaiser, dessen Reich schon damals nur in Komplimenten anerkannt wurde. Der König führte noch zwölf tausend Mann nach Deutschland, Männer von stattlichem Ansehen und wohl gerüstet, welche bey Stettin lagerten. Dieser Prinz mußte der Artillerie einen großen Erfolg zuschreiben, denn dieses Heer bedurfte sechzehn hundert Pferde zur Fortbringung seines Geschützes. Dieses Heer war als die Reserve = Armee derjenigen des Wittenberg zu betrachten. Großpohlen hatte sich schon unterworfen und der König beschleunigte seinen Marsch, als Wittenberg ihm melden ließ, die Edelleute noch anderer Woywodschaften wären nicht abgeneigt, sich in seinen Schutz zu geben.

Wir wissen nicht, ob der König von Schweden mit List den Einbruch Russischer Barbaren in Litthauen veranlaßte, sowohl zur Diversion, als damit die Pohlen seinen Schutz als eine Errettung betrachten mögten. Die unglücklichen Opfer einer wilden Grausamkeit werden freylich nicht gebilligt haben, was die Politik, deren Wiege Italien ist, mit dem Namen Klugheit benennt. Der König von Pohlen versammelte ein wankendes Heer bey Lowicz, der König von Schweden aber stieß bey Gnesen mit seinem Heere zu demjenigen des Feldmarschalls Wittenberg. Er ließ einen Soldaten erschießen, welcher in einer Kirche in priesterlicher Kleidung den katholischen Gottes-

dienst nachäffte. — Opfer der Achtung für die religiösen Meynungen eines Volks.

Johann Casimir floh mit seinen zehn tausend von Lowicz nach Warschau, als Karl Gustav mit seinen dreyßig tausend sehr schnell sich ihm näherte. In Warschau konnte er nichts thun, als sein Unglück bedauern, und die Pohlen, weil sie den Eid in das Zeichen des Eides setzten und für eine Ceremonie der Höflichkeit hielten, hoben die Finger auf und schwuren ihm treu zu bleiben. Hierauf floh er mit der Königin nach Krakau. Der Leichtsinn sinnlicher Menschen macht es wahrscheinlich, daß sie in diesem Augenblick aufrichtig schwuren, daß aber der nächstfolgende den Eindruck des vorhergehenden auslöschte.

Der König von Pohlen bat um Frieden, weil er den Krieg *nicht führen* konnte. Das Schreiben, welches seine Abgeordneten diesem feurigen Eroberer überreichten, ist sehr merkwürdig. Man kann sich des Mitleids nicht erwehren, wenn man die Klagen dieses Fürsten und die Betheurungen seiner Unschuld liest. Nachdem er von allen Anlaß zum Kriege sich freygesprochen, fährt er fort: „Ist es denn die Begierde nach Gold, „welche Sie, mächtiger König, in unser Land treibt? Wir „haben nichts als unsere jährlichen Erndten, welche der Krieg „zerstört, und unsere Viehzucht. Jeder Ueberfluß, den diese „einfachen Mittel der Natur uns gewährt hätten, ist durch „einen *achtjährigen* Krieg vernichtet worden. Ew. Majestät „wollen Pohlen *schützen*? Schützen sie es denn gegen die „Barbaren, welche Litthauen in einer Wüste verwandeln. — „So ist es denn der Durst nach Ruhm — glänzende Schwachheit großer Gemüther! — welcher sie antreibt uns zu befehden? Die wahre Ehre aber, diejenige, welche noch im „Grabe fortdauert, ist in den Wohlthaten zu suchen, welche

„man der Menschheit zufügt. Vermeynen Ew. Majestät
„Pohlen mit Schweden zu vereinigen? Betrachten Sie die
„Lage der Länder, getrennt durch ein stürmisches Meer; deren
„Bewohner sind einander nur gleich an kriegerischem Stolz,
„der unglücklichen Ursache so vieler Uebel; sie sind verschieden
„in Gesinnung, Sitten, Religion und Kleidung. Glauben
„Sie nicht, es werde in Ihrer Macht stehen, ein Volk sanft
„zu regieren, welches sich nur mit Widerwillen unterwirft.
„Nur durch Strafen kann es in verhaßten Fesseln erhalten
„werden. Wollen Sie, ein Monarch mit Eigenschaften
„begabt, die Liebe der Welt zu gewinnen, den Haß derselben
„auf sich laden? Die traurige Ehre, durch Furcht zu herrschen,
„kann nicht wünschenswerther seyn, weil der Endzweck jeder
„Herrschaft die Glückseligkeit der Völker ist."

Hierauf folgte eine Bitte an den König, seine Völker nicht weiter vorrücken zu lassen, welche die entgegengesetzte Wirkung beschleunigte, weil das Interesse entgegengesetzt war. Der König förderte seinen Marsch auf Krakau, weil Warschau sich ohne Vertheidigung ergab. Man plünderte hier die Entwichenen; die übrigen wurden verschont. Die Pohlen räumten auch die Gegend von Krakau und zerstreueten sich; die Stadt aber that Widerstand. Bey dem schnellen Vordringen wurde der Rückzug gesichert, denn man bevestigte Posen. Das strategische Augenmaaß dieses Monarchen lehrte ihn die Wichtigkeit dieses Postens.

Krakau vertheidigte sich. Pohlen unterwarf sich. Die Kosacken schickten Abgeordnete, Litthauen flehte um Hülfe. Die Landskron, eine Festung südlich von Krakau, ergab sich. Wittenberg mit seiner Armee zog voraus; lobenswerthe Anstalt gegen einen Feind, der nur den Rücken anfällt. Nach der Zerstreuung eines Haufens Pohlen am Flusse Dunairz floh der

König von Pohlen nach Schlesien. Der Landgraf Friedrich von Hessen, Schwager des Königs, wurde von pohlnischen Edelleuten erschossen, die man Rebellen nannte, und als solche behandelte. Krakau kapitulirte, und Karl Gustav berief die Versammlung des pohlnischen Adels nach Warschau, um durch die Form des Rechtes die Gewalt der Eroberung zu sanctioniren.

Während der König Pohlen seiner Herrschaft unterwarf, schickte er ein Heer nach Preußen, weil eine Macht, die über See kommt, sich der Häfen bemeistern muß. General Horn zog dicht an der Seeküste, der König ging nach Thorn, welches ihm die Thore, so wie andere kleinere Orte, öffnete. Eine Art pohlnischer Soldaten, welche sich die Quarcianer nannten, zog den Dienst eines Siegers demjenigen eines Königs vor, der entflohen war. Sie unterwarfen sich dem Könige von Schweden. Der deutsche Kaiser ermahnte zum Frieden, weil der Krieg ihm nicht günstig war. Die Eroberungen des Königs von Schweden beunruhigten eine Macht, bey der die Zeit das Andenken der Feldzüge Gustav Adolphs noch nicht vertilgt hatte. Der König antwortete: er, der Kaiser, als sein guter Bundesgenosse, werde sich wahrscheinlich über seine glücklichen Unternehmungen freuen.

In Preußen hatte sich der Churfürst von Brandenburg mit zwanzigtausend Mann zum Beschützer des Landes aufgeworfen. Allein die schwedische Armee nahm in Gegenwart der brandenburgischen, welche sich zurückzog, erst Straßburg, welches man für den Schlüssel des Landes hielt, dann Elbing, Mova, Dirschau und Wolau ein. Allenthalben wurde die Brandenburgische Besatzung gefangen und untergesteckt. Als Karl Gustav aber schnell gegen Königsberg vorrückte, wo der Churfürst mit seinem Hauptcorps lag, schickte dieser, um einen Vergleich zu bitten, worauf ein Friede zu Stande kam, welcher

die Macht des Königs von Schweden oder den Ruf der Macht, errungen durch seine Talente, in deutliches Licht setzt. Der Churfürst, als Besitzer des Herzogthums Preußen, unterwarf sich der Oberherrschaft von Schweden, als Lehnsträger letzterer Krone, und entsagte derjenigen von Pohlen. Er gelobte, zum Zeichen der Lehnsunterthänigkeit jährlich tausend Dukaten an die Krone Schweden zu entrichten. Der Lehnbrief, lautete der Traktat, müsse alle Jahre erneuert werden; jedoch wolle man dem Churfürsten zulassen, daß er nicht selbst in Person diese Huldigung leiste, sondern sie durch Bevollmächtigte ausrichten möge. Er, der Churfürst, müsse im Fall des Krieges tausend Mann zu Fuß und fünfhundert zu Pferde für Schweden unterhalten; er müsse alle Durchzüge durch sein Land den Schwedischen Truppen gestatten, wobey aber diese die Einwohner nicht beleidigen sollten; dem Könige von Schweden sey der freye Gebrauch der preußischen Häfen eingeräumt. Den Feinden der Krone Schweden solle alle Werbung, Durchzug und Landung im Herzogthum Preußen verboten seyn; der Churfürst von Brandenburg entsage auf immer seinen Ansprüchen an das königliche Preußen, welches nunmehr gänzlich der Krone Schweden unterworfen sey; er dürfe ohne Bewilligung von Schweden keine Kriegsschiffe halten; Zölle möge der Churfürst wohl anlegen, jedoch habe der König von Schweden dabey die Oberherrschaft, und das Einkommen müsse getheilt werden; es sey dem Churfürsten erlaubt, seine Kriegsvölker nach seinen deutschen Ländern abzuführen; er gelobe jedoch, daß sie nicht gegen Schweden gebraucht werden; ohne Erlaubniß des Königs von Schweden dürfe der Churfürst wegen des Herzogthums Preußen kein Bündniß eingehen; alle Verpflichtungen mit dem Könige von Pohlen, Johann Casimir, seyen aufgehoben und ungültig; der Churfürst dürfe nichts anordnen, was der Krone

Schweden und dem Handel nachtheilig sey; der König gestatte, daß der Churfürst ein Oberappellations-Gericht anordne. Dieser glänzende Friede wurde am 21sten Januar 1656 zu Bartenstein geschlossen. So unterwarf sich dieser kühne Eroberer in wenigen Tagen ein Land, um welches Gustav Adolph mehrere Jahre vergeblich gekriegt hatte.

Man muß auch gestehen, daß alle Unternehmungen der brandenburgischen Truppen sehr unglücklich abliefen. Der brandenburgische Oberst Brünell wollte während der Friedensunterhandlungen die Schweden überfallen, welche er sicher glaubte. Von seinen 600 Reutern kam keiner wieder zurück. Er selbst wurde gefangen. Einige hundert Brandenburger unter dem Oberst Weyher wurden überfallen und niedergemacht u. s. w. Nach diesem Frieden zogen die schwedischen Truppen aus dem Herzogthum ab; der König gieng nach der Weichsel mit dem Hauptheere, den Grafen de la Gardie detachirte er nach Liefland.

Die Danziger hielten es für zuträglicher, einer schwachen, als einer kraftvollen Regierung unterworfen zu seyn, welches immer der Fall mit sogenannten freyen Städten ist, die auf Kosten des Allgemeinen ihren besondern Vortheil zu besorgen wissen. Sie erklärten sich wider den König von Schweden, und brannten zur bessern Vertheidigung ihre Vorstädte ab, das gewöhnliche Mittel derjenigen, welche letztere nicht zu vertheidigen wissen.

Der König von Pohlen kehrte um diese Zeit wieder in sein Reich zurück, weil einige Woywodschaften sich der schwedischen Herrschaft entzogen. Der König von Schweden hatte sich die Körper der Pohlen, aber nicht ihren Willen unterworfen, welches bey einer Nation von Folgen seyn mußte, welche damals noch einen Willen hatte. Sogleich verließ Karl Gustav mit

seiner gewöhnlichen Thätigkeit seine Verrichtungen in Preußen, um andere in Pohlen vorzunehmen. Er ließ den Grafen Steinbock mit einem Corps in Preußen, und gieng mit einer Armee bey Wyszogrod über die Weichsel nach Lowicz. Von Lowicz gieng der Zug nach Rawa, Warschau und Krakau, weil es schwerer war, den König von Pohlen zu finden, als ihn zu suchen.

Bey Casimierz gieng er über die Weichsel, weil man sagte, der König von Pohlen stehe bey Lublin. Kaum erfuhr Karl Gustav, daß ein gewisser Czarnezki mit einem Corps Pohlen in der Nähe stehe, so brach er mit dem linken Flügel gegen ihn auf, dem der rechte folgen mußte. Die Pohlen waren tapfer; sie wurden aber durch die schwedische Disciplin überwältigt. Im Augenblick darauf war der König schon zu Lublin, und gleich darauf zu Lemberg, weil gegen einen geschwinden Feind die Eilfertigkeit die erste Regel ist. Da es hieß, der König von Pohlen sey in Podolien und bewerbe sich um die Hülfe der Tatarn und Kosacken, so eilte der König von Schweden nach Jaroslaw. Czarnezki folgte immer dem Könige, und fiel öfters in seine Arrieregarde. Er war bey mehrern Angriffen glücklich, sonderlich gegen einen Hinterhalt von tausend Reutern, welchen seine Spione ihm verriethen, und den er durch einen andern Hinterhalt aufrieb.

Die Leichtigkeit, in Pohlen vorzurücken, veranlaßte die Nothwendigkeit des Rückzuges, und sowohl der Sieg als die Niederlage wurden durch einerley Ursachen bestimmt. Vorne konnte der König mit seinen Truppen, die in Masse giengen, die Pohlen nicht zum Treffen bringen, aber im Rücken fingen sie seine Zufuhren auf, und säbelten seine Partheien nieder. Sie besetzten die Pässe. Die ihm geschworen hatten, änderten ihren Sinn bey Erscheinung ihres Königs. Er beorderte also

alle Vorgerückte nach Warschau zurück. Er selbst verließ Jaroslaw mit der Hauptarmee, um sich bey Sendomir zu setzen. Es scheint, er wollte seinen Umkreis einschränken, um ihn besser zu bewachen, und die Weichsel zur Vormauer nehmen.

Die Pohlen unter Lubomirski und Czarnezki, welcher letztere ein guter Officier war, gingen bey Baranova über die Weichsel, um Sendomir vor den Schweden zu erreichen. Sie säbelten hier die schwedische Besatzung nieder. Diejenigen des Schlosses aber vertheidigten sich. Die Pohlen, uneingedenk des Schadens der ihrigen, zündeten die Stadt an, um das Schloß zu erobern. Der König war auf der andern Seite der Weichsel mit seinem Heere angekommen. Er gab, beym Anblick des Brandes, Befehl, das Schloß zu verlassen. Der Kommandant warf seinen Vorrath von Pulver in einen Keller, legte aber eine brennende Lunte daran, und setzte über die Weichsel. Die Pohlen verbreiteten sich mit unbesonnener Freude im Schlosse. Zwölfhundert derselben flogen in die Luft zum großen Vergnügen der zuschauenden Schweden. Der König jagte alles aus einander, was ihm den Rückweg versperrte; er schlug eine Brücke über den Sanstrom und über die Weichsel und zog nach Warschau.

Da die Pohlen erst zu Lowicz im Rücken des Königs standen, und sich dann nach Thorn zogen, so brach er auf und marschierte, in der Absicht sie zu suchen, über Rawa, Lowicz, Clodava, also im Umkreis fern von der Weichsel nach Thorn. Von hier detachirte er Steinbock gegen einige Pohlen bey Bromberg; Wittenberg beobachtete diejenigen bey Warschau. Man muß gestehen, daß die Eroberung sehr unvollkommen war.

Ich werde einer Begebenheit erwähnen, welche die Natur des nicht regenerirten Menschen darstellt, wenn er vom

Zwange der Gesetze frey nach seinen Lüsten Gewalt übt. Eine große Zahl solcher pohlnischer Edelleute, welche die Schweden Rebellen nannten, weil sie dem Könige Johann Casimir, und nicht dem Könige Karl Gustav anhingen, überfielen die pohlnische Stadt Wielun an den Grenzen Schlesiens, nach welchem Lande sie geflüchtet waren. Die schwedische Besatzung wurde niedergehauen, diejenige des Schlosses vertheidigte sich. In Verbindung mit den katholischen Bürgern, drangen sie in die Häuser, plünderten die Protestanten und hieben sonderlich die Deutschen in Stücken. Manche warfen sie nackt auf die Straße, wo der Pöbel sie mit Keulen todt schlug. Man zermalmte die Leichname, und die Schweine verzehrten sie. Welche ekelhafte Scene! — Weiber wurden zerstückt, Kinder mit Säbeln in vier Stücke zerlegt. Die Feder entsinkt meinen Händen. Die Freude vollendete den Greuel.

Auf die Nachricht einer schwedischen Hülfe flohen die Ungeheuer mit Raub. Man verfolgte sie, aber ohne sie einzuholen. Graf Warsowitz, welcher im Schlosse commandirte, fiel sogleich mit seiner Besatzung aus, nachdem sie abgezogen waren. Er legte die Stadt und viele Dörfer in der Gegend in Asche. Vielleicht rächte er an Unschuldigen das Verbrechen der Strafbaren.

Die Pohlen, immer ganz richtig beflissen, den Schweden auszuweichen und ihren Rücken zu beunruhigen, zogen wieder nach der Wartha, als der König zu Thorn angekommen war. Wrangel zog ihnen nach; die Pohlen diesem mit funfzehn tausend Mann unter dem thätigen Czarnezki entgegen. Bey Gnesen erfolgte ein Gefecht. Die Pohlen lagen in einem Walde versteckt. Das Gefecht dauerte vier Stunden; die Nacht trennte die Streitenden. Der Tag hatte den Sieg nicht entschieden.

Die Pohlen nahmen Bromberg ein, und säbelten alle

Deutsche auch in der Gegend nieder. Die leztere war durch eine holländische Kolonie bevölkert. Eben diese Grausamkeit wurde zu Lowicz gegen die schwedische Garnison, sogar die Kranken, verübt. Die Gefangenen brandmarkten sie an der Stirne. Es war entweder der Charakter der Zeiten oder derjenige der Nation, daß man das Unglück des Krieges durch unnöthige Grausamkeit erschwerte.

Von Thorn zog der König nach Elbing, wo ihn die Königin erwartete, welche aus Schweden angekommen war. Man muß gestehen, daß der Rückzug von Jaroslaw unweit den Quellen der Weichsel, bis nach Elbing, unweit ihrem Ausflusse, in weniger als zwey Monathen sehr beträchtlich war, und daß dieser leichte Krieg einer der wirksamsten seyn muß. In Elbing machte der König seinem Verdrusse durch ein Manifest gegen die von ihm abgefallenen Pohlen Luft, welche er Rebellen nannte. Vorher hatte sie Johann Casimir also benannt. Siegreiche Rebellen hören aber auf es zu seyn, und bekümmern sich wenig um Manifeste.

Das Manifest war sehr merkwürdig. Der König von Schweden wußte vollkommen, daß man durch Theilen herrsche. Er verordnete, daß derjenige Edelmann, welcher einen rebellischen tödtete oder ihn lebendig der schwedischen Macht überlieferte, die Güter dieses Rebellen erhalten sollte. Es fehlte nur die Macht, die Belohnung zu realisiren; denn in Pohlen war seit dem Rückzuge eine andere entstanden, das Gegentheil zu thun. Die Versprechungen der Schwächern machen keinen Eindruck.

Etwas nicht sehr politisches, und welches man der Leidenschaft zuschreiben muß, war ein Aufruf an die Bauern, welcher eine allgemeine Ermordung der Edelleute zur Folge haben konnte, weil der große Haufe nie unterscheidet, und einmal

entfesselt, in seiner Wuth keine Grenzen kennt. Der König von Schweden gelobte jedem Bauer, welcher den Kopf eines rebellischen Edelmanns einliefern würde, die persönliche Freyheit, auch für seine Nachkommen an; ferner den freyen Besitz seines Guts, entzogen aller Dienstpflicht auf immer; und auch die Einkünfte des adelichen Guts, uneingedenk der Hinterlassenen, auf sechs Jahre. Einem jeden Bauer, der bey diesem Werke mithelfen würde, versprach er ebenfalls Befreyung von der grausamen Leibeigenschaft, und den freyen Genuß des Stück Landes, worauf er wohnte, ohne alle fernere Dienstpflicht.

Der König, den wahrscheinlich seine Wuth blendete, bedachte nicht, daß der Leibeigene seinen Zustand liebt, weil er durch ihn der lästigen Mühe des Selbstdenkens und Selbsthandelns überhoben wird; eine sorglose Hingebung, welche der zum Thiere herabgewürdigte, so wie der aus dem Thiere noch nicht entwikkelte Mensch über alles liebt. Letzterer gehorcht der Impulsion der Natur, ersterer derjenigen seines Herrn.

Er bedachte nicht, daß Leute, die nicht lesen können, sein Manifest nicht lesen würden; daß es nur zur Kenntniß der einzigen Klasse gelangte, welchen es den Untergang drohete. Da bey dem Adel die gesetzgebende Macht war, so gab der König zu erkennen, er wolle sich über diese erheben, sobald der Sieg ihm die Herrschaft erworben hätte; denn der Verfassung gemäß durfte er ohne den Adel, welcher ein gemeinschaftliches Interesse hatte, sie zu verhindern, nicht dergleichen Einrichtungen verfügen. Die ihm Ergebenen mußten also selbst durch die Mittel seine Gegner werden, welche er anwandte, diese zu sich zu bekehren.

Nach einigem Schriftwechsel mit der Stadt Danzig und

einem kleinen Kriege um dieselbe, brach der König den 19ten März mit seinen etwas erfrischten und ergänzten Völkern auf, den General Czarnezki zu suchen, dessen Geschicklichkeit stets seinen Aufenthalt verbarg. Man behauptete, er sey gegen Warschau gezogen, welches wirklich belagert wurde, und welches Wittemberg vertheidigte. Krakau war ebenfalls noch unter Würz von den Schweden besetzt; die Pohlen blokirten den Platz, die Schweden waren glücklich in ihren Ausfällen. Da der König von Pohlen Cosaken und Tatarn zur Hülfe gerufen hatte, so wurde das Land verheert. Der pohlnische Plan ging dahin, bey Krakau ein verschanztes Lager zu errichten. Der König und Czarnezki, oder vielmehr Czarnezki und der König, sollten mit sammt der tatarischen Hülfe gegen den König von Schweden zu Felde liegen. Die Pohlen um Warschau waren stark 30,000 zu Pferde und 5000 zu Fuß, nebst einiger Artillerie. Nach mehrern fruchtlosen Stürmen mit Tapferkeit unternommen, wurden sie mit Tapferkeit zurückgeschlagen. Sie kosteten den Pohlen fünftausend Mann. Durch einen Hauptsturm mit vierzigtausend eroberten sie die Vorstädte und die Außenwerke. Man kapitulirte, weil man sich nicht mehr vertheidigen konntr. Die Pohlen ließen die Besatzung gehen; behielten aber die vornehmsten Officiere, wahrscheinlich als Geißel, weil Karl Gustav seine Gegner für Rebellen erklärte.

Der Churfürst von Brandenburg schrieb an den König von Pohlen, um seinen Bund mit Schweden, oder vielmehr seine Huldigung dieser Krone, welche ein Abfall von Pohlen war, durch die Gewalt der Umstände zu rechtfertigen. Der König von Pohlen nannte dieß mit vieler Heftigkeit in seiner Antwort einen Verrath. Wir können nicht umhin, in dem Betragen des Churfürsten einige Geschicklichkeit zu entdecken; denn indem

er die lange hergestammte Abhängigkeit zerriß, so konnte er leicht sich der neuen bey günstiger Gelegenheit entziehen, welche die Gewalt ihm nur aufgebürdet hatte; einziges Mittel, um zur Souverainität dieses Landes zu gelangen.

Der König von Schweden, weil er Hülfe brauchte, errichtete ganz auf gleichem Fuß zu Marienburg ein Bündniß mit dem Churfürsten, welches bewieß, daß das Glück seiner Waffen entflohen war.

Der König und der Churfürst mit ihren Heeren rückten vereint bis zum Bug vor. Der Churfürst machte die Kolonne zur Linken, der König zog zur Rechten. Drey Meilen trennten die Brandenburger von den Schweden.

Die Pohlen, denen es nie an Beurtheilung im Kriege gefehlt hat, wollten sich zwischen beyde Heere werfen. Sie gingen über den Bug bey Wiszkow; allein Karl Gustav, stets wachsam gegen einen Feind, welcher stets auf Ueberfälle sinnt, eilte ihnen mit 2000 Dragonern, damals reitende Infanterie, und einigen Kanonen nach, weil sie seinem Lager schon vorbeygekommen waren. Die gut benachrichtigten Pohlen entgingen ihrem Untergange zwischen zwey feindlichen Haufen, und entkamen glücklich wieder über den Bug.

Sey es, um diese Kühnheit zu bestrafen, oder um eine Demonstration auf dem östlichen Ufer der Weichsel zu machen, weil er den Krieg auf das westliche verlegen wollte: der König ging mit der ganzen Armee über den Bug, welcher so wie die Weichsel sehr angeschwollen war. Man benachrichtigte ihn, die Pohlen wären auf die Nachricht seines Marsches sämmtlich über die Weichsel gegangen und erwarteten ihn in einem verschanzten Lager bey Praga, gegenüber Warschau. Es wird gesagt der französische Gesandte beym Könige von Pohlen habe sich zum Churfürsten verfügt, und zuerst diese Nachricht gegeben.

Der König formirte die Schlachtordnung nach Gustav Adolphs Grundsätzen und warf die feindlichen Vortruppen zurück. Gefangene sagten aus, die Pohlen wären zweymalhunderttausend Mann stark; zwanzigtausend Tatarn wären so eben zu ihnen gestoßen. Die Schweden haben sie, nach der Zahl ihrer Fahnen berechnet, auf hundertfunfzigtausend Mann geschätzt. Das schwedische vereinte Heer betrug nur den fünften Theil dieser Zahl. Demungeachtet entschloß sich der König, die Schlacht zu wagen, weil Kühnheit und Geschicklichkeit die Zahl ersetzt, und weil ein Rückzug bey dieser Gelegenheit seinen Angelegenheiten, sehr nachtheilig gewesen wäre.

Am 28 July begann die berühmte Schlacht vor Warschau. Der König rückte bis innerhalb des Gesichts der pohlnischen Verschanzungen. Der Vortrupp scharmuzierte, die Pohlen kanonirten. Die Nacht machte beydem ein Ende.

Um drey Uhr den andern Morgen wurde wiederum kanonirt. Die Tatarn als geschickte Krieger, deren Eroberungen Europa in Zukunft vielleicht erliegen wird, hatten sich in der Nacht, bedeckt von einem Walde, um die schwedische Armee herumgezogen, und fielen mit Tagesanbruch im Rücken derselben die Reserve an, welche General Horn kommandirte. Die Stärke der Gustavischen Linie, in welcher die Reuterey, sonst ein leichtes Spiel der Tatarn, stets durch die unter sie gestellten Schützen Pelotons beschützt wurde, die Stärke der mit Piken bewaffneten Fußvolks-Kolonnen, konnte allein den wüthenden Angriffen der Tatarn widerstehen. Dennoch war die Gefahr des Einbrechens und folglich der Vernichtung der schwedischen Armee groß. Die Tatarn allein fochten im Rücken der schwedischen Armee an diesem Tage; die Pohlen begnügten sich, die Fronte zu kanoniren. Man bemerkte, daß die pohlnische Artillerie mehr Wirkung that, weil sie von zwey Höhen auf

die Schweden herabschossen. Wahrscheinlich waren diese Höhen rasirend. Es ist leichter zu treffen, wenn man den ganzen Körper, vom Kopf bis zu Fuß, als wenn man nur den obern Theil desselben sieht.

Gegen Abend machte jedoch der König eine Bewegung mit seinem rechten Flügel, um die linke Flanke der Pohlen herum, ihnen in den Rücken; ein sehr kühnes Manöver, welches beym Mißlingen, die Weichsel und das vom Feinde besetzte Warschau im Rücken, keinen Rückzug übrig ließ. Die Pohlen selbst waren besorgt, von ihrer Hauptstadt und ihrem Hauptflusse abgeschnitten zu werden; sie verließen daher ihre Verschanzungen um so mehr, da der linke Flügel ihrer Gegner unter dem Churfürst von Brandenburg das Manöver unterstützend avancirte. Das Manöver war demjenigen bey Crefeld höchst ähnlich.

Der Rückzug der Pohlen geschah hinlänglich früh, um auf der Ebene sich wiederum aufzustellen und zu kanoniren. Es scheint, daß eine Parthey Tatarn zwischen beyde Treffen auf dem linken Flügel oder zwischen beyde Corps mit ihren Speeren einliefen; denn dieß erhellet nicht deutlich aus den Nachrichten der Geschichtschreiber. Sie wurden aber umringt, und sämmtlich umgebracht.

Am Abend zog sich der König wiederum in seine vorige Stellung, weil er die neue zwischen der Weichsel und den Pohlen zu gewagt halten mochte. Die Pohlen nahmen wieder Besitz von ihren Verschanzungen. So endigte der zweyte Tag einer dreytägigen Schlacht.

Eine Umgehung der rechten Flanke der Pohlen entschied den Sieg der Schweden am dritten Tage. Die Armee marschirte mit linksum, wie die Preußen bey Kollin. Die Pohlen kamen heraus, um den Zug zu beunruhigen. Einige tausend

warfen sich vorn in einen Wald, General Sparr trieb sie heraus. Die Kanonade der Pohlen beunruhigte nicht den Marsch. Es scheint, man antwortete darauf schwedischer Seits durch Batterien, wovon eine die andere ablöste. Sparr, während die übrigen links zogen, begnügte sich nicht mit der Eroberung des Waldes; er setzte noch diejenige des verschanzten Berges hinzu. Das Geschütz in den Schanzen fiel ihm in die Hände. Er rollte damit die ganze Linie der Pohlen auf. Sie flohen in zerstreueten Haufen. Die Bagage und zehn Stück wurden die Beute der Sieger. So endigte die Schlacht. Karl Gustav war dabey in großer Gefahr. Da er als Feldherr den Soldaten das Beyspiel gab, so mischte er sich am zweyten Tage unter die Tatarn. Einen Stoß mit einer Pike parirte er mit dem Degen. Einen Tataren, der ihm in den Zügel griff, erschoß er mit dem Pistol.

Eine Schanze an der Weichselbrücke rettete die Pohlen. Sie wurde sogleich von den Siegern erstürmt. Die größte Zahl der Pohlen war aber schon hinüber, und verbrannte die Brücke. Der Rest wollte durch den Fluß schwimmen. Viele ersoffen, viele wurden im Wasser erschossen. Man machte nur achtzehn Gefangene; man rief: „Kapitulation von Warschau," welche die Pohlen nicht gehalten hatten, wenn jemand um sein Leben bat. Immer ist es eine Freude für den Menschen, einen Vorwand zur Grausamkeit zu finden.

Die Kanonade der Schweden vertrieb die nun geschreckten Pohlen vom entgegengesetzten Ufer der Weichsel. Der König floh mit seiner Familie und seiner Armee aus seiner Hauptstadt, welche die Schweden besetzten. Man fand noch dreyßig Kanonen. Der Verlust der Schweden war sechshundert, derjenige der Pohlen viertausend Mann. Die Pohlen wurden mit der Reuterey auf beyden Seiten der Weichsel verfolgt.

Aus Krakau, welches die Pohlen noch immer blockirten, machte der schwedische General Würz einen glücklichen Ausfall. Nur Czarnezki trübte die Freude des Sieges. In den letzten Tagen des July legte er sich bey Lowiz in einen Hinterhalt. Ein Detaschement von tausend Reutern und fünfhundert Dragonern wurde gegen ihn abgeschickt. Diese Reuterey gieng in den Wald; Czarnezky umringte sie; nur drey und dreyßig entkamen; der Rest fand den Tod. Czarnezky säbelte gleich darauf zwey andere schwedische Partheyen nieder; er, welcher allenthalben war, und sich gleichsam vervielfältigte. Erst eine Verstärkung von einigen hundert zu Pferde und zu Fuß, welche unter einem Obersten Krakau suchen sollten; zweytens der Graf Bresowitz mit funfzehnhundert Mann, welcher die Stadt Kalisch, belagert von den Pohlen, entsetzen sollte. Dieser wurde zwischen Posen und Kalisch überfallen, umringt, niedergemacht, er selbst erschlagen. Ganziewsky schlug sogar neun Regimenter, fünf brandenburgische, vier schwedische, in Litthauen an der preußischen Grenze aus dem Felde. Sie verloren ihr Geschütz und einige hundert Mann.

Der König von Pohlen sammelte bey Lublin wiederum ein Heer von vierzig tausend Mann. Zwanzig tausend desselben waren Tatarn. Seine Absicht war, nach Preußen zu gehen, um Danzig zu entsetzen. Die Danziger rüsteten etwas aus, ihm entgegen zu kommen.

Sein Zug, vielleicht gedacht, war sogleich siegreich. Lenzicz und Conim wurden mit Sturm eingenommen. Gewöhnlich verbrannten die Schweden die Stadt, um das Schloß zu vertheidigen; gewöhnlich hieben die Pohlen die Einwohner, absonderlich die Juden, in Stücken, zwey Gewohnheiten, welche nicht geeignet sind, ein Land in Aufnahme zu bringen.

Warschau wurde von den Schweden geräumt, die Werke

geschleift. Kalisch wurde ebenfalls zufolge des Sieges des Generals Czarnezky über Graf Bresowitz, übergeben. Der Zug Johann Casimirs nach Danzig wurde durch eine Kette von Siegen, sein Einzug in die dankbare Stadt durch einen Triumph verherrlicht. Seine mitgebrachte Armee von zwölf tausend Mann umschanzte das Dorf Langenau bey Danzig.

Der König von Schweden rückte gegen sie an, und sogleich zogen sie ab. Ihren König ließen sie in der Stadt. Czarnezky zog sie an sich nach Conitz. Hier begieng er seinen ersten Fehler, und der König von Schweden vernichtete hier eine seiner glänzendsten Thaten. Er überfiel vier Quartiere des wachsamen Czarnezky, und richtete einige tausend Mann der pohlnischen Armee zu Grunde. Auf diese Siege folgte, als Vorbote derjenigen des Jahres, die Uebergabe von Conitz am ersten Januar 1657.

Czarnezky rieth seinem Könige Danzig zu verlassen und sich in seiner Armee zu zeigen. Die Abwesenheit eines nothwendigen, wenn gleich nicht selbstthätigen Sinnbildes der Autorität werde den pohlnischen Adel wiederum mit neuem Muthe beleben; mehrere tausende würden sich unter seinem Panier versammeln. Dieser König aber beschäftigte sich zu Danzig mit der Verheerung seines Landes. Aus dem Lager bey Langenau schickte er Partheyen ab, welche allenthalben alles verwüsteten. Czarnezky zog über die Weichsel, weil er sich auf der andren Seite des Flusses nicht halten konnte. Nach mehrern obscuren Grausamkeiten, von beyden Seiten verübt, von beyden Seiten bestraft, Mord, Brand, Plünderung, Nothzucht, Gurgelabschneiden, welche der Natur so geläufige Verrichtungen zu seyn scheinen, allenthalben, wo diese Natur sich selbst überlassen bleibt, drang Czarnezky mit einem zusammengerafften Haufen bis Danzig vor, in der Absicht, seinen

König aus einer Stadt zu entführen, deren Gastfreyheit die geliebte Unthätigkeit dem Monarchen noch werther machte. Den Marsch mit diesem Könige ließ er durch einen falschen Angriff auf den König von Schweden bey Marienburg decken.

Der Einbruch des Fürsten Ragotzky von Siebenbürgen vollendete die Verwirrung in Pohlen. Der erste Erfolg war die Aufhebung der Blokade von Krakau, welches Würz, wie er sagte, nicht eher übergeben wollte, bis eine Maus einen Ducaten kosten würde. Es gab nun in Pohlen eine moscowitische, eine schwedische, eine siebenbürgische und eine pohlnische Parthey. Bey einem sinnlichen Volke muß der Wechsel der Partheyen sehr schnell seyn, weil es der Sinnlichkeit — Rohr vom Winde bewegt — an haltbaren Principien fehlt.

Da der König von Schweden die Stadt Danzig nicht verbrennen konnte, so versuchte er es, sie zu ersäufen. Es wurde ein Damm der Weichsel durchstochen in einer Gegend, da das Wasser überhöhet, weil das Land ihm abgenommen ist. Zwey Gräben und eine Mühle, welche die Danziger sogleich anfertigen ließen, leiteten die Ueberschwemmung wieder in die Weichsel, so daß die Absicht zugleich auch die Handlung blieb. Die Pest schien aber ein mehr wirksamer Bundesgenosse wie das Wasser, denn die halbe Stadt starb daran. Man mußte die Steuern mit Hausrath bezahlen, weil man kein Geld hatte. Dieser Hausrath wurde mit Gewalt unter der Fahne des Magistrats, welche den Raub sanctionirte, weggenommen; ein Beweis, daß eine merkantilische Oligarchie die härteste aller Regierungen ist.

Es war nun die Sorge des Königs von Schweden, mit dem Fürst Ragotzky sich zu vereinigen, Pohlen zu durchschneiden, damit der westliche Theil unterworfen würde. Die Zusammenstoßung geschah bey Iwaniska. Sie wurde durch

ein Freudenfeuer gefeyert, welches durch das Versehen eines Soldaten, der eine Kugel in den Lauf steckte, den Prinzen Adolph von Nassau in den Staub streckte.

Ich erwähne nicht eines Krieges der Moscowiter gegen die Schweden in Liefland und Litthauen, weil dessen Begebenheiten das menschliche Herz schänden, ohne den menschlichen Verstand zu ehren. Alles was die Grausamkeit lasterhafter und stupider Barbaren Verfluchtes zum Vorschein bringen kann, wurde von den Moscowitern verübt. Indessen wurden die Russen von den Schweden vernichtet, und ihr Czar kam allein wieder nach Hause.

Nur Dännemark machte aus Eifersucht dem König von Schweden eine gefährliche Diversion. Ich glaube, Karl Gustav wünschte sie, weil ihn der kleine Krieg mit den Pohlen, dieser stete Wechsel gegenseitiger Verwüstungen, ermüden mochte. Hier hatte er Gelegenheit mehr sichere Eroberungen von Dännemark zu erhalten, und diejenigen in Pohlen mit Anstand zu verlassen.

Der König von Dännemark rief die Aristokraten seines Landes zusammen, weil er zu seinen Rüstungen Geld brauchte. Es wurde ihm hinlänglich bewilligt. Die Pohlen rühmten sogleich die Wichtigkeit der dänischen Hülfe. Es seyen wenigstens dreyßig tausend Mann und dreyßig Stücke, ferner eine mächtige Flotte. Ehe aber Karl Gustav die Pohlen los ließ, um die Dänen anzugreifen, versuchte er es, die Danziger auf das empfindlichste zu strafen, und sie desjenigen zu berauben, was Leute, wie sie, einzig und allein nur schätzen, nehmlich ihres Handels, folglich ihres Geldes. Er wollte die Weichsel zudämmen, und den Fluß zwingen, dem frischen Haf und nicht der Stadt Danzig seine befruchtenden Fluthen zu schenken. Es wurden zehn Schiffe mit Steinen in den Fluß

gesenkt, worauf die Danziger die Holländer auf ihre Seite brachten, und das Unternehmen für dieses mal durch Mittel hintertrieben, von welchen die Geschichte schweigt.

Es liegt uns hier nicht ob, den Zwist der Dänen mit den Schweden auseinander zu setzen, weil das wahre Interesse unter falschen Beschwerden verborgen wurde. Allein das Resultat müssen wir andeuten, weil es zur Entwickelung dieser Feldzüge gehört. Dännemark schützte Beleidigungen vor, um seine Eifersucht zu bemänteln, und der Neid erborgte die Sprache der Gerechtigkeit.

Der König von Dännemark wählte den Vertheidigungskrieg, weil er zum Angriff zu schwach sich hielt. Seine Armee bestand aus ein und zwanzig tausend Mann. Die erste Feindseligkeit war die Besetzung des Herzogthums Bremen. Ein anderer Theil dieser Armee blieb bey Itzehoe im Holsteinischen, unter den Befehlen des Generals Ranzau. Auf diese Nachricht verließ der König von Schweden Preußen und Pohlen und zog nach Stettin.

Zu Demmin musterte er seine Armee und fand sie stark neun tausend zu Pferde und vier tausend zu Fuß. Das Theatrum Europaeum nennt sowohl Officiere als Gemeine ein schwarzes schmutziges Volk, welches sehr begierig nach neuen Quartieren gewesen sey; wahrscheinlich weil in den alten nichts mehr zu nehmen war. Der Pfalzgraf von Sulzbach führte die Avant-Garde; der Feldmarschall Gustav Wrangel befehligte den Haupttrupp.

Der König von Dännemark war mit seiner Flotte nach Danzig gesegelt. Wahrscheinlich wünschte er den Krieg mit den Schweden bloß in Preußen zu führen, und glaubte, der König von Schweden werde thun, was der König von Dännemark wünsche. Als er aber den schnellen Marsch Karl Gustavs

längs der Seeküste nach Holstein erfuhr, segelte er so geschwind, als die Winde es gestatteten, nach dem Sunde zurück. Unterweges ließ er in der Insel Rügen einige Mannschaft aussteigen, welche ein Hühnerhaus und zwey Kirchen ausplünderten.

Bey der Ankunft der schwedischen Armee zu Möllen und Ratzeburg im Lauenburgischen verließen die Dänen, bestürzt über eine so plötzliche Erscheinung, das Herzogthum Bremen. Der König war von Stralsund bis Möllen in sechs Tagen marschirt. Er nahm das Lager bey Ottensen; nach Bremen detaschirte er mit 1800 Mann den General Wrangel, welcher das Land sich unterwarf. Der Feldzug gegen die Dänen war nur ein schneller Marsch, auf dem man den Feind vor sich her trieb. Bey Friedrichs-Odde endigte der Zug, weil das Meer ihm Grenzen setzte.

Mit Schiffen versehen wäre Karl Gustav sogleich vor Kopenhagen erschienen. Der König von Dännemark glaubte— gleich andern Monarchen, wenn sie keine Armee mehr hatten— seine persönliche Gegenwart sey allein ein Heer, und reisete nach Friedrichs-Odde. Er fand von seinem Heere nur noch sechs tausend Mann; die übrigen waren zersprengt oder gefangen; drey Provinzen verlohren.

Seine Bauern in Schleswig, Holstein und Jütland waren bessere Krieger wie seine Soldaten. Sie fingen im Rücken der Armee die Zufuhren auf nnd überwältigten die Partheyen. Von ihrer Art im Gebüsch Krieg zu führen, nannte man sie Schnaphähne. Eine Diversion in Pommern und Preußen, welche den König von Schweden nach diesen Ländern abrief, belebte mehr die Hofnung des Königs von Dännemark, als eine unentschiedene Kanonade seiner Flotte mit der Schwedischen und einige Successe in Schonen ihn trösteten.

Die Schweden aber, in Abwesenheit ihres Königs, standen

ruhig in einem verschanzten Lager vor Friedrichs-Odde und benutzten diese Ruhe durch fleißiges Einsammeln und Contributionen. Ihre Generale theilten untereinander die drey eroberten Provinzen, um die Erndte zu erleichtern und zu vermehren.

Da Friedrichs-Odde zur See nicht blokirt war, so konnte nur ein Sturm die Schweden zum Besitz dieser Festung führen. Karl Gustav, dessen Abwesenheit die Dänen einschläferte, schickte dazu aus Wismar den Befehl und die Disposition an Gustav Wrangel, welcher die Armee kommandirte. Der König hatte die Höhe des Walles und die Tiefe des Grabens durch Officiere erkundigen lassen welche in der Nacht an die Festung krochen.

Man formirte drey Attaken. Diejenige des rechten Flügels führte der Marschall Wrangel selbst, gegen zwey dem Wasser zunächst gelegene Bastionen. Der Fürst Anhalt wurde mit Kavallerie beordnet, da das Wasser untief war, die in dasselbe gepflanzten Pallisaden zu umreiten und der Festung in den Rücken zu kommen. De la Gardie führte die mittlere Kolonne, und General Beans die dritte, welche aus Reuterey bestand. Abgesessene Reuter sollten das Thor sprengen. Die Nacht verbarg die Anordnung; die Truppen erwarteten mit Ungeduld den Morgen zur Ausführung. Ein Haus in Flammen gab das Signal.

Die Spitze jeder Kolonne machten Zimmerleute mit Aexten. Sie bahnten den Weg durch die Pallisaden. Ihnen folgte ein Capitain mit funfzig ausgesuchten Kerlen zum besteigen der Bastione. Prinz Anhalt ritt durch die See, als aber das Wasser zu tief wurde, mußte er näher am Ufer durch abgesessene Reuter Pallisaden weghauen lassen. Er fand am Ufer eine Brigade dänische Infanterie, die er nieder reiten ließ. Dieser

vortreflichen Disposition und dieser tapfern Ausführung muß man hauptsächlich den Erfolg zuschreiben. Der Wall wurde erstiegen. Den mehresten Widerstand fand die Reuterey des linken Flügels, weil das Thor nicht sogleich gesprengt wurde. Der Rest der Besatzung flüchtete nach einer kleinen Verschanzung. Er mußte sich ergeben, weil die Winde keine schnelle Abfahrt nach Fühnen gestatteten.

Da Wismar im Mittelpunct seiner schwedischen und pohlnischen Angelegenheiten lag, so blieb der König von Schweden bis im Januar 1658 in diesem Ort, uud beschäftigte sich mit Unterhandlungen. Kaum war der Belt, welcher die dänischen Inseln vor seiner Eroberung schützte, mit Eis belegt, so wurde die Jahrszeit der Ruhe diejenige seiner kriegerischen Thätigkeit. Er zog seine Armee Fühnen gegenüber zwischen *Hadersleben* und Colding zusammen. Er selbst ließ das Eis recognosciren, und am 30sten Januar geschah der Uebergang. Die Insel Bromsöe war der Sammelplatz. Man ging über, da wo das Wasser am breitesten war, weil die Breite die Schnelle des Stroms verminderte; folglich die Dicke des Eises vermehrte. Einige Kompagnien versanken jedoch in Gegenwart des Königs. Ein Oberst der Dänen, Genß, lieferte den Ankommenden ein hitziges Treffen, er wurde aber durch ein Mannöver des Königs in seinem Rücken umringt und mit seinem Korps gefangen. Die Macht der Dänen in diesem Treffen betrug fünftausend Mann, diejenige der Schweden zwölftausend. Sechzig Kanonen wurden erobert. Die Beute war sehr groß, weil man viele Güter aus den eroberten Provinzen nach der Insel Fühnen geflüchtet hatte. Die Magazine waren gefüllt. Einige dänische Reichsräthe wurden in Odensee gefangen, ein Verlust, wenn die Rathgeber des Feindes thöricht sind.

Die Niederlage erregte bey dem König von Dänemark den Wunsch nach Frieden. Der englische Gesandte, auf Befehl des Protectors, übernahm die Vermittelung. Karl Gustav nahm sie an, bestimmte einen Ort zu den Conferenzen, fertigte Pässe aus, vernachlässigte aber keineswegs mit desto größerem Nachdruck den Krieg fortzusetzen. Er hielt es für sicherer und rühmlicher, ihn durch einen vollständigen Sieg, als durch einen unvollständigen Frieden zu enden.

Ohnerachtet des Thauwetters, worauf aber sehr glücklich für die Schweden, sehr bald ein starker Frost folgte, ging der König mit der Armee, der Bagage, der Artillerie, über das Eis. Man rechnet die Länge des Weges zwölf Meilen, und in einem Zuge von Langeland bis Laland drey Meilen; eine Unternehmung, deren ungewöhnliche Kühnheit den Schrecken der Feinde vermehrte. Sie war die erste von dieser Art in der Geschichte. Sie ist die letzte geblieben.

Der König nahm den Weg über Langeland und Laland, weil die große Strömung im Belt das Eis unsicher machte. Er zog also über Swenborg und Rudköping in Langeland. Der Prinz von Baden mit der Reuterey mußte ihm in derselben Nacht des 5ten Februars folgen. Admiral Wrangel mit der Infanterie wurde eben dahin beordert. Gleich nach der Ankunft der Reuterey zu Rudköping am Morgen des 6ten Februars ging der König mit derselben drey Meilen übers Eis nach Laland. Hier übergaben die Dänen die Festung Nakskow mit 1600 Mann. Den 8ten ging der Zug nach Falster; der König rückte bis an die Fähre des Sundes, wo er die Infanterie unter Wrangel erwartete. Das Schloß Warburg auf dem seeländischen Ufer wurde sogleich von den Schweden besetzt. Man streifte bis Roschild. Der Schrecken hinderte die Vertheidigung. Er wurde durch das Bewußtseyn eines

ungerecht angefangenen Krieges vermehrt. Alles flüchtete nach Kopenhagen.

So wie das Eis die Eroberung von Holland in unsern Zeiten; so begünstigte es damals die Eroberung von Dänemark. Ein gewöhnlicher General hätte den glücklichen Umstand nicht benutzt. Man glaubte, die Rache werde um so strenger seyn, als sie gerecht war. Wrangel bemächtigte im Vorbeygehen sich vier Kriegsschiffe und 30 Gallioten mit 180 metallenen Kanonen, ohne die eisernen, und 1200 Mann besetzt. Als er am 10ten Februar zum Könige in Falster gestoßen war, setzte sich der Monarch gegen Kopenhagen in Marsch, in der Absicht, die Hauptstadt, deren Wassergräben zugefroren waren, mit Sturm zu erobern. Die Flucht vieler tausend Landleute vermehrte den Mangel, und die Kälte das Elend, welches der Schreck vor Annäherung der schwedischen Armee vollendete. Es mangelte an Wasser, weil alle Brunnen gefroren waren. Das Volk, welches stets den Unglücklichen Unrecht giebt, sprach davon, man müsse die Urheber dieses Krieges todtschlagen. Als der Sieger nur noch eine Meile von der Stadt entfernt war, der er sich in Schlachtordnung näherte, wurden abermals Abgeordnete mit Friedensbedingungen zu ihm geschickt. Sie forderten erst einen dreytägigen Waffenstillstand; der König antwortete, nicht zwey Stunden werde er zugestehn. Hierauf wurde man in der Angst über folgende Punkte einig, welche ferner in Rosfild genauer bestimmt werden sollten.

Dänemark mußte an Schweden die Provinzen Schonen, Blekingen, Halland, die Insel Bornholm, das Amt Drontheim in Norwegen abtreten; dagegen gab Schweden den Dänen die eroberten Provinzen, das heißt das ganze übrige Reich wieder. Dieser Krieg entfernte also die Dänen aus der skandinavischen Halbinsel. Er begründete die Selbstständigkeit

Schwedens, statt das die Ritterzüge Gustav Adolphs in Deutschland durch Entvölkerung sie erschütterten. Dieser Friede wäre ohne die Vermittelung von England und Frankreich noch nachtheiliger für Dänemark geworden.

Karl Gustav wollte den Dank seiner Nation auf einem Reichstag empfangen, den er nach Gothenburg berief; ein edler Genuß den despotische Fürsten sich versagen müssen. Der Friede wurde zu Roskild geschlossen, und durch einige Prunkgastmähler gefeyert, indem der besiegte und der siegende König zusammen kamen. Die Großmuth des einen und der Schmerz des andern erhielten das Stillschweigen bey der Tafel.

Der Reichstag war ein Triumph. Die dankbare Freude der Nation äußerte sich in der Bereitwilligkeit, Subsidien und und vierzehntausend Mann Truppen zu bewilligen. Kaum waren die Geschäfte beendigt, so entriß sich dieser thätige Monarch den Armen seiner Gemahlin und reisete nach Deutschland ab. Er landete in Flensburg, und verlegte seine Truppen in das Mecklenburgische, wo sie viele vergebliche Klagen veranlaßten.

Als Dänemark den Krieg wieder zu suchen schien, um einen günstigern Frieden zu erhalten, war der König von Schweden der erste in der Ausführung. Er schiffte sich ein zu Kiel mit 4300 Mann Infanterie und 2970 Mann zu Pferde. Die Fahrt war sehr glücklich. Der König fragte einen Minister, wohin es gehe? Dieser antwortete, entweder nach Gothenburg oder nach Seeland; worauf der König erwiederte: er habe aus bloßer Milde dem König von Dännemark seinen Scepter und sein Land wieder gegeben, dafür habe dieser ihn von hinten angreifen wollen. Gott habe ihm bisher immer beygestanden. Hierauf wandte er sich gegen die aufgehende Sonne, und stimmte das Lied an: auf meinen lieben Gott u. s. w. Man

behauptet, bey der Abfahrt habe das Schiff des Königs allein den Wind gehabt, während die andern wegen der Windstille noch nicht segeln konnten.

Am 17ten August landete der König seine Truppen zu Corsöer in Seeland. Am 21sten stand er schon vor Kopenhagen. Er stellte sein Heer zwischen zwey Hügeln, deren höchsten er bestieg. Er erblickte die Vorstädte in Flammen und Zeichen zur Gegenwehr. Zwey Kanonenschüsse auf die Stadt, und drey aus derselben war der Anfang des Krieges.

Der König detaschirte ein Korps, um das Schloß Kronenburg zu belagern. Kopenhagen wurde belagert, aber auch vertheidigt, und zwar durch Ausfälle, die nicht selten glücklich waren. Eine umständliche Beschreibung dieser merkwürdigen Belagerung gehört aber nicht in diesen Abriß, sondern in die Geschichte der Feldzüge dieses Monarchen, welche man sich vorbehält. Am Ende wurde diese Hauptstadt durch eine holländische Flotte unter Opdam zur See, folglich auch zu Lande, entsetzt. Da auch eine englische Flotte zur Hülfe von Schweden erschien, so wie eine holländische den Dänen zur Hülfe gekommen war, so wurde das Jahr 1659 mit Negotiationen hingebracht, welche mit einem für den schwedischen Monarchen glorreichen Frieden endigten, der hierauf, um die innern Geschäfte nicht neben den auswärtigen zu vernachläßigen, zum schwedischen Reichstag nach Gothenburg reisete, und zu früh für den Ruhm seines Reiches im 37sten Jahre seines Alters durch ein Fieber der Welt entrissen wurde. Ein König, wie selten die Geschichte einen nennt.

Betrachtungen über Amerika.

Leise und unbemerkt löset sich hoch oben in der eisigen Region, schon vom Hauche der menschlichen Rede erweckt und belebt, der unbedeutende Schneeflocke, und reißt, stets schneller und gewaltiger der unendlichen Tiefe zustürzend, zum Gebirge erwachsen, in seinem Ungestüm tausende der Gebilde mit sich fort, die der Menschen sorgsamer Fleiß in langer Jahre Frist hinklebte an die Kolosse, die noch reden von der Kraft der Urzeit. So in der physischen, so in der moralischen Welt. Leicht und beweglich, wie die Schneedecke am Rücken der Berge, hangen die Gemüther der Menschen, gebunden an dem Boden, auf dem sie, auf dem ihre Väter fußten, wenn sie gleich schon lange dessen Schwanken empfanden. Die freudige, Befreyung verkündende Rede erschallt, und gewaltig stürzt von oben herab die Lavine, eine neue Welt hervorzurufen, die Gestalt der alten verkehrend. — Mehr als je wurde die Wahrheit dieser Bemerkung in der gegenwärtigen Zeit erkannt, welche unter der Last des Schneeklumpens seufzend, noch nicht vermocht hat, sich hervorzuarbeiten zu neuer fröhlicher Vegetation, auf den Trümmern der untergegangenen, und welche einzig hieran denkend oder auch nicht denkend, vielleicht versäumen möchte, den Eintritt einer andern nicht minder wichtigen Begebenheit gehörig zu beachten, von der uns hier zu reden erlaubt sey.

Wir sprechen hier nicht von der alten, und nach dem Dafürhalten einiger, veralteten Welt, sondern von der neuen, deren erst dreyhundertjährige Entdeckung, gleichzeitig mit der Vertreibung der Muhammedaner aus dem westlichen, und ihrer Ansiedelung im östlichen Ende von Europa, mit der Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst und der Reformation des Glaubens, in Verbindung mit diesen und mit der Auffindung des neuen Weges nach Ostindien, die alte Welt verjüngend, einen Mittelzustand der Schwäche und Halbheit zwischen der sogenannten Barbarey des Mittelalters und dem Kraftsysteme der neuesten Zeit hervorrief, der nun mit dem Untergange seines Repräsentanten, des Gleichgewichts von Europa, sein Ende erreicht hat.

Frey und unabhängig war von Anbeginn jeder Welttheil von dem andern geschaffen, durch weite Meere von ihm geschieden, mit einer andern Pflanzen-, einer andern Thierwelt begabt, andern Gesetzen der Temperatur und des Klimas unterworfen, und frey und unabhängig sollte ein jeder vom andern seyn, einzig getrennt und verbunden durch das alles umschließende Meer. Darum war es ein Frevel gegen den göttlichen Willen, das, was so sichtbar auf immer geschieden seyn sollte, zu niedern, irdischen Zwecken zusammenzuknüpfen. Darum waren diejenigen, welche einen andern Welttheil allein zu unterjochen sich zu schwach fühlten, genöthigt, einen dritten (Afrika) zu Hülfe zu rufen, um sich dessen köstliche Erzeugnisse zuzueignen. Darum war aber auch zuletzt ihr Bemühen vergeblich, dem Gange aller aus dem Osten entsprungenen Cultur, ja selbst der Strömung des beyde Halbkugeln trennenden Meeres zuwider, einen andern minder reinen, aber für sie lockender Strom, den des Goldes und Silbers, sich aus dem Westen zuleiten zu wollen. Denn mit der europäischen Bildung

hatten sie ihm auch das Schwert in die Hand gegeben, welches über kurz oder lang gegen sie selbst gezückt werden sollte, — und ward. Bald wurden ihnen nehmlich ihre eigenen Bundesgenossen ungetreu, und wollten im Gefühl ihrer Kraft, auch da ernten wo sie säten. So geschah es zuerst in St. Domingo, so werden diesem alle Antillen, mit Ausnahme des meist von Weißen bevölkerten Cuba folgen, welches nehmlich, merkwürdig genug, nach Clavigeros von Humboldt geognostisch bewährter Bemerkung, ehemals mit Florida und dem festen Lande zusammenhängend, nicht füglich zu Westindien gerechnet werden kann. So Peru, welches unter hundert Einwohnern nur zwölf Weiße zählt, wo die Erniedrigung der Urbewohner des Landes so weit geht, daß sie z. B. ein eignes Wort bildeten für den Geruch eines Menschen aus europäischem, aus afrikanischem und aus indianischem Blut, welchen sie wirklich bey Nachtzeit zu unterscheiden vermögen, so vielleicht auch Neu-Spanien und die südlichen Provinzen der vereinigten Staaten. Wie nun den Afrikanern die Amerikaner selbst folgten und folgen, welche mit ihren eigenen Waffen die europäischen bestreitend, auf eignem Boden fußend, bereit sind, die lange geduldete Schmach abzuwaschen, davon nachher. Jetzt zuvörderst von den Folgen jener unnatürlichen Verbindung, die das, was nie vereinigt seyn sollte, frevelnd zusammenknüpfen wollte.

Aufgebläht von der Kraft seiner neuen Eroberung, glaubte Spanien, die ganze Welt unterjochen zu können, und verlohr nach zweyhundertjährigem Kampfe darüber selbst seine frühern Besitzungen jenseits der Pyrenäen. Denn gierig sogen die Nachbaren aus ihm die rastlos strömenden Gold- und Silberadern, und formlos sank der Bleyklump des seiner besten Lebenskraft beraubten Kolosses in sich zusammen. Aber wie auf

dem einmal durch Trug erworbenen Nibelungenhort der Fluch ruhte, daß er fortzeugend stets Böses gebähre; so sollte auch hier das schnöde erworbene Gold keinem fruchten. Mit dem Reichthum erschien die Theurung, und in ihrem Gefolge die Armuth, genährt durch die, der Erwerbung großer Summen folgende Gleichgültigkeit gegen Gewinn, und die Unmöglichkeit, das sonst mit leichter Mühe verschaffte, das zum Leben nothwendige und nicht nothwendige, anders als durch Bietung noch größerer Summen zu erlangen. Aber neben dem dieser Zone nicht angehörenden Golde, erschienen noch tausend vorher nie gekannte Bedürfnisse aller Art, Krankheiten, deren Heilung wieder Mittel aus dem Lande, dem sie entsprungen, begehrte, und so erst die Auflösung der bürgerlichen, dann der gesellschaftlichen Ordnung, endlich die des ganzen Welttheils. Darum mußte auch das, was man bisher das Heiligste geachtet hatte, die Ehre des Fürsten, des Ritters, des Bürgers, des Handwerkers, ja sogar endlich die Religion verschwinden. Das, wofür man noch im Anfange dieses Zeitraums, wenn gleich in frevelndem Irrwahn, mit Freuden sein Blut verspritzt hatte, wurde jetzt gering geachtet. Es entstand unter der Larve vornehmthuender Toleranz und Humanität, ein geist- und gemüthloser Indifferentismus, die Glaubenskriege verschwanden, nicht mehr für eine Idee, nein, für etwas Reelles, für etwas ganz Gemeines schlug man sich, es gab Handelskriege. Wer das Recht haben sollte, das Frühstück, wer die Kleidung Europas zu liefern, dafür mußte das edelste, das köstlichste Blut fließen, denn man erlangte dadurch das, womit in der Hand, man auf den Markt gehn konnte, sicher alles, was man begehrte, feilschend zu erlangen. Hochmüthig im Genusse der Gegenwart, glaubte man indeß, auf die furchtsamen Alten zurückblicken zu können, die in engherziger Gewissenhaf-

tigkeit dergleichen Gewinn, ihn für Verlust achtend, vielleicht von sich gewiesen hätten. Doch die Täuschung währte nicht lange, furchtbar rächte sich die Vernachlässigung alter, gering geachteter Wahrheiten, zu denen man zurückkehren wollte, als es zu spät war. Denn mit der beginnenden Losreißung der neuen Welt trat die ursprüngliche, nur mit Flittern übertünchte Armuth der alten wieder ein, und statt des mangelnden Goldes begann von neuem die Herrschaft des Eisens, welche wieder die gänzliche Trennung vollendend, das schon zu lang geknüpfte Band zerriß, und Europa um so viel ärmer, unglücklicher und in sich zwiespaltiger zurückließ, als es drey Jahrhunderte früher in seiner Dürftigkeit, Barbarey und Zerstückelung gewesen war. Aber eben in der Art und Weise dieser Trennung erschien von neuem glänzend und herrlich, die, allen Frevel früh oder spät strafende Vergeltung. Wie durch die Erhebung des Handels über alles, veranlaßt durch die Entdeckung der neuen Welt, auch die alte in so schmähliches Elend versunken war; so mußte auch wieder grade der Handel die Veranlassung werden, zur Vernichtung des unnatürlichen Bodens, der ihn erzeugt, und durch Befreyung der einen die andre sich selbst überlassen, um, falls noch Lebenskraft in ihr wohne, sich aus der Asche zu verjüngen, während die erste frisch und jugendlich eine neue Laufbahn betrat. Aber um über diese unsre Gedanken vorzutragen, müssen wir erst einige allgemeine Betrachtungen über Klima, Wärmegrad, geographische und geologische Lage vorausschicken, den Einfluß derselben auf beyde Welten gehörig zu würdigen.

So wie in den mannichfachen Bewegungen der Erde mit ihrem Trabanten, der Sonne und unseres ganzen Sonnensystems, vorzüglich der Gegensatz des Nordens und Südens, die beyden andern Weltgegenden sich gleichsam unterordnend, den

Osten dem Süden, den Westen dem Norden zutheilend, hervortritt, so auch in den physischen und mithin auch in den moralischen Verhältnissen unseres Planeten und seiner Bewohner. Minder sichtbar erschien dieses noch wegen der Bedeutungslosigkeit des Nordens vor der Völkerwanderung, wo mehr der Gegensatz des Ostens, als Stellvertreter des Südens und als Wiege des Menschengeschlechts wie des patriarchalischen Lebens, und der des Westens, wofür später der Norden eintrat, als höchste Stufe der kriegerischen Ausbildung und der gesetzlichen Strenge, ausgesprochen in der römischen Weltmonarchie, beachtet wurde. Sichtbarer aber wurde dieser Gegensatz, sobald mit dem Sturze derselben, durch die eben berührte Weltbegebenheit, der Norden das ihm von der Natur angewiesene Princip der Herrschaft sich angeeignet hatte, nachdem er in das europäische Staatenbündniß getreten war. Denn kaum vergingen einige Jahrhunderte, daß auch hier, troz der Einheit des Stammes, der Sitte, der Verfassung und der Religion, der Zwiespalt hervortrat, der, gewaltig und in der Natur gegründet wie er war, auch zuletzt das allein noch übrig gebliebene, gemeinschaftliche religiöse Band zersprengte, und so den Norden und Süden auf lange Zeit hinaus wieder schied. Diesem Gegensatze gemäß, erschien nun mehr oder minder deutlich ausgesprochen, im Norden, das männliche, antike, republikanische, psychische Princip, das Reich der Philosophie und des Wissens, wie dem Süden das weibliche, moderne, monarchische, physische, das Reich der Poesie und des Glaubens, anheimfiel. Darum wohnte auf des Nordens kargem Boden, Handel, Freyheit, städtisches Gewerbe, Reichthum, sorgfältige Benutzung des gründlichen Wissens für die Gegenwart, verbunden mit einer gewissen schwärmerischen Sehnsucht nach dem Uebersinnlichem und dem Tode, wo man die nicht zu bannen-

den Zweifel endlich gelöst zu sehen hofte. Im Süden erschien hingegen neben dem Reichthum der Natur, die Armuth des, wenn gleich äußerlich schimmernden, dennoch dürftigen Daseyns, welches, wohl einzelner, vorübergehender Kraftanstrengungen, und scharfsinniger, aber unzusammenhängender Entdeckungen fähig, einzig groß im Gebiete der Kunst, schwelgerisch der Fülle des Lebens genoß, und unbekümmert um ein dunkles Jenseits, froh und gläubig sich des hellen Diesseits erfreute.

So lagen schon schroff und starr von einander abgeschnitten, in der alten Welt die Gegensätze, nur in dem glückseelig und unglückseelig in dem Mittelpunkt gelagerten Deutschland etwas vermengt, nicht chemisch vermischt, als die neue Welt entdeckt wurde, welche zu einer höhern Ausbildung gelangt, für die Zukunft ähnliche Resultate versprach, und später auch lieferte, nur mit der Ausnahme, daß bey ihrer geringen Breite, ihr der alles verbindende Mittelpunkt, das Herz und Gemüth der alten Welt, Deutschland, dem noch itzt anzugehören unser höchster Stolz ist, völlig abging. Denn hier erschien ein lang und schmal von Norden gegen Süden gestrecktes, durch die Natur gleichsam in zwey Hälften geschiedenes Land, in dem sich übrigens gleiche Verhältnisse offenbaren zu wollen schienen, um so mehr, da durch einen wunderbaren Zufall, wenn es erlaubt ist, überhaupt einen anzunehmen, die Südvölker Europas, Spanier und Portugiesen, auch den südlichen Theil des festen Landes von Amerika einnahmen, während dessen nördliche Provinzen, dem kräftigsten Volke im Norden von Europa, den Briten anheimfielen. Nur entstanden hier mancherley Modifikationen andrer Art, durch die wunderbare Lage des Landes zwischen zwey Meeren, durch die gewaltige, dasselbe durchziehende Gebirgsfläche, welche neben der Längen- noch die Tiefendimension,

d. h. neben der geographischen Breite noch die beträchtliche Erhöhung des Bodens über den Meeresspiegel, in Anschlag zu bringen nöthigte, und endlich durch die, wenn es erlaubt ist Europa als das Mittelland der Erdfläche anzusehn, mehr westliche, und also nach unsrer Annahme, sich dem Norden nähernde Lage desselben. Modifikationen, durch welche, um uns so auszudrücken, der Norden hier tiefer als in Europa gegen den Süden hinabgerückt wurde, während dieser gleichsam überwunden, sich in geringere Breiten flüchtete. Aber so groß war die Gewalt der ganz naturgemäßen Trennung des Nordens und Südens, daß gleichsam unbewußt, mit ihr gleichen Schritt haltend, zwey sonst eben nicht genügsame Nationen, die Engländer nur bis zu einem gewissen südlichen Punkte, die Spanier bis zu der nehmlichen Stelle gegen Norden verdrängen, und, wenn auch unter südlicherer Breite, in der neuen Welt gleiche Gegensätze wie in der alten hervorriefen.

Diese also auch hier durchgeführten, und zum Theil auch nicht minder bewährt gefundenen Grundsätze, sind es nun, welche uns einzig einen Fingerzeig über die wahrscheinlichen künftigen Schicksale Amerika's geben können, und welche wir deshalb vorausschicken mußten.

Jetzt, nachdem sich das nördliche Amerika schon seit einem Menschenalter von Europa losgerissen hat, nachdem das, wie wir schon oben sagten, mit Ausnahme von Cuba, wahrscheinlich auf lange Zeit der afrikanischen Herrschaft unterworfene Westindien, seit zwanzig Jahren mit demselben im Kamf ist, sehen wir in den wärmeren Provinzen Amerika's, neben einem dahin verpflanzten europäischen Königsthrone, in Caraccas und Buenos Ayres die Fahne der Trennung aufgesteckt, welche sich mit Sturmesgewalt verbreitend, bald über das ganze Land flattern wird. Eine Trennung, welche, wie wir gezeigt

haben, zu tief im Verhältnisse beyder Welten begründet ist, um nicht binnen kurzem geschehn zu müssen, sollte sie gleich nach dem Dafürhalten einiger, zu ihrer Vollendung noch eines andern Ursprungs als der beyden eben erwähnten Punkte bedürfen.

Aber sogar in den Veranlassungen dieser Trennungen, die wir lieber Lösungen nennen möchten, da sie in der Natur gegründet sind, sogar hierin erblicken wir wieder den aufgestellten Gegensatz. Während der Norden des Landes wegen beschränkter Handels-Freyheit, erlaubter und nicht erlaubter, *) wegen gefürchteter willkührlicher Abgabenbeschwerung, sich vom reichen und blühenden Mutterlande lossagte, mit dem er in Handelsconcurrenz zu treten sich stark genug fühlte, wartete der Süden bis der Stamm seiner alten Beherrscher gänzlich vertrieben, bis die fremde Eroberung, in der er Gefahr für sein Heiligstes, für Religion ahndete, fast vollendet war, ehe er sich widerstrebend vom armen, verödeten Mutterland löste, es bis zum letzten Augenblicke unterstützend, und den aus demselben Flüchtigen seine Arme öffnend. Während der Norden in gewaltigem, erdumspannenden Handel, sich die republikanische Verfassung gab, als die ihm angemessenste, der er aus Flüchtlingen aller Nationen, aller Religionen und Sekten bestand, sehen wir den Süden, mächtigem Acker- und Bergbau

---

*) Es ist bekannt, daß das von Lord Bute im Versailler Frieden gegebene Versprechen, die Nord-Amerikaner am Schleichhandel mit den spanischen Provinzen zu verhindern, ein Versprechen, welches durch Großbritanniens eigene Marine, mit beyspielloser Treue erfüllt wurde, den Gewinn der Nord-Amerikaner und des Mutterlandes selbst beträchtlich schmälernd, die Haupt-Veranlassung der Gährung jener gegen dieses wurde. S. Büsch's Welthändel, dritte Ausgabe, S. 357 und 385.

sich ergebend, nur eine Nation, nur eine Religion in seinem weiten Bezirke anerkennen, und darum werden wir ihn auch nur nur unter der Herrschaft eines Einzigen, bloß in Monarchieen zerfallen sehn. Schon erblicken wir, einige Jahrhunderte anticipirend, in bunter Mischung, reiche, blühende Freystaaten an den schönen Ufern des St. Lorenz, des Ohic, des Delaware, des Potowmak, des Missisipi, des Rio del Norte, des Mermentas, und schöne, glänzende Königsthrone zu Rio de Janeiro, zu Buenos Ayres, zu Quito, zu St. Fe de Bogota, zu Havanna, und vor allem in dem herrlichen Mexiko, welches durch seine Lage auf der Höhe der St. Gotthardsstraße, in seiner Nähe die Produkte der kalten, der heißen und der gemäßigten Zone vereinigt. Mexiko, von dem Humboldt, dem wir fast einzig neben so vielem andern, die genauere Kenntniß Amerika's verdanken, mit Recht sagt: „Ein König von Spa„nien, der seine Residenz im Thale von Tenochtitlan (Mexiko) „aufschlüge, könnte seine Befehle in fünf Wochen nach Europa, „in sechs Wochen nach Asien und nach den philippinischen In„seln gelangen lassen.“ Eine Hindeutung auf Asien, deren Wichtigkeit, nebst der dadurch gesetzten Möglichkeit, Asien einst von Amerika aus europäischer Cultur theilhaftig zu machen, wir uns an einem andern Orte zu betrachten vorbehalten. Dort die Bedeutung Amerika's aus einem andern Gesichtspunkte, als dem hier aufgestellten, ansehend, wollen wir uns indeß freuen, daß sich unsern getrübten Blicken eine andre heitre Welt eröffnet hat, welche in schöner Eintracht und im Wechselbunde mit der alten, schützend und schirmend die von übermächtiger Gewalt Vertriebenen mit ihr tauscht, und den Ocean als Schranke für die Willkühr eines Einzigen setzend, die Freyheit Aller rettet, welche der von der Uebermacht des Lasters bedrängten Tugend vergönnt, ganz im Geiste unseres Glaubens

sie vor der Sünde des Selbstmords bewahrend, eine schönere Freystatt als im Alterthume zu erwählen, dem in gleicher Bedrängniß nur die verzweiflungsvolle Wahl zwischen dem Schwerte und dem Giftbecher blieb. Darum mögen sich sanft und still, nicht erst durch blutigen Kampf, beyde so nah befreundete Welttheile von einander lösen, die nur so lange verbunden waren, als es vielleicht das Heil beyder erforderte. Trennt gleich ein wildempörtes Meer beyde Welten, doch zieht sich hoch in den Lüften, wie die goldne Brücke des Friedens, im Glanze des Regenbogens, Ein gemeinschaftlicher, weltverbündender Glaube, durch den sie dorthin eingehn, wo jeder Gegensatz und jede Trennung sich ausgleicht in dem Einen und Ewigen.

Im July 1810.

Nikol. Heinr. Julius, Dr.

Von dem wesentlich verschiedenen Charakter der erotischen Poesie bey den Franzosen und Deutschen.

„Die größten Dichter waren die keuschesten. Welches Volk gab denn bisher die frechsten Gedichte? Gerade das, welchem beynahe gar keine andere glücken, das gallische, so wie Voltaire auch nur Einmal Dichter war, in der Pucelle. Rom, weniger dichterisch, und mehr frech, als Athen, gebar das Schlimmste erst unten im finstern Abgrunde des eingesunkenen Dichter-, Sitten- und Römer-Reichs.“

(Jean Paul's Vorschule der Aesthetik ꝛc. III. 708. f.)

Es giebt eine zwiefache Art der Selbstanschauung: die eine der eitelen, selbstgefälligen Eitelkeit und Thorheit, die in wollüstigen Kitzel oder in schlaffe Trägheit versinkend sich eigenes Verderben bereitet, wie nach der alterthümlichen Sage Narcissus, in eigene Schönheit verliebt, dahin welkte; die andere bestehend im Anschauen inwohnender Thatkraft, die eben dadurch hervorgerufen werden soll ans Licht und ins Leben, wie das Bewußtseyn oder das Selbstanschauen der Gottheit

besteht in lebendiger Offenbarung. So steigt der Redner herab von der Rednerbühne mit weit innigerer Ueberzeugung von der Wahrheit und Festigkeit seiner Gründe, als er in sich fühlte, bevor er jene aus der Tiefe seines Geistes durch die lebendige Kraft der Rede hervorrief ins Leben, und wie in Körpergestalten vor seine Anschauung hinzauberte. So soll ein jedwedes Volk, was es war und geworden im mühselig gerungenen Kampfe der Zeiten, was es seyn oder bleiben sollte in der Reihe der Dinge, sich oft und laut vorsagen, sich wiederholend erneuen, welches Erbe die Tugenden und Großthaten der Väter ihm hinterlassen zu getreuer Bewahrung, stets eingedenk seyn, welches Pfund ihm anvertrauet worden von dem erhabenen Weltgeiste, auf daß es getreulich mit demselben wuchere und nicht unnütz vergrabe im Schweißtuch. Schwäche, und am Ende der Tod, entspringen aus Trägheit und Unbekanntschaft des eigenen Werths; Muth und Selbstvertrauen gehen hervor aus Selbstkenntniß.

Der Nationen höchstes Gut und heiligstes Palladium, die festeste, unerschütterliche Grundmauer ihrer Dauer und Größe ist ihre sittliche Kraft. Untergräbst du aber diese, so ist der Sturz des Ganzen unvermeidlich; schneidest du, auch dem kraftvollsten Körper, die Sehnen und Flechsen entzwey, so erfolgt Lähmung und Tod. Daher war es von jeher Tyrannen-Politik, durch Entnervung und Abtödtung der Männerkraft das Selbstvertrauen, den Muth der Gegner zu ersticken, um desto ungehinderter die eigenen, herrschsüchtigen Plane in Ausführung zu bringen. Wie dereinst Dionysius, Tyrann von Syrakus, den Sohn des Dion, noch ehe dieser mannbar geworden, durch sinnliche Ausschweifungen und schändliche Wollüste zu verderben befahl, so daß der unglückliche Jüngling endlich in der Verzweiflung sich selbst vom väterlichen Hause herab-

stürzte; so untersagte Kyrus den Lydiern auf ewig den Gebrauch der Waffen und Leibesübungen, und gab Befehl, ihre Kinder in allen Künsten der Unzucht und Schwelgerey zu unterrichten, wodurch dieses starke und mächtige Volk in Weichlinge und Wehrlose umgewandelt und zu künftiger Empörung untauglich gemacht wurde. Dieselbe Kunst, ein Volk durch Wollüste zu entnerven und weibisch zu machen, gebrauchten, wie die Alten erzählen, Xerxes gegen die Babylonier, Aristodemus gegen die Kumaner, Sesostris gegen die Aegypter; ja selbst die größten Eroberer der alten Welt, die Römer, richteten durch Wollüste bey den unterjochten Völkern mehr aus, als durch die Kraft ihrer Waffen; „man schritt zu den Reizungsmitteln der Laster, zu Gallerien und Bädern und der feinern Pracht der Gastmähler, was von Unverständigen als Verfeinerung gepriesen wurde, da es nur ein Theil der Knechtschaft war.“ *)

Wie aber die Geschichte nicht ohne strengen Tadel vorbeygeht vor diesen Würgengeln der Menschheit, die ganze Völkerhaufen, dem finstern, verworrenen Spiel ihren Leidenschaften opfern; so hat sie gleichwohl nicht minder strenges Gericht gehalten und ihr furchtbares Wehe! ausgesprochen über jene Völker selbst, die ihres Adels so uneingedenk waren, daß sie der blinden Begier zum Werkzeug sich gaben, und wie kraftlos und wehrlos das Heiligthum der Menschheit sich entreißen ließen. Nur wer sich selbst verläßt, ist verlassen; was aber nicht geknüpft ist an äußere Gewalt, was fremder Willkühr nicht unterworfen werden kann, was abhängt nur von eigener Willenskraft, wer will es uns rauben? Jene Tyrannen konnten Könige ver-

*) Tacit. Agric. 21. Discessum ad delenimenta vitiorum, porticus, et balnea et conviviorum elegantiam; idque apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars servitutis esset. Cf. Histor. IV. 64.

jagen, Staaten andere Verfassungen geben, neue Gesetze einführen, Plagen des Kriegs über Unschuldige verhängen, Furcht und Schrecken vor sich her verbreiten; aber so wenig sie Liebe zu erzwingen vermochten, so wenig vermochten sie den Völkern ihren inneren Stolz, ihre Nationaltugenden zu rauben, ihre sittliche Kraft zu unterdrücken, wenn diese anders den Nacken nicht freywillig unter das Joch beugten.

Auch wir sind ein unterjochtes Volk geworden; wir sind es aber geworden nicht sowohl durch der Waffen Gewalt, als vielmehr, wie schon früher der Fall war, durch Annahme und Einführung der Sprache, der Sitten, der Denkungs- und Empfindungsart des Auslandes, und wir werden es bleiben, so lange wir in dieser Geistessklaverey beharren. Welch' eine unglückselige Verblendung ein verständiges, besonnenes und gemüthvolles Volk zu solcher Selbstvergessenheit und Verkennung des eigenen Werths erniedrigen konnte, muß der Nachwelt fast unbegreiflich erscheinen; aber der Mitwelt ist zu wünschen, daß sie von dieser gefährlichen, Tod und Vernichtung drohenden Krankheit so bald, als möglich, genese. Was doch vermag das entschlafene Selbstgefühl wieder zu erwecken? Wann wollen wir zurückkehren von dem verderblichen Götzendienste des Auslandes und eingehen in das stillere, erhabnere Heiligthum der vaterländischen Größe, um auf den Altären desselben den Tugenden unserer großen Vorfahren zu opfern, der Aufrichtigkeit, der Treue, der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit, Tapferkeit und Keuschheit? Siehe, es winken uns, ihr Andenken zu ehren und zu heiligen, unsere großen und starken Väter, und die ihren Fußstapfen gefolget, ihre würdigen Söhne und Enkel, die deutschen Heinriche, Rudolphe, Maxe, Friedriche, Moritze, Sickingen und Hutten, Tell und Dürer, Luther und Leibnitz;

und noch ist der alte Sinn nicht erstorben, noch lebt und regt sich altdeutsche Kraft und väterliche Treue in einzelnen Völkerstämmen, jenem Gemählde entsprechend, das Tacitus seinen entarteten Römern zum Tugendspiegel vor Augen stellte. So vieles vereiniget sich, das dem schlummernden Deutschen das: Erwache! laut ins Ohr ruft: wir stehen nicht mehr den fremden Nationen nach; unsere Sprache, unsere Literatur kann sich kühn neben jede andere, wo nicht über jede andere hinstellen; ein allgemeiner Geist des Strebens und Ringens nach dem Höheren ist unter uns lebendig; Thätigkeit und die regste Betriebsamkeit herrscht im Gebiete der Wissenschaften, der Künste, der Gewerbe und aller Zweige der edleren Menschencultur; an Aufklärung des Geistes und Herzens, nicht jener falschen, verrufenen des Scheins, sondern der ächten, des wirklichen Seyns, überragen wir die mehrsten Nationen Europa's. Darum o Deutscher, freue Dich Deines Vaterlandes, und scheue Dich nicht, Dich Deiner Deutschheit zu rühmen, wie Achilles sich rühmte, der Tapferste unter den Achaiern genannt zu werden. In der Anerkennung Deiner Vorzüge liegt Deine Freyheit! — —

Derjenige Theil der Literatur eines Volks, der mit der geistigen und sittlichen Bildung desselben im genauesten Zusammenhange steht, ist die Poesie. Je nachdem diese als eine Tochter des Himmels erscheint, oder als eine Irdische, mit verführerischen Reizen angethan, trägt sie entweder auf den goldenen Schwingen der Begeisterung die Leser und Hörer empor in die höheren Regionen der Urschöne, oder sie zieht die Gemüther zur Erde herab und lockt sie in die Irrgärten der Sinnlichkeit und der irdischen Vergnügungen. So wie der Charakter der Völker begründet wird durch Gesetzgebung und der Staaten Verfassung, aber auch dieser selbst hinwiederum

Digitized by Google

Bestimmung und Richtung giebt: eben so gehet die Poesie nicht allein aus den geistigen und sittlichen Anlagen eines Volkes hervor, und ist insofern Nationalpoesie, sondern wirkt auch auch wiederum mächtig zurück auf die Bildung der Masse, aus der jene Geistesfunken, wie vorstrahlende Leuchtsterne sich abgesondert hatten; so wie das Chaos das Licht und die Wärme gebahr, und das Licht zurückstrahlend jenes erleuchtete und erwärmte, und dessen weitere Entwicklung beförderte. Die Poesie ist demnach, Eins mit der Philosophie, die Bildnerin der Völker, die Aufklärerin des Geistes, die Führerin der Herzen und Gemüther.

Was aber das Gemüth des Dichters am mächtigsten ergreift und seiner Zauberkraft Stoff und Nahrung verleihet, sind jene erhabenen Ideen und Empfindungen, die das Irdische an das Himmlische knüpfen und im Endlichen das Bild des Ewigen und Einen erkennen lehren, Religion, Vaterland und Liebe. Wir übergehen hier erstere, und beschränken uns, unserem Zwecke gemäß, bloß auf letztere. Der Zauber der Liebe ist allmächtig und allgegenwärtig, aber eben deßhalb um so weniger gleichgültig, wie der Dichter, der Zaubermeister, diesen Stoff behandele, da sie auf alles Einfluß hat, was im Leben Schön und Heilig genannt werden kann. Darum schließt entweder der Sänger der Liebe das Heiligthum der himmlischen Urschöne auf, und Psyche spitzt die zarten Flügel, und das Leben gewinnt Bedeutung und Beziehung; oder er öfnet als irdischer Priester den Reigen schwärmender Leidenschaften und sinnlicher Lust, und Psyche, zur Materie herabsinkend, verliert, wie die alte Fabel lautet, ihre himmlischen Fittige, und das Leben leuchtet und verlöscht, wie eine Sternschnuppe. Schon die Alten unterschieden eine Venus Urania und eine Pandemos oder gemeine, eine himmlische Liebe und eine

irdische, und ehrten beyde mit Altären und Tempeln und Opfern. Sie selbst aber vermochten sich gleichwohl nicht loszureißen von der irdischen Göttin; ihre geistigen Triebe nahmen, wegen der ausserordentlichen Reitzbarkeit ihrer Seele, fast immer sinnliche Gestalten an, und die Gesetzgebungen begünstigten diese Verschmelzungen; nur wenigen, vorzüglich gebildeten Menschen gelang es, sich zu erheben zu einem ganz reinen und keuschen Dienste der Schönheit. Darum ist auch ihre erotische Poesie nur ein Kind der Erde, dem Himmel wenig verwandt, und das ganze Alterthum hat in seiner Sinnlichkeit seine Endschaft gefunden. Aber das Christenthum ist an dessen Stelle in die Welt eingetreten, mit ihm zugleich eine gerechtere Achtung dem weiblichen Geschlecht, und die Liebe, erhoben zum Grundgesetz der Religion, hat mit demselben erhabnere geistige Beziehungen erhalten. Wie nun haben die neueren Dichter diesem Ausströmen eines heiligen Geistes sich empfänglich gezeigt? Wer lehrt uns noch jetzt diese reine, keusche, himmlische Liebe?

Wenn bey näherer Untersuchung sich zeigt, daß in Behandlung dieser Empfindung Deutschlands Dichtern der Kranz gebühre; so muß dieß, wie jedes Deutschen Brust mit Freude und Hochgefühl beseelen, eben so Erweckung und Aufforderung für uns seyn, Reinheit des Sinnes, Zartgefühl und Schamhaftigkeit, Keuschheit der Phantasie und des Lebens, als die kostbarsten Kleinodien des deutschen Nationalcharakters auch fürderhin getreu zu bewahren. Die Musen der Dichtkunst sind die wahren Priesterinnen des heiligen Feuers der Vesta. „Ein Gegengift — sagt der Friedensprediger Deutschlands — haben die Dichter in Händen, so wie das Gift auch: es ist die heilige Darstellung der höhern Liebe, welche, wenn nicht den Mann, doch den Jüngling lange beschirmt. Zeit bey der Jugend gewonnen, folglich Alter, ist Alles gewonnen, denn

die Jugend ging nicht verloren. In dieser Hinsicht haben wir unsern empfindsamen Romanen mehr zu verdanken, als die Franzosen ihren frivolen; unsere geben vom Lebensbaum, ihre höchstens vom Erkenntnißbaum. Aber welche schreibende Hand dem Beyspiel mit dem Buche, der Sünden-Prose mit der Sünden-Poesie zu Hülfe kommt, und welche die Verwundeten der Zeit vergiftet, nie werde diese Hand von der eines Freundes gedrückt oder von der eines Weibes angenommen!" *)

Die schönste Lobrede, die Deutschlands Dichtern der Liebe gehalten worden ist, hat einen Mann zum Verfasser, der mit der Literatur zweyer, der gebildetsten Nationen Europa's, Frankreichs und Deutschlands gleich bekannt, als gebohrner Franzose, wie als Mitbürger einer deutschen Stadt, allgemein die Achtung und Liebe genießt, die seinem Geiste und seinem Edelsinne zukommen, Karl von Villers. Schon in seiner, vom französischen Nationalinstitut gekrönten Preisschrift: über den Geist und den Einfluß der Reformation Luthers — trug er kein Bedenken, die Behauptung niederzuschreiben: „Die italienischen und französischen Literaturen besitzen einen Reichthum an Werken, in denen die Liebe, scherzhaft und leicht, dieses Kind der Höfe und großen Städte, mit der ausgesuchtesten Feinheit und Grazie behandelt ist; vergeblich würde man unter den Engländern und Deutschen so viele solcher angenehmen Geisteserzeugnisse suchen; ich möchte sogar sagen, daß die meisten derer, die sie noch besitzen, nur nachgeahmt und nicht auf ihrem eigenen Boden entsprossene Gewächse sind. Die Liebe dürfte sich bey ihnen nicht von der sinnlichen Begierde und der Wollust begleitet, zeigen. Ihre Boccaze, ihre Grecourt, ihre Lafontaine, ihre Bernarde selbst,

---

*) Friedens-Predigt an Deutschland, von J. Paul. S. 48.

sollen noch gebohren werden. Entstünden welche, man nähme sie *kalt* auf; und nicht durch die noch immer gemilderten Nachahmungen, die Wieland in dieser Gattung gewagt, hat er sich am meisten Hochachtung unter seinen Landsleuten erworben. Mit einem Worte, ihre Gesänge, ihre Romane, die ideale Welt ihrer Dichter, sind gänzlich von demjenigen verschieden, was sich bey ihren Nachbaren findet.“ *) — In dieser Stelle ist das Thema ausgesprochen, das der Verfasser bald nachher in seiner Abhandlung: Sur la manière essentiellement différente dont les poëtes français et les allemands traitent l'amour **) mit eben so vielem Scharfsinn als feinem Geschmack, und in seiner unbefangenen, geraden Manier, weiter ausgeführt hat.

Es war *vorauszusehen*, daß eben diese Unbefangenheit und *Strenge*, mit welcher Villers auch in diesem Theile der Literatur gegen seine früheren Sprachgenossen verfuhr, den Verehrern der französischen Poesie (im Mutterlande, wie den Affen in Deutschland) empfindliche Kränkung verursachen würde. Die *einen haben* ihm zum Vorwurf gemacht, über das, was Liebe sey bey *den beyden* Nationen, sehr schief und falsch geurtheilt zu haben, da doch in seiner Schrift nicht sowohl von der Liebe selbst und ihrem Wesen die Rede ist, als vielmehr von der Art, nach welcher die Dichter Frankreichs und Deutschlands sie als *poetischen* Stoff, größtentheils behandelt haben, und von dem *Gesichtspunkte*, von welchem aus sie dieselbe betrachtet. Andere

*) Essai etc. 3ème edit. 1808. p. 265. nach Cramer's Uebersetzung. S. 356.

**) Diese kleine Abhandlung zierte zuerst die Polyanthea, Taschenbuch auf 1807. von K. Reinhard herausgegeben; erschien sodann im Conservateur, 1807. Janv. p. 24. ff. Fevr. p. 192. ff. Mars p. 315. ff. mit Fragmens supplémentaires, 12me Cahier. p. 310—315.

haben ihn angeklagt, das Verdienst und den Werth der deutschen Dichter über die Gebühr erhoben zu haben; aber keiner dieser Kläger hat seine Klage mit Gründen und Thatsachen belegt und die Wahrheit ist so nur um so glänzender und unerschütterlicher hervorgetreten. Ja es hat sich vielmehr gezeigt, daß die vorzüglichsten Geister der französischen Nation, sobald sie vorurtheilsfrey und gerecht über ihre eigene Literatur urtheilen wollten, nicht anders konnten, als mit dem offenen Verfechter der Deutschheit an Einem Ziele zusammen zu treffen.

Die französische Poesie ist eine Schwester der italienischen, so wie die deutsche der englischen verschwistert; folgendes Urtheil also, welches die geistreiche Frau von Stael dem Lord Melvil in ihrer Corinna in den Mund legt, steht hier ganz an seinem Orte: „Die italienischen Gedichte, heißt es da, — in denen die Liebe die Hauptsache ist, sind sehr reizend und voller Einbildungskraft; glänzende Gemälde von den frischesten und üppigsten Farben. Aber wo findet man jenes tiefe und zarte Gefühl, welches die Seele unsrer Poesie ist? Was können jene der Scene der Belvidera mit ihrem Gemahl im Otway entgegenstellen; dem Romeo des Shakespeare, und der bewundrungswürdigen Schilderung des Thomson in seinem Frühlinge, wo er das Glück der Liebe und der Ehe mit so edeln und rührenden Zügen mahlt. Giebt es eine solche Ehe in Italien? Und kann da, wo es kein häusliches Glück giebt, wohl Liebe gefunden werden? Ist nicht dieses Glück das Ziel jeder wahren Liebe, die aus dem Herzen kommt, wie der Genuß der bloß sinnlichen? Sind nicht alle Frauen, die jung und schön sind, einander gleich, wenn nicht die Eigenschaften der Seele und des Geistes den Vorzug bestimmen? Und welchen Wunsch erregen diese Eigenschaften? Den der Ehe, d. h. der Gemeinschaft aller Gefühle und Gedanken. Selbst die unrechtmäßige

Liebe ist bey uns, wenn sie einmal statt findet, noch gewissermaßen ein Nachbild der Ehe; die Seele sucht auch da in dem andern jene innige Befriedigung, die sie in sich allein nicht finden kann; ja die Untreue selbst ist sittlicher in England, als die Ehe in Italien." *)

In einem Cours de Littérature française, der ohnlängst erschienen ist, sieht sich der Herausgeber, der Abbé de Lévizac genöthigt, folgendes naive Geständniß abzulegen: „Mit Verdruß bemerken wir, daß der Epikureismus, auf welchen die erotischen Poesien (der Franzosen) begründet sind, uns nicht erlaubt hat, eine große Anzahl derselben aufzunehmen; vielmehr gebot uns die den guten Sitten schuldige Achtung, alle die Stücke zurückzuweisen, die jene beleidigen könnten, so sehr auch sonst die Zierlichkeit, die Grazie, die Feinheit derselben Lob verdienen mögen. Und troß dieser Abkürzungen fürchten wir dennoch, daß wir Einigen noch nicht streng genug gewesen seyn mögen; allein so wie es uns nicht möglich war, diese Dichtungsart ganz auszulassen, so muß man es uns doch einigen Dank wissen, daß nichts, die Sitten Beleidigendes, aufgenommen worden, indem wir nur solche Stücke gesammelt haben, die weiter nichts, als ein Spiel des Geistes sind, ein Einfall flüchtigen Muthwillens, oder jener Formeln der Galanterie, die den französischen Sitten eigenthümlich sind." **) Und begehrt man zu wissen, was unter dieser Galanterie, die, Lévizac zufolge, den Nationalsitten Frankreichs so eigen ist, zu verstehen sey, so erläutert der Verfasser des Geistes der Gesetze sie also: „Unsere Verbindung mit den Frauen gründet sich auf das an die Vergnügungen der Sinne geknüpfte

---

*) Corinne ou l'Italie. T. I. p. 276. nach Schlegel's Uebers. Bd. II. S. 26. ff.

**) Cours de Littérature française, 1807. T. I. Préface p. 9. et 10.

Glück, auf den Reiz, zu lieben und geliebt zu werden, und auf das Verlangen, ihnen zu gefallen. Dieses allgemeine Verlangen, zu gefallen, erzeugt die Galanterie, die feine, die leichte, die immerwährende Lüge der Liebe." *)

Selbst der berühmte Herausgeber des bekannten *feuilleton*, das dem Journal de l'Empire angehängt ist, so sehr er sich sonst als einen heftigen Gegner der deutschen Urtheile des Herrn von Villers und Anderer gezeigt hat, läßt seiner geübten Feder eine Bemerkung entschlüpfen, die des Bemerkens sehr werth ist. In seiner Anzeige der Tragödie Omasis citirte er ohnlängst **) ein kleines, ziemlich freches Gedichtchen auf die Hungersnoth, die während der Belagerung von Paris durch Heinrich IV. diese Stadt verheerte:

„Mon Dieu, le bon tems que c'étoit
A Paris, durant la famine!
Filles et femmes l'on avoit
. . . .
La plus belle ne se vendoit
Qu'un demi-boisseau de farine . . . etc."

„Dieses Triolet, — fügt Mr. *Geoffroy* hinzu — ist, ich gestehe es, mit sehr leichtfertigen Gedanken beschmutzt, die ich weit entfernt bin, zu billigen, die aber die Freyheit unserer leichten Poesie von jeher geduldet hat. (mais que la licence de notre poèsie légère a toujours tolérée.) Aber Herrn Geoffroy fürwahr wird man die Kenntniß der Sitten und Gebräuche des französischen Parnasses nicht absprechen wollen, und seinem Ausspruch in dieser Hinsicht Glauben beyzumessen, keinen Augenblick Bedenken tragen.

Abgesehen übrigens von dem hohen Werthe, den die Behandlung

*) Esprit des loix. Liv. 28. ch. 22.

**) Le 12 Fevrier. 1810.

dieses Gegenstandes von Villers, worauf wir jetzt wieder zurück kommen, schon an sich selbst, hat und in Bezug auf den Charakter der beyden Nationen, so muß doch auch das Verdienst noch mit in Anschlag gebracht werden, daß eine solche Untersuchung bisher noch von Niemanden angestellt worden war. Es giebt im Französischen viele Tractate und Abhandlungen über die Liebe, von Gillet's Triomphe de l'amour honneste *) an, bis auf das Werkchen des Chevalier de Boufflers, worin er sagt:

— Raisonner sur l'amour, c'est perdre la raison;

aber keiner hat die Liebe als poetischen Stoff betrachtet. Die Marquise de Lambert schrieb eine kleine Schrift, die Anfangs unter dem Viel versprechenden Titel einer Métaphysique d'Amour erschien, **) in einer andern Sammlung ihrer Schriften aber ***) unter der bescheidenern Aufschrift Réflexions sur les femmes aufgenommen worden ist. Das Werkchen ist mit sehr viel Geist und Feinheit geschrieben, und es herrscht darin eine sehr reine Empfindung, man möchte sagen, eine nur zu reine für den gemeinen Haufen der Leser. Darum fällt auch ihr Pariser Kritiker in dem Journal des Savans (1730) das Urtheil, sie habe eine Metaphysik der Liebe entworfen, welche zu lesen wahrscheinlich eben so viel Vergnügen gewähren werde, als sie Mühe gekostet habe, sie zu verfertigen. In der

---

*) *Triomphe* etc. par M. Gillet, conseiller du Roy, en 1612 3 *Vol. in* 4.

**) à *la Haye*, chez Gausse et Néaulme 1729. 6 Vol. in 8. p. 55. ff.

***) Londres 1730. Diese Sammlung enthält auch einen Brief der Mad. de L. à Mr. de St. Hyacinthe. Eine spätere Sammlung ihrer Werke erschien 1764. — Hieher gehöret auch: Recueil de div. écrits sur l'Amour et l'amitié etc. Paris, 1736. 12. worin unter andern ein Brief: sur l'amour et l'amitié à Mme. la Duch. de . . . par Saint-Hyacinthe.

That dringt die geistreiche Marquise auf eine durchaus platonische und mystische Liebe; sie klagt über die böse Gestalt, die die Liebe in Frankreich angenommen habe. „Die Männer — sagt sie — haben eine Kunst, zu gefallen, daraus gemacht, und diejenigen, die sich darauf geübt und es darin zu einer großen Fertigkeit gebracht haben, beobachten nur gewisse bestimmte Regeln, wenn sie sich an schwache Personen wenden, deren es bekanntlich weit mehre giebt, als der andern. Eben so haben nun auch die Frauen gewisse Regeln angenommen, nach welchen sie jenen Widerstand leisten wollen.“ — Auch Deutschlands Literatur fehlt es nicht an Schriften, die über die Weiber, über Liebe und Ehe, geschrieben sind und sich theils durch Gründlichkeit und Gelehrsamkeit auszeichnen, wie die Geschichte der Weiber von Meiners, theils durch geistreiche, witzige Behandlung des Stoffs, wie die Werke von Brandes, Hippel, Thieß, Ehrenberg, von Ramdohr u. a. Nach allen diesen aber bleibt die mit jenen gar nicht zusammenstoßende Untersuchung des Herrn von Villers eben so neu, als anziehend und belehrend.

In diesen, Allem, was dem Vaterlande wichtig, ermunternd, belehrend seyn kann, gewidmeten Blättern, schien der genannten Abhandlung, die nicht so viele Leser gefunden zu haben scheint, als sie verdiente, ganz vorzüglich ein Platz zu gebühren. Sie folgt hier, übersetzt, mit einigen Abänderungen oder Zusätzen, wie sie theils vom Verfasser selbst beygefügt worden sind, oder sonst für zweckmäßig befunden wurden. *)

* * *

*) Der Uebersetzer hat das eigene Exemplar des Herrn Verfassers, hie und da von dessen Hand verbessert, nebst mehren, von demselben freundschaftlich

„Die Rose erlangt ihre ganze Lieblichkeit nur auf dem glücklichen Boden von Persien; das zarte Veilchen hingegen duftet in der Luft gemäßigter Klimaten. Dieselbe Sonne, die die harzige Aloe reifet, oder die hitzige Kaffeebohne, würde die erfrischende Erdbeere vertrocknen; der Weinstock, der den Menschen erfreuet, würde verdorren in den heißen Ebenen, wo das arabische Gummi sich bildet; die Orange, die mit der Farbe des Morgenroths glänzet, zieret die Gärten Italiens und Portugals, während der säuerliche Apfel und die fleischige Pfirsich besser in unsern Baumgärten wachsen; die Alpen prangen von Eichen, wie der Libanon von Cedern, und die Birken des Nordens mischen ihre Schatten niemals unter die der Palmen des Mittags.“

„Also kann man auf die Sonne und das Klima schliessen von den Erzeugnissen, so wie diese bloß die Natur des Bodens und der Atmosphäre verrathen, wo sie entstanden sind. Die Früchte bleiben mit ihrem natürlichen Boden in einem unwandelbaren und nothwendigen Wechselverhältniß; oder, nach der sinnreichen, schon von dem großen Haller angedeuteten, durch Alexander von Humboldt neuerdings ausgeführten Vegetationsleiter, die Pflanzen, die man antrifft, bezeichnen die Höhe, bis zu welcher man gekommen, die Entfernung, in der man sich befindet von den niedrigern Gegenden, und die Annäherung der erhabensten Spitzen.“

„Dasselbe Wechselverhältniß offenbart sich zwischen dem Geist, dem besonderen Charakter der Völker, und den Erzeug-

---

mitgetheilten Zusätzen und Notizen, von denen zum Theil bereits in dem Vorangeschickten Gebrauch gemacht worden, benutzen können. Wo im Einzelnen gefehlt ist, das kommt auf Verantwortung des Uebersetzers; das Verdienstliche des Ganzen gebührt dem Verfasser.

Digitized by Google

nissen ihrer Dichter. Die ernsten und einfachen Gesänge des Skandinaviers gleichen nicht den lebhaften Romanzen des Spaniers; die Tragödien der britischen Bühne sind verschieden von denen des athenischen Theaters, und die Sakontala der Inder könnte weder mit der einen, noch mit der andern, zusammen gestellt werden. Ueberall ist die Literatur eine der Offenbarungen des Nationalgeistes, dessen Gepräge und Schattirung sie trägt; sie steht zu jenem in gleichem Verhältniß, wie die Früchte des Landes zur Sonne und zum Klima."

„Doch was ist befremdend in dem geregelten Gange der Natur und des vegetabilischen Lebens? Alles ist da einem untrüglichen Mechanismus unterworfen, Gesetzen, die durch die menschliche Wissenschaft erklärbar sind. Der Boden der Erde, der Grad der Wärme und Feuchte, die Lage des Orts, sind die bekannten Elemente, aus denen vorher genannte Resultate hervorgehen. — Wer aber will die wunderbaren Erscheinungen der Geisterwelt erklären? Welches Gesetz bestimmt die Richtung und die, mit der Moralität eines jeden Volks übereinstimmenden Eigenschaften? Wer vermag in die Tiefen des menschlichen Geistes einzudringen, um daselbst die Wurzeln, die ersten Ursachen der National-Anlagen und Sitten aufzufinden? Will man, daß die Sonne und der Anblick des Himmels hierin entscheide, wie bey den Pflanzen? — Aber woher kommt es, daß dasselbe Rom, das lange Zeit von thätigen, rohen Republikanern, Feinden aller Verfeinerung, von glühenden Freunden der Freiheit, heut zu Tage von einem Volke bewohnt wird, das dem Joch so gehorsam ist und so empfänglich für die Schönheiten der Künste? Woher kommt es, daß der träge und sinnliche Türke auf demselben Boden herumkriecht, der einen Themistokles, Platon, Pindar gesehen? Woher die außerordentliche Verschiedenheit zwischen dem Spar-

taner, dem Athener, dem Abderiten, die doch alle unter Einem Himmel wohnten, und einerley Sprache redeten? — Nein fürwahr, wie auch der zufällige Einfluß physischer Thatsachen auf die Natur des Menschen beschaffen seyn möge — ein Einfluß, der sich vielleicht auf die größere oder mindere Lebhaftigkeit seiner Leidenschaften beschränkt, der aber keineswegs ihre Richtung bestimmt, — so muß man dennoch die Quellen so mannigfaltiger Modificationen seiner geistigen Fähigkeiten anderswo aufsuchen.“

„Der Mensch, dieser Herr der Schöpfung, der gemacht zu seyn scheint, um den ganzen Zwischenraum zwischen der Hölle und dem Himmel auszufüllen, und der beyde Extreme auf gleiche Weise berührt; eine unbegreifliche Zusammenfügung aller der Contraste, die aus der Vereinigung eines Thieres und eines Erzengels, des göttlichen Hauches mit dem schlechten Koth, mit Einem Worte, der Vernunft mit den Sinnen, entstehen; Er, begabt mit der Macht, der materiellen Natur sich zu entreißen, aber auch sich derselben über alle Maaßen knechtisch zu unterwerfen; ein bewundernswürdiges Amphibion des reinsten Lichts und der dunkelsten Verdorbenheit — der Mensch besitzt beydes, die Stärke und Freyheit, sich in das eine oder das andere dieser Elemente unterzutauchen. Er kann nach Gefallen und schnell die unermeßliche Stufenleiter durchlaufen, die von der Herrschaft des Fleisches empor steigt bis an den Fuß des Thrones des Ewigen. Die mehr oder minder hohe Stufe, auf welcher er stehet, bestimmt die neue Modification seines Seyns. Reiner, edler, über die Sinne erhabener im ersten Fall; mehr Sklav der Leidenschaften, selbstischer, sinnlicher im zweyten.“

„Noch einmal, wer kann zeigen, woraus ursprünglich dieser Grad der Reinheit und Erhabenheit in dem Charakter

und Geiste der verschiedenen Völker hervorgeht? — In der That, eine, in der alterthümlichen Wiege eines Volks verborgene Erziehung, von welcher kein historisches Denkmahl mehr vorhanden ist, der Einfluß eines gesetzgebenden Geistes, eines durch ihn ins Leben gerufenen großen Gedankens, einiger edlen Grundsätze, die jedem Geschlechte seiner Zeit zu Theil werden, eines tief eingeprägten, religiösen Gefühls, — ein solcher Einfluß, sage ich, muß zum voraus angenommen werden. Dieser ist es ohne Zweifel, der einer Menschenrace ihre erste Richtung giebt, eine Richtung, die sofort unter allen folgenden Umbildungen sich wieder bemerkbar zeigen muß, die die Höhe bestimmt, bis zu welcher diese Race empor steigen wird auf der Stufenleiter der Menschenbildung, die Art ihrer Cultur und ihrer Entwickelung, die, entweder in dem Reiche der Sinne und anderer niederen Kräfte, oder in dem der Vernunft und anderer höheren und idealen Geistesvermögen, sich hervorarbeiten wird."

„Doch, was auch die Ursache dieser Grundverschiedenheit in der Richtung der Sittlichkeit der verschiedenen Völker seyn möge, so viel ist gewiß, daß diese unerfaßliche Verschiedenheit wirklich bestehet, und daß der Mensch, obschon ursprünglich einerley Geschöpf, dem aber von dem Punkte seiner Abreise an so viele Wege sich öffnen, kraft seines freyen Willens und den Umständen gemäß, die sich in der Nacht der Zeiten verlieren, für seine weiteren Fortschritte ganz verschiedene Bahnen einschlägt."

„Merkwürdiger indeß ist jener Unterschied kaum irgendwo, als zwischen den beyden Nationen, die, die eine Deutschlands, die andere Frankreichs Boden bewohnen. Setze über einen Fluß, und du findest zwey ganz verschiedene Welten. Der Deutsche ist in seinem Aeußern zurückhaltender, (plus réservé)

ruhiger, ernster; in seinem Innern nachdenkender, idealer, empfänglicher für den inneren Genuß des Gefühls. Sein Nachbar ist offener, (plus ouvert) lebendiger, munterer, scheuend die abstracte Arbeit des Denkens, geneigter zur Betrachtung der Realitäten, zum Genusse der Welt und der Außendinge. — Dieses zwiefache Conterfey ist kein Erzeugniß der Phantasie. Seit mehr als achtzehn Jahrhunderten haben die Beobachter stets diese Grundzüge in dem Charakter beyder Stämme wieder gefunden. Schon Cäsar und Tacitus haben sie uns so geschildert; und so sind sie noch heutiges Tages, wenige Veränderungen ausgenommen, welche die Nachbarschaft und die Vermischung einiger Individuen daselbst eingeführt haben können."

Tacitus sagt, nachdem er die Tugend, den Muth und die Treue der deutschen Frauen geschildert hat: „Sie glauben „auch, es sey etwas Heiliges und Prophetisches in den Weibern. . . Sie verehren viele mit heiliger Scheu, ohne niedrige Schmeicheley." *) (Diese Hochachtung der Weiber, die sich in neueren Zeiten mit und durch die Deutschen über die ganze Christenheit verbreitet hat, ist ein Grundzug im Nationalcharakter der alten Germanen. Was auch immer Veranlassung dazu gewesen seyn mag, ob besondere Verdienste einiger deutscher Frauen, deren Namen die Geschichte nicht aufbewahrt hat, ob besondere Vortreflichkeit des weiblichen Geschlechts in *Deutschland* überhaupt, ob zufälliger Aberglaube — die Thatsache ist so *gewiß*, wie irgend eine historische Wahrheit seyn kann.) — Weiterhin fügt Tacitus, wo er von ihren religiösen Begriffen spricht, noch hinzu: „Sie achten es der Majestät „der himmlischen Dinge zuwider, die Götter in Mauern ein-

---

*) Tacit. de morib. Germ. c. 8.

„zuschließen oder sie mit irgend einer menschlichen Gestalt zu „bekleiden. Sie heiligen ihnen Haine und Wälder, und mit „Götternamen bezeichnen sie jenes geheimnißvolle Grauen, „das sie nur mit Scheu und Achtung betrachten.“ *) — So wie sie keine Tempel haben, so haben sie auch weiter keine Priester; und fürwahr, bey einem in der Civilisation so wenig vorgeschrittenen Volke erregen diese Einrichtungen außerordentliches Erstaunen. Welches auffallende Streben nach der Ideenwelt zeigt sich nicht in dieser Entfernung von allen groben Symbolen des göttlichen Cultus, in diesen unsichtbaren Göttern, die das Schweigen der Wälder der von heiliger Achtung ergriffenen Seele offenbart, in dieser Ehrerbietung gegen das Weib, dem etwas Uebernatürliches und Heiliges beywohne.“

„Welch eine ganz andere Schilderung dagegen entwirft Cäsar von den Galliern. „Die Gallier, sagt er, sind „leichtsinnig, abergläubig, dem Luxus ergeben, sie haben „Tempel, höchst despotische Priester, Statuen und ungeheuer „große Götzenbilder von geflochtenen Weidenstäben, worein sie „lebendige Menschen sperren, um sie zu verbrennen.“ — „Die Männer haben Gewalt über Leben und Tod ihrer „Frauen.“ — Endlich, nach einer weitläufigen Schilderung, geht Cäsar mit der Wendung zu den Germanen über: „Die „Germanen sind gar sehr von dieser Art verschieden.“ **) So unmöglich war es schon damals, die Ungleichheit beyder Nationen zu verkennen! — Der Deutsche war allerdings dem Zustande der Wildheit noch näher; er hatte noch nicht dieselben Fortschritte in der Civilisation und den Künsten gemacht; aber

*) Tacit. l. l. c. 9.

**) Caesar de B. G. VI, 15. seq.

die, die er gemacht hatte, waren gut, hatten eine gute Richtung genommen. Der gebildetere, verfeinertere, den Genüssen mehr ergebene Gallier war schon durch seine After-Cultur herabgesunken. — Denn sobald man einmahl eine schlechte Bahn betreten hat, verirrt man sich immer mehr, je weiter man vorwärts gehet. Dieß darf durchaus nicht vergessen werden bey der Beurtheilung des Zustandes der Völker, und, wie es scheint, jetzt weniger, als je."

„Noch heut zu Tage zeigt sich, mit den einzelnen Veränderungen, welche der Gang der Zeit herbeygeführt hat, diese Verschiedenheit, so wie im Nationalcharakter überhaupt, so insbesondere in den literarischen und philosophischen Erzeugnissen beyder Nationen am auffallendsten. Der Charakter der deutschen Literatur ist ruhig, gehalten, tief forschend und sinnend, geneigt sich der Herrschaft der Ideen zu unterwerfen, da hingegen der gallische Charakter, lebendiger und rascher, das Reich der Realitäten umfaßt, und aus diesem sein Ziel sich vorsteckt, das er mit Eifer und Feuer verfolgt. So zeigt es sich in der Historie, in der Alterthumswissenschaft, der Philosophie und fast allen Zweigen der Gelehrsamkeit. Vor allem aber bemerken wir in Hinsicht der Poesie, daß in den erhabensten Gattungen der Dichtkunst, im Epos und in der Ode, die Franzosen nichts haben, oder fast nichts, das sich zu einer bedeutenden Höhe emporschwänge; die Deutschen hingegen besitzen in denselben Zweigen, Stücke von einer ächten und hohen Begeisterung."

„Die Poesie ist im Menschen der herrlichste Abglanz seines Schöpfers; sie ist das Bedürfniß, das auch uns antreibt, zu schaffen, und welches unsere beschränkte Natur von ihrer göttlichen Natur erlangt hat; das Bedürfniß, der gemeinen Welt, die uns umgiebt, die das Bessere an uns einzwängt und unter-

drückt, zu entfliehen; uns zu erheben zu dem ewig Schönen und Erhabenen, in uns und über uns zu finden eine ideale Welt, so rein, so edel, so strahlend von Licht und Liebe, daß sie der, durch die Idee des Schönen verklärten Seele des Menschen entspricht. Darum ist der Dichtergeist von den Alten mit dem prophetischen zu Einem Rang erhoben, und unter den symbolischen Figuren des Apollon und der Musen unter die Götter versetzt, darum sind von ihnen die Verse „eine Sprache der Götter" genannt worden.

„Was aber in dem allmächtigen Wesen eine unendliche Realität ist, das ist im Menschen nur ein ideales Spiel, nur ein Aufflug seiner Intelligenz. Gott gebietet unumschränkt zugleich über Stoff und Gestaltung; seine Poesie ist die Schöpfung, sein Epos das Weltall. Das poetische Talent im Menschen ist nur eine bloße Form, aber eine feurige Form, ein brennender Schmelztiegel, der die Dinge und die irdischen Gestalten, die man ihm anvertrauet, in dunstige, luftartige Gestalten wieder auflöst. Dieß ist die einzige Art der Schöpfung, die dem Menschen vergönnt ist. Inzwischen hängt für das Gelingen dieses großen und schönen Werks alles ab von der Natur der Materialien, die man in den Schmelztiegel wirft. Je mehr diese Materialien des Lebens, gleichsam der geistigen Bestandtheile entledigt seyn werden, um so weniger werden sie fähig seyn, im göttlichen Feuer aufzufliegen, sich zu verflüchtigen, sich in der poetischen Perspective mit den Umrissen und dem Farbenschmelz des Schönen wieder zu erzeugen; (denn so idealisiren sich die Gegenstände, und ohne diese Idealisirung ist keine Poesie.) Je mehr man hinabsteigt in die Reihe der groben und materiellen Dinge, in den Mechanismus der physischen Objecte, um so spröder wird der Stoff und der poetischen Form widerstrebender. Darum ist die sogenannte beschrei-

bende und Lehr-Poesie, die die Franzosen mit einer so zärtlichen Vorliebe umfassen, durchaus keine Poesie. In dem didaktischen Gedicht ist das, was Poesie ist, sicherlich nicht didaktisch."

„Die Materialien, die sich am besten mit dem reinen Feuer der Poesie verbinden, sind demnach diejenigen, die rein und edel sind, wie jenes selbst: alle diejenigen, die einige Uebereinstimmung mit den göttlichen Dingen in sich tragen, die religiösen Gefühle, die Liebe, das heroische Leben, Selbstverläugnung, das Unendliche, die Gemeinschaft erhabener Intelligenzen u. s. w."

„Aber ein jeder kann dem poetischen Schmelztiegel nur das übergeben, was er hat, nur die Materialien, die ihm zur Hand sind, die ihm zu Gebote stehen."

„*Unser Zweck ist*, *nun zu zeigen*, daß in der Art, die Liebe *als* poetischen Stoff zu behandeln, die französischen und deutschen Dichter sich wesentlich von einander unterscheiden. Die ersteren haben größtentheils ihrem poetischen Schmelztiegel Bestandtheile übergeben, die aus dem sinnlichen und materiellen Reiche der Liebe, aus dem leidenschaftlichen Streben nach Vergnügungen und Genuß hergenommen sind. Die andern im Gegentheil entlehnen die ihrigen fast durchgängig aus dem, was der Liebe Heiliges, Ideales und Mystisches beywohnt. Daraus entspringt bey den Franzosen eine Art erotischer Poesie, die *fast* durchaus Wollust athmet, die unter tausendfach veränderten, *mehr* oder weniger anständigen Formen das Verlangen ausdrückt, *bald leidenschaftlich* und tragisch, bald schmachtend und sanft, ein andermal scherzhaft und lieblich, und bey den reinsten Dichtern zuweilen in Vereinigung der Unschuld, Ergebung, Zärtlichkeit, aber niemals mit Erhebung, nie etwas Göttliches verrathend."

„Die erotische Poesie bey den Deutschen bezeichnet ein Geist, der auf einer weit höheren Stufe steht. Die Liebe hat bey dem größten Theil der deutschen Dichter nichts Sinnliches; sie ist ein Bewohner des himmlischen Aethers, ihr einziger Zweck ist, zu begeistern, und das Gemüth, über welches sie Herrschaft gewonnen, zu vergöttlichen; die Schwächen und Schlacken der Menschlichkeit sind unter ihr; Vereinigung zweyer Seelen, die sie berauscht, das ist die höchste, die einzige Wollust, wonach sie strebt. Wenn die Engel Geschlechter haben und sich lieben, so muß ihre Liebe der Empfindung gleichen, die so viele deutsche Dichter uns mahlen. Man findet hier ganz noch den Zug jener alterthümlichen National-Empfindung, die zur Zeit des Tacitus sprach: Es giebt etwas Heiliges und Gottbegeistertes im Weibe, das uns Ehrerbietung einflößt."

„Dort, wenn von der Seele die Rede ist, geschieht es gemeiniglich nur, um zum Körper zu gelangen; hier, wenn nach dem Körper gefragt wird, um nach der Seele zu streben. Auf der einen Seite ist mehr sinnliche (sensations), auf der andern mehr geistige Empfindung. (sentimens.)"

„Bey dem französischen Dichter ist die Liebe fast immer bittend, begriffen in Fragen und leidenschaftlichen Anträgen, in Klagen, Schmerzen, Qualen oder Verlangen; hat sie das Ziel erreicht, so singt sie nur selten noch, und scheint nichts mehr zu sagen zu haben. — Der deutsche Dichter ist im Allgemeinen weniger mit Bitten beschäftigt; er singt seine Liebe, glücklich oder unglücklich, er mahlt die Empfindung, von der er voll ist, und diese Empfindung hat ihren Zweck in sich selbst; Lieben ist ihm an sich so edel, daß es des Dichters ganze Seele verschlingt."

„Was der Franzose ans Licht zieht, und woraus er seinen

Hauptstoff macht, das läßt der andere im Dunkel, aus dem es niemals herausgehen sollte.“

„Die erotische Poesie der Franzosen erscheint in den Augen des Deutschen ohne Würde; die des Deutschen hingegen scheint dem Franzosen aberwitzig; er faßt sie nicht, während der Deutsche jene recht wohl faßt und würdiget. Der Herrschende aber richtet leicht über das, was er unter sich sieht.“

„Diese, allerdings starken, Behauptungen mit Beyspielen zu belegen und alle Dichterstellen anzuführen, auf welche diese Meynung sich gründet, um den Leser in Stand zu setzen, selbst darüber zu urtheilen, würde zu weit führen. — Ein geborner Franzose hatte ich meinen Geist genähret mit französischer Lectüre, und war lange Zeit leidenschaftlich eingenommen für die Literatur meines Vaterlandes. Sobald ich aber das Heiligthum der deutschen Musen betrat, wurde ich von Erstaunen ergriffen über alles, was sich meinem Anblicke darbot. Zum Glück war ich noch nicht erstarrt in den französischen Formen, so daß mir noch einige Empfänglichkeit übrig geblieben und ich noch fähig war, Umbildungen anzunehmen. Ich fühlte mich bald von Achtung und Bewunderung ergriffen, dessen, was mir, bevor ich es kannte, wie so vielen andern, der Aufmerksamkeit wenig werth geschienen hatte. Einer der Punkte, der sich mir mit der größten Klarheit darstellte, war aber der Contrast zwischen den erotischen Dichtern beyder Nationen, wovon hier die Rede ist. Wer sich eine eben so innige Ueberzeugung hievon verschaffen will, der hat nichts anders zu thun, als es zu machen, wie ich, und beyde zu lesen. Ich fürchte keinen Augenblick, von denen, die beyde Literaturen genau kennen, der Verfälschung überführt zu werden.“

„Einige Andeutungen werden hinreichend seyn, die Wahrheit unserer Behauptung in das gehörige Licht zu setzen.“

(Der Charakter der neuen, sogenannten romantischen Poesie ist hervorgegangen aus dem Nationalcharakter des alten germanischen Völkerstammes und dem Geiste des Christenthums. Das Christenthum vertilgte, nach dem Ausdruck eines geistreichen Mannes, wie ein jüngster Tag, die ganze Sinnenwelt des Alterthums mit allen ihren Reizen, und setzte eine neue Geisterwelt an ihre Stelle; das Reich des Unendlichen erhob sich über der Brandstätte der Endlichkeit, und die unendliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen, die schwärmerische, beschauliche Liebe wurden die Grundpfeiler zu dem Heiligthume der Romantik. Wie aber der menschliche Geist sich nie ganz loszureißen vermag von der Welt der Körper und der Sinne, und er selbst das Unendliche sich gestaltet in körperlichen Symbolen; so entstand auch im Christenthume die Verehrung der heiligen Maria, als des Symbols der geistigen, himmlischen Liebe. Und wo hätte dieses Symbol willkommener seyn, wo diese Ansicht besseren Eingang finden sollen, als unter den Deutschen, bey denen schon in den kalten Wäldern der Vorzeit ausgezeichnete Verehrung des Weibes statt gefunden hatte, bey denen zur Ritterzeit die Achtung des Weibes als die erste und heiligste Tugend galt? Dieß war der Stoff, den die neuerwachten Geisteskräfte zuerst bearbeiteten; der erste Inhalt der neuesten Poesie war die geistige Liebe. „So „machte das damalige Christenthum gleichsam einen Bund mit „der altgermanischen Denkart, um das Phänomen der ritterlichen Liebe mit allen Farben auszuschmücken, durch die es „ein ehrwürdiges Ansehen gewann.“ *) In Frankreich hat dieser Geschmack an christlich-religiöser Zärtlichkeit niemals

*) Bouterweck's Gesch. der Poesie und Beredsamkeit ꝛc. Bd. I. S. 33.

Eingang gefunden; nur in Deutschland hat er sich bis auf die neuesten Zeiten lebendig erhalten.)

„Die Poesie der Liebe bey den Franzosen beginnt mit den Troubadours *), wie die der Deutschen mit den Minnesingern. Man vergleiche beyde mit einander. Schon in den Troubadours wird man finden, was man die französische Galanterie nennt, Schmeicheleyen, Seufzer, Flehen um Minnesold, selten etwas mehr. Spricht der Troubadour von der den Damen schuldigen Verehrung, so versteht er darunter weiter nichts, als eine gewisse äußere Höflichkeit, die Ritterpflicht, für sie zu kämpfen, und besonders eine gänzliche Verschwiegenheit in Hinsicht der Gunstbezeugungen, die man etwa dafür erhalten könnte. Um diese Idee drehen sich fast alle alten Romanzen, Balladen, Erzählungen und Mährchen. (fabliaux.)“

(„So streng dieses Urtheil scheint, so sehr stimmt es mit dem überein, was andere geschickte Gewährsmänner über denselben Gegenstand gesagt haben. „Was die gemeine Poesie betrift, sagt Fleury, **) die seit dem zwölften Jahrhundert die Herrschaft erlangt hat, wie man aus so vielen Romanen und Liedern sieht; so wurde sie bald das Erbtheil liederlicher

*) Genauer unterscheidet man die Troubadours oder Trovatori der Provenzalen im südlichen Frankreich und Italien von den Trouvères in Nord-Frankreich. Erstere waren am Hofe der Könige von Frankreich verachtet, so wie gegenseitig die Provenzalen auch die Nord-Franzosen verachteten. S. Eichhorn's Culturgeschichte Bd. I. S. 149. Der schöne Name, von trovare, trouver, erfinden, entspricht dem hellenischen ποιητης, von ποιειν, Erzeuger, Erfinder, im vorzüglichen Sinne.

**) Traité du Choix et de la Méthode des Etudes, art. IX. p. 67. Bruxelles, 1706.

Schwärmer, wie großentheils die provenzalischen Troubadours waren und die andern Poeten jener Zeit, die an den Höfen der Fürsten herumliefen. Jedoch muß man gestehen, daß es Leute von Geist unter ihnen gab, für jene Zeit von ziemlicher Bildung; aber ihre Werke sind voll von schmutzigen Liebeleyen und ungereimten Dichtungen.“ — Die Gedichte des Königs Thibault von Navarra (1201—1253) kann man als die ersten, hinlänglich documentirten Proben des Eigenthümlichen der französischen Poesie benutzen, da sie genau in die Periode fallen, wo der rohe Volksgesang des nördlichen Frankreichs durch die Einwirkung der Provenzalpoesie seine erste Bildung erhielt. Aber schon von diesem sagt sein Herausgeber, Levesque de La Ravallière, „er würde eine Achtung ohne Ausnahme verdienen, wenn seine Bilder nicht zuweilen gar zu nackt und frey wären, und sein Zeitalter die Sittsamkeit und Zucht des unsrigen (1742) gehabt hätte.“ *) — Selbst der Abbé Millot, dessen Geschichte der Troubadours mit feiner Kritik gearbeitet ist, erklärt unverholen: „Es fehlt sehr viel, daß die Liebe zu diesen Zeiten der Chevalerie eine solche gewesen, als ihre Beurtheiler der neuern Zeiten sich einbilden. Wenn nicht schon die Geschichte die Ausschweifungen und die Frechheit der Sitten zu jenen Zeiten bezeugte, die Werke der Troubadours würden eine Menge unwiderleglicher Beweise davon liefern. Unter einigen Beyspielen einer reinen, dem Zaume der Schamhaftigkeit und der Pflicht unterworfenen Galanterie findet man daselbst tausend Züge der Ausgelassenheit und der Frechheit; man sieht da die Herrschaft der Sinne über das Herz, schamlose Verletzung der ehelichen Treue, zuweilen die

---

*) Les poésies du Roy de Navarre — Paris. 1742. 2 Vol. 8. Préface, p. XIX.

Sitten mit einer cynischen Unverschämtheit befleckt, kurz dieselben Laster, wie heut zu Tage, nur weniger versteckt unter eine anständige Außenseite.“ *)

„Eine ganz andere Farbe dagegen trägt die Liebe in den Poesien der Minnesinger, die sie aus den Provenzalen nicht übersetzt oder jenen nicht nachgeahmt haben. Hier ist die Liebe fast immer platonisch und keusch; man kann von ihr sagen, was einer derselben von den Damen, die er besingt:

„Nie Stunt ir Wille wider ir Küsche sich entwarf.“

(Schon der alte Bodmer lobt die feinen Empfindungen und das feine Betragen unserer Liebespoeten gegen das weibliche Geschlecht — in der Ausgabe seiner Sammlung der Minnesinger.“ **)

„Das merkwürdigste Denkmahl der wiedergebahrnen französischen Poesie ist der berühmte Roman von der Rose, ein Buch, das beynahe zwey Jahrhunderte lang für den Triumph des Genies in Frankreich gegolten hat. Nun aber ist dieses Gedicht nichts anders, als eine Abhandlung von der Verführung, von allen geheimen Anschlägen, Listen und Unternehmungen, die man in Thätigkeit setzen muß, um endlich zum Pflücken der Rose zu gelangen, die das Sinnbild ist der letzten Gunstbezeugungen einer Schönen.

Cy est le Romant de la Rose
Où tout l'Art d'Amours est enclose.

Und noch ist diese Kunst zu lieben öfters in Ausdrücken abgefaßt, die höchst unanständig sind und weit entfernt von der keuschen Sprache der altdeutschen Romanciers, wie man sie

---

*) Discours préliminaire de son Histoire littéraire des Troubadours. à Paris, 1774. 8. p. 37. sq. cf. p. 54 et 68.

**) Th. 2. S. VII.

im Heldenbuche findet, im Nibelungen-Liebe, in dem Gesang von der Macht der Liebe (aus dem 13ten Jahrhundert) und in andern.“

„Was aber sollen wir sagen von der schauderhaften Menge von Schriften, die die Sprache und die Literatur der Franzosen vermehren, und deren empörender Cynismus selbst die Grenzen der schamlosesten Ungebundenheit überschreitet? Welche ekelhafte Reihe von der Aloysia an bis zur Justine, dem abscheulichsten aller genielosen Erzeugnisse eines verworfenen Geistes! Welcher Haufe noch anderer nicht minder gefährlicher Erzeugnisse, die sich von den erstern nur durch einen gehaltenern Ausdruck unterscheiden, und unter denen die muthwilligen Erzählungen (Contes) von La Fontaine unter den versificirten, die Romane des Crebillon und Faublas unter den prosaischen zur Charakterisirung der ganzen Gattung dienen können.“ (Diese Dichter verwandelten, nach dem Ausspruch des Geschichtschreibers Mezeray, zu Ende der Regierung Heinrichs IV., indem sie der Eitelkeit und den schamlosen Leidenschaften des Hofes schmeichelten, die Musen in Sirenen, und erniedrigten diese edlen Töchter des Himmels zu etwas weit Schändlicherem, als zur Betteley und Knechtschaft herab.)

„Ein solcher Abgrund der Verderbtheit zeigt sich nicht in der erotischen Poesie der Deutschen; das Niedrigste, was sie in der Art haben, ist (größtentheils) nur Uebersetzung oder Nachahmung der Italiener oder Franzosen. Aber selbst diese Uebersetzungen sind selten, und das Publikum muntert sie nicht sehr auf. Noch mehr, die Nationalsprache hat sich hier noch nicht zu der Feinheit gebildet, welche mit Anstand die unanständigsten Dinge zu sagen versteht; die Frechheit des Ausdrucks trägt hier noch das Gepräge der Ungeschliffenheit des Pöbels; die gute

Gesellschaft, die schönen Geister und Dichter haben sich mit derselben noch nicht so gemein gemacht, wie in Frankreich.“ (Und selbst von denen unserer Dichter, welche den Erotikern Frankreichs und Italiens am nächsten kommen, läßt sich zeigen, daß sie dennoch den deutschen Genius nicht gänzlich haben verläugnen können. So singt selbst Wieland:

„Ihr Weisen sagt, was sonst als Liebe
Ist dieser schöne Zusammenklang
Der Wesen? Dieser allmächtige Drang
Der Gleich an Gleiches drückt? Wie bliebe
Ein Sonnenstäubchen ohne Liebe
Beym andern? Auch die Macht der Kunst,
Des Bildners Finger, die höchste Gunst
Der Musen, was sind sie ohne Liebe?
Mit Liebe sang Homer, mit Liebe
Schuf Raphael seine Galatee.
Du selbst, o Tugend, du höchste Höh'
Der Menschenseele, was bist du, als Liebe,
Du Gott in uns?“)

„Die unterste Stufe der erotischen Poesie der Franzosen taucht sich, man darf es sagen, in den Koth; und es fehlt noch sehr viel, daß die unterste Stufe der deutschen Poesie so tief herabsinke. Und wie weit überragt nicht ihre oberste Stufe den Gipfel der erotischen Dichter Frankreichs? Deutschland hat weder Bussys, noch Grecourts; aber Frankreich hat weder Klopstocke noch Gleime.“

„Man durchlaufe den Parnaß der beyden Nationen, und wähle daselbst die Ersten der erotischen Sänger aus, um sie einander gegenüber zu stellen. Die Franzosen werden ohne Zweifel Racinen, der bey ihnen vorzugsweise als Herzensmaler gilt, nicht zurückweisen. In Wahrheit, wenn man auch diesem Meister der französischen Bühne alles zugesteht,

was man ihm zugestehen muß, so ist man dennoch zu dem Geständniß genöthigt, daß er nie etwas hervorgebracht habe, was in Hinsicht der Erhabenheit und der Zartheit der Liebe sich den beyden bewundernswürdigen Rollen der Thekla und des Max Piccolomini näherte. Hat sich die Seele an der Betrachtung solcher Gemählde geweidet, so findet man die steifen Liebschaften der Seigneurs und der divines princesses des französischen Meisters kaum noch erträglich. Sie mit Schillers Poesie zu vergleichen, würde eben so ungereimt seyn, als den Pinsel des Van der Werf mit dem eines Raphael vergleichen zu wollen. — Phädra's Liebe, was man auch davon sage, erregt Widerwillen, wenn sie z. B. sagt:

„Hélas, du crime affreux dont la honte me suit,
Jamais mon triste coeur n'a recueilli le fruit!"
(Act. III. Sc. 6.)

Hippolit's Seufzer setzen ihn herab: „Er hat den verführerischen Reizen nicht widerstehen können," heißt es im 2ten Auftritt des 2ten Actes. In der Andromache und im Bajazet hat die Liebe fürwahr nichts Edles und Erhabenes; die meisten ihrer Wirkungen sind erniedrigend. Berenice, Monime, Junie sind zärtlich, sanft und resignirt; aber das ist auch Alles, was man davon sagen kann. Auch nicht die leiseste Spur einer dem Himmel verwandten Poesie. Die einzige Braut von Messina, die der Junie darin ähnlich ist, daß ihr Geliebter durch einen Nebenbuhler getödtet wird, stellt ein Muster einer Empfindung dar, vor welchem die andern alle ohne Tiefe und Adel erscheinen. Man wird dieß nicht mißverstehen. Es ist hier nicht die Rede von andern Verdiensten Racine's, als Dichters und Verskünstlers. Trotz der gewöhnlichen Meynung halte ich ihn für größer, wenn er

eigentlich nicht die Liebe behandelt, in den Rollen des Burrhus, des Mithridates, in der Athalie und Esther. Der Grund hievon ist allein der, daß der große Künstler eine durchaus falsche und fehlerhafte Art, die Liebe in der Dichtkunst zu behandeln, schon vorfand."

"Quinault, Pavillon, Le Pays, Voiture, Lafuze, Fontenelle, Moncrif, Chaulieu, Marivaux, Bernard, St. Lambert, Desmahis, Barthe, Dorat, Pezay, Bernis, Boufflers, Marmontel, Leonard, Imbert, Parny, Bertin,— welche Liebe habt Ihr fast durchaus besungen? Ihr versteht das Herz und die Sinne zu erregen; Euer Ausdruck hat Grazie, zuweilen auch Naivetät; aber wir bleiben Menschen, indem wir Euch hören; wir sehen nichts bey Euch, als Leidenschaft, Wollust oder Schwäche. Eure zahlreichen Nebenbuhler in Deutschland wirken auf die Seele eine ganz andere Zauberkraft, sie reißen sie gen Himmel empor und erfüllen sie mit einem göttlichen Feuer. Haller, Zachariä, Jacobi, Schlegel, Bürger, Voß, Boie, Stolberg, Hölty (der zärtliche Vertraute der keuschesten Liebe) Kleist, Claudius, Gerstenberg, Götz, Salis, Cramer, Tiedge, Reinhard, Miller, Halem, Kosegarten, Schmidt, Göcking, Matthison, Louise Karsch, Novalis, Sonnenberg, Tiek.... Ich könnte noch mehre nennen, und beklage jeden von Herzen, dem diese Namen nichts sind, als eine unbekannte Liste, nur leere Töne. So ist der gestirnte Himmel nichts für das Auge, das dessen Wunder nicht kennt."

"Jean-Jacques war kein Franzos; aber er ist ohne Widerrede der erste Erotiker, der in dieser Sprache geschrieben hat. Diejenigen, die seiner Art gefolgt sind, sind reiner, aber

in sehr kleiner Anzahl. Der übersetzte, und von dem angenehmen Florian bald nachgeahmte Geßner, der Werther des gewaltigen Göthe, einige englische Poesien, Milton's Paradies, Young, einige Dramen von Shakespeare, z. B. seine Julia von Ducis französirt, (etwa wie der ältere Corneille den spanischen Cid französirte) so viele von Außen hergekommene Versuche haben hie und da einige Funken eines schönen Feuers geweckt; einige schöne Seelen haben den Reiz dieser elektrischen Kraft gefühlt; aber der allgemeine Geschmack hat die Oberhand behauptet. Die andere Art hat eine schwache Partey gegründet, ist aber noch nicht national geworden, und hat immer auf diesem Boden nur, wie eine ausländische Pflanze, gestanden."

„Eine umgekehrte Erscheinung hat in Deutschland statt gefunden. Die erotische Poesie hat daselbst einigemal die leichte Sprache Italiens und Frankreichs reden wollen. Dieser Ton hat eine gewisse Classe ergötzt (denn es giebt allerdings eine solche, und zwar sehr zahlreiche Classe der Französischdeutschen); allein er hat daselbst nie herrschend werden können, und wird dort niemals herrschend werden."

„Will man wissen, mit welcher Majestät oder welcher Tiefe, mit welcher zarten Andacht und mit welchem heiligen Enthusiasmus die deutschen Dichter die Liebe besingen, so lese man einige der Oden Klopstocks; (wie er z. B. in Laura das Ideal deutscher Weiblichkeit mahlt:

> „Sie war jugendlich schön; nicht wie das leichte Volk
> Rosenwangiger Mädchen ist,
> Die gedankenlos blühn, nur im Vorübergehn
> Von der Natur, und im Scherz gemacht,
> Leer an Empfindung und Geist, leer des allmächtigen
> Triumphirenden Götterblicks."

oder wie im Wettstreit der innigsten Zärtlichkeit Selma, im

höchsten Fluge der Liebe, selbst den Tod für wünschenswerther ansieht, als das Ueberleben, und für sich das bitterr Loos des Ueberlebens erwählt;

„Selmar, ich sterbe nach Dir! Das ist es, was ich vom Schicksal
Längst schon mit Thränen erbat. Selmar, ich sterbe nach Dir!")

„Man lese in seinem Messias die Episode von Semida. Semida von frommer Leidenschaft ergriffen gegen die, von Jesus wieder auferweckte Cidli, welche, nachdem sie Gott schon in seiner ganzen Herrlichkeit geschauet, die Ewigkeit, der sie bereits angehört, nur darum verlassen hat, um auf Erden für den Heyland zu zeugen — diese beyden Lichtgestalten, ihre engelreine Liebe, hinterlassen in der Seele einen unnennbaren, fast überirdischen Eindruck." *)

„Oder man lese Göthe's Torquato Tasso, welcher voll von Liebe und Idealität alle Nüancen des Wahnsinns und Schmerzes durchgeht, und endlich den Anfoderungen einer Welt unterliegt, in welcher Liebe und Idealität unaufhörlich anstoßen und gewaltsam zertrümmert werden; oder die Parthenais von Baggesen, dieses so frische und edle Gemählde der jungfräulichen Liebe! Allen diesen Stücken hat die erotische Poesie der Franzosen nichts der Art entgegen zu stellen, nichts zu vergleichen, durchaus nichts."

„Die erotische Sprache der französischen Poesie ist beschränkt, fade und materiell. Da giebt es nichts, als Flammen, Reize, Gluten, Schmachten, siegreiche Augen und Mienen, Wunden, Seufzer, Verlangen, Ergötzungen, (des plaisirs), Grazien, Lächeln, Scherze und andere Spielereyen.

*) Messias, vierter Gesang, V. 674 ff.

Der deutsche Dichter ergreift bey seiner Liebe die sinnliche Natur, wie die unsichtbare Welt; die Harmonie der Sphären, das Firmament, die Erde, die Gewässer, alle beseelte Wesen stimmen mit ein in die Feyerlichkeit seiner Empfindung. In sich selbst findet er stets einen Reichthum feiner Nüancen, eine unerschöpfliche Quelle zarter, unbegrenzter, mystischer Gefühle. Die entzückenden Ausdrücke: Sehnsucht, Ahnung, Schwärmerey, finden sich gar nicht in der Sprache des französischen Dichters. Man erfindet keine Worte für das, was man nicht kennt.“

„In dem einzigen Epos, wie die Franzosen selbst annehmen, hat Voltaire den Tempel des Amor beschrieben, und man wird nicht läugnen, daß diese Beschreibung, von einer solchen Hand kommend, und dahin gestellt, wo sie sich findet, zum Typus dienen könne für die ganze erotische Poesie der Nation:

„Sur les bords fortunés de l'antique Idalie,
Lieux où finit l'Europe et commence l'Asie,
S'éleve un vieux palais, respecté par les tems:
La nature en posa les premiers fondemens . . .
Près du temple sacré, les Graces demi-nues
Accordent à leurs voix leurs danses ingénues;
La molle Volupté sur un lit de gazons,
Satisfaite et tranquille écoute leurs chansons,
On voit à ses côtés le Mystère en silence,
Le Sourire enchanteur, les Soins, la Complaisance,
Les Refus attirans, et les tendres Désirs.
Plus doux, plus séduisans encore que les Plaisirs.
De ce temple fameux telle est l'aimable entrée.“

(Henriade, ch. IX.)

Dies ist die Liebe, wie zum größten Theil die französischen Dichter sie faßten und ausdrückten. Aber das ist nicht der

Gott, den die deutschen Dichter feyern, und schon der alte Dusch z. B. sah sich genöthigt, davon eine ganz andere Idee zu geben in seinem Tempel der Liebe (in 12 Gesängen). Eben so Friedrich Müller, in seinem kleinen Gedicht, „der Thron der Liebe“ überschrieben, welches sich also anfängt:

„Sag' an, wo steht der goldne Thron,
Der goldne Thron der Liebe?
Sahst Du noch nie das Siebengestirn?
Es flammt, gleich einer Kette,
Wohl durch die Nacht am Himmel?
Das schließt den Liebesthron rings ein,
Und giebt ihm einen hellern Schein,
Als tausend Diamanten.
Ein jedes Sternchen davon ist
Ein Auge der heiligen Liebe
Die Sterne blicken zu jeder Frist
Hernieder zum Kreis der Erde;
Der Menschen Thun sey falsch, sey wahr,
Die Sterne sehn es leicht und klar,
Und sagen's dem Gott der Liebe.“ —

Statt dessen sagt der Abbé de Chaulieu zu seiner Geliebten:

„C'est dans le palais de l'Amour
Qu'il faut finir notre querelle;
Le lit d'une paix éternelle
Est le voluptueux séjour. etc.“

„Die Liebe — sagt Münchhofen in seiner Ode, die Liebe, „ist ein Hauch der Gottheit!“ Und Boie singt:

„Liebe, wie die Seel', entflammet
Einem Himmel, Gottes Hauch;
Eines Schöpfers Odem flammet
In den Zwillingsschwestern auch.“

„Und Unzer in seinem herrlichen Gesang an Emma, „Bestimmung der Liebe:“

„Liebe flößte junges Leben
In die staunende Natur,
Als ein wollustvolles Beben
Durch die weite Schöpfung fuhr,
Und melodischer Gesang
Aus den goldnen Sphären drang.“

„Noch deutlicher offenbart sich der Contrast, wenn Dichter der beyden Nationen ein und dasselbe Sujet behandelt haben. Was hat Voltaire aus der Heldin Frankreichs gemacht, und was Schiller? Der französische Dichter hat ihren Namen gebrandmarkt, der deutsche sie apotheosirt. La Fontaine und Göthe haben denselben Stoff behandelt, jener in der Courtisane amoureuse, dieser in Gott und die Bayadere; aber um wie vieles zarter, würdiger, feiner, anständiger ist das Gemählde des Letztern! Zachariä hat ein kleines Gedicht geliefert, die vier Tageszeiten betitelt; der Cardinal de Bernis hat denselben Gegenstand besungen. Aber welche englische Reinheit bey dem lutherischen Priester; welche schamlose Lüsternheit hingegen bey dem römischen Prälaten, welche verderblichen und mehr, als freyen Gemählde, die er endlich mit folgendem Zug einer schönen Moral beschließt:

„Rions des préceptes sauvages,
Et de nos censeurs rigoureux;
Nous serons toujours assez sages,
Si nous sommes souvent heureux!“)

Ein französischer Schriftsteller, zugleich auch einer der merkwürdigsten erotischen Dichter unserer Zeit, von Segur d. J. hat eine didaktische Abhandlung und eine Art von Geschichte der Frauen geschrieben. Dieses unbedeutende Werk, gegen

die Venus Urania des Herrn von Ramdohr gehalten, kann zur Grundlage dienen bey einer Parallele des verschiedenen Geschmacks in der erotischen Literatur beyder Nationen."

„Die Geschichte des Don Carlos ist auch auf die französische Bühne gebracht worden, unter dem Titel Andronikus, von Campistron, einem der Nachahmer Racine's, der mit unter die vom ersten Range gezählt wird. Racine selbst im Mithridates, und Voltaire in seiner Irene haben fast dieselben Situationen dargestellt. Wenn man aber von den Liebesscenen dieser drey Stücke zum Carlos des unsterblichen Schiller übergeht, so glaubt man sich aus einem, in neumodigem, überladenem Geschmack angelegten Garten, mit schnurgeraden Beeten, und kugelförmig beschnittenen Bäumen plötzlich in eine reizende Landschaft *Siciliens* versetzt. Ueberhaupt, welche ganz andere Liebe, welch ein ganz anderes Gemüth bey dem Deutschen!"

„Schon Pope hatte sich vergriffen in dem Charakter der Heloise (in der Epistel, die er sie an Abälard schreiben läßt.) Aber um wie vieles anstößiger ist dieser Fehlgriff geworden bey Colardeau, dem französischen Uebersetzer, durch die Züge der Heftigkeit und der ganz physischen Leidenschaft, die er in seiner Bearbeitung hinzufügt. Das, was im Englischen nur eine unbestimmte und zurückgehaltene Andeutung ist, das ist im Französischen eine schamlose Erklärung geworden:

„Que l'amour dans tes bras avait pour moi de charmes!

. . . . . .

Unissons nos plaisirs, sans unir nos fortunes.

. . . . . .

L'amour mène au plaisir, l'amour est le vrai bien

. . . . . .

Und will man wissen, was für plaisirs gemeynt sind, so lese man weiter:

„Viens, nous pourrons encor connaitre le plaisir,
Le chercher dans nos yeux, le trouver dans nos ames.
Je brule . . . de l'amour, je sens toutes les flammes.
Laisses-moi m'appuyer sur ton sein amoureux,
Me pâmer sur ta bouche, y respirer nos feux:
Quels momens, Abeilard! les sens-tu? quelle joie!
O douce volupté! . . . plaisirs où je me noie!
Serres-moi dans tes bras! presses-moi sur ton coeur:
Nous nous trompons tous deux, mais quelle douce erreur!
Je ne me souviens plus de ton destin funeste,
Couvres-moi de baisers . . . , je rêverai le reste."

Colardeau's Werk gilt übrigens als classisch im Französischen, nicht bloß in Hinsicht der Schönheit und des Wohlklangs der Verse, sondern auch als das vollendetste Stück der erotischen Poesie, als das vollkommenste Gemählde der Liebe. Jedoch ist er in dieser Art der Behandlung nur dem allgemeinen Antriebe des Geistes der französischen Poesie gefolgt, und der Tribut der Bewunderung, den man ihm gezollt hat, hat deutlich gezeigt, daß er den rechten Ton, zu gefallen, sehr richtig getroffen habe. — Dagegen schrieb Herder im Jahre 1802 Betrachtungen über Heloise, *) die die Läuterung der Popeschen Stellen zur Absicht hatten, und die Lauterkeit und Reinheit ihrer Liebe zu Abälard in ein wahreres und reineres Licht setzen

*) Taschenbuch auf 1802, bey Vieweg. S. 30—55.

sollten. Er fügte auch einen Trauergesang auf Heloisen hinzu, und wenn es wahr ist, was Diderot gesagt hat, daß, wenn man von Frauen schreibe, man seine Feder in den Regenbogen tauchen und den Staub der Schmetterlingsflügel als Streusand gebrauchen müsse; so giebt es nichts, das ätherischer wäre, nichts rührender, zarter und bescheidener, als das, was Herder geschrieben hat.“ —

„Wir betrachten es demnach als eine hinlänglich bewährte Sache, daß der Cupido des französischen Parnasses keine andere, als eine irdische Gottheit sey, höchstens der Gott Ovids oder Tibulls. Seine Fittige, die ihm horizontal dienen, um von Blume zu Blume zu flattern, erheben ihn niemals zum Azur des Himmels und dem Aufenthaltsort der Unsterblichen. Wenn die aus dem Meeresschaum heraufgestiegene Venus, wenn die verstohlene Geliebte des Mars seine Mutter seyn soll, so habe ich nichts dagegen. Der Amor aber, den die Dichter der alten Teutonia besingen, ist der Sohn der Venus-Urania, und verläugnet nicht seine himmlische Abkunft. Er ist Eins mit dem himmlischen Eros, welcher, nach Hesiodos, der Schöpfung der Welten vorstand. Das Mystische, worein er sich hüllt, trägt das Herz des Menschen zu den übersinnlichen Dingen empor, entzündet es mit keuscher Flamme, erfüllt ihn mit heiliger Begeisterung, und reißt ihn heraus aus der Herrschaft der Sinne.—Töchter Thuiskons, rühmet Euch, die Liebe, die Ihr entzündet, so verherrlicht zu sehen! Ist es Euer Anblick, der so erhabene Gesinnungen einflößt, ist in der That etwas Göttliches in Euch wohnend? Wohl darf man es glauben. Wenn Petrarca eine so ideale und reine Liebe besang, so hatte er seine Gesänge an eine Laura gerichtet; Petrarca's Muse aber ist noch dieselbe, die Euern Dichtern die Verse dictirt.“

„Jetzt noch einmal, woher diese Verschiedenheit der Ansichten, der Empfindungen, der Poesie in Behandlung der Liebe bey beyden Nationen? Etwa daher, weil der französische Geist von jeher sklavisch einer Hauptstadt, und der Geist der Hauptstadt dem des Hofes unterworfen war; während der deutsche Geist sich frey in allen Gliedern der Nation entwickelt und regt, und seine Geistesfrüchte im Schooße der Häuslichkeit reifen?“ — (Allerdings mag dieser Einfluß mitgewirkt haben; aber ein wesentlicher Unterschied beyder Nationen bestand schon früher, bestand schon zur Zeit des Tacitus und Cäsar, und hat sich im Laufe der Jahrhunderte fortdauernd erhalten? Der Einfluß des Klima auf die sittlichen und geistigen Anlagen der Völker ist zu wenig begründet und auf bestimmte Gesetze zurückgeführt, als daß man von da her sichere Anwendung auf den verschiedenen Charakter so benachbarter Nationen machen könnte. Sichtbarer und verbreiteter sind die Wirkungen, welche politische Umstände, Regierungsverfassungen, Gesetzgebung und Erziehung auf die Sitten, Gewohnheiten, Grundsätze und Meynungen der Völker hervorbringen; sie bestimmen nicht selten der Nationen Tugenden oder Laster, Kraft oder Erschlaffung, ihre Geschicklichkeit, Ausbildung oder Verwilderung. Die Natur hat, mit gleicher Mutterliebe, Allen Alles gegeben; aber Gesetzgebung und Erziehung beeinträchtigen entweder, oder sichern den Menschen, die sie beherrschen, den Genuß jenes allgemeinen Erbgutes des Menschengeschlechts. Wie des Gesetzgebers Geist und Kraft den Nationalcharakter ursprünglich bestimmt, als zarten Keim dem Boden der Menschheit anvertrauet, also entwickelt sich dieser und faßt nach und nach immer tiefere Wurzel, und wächst im Fortschreiten der Zeitalter immer größer und stärker empor, entweder zum kräftig-stolzen Eichbaum, dessen heiliger Schat-

ten die kommenden Geschlechter zur Verehrung und Anbetung des Göttlichen einladet, oder zum verpestenden Sumach, dessen giftige Ausdünstungen schon gefährliche Betäubung erregen, und der, selbst verbrannt, noch tödtliche Dünste aushaucht.

Was indeß auch einen so verschiedenartigen Einfluß auf den Charakter der erotischen Poesie zweyer Nationen gehabt haben möge, es genüge uns, den eigenen Werth, die Würde des deutschen Dichters erkannt zu haben; gewürdigt zu haben, was der vaterländische Boden uns darbeut zu gesunder Nahrung und Pflege des Geistes, vor der losen, vergiftenden Speise des Auslandes; erfahren zu haben, daß der Ruhm des deutschen Namens nicht bestehe in einem Streben nach nichtigem Glanze der Außendinge, nach irdischer Lust und sinnlichem Behagen, daß vielmehr die edleren Geister der Nation ein höheres Ziel vor Augen hatten, mit ganzer Seele und ungeschwächter Anstrengung des Geistes das Göttliche zu erfassen, und der unendlichen Größe und Hoheit, so weit es endlichen Geistern vergönnt ist, sich zu nähern. Ein Spiegel ist der Mitwelt vorgehalten, klar und hell, nicht trügerisch schmeichelnd, in den Tugenden der Vorwelt, in den Werken von Deutschlands vorzüglichsten Geistern, auf daß sich ein jeder beschauend prüfe, was ihm zu thun sey, was zu lassen, um seinen großen, ungeschwächten Vorfahren ähnlich zu werden, um würdig gefunden zu werden, in ein deutsches Pantheon einzugehen. Aber nur der, in dessen Brust ein reines Feuer lodert, der nicht auf dem Götzenaltare der Ausländerey frivole Opfer gebracht, nur die, deren Empfindung, verabscheuend die lüsterne Frechheit, die glänzenden Reize der Verführung, die reine, heilige Liebe des Mannes, wie sie dem Deutschen

ziemet, belohnt, nur die dürfen sich nahen, um mit Deutschlands Genien in den Hallen des vaterländischen Heiligthums des Glücks der Unsterblichkeit theilhaftig zu werden.

Fr. G. Zimmermann.

Rede
vor einer Versammlung im Geiste.
Am sechsten August.

Ueber traurige Erinnerungen, bange Besorgnisse und ängstliche Zweifel erhebt mich Euer Anblick bey dieser Gedächtnißfeyer, Ihr Freunde der Wahrheit und des Rechts; und die seeligmachende Ueberzeugung, welche den Grund des Einverständnisses Eurer Denkart und der Einhälligkeit Eurer Gesinnung ausmacht, tritt mit hellerer Klarheit in meinem Bewußtseyn hervor. Sie hat in Euch die schwere Probe unserer Zeit überstanden, ihren Unterschied von bloßer Wohlmeynung und frommen Wunsche als Ueberzeugung bewähret, und ihren eigenthümlichen Rang als die Erste unter den Ueberzeugungen, als die Gewißheit der Wahrheit und die Wahrheit der Gewißheit, mit einem Worte, als die Stimme des Gewissens, behauptet. Durch sie hat das Licht und die Wärme des unsterblichen Lebens in Euch ungetrübt von dem verzehrenden Feuer der Selbstsucht, von der erstarrenden Kälte des Indifferentismus und dem Staubgewölke des Kampfes zwischen den neuen und alten Vorurtheilen, nicht nur fortgedauert, sondern auch an Lauterkeit und Stärke zugenommen. Ungeblendet durch die

Dunkelheit des neuen Unglücks und durch den Glanz des neuen Glücks habt Ihr Recht und Unrecht deutlicher, als je, von Macht und Ohnmacht unterscheiden gelernt; und während einer beyspiellosen, theils wilden, theils erkünstelten, Verwirrung der Begriffe des Uebersinnlichen und des Sinnlichen, ist Euch die unwandelbare Weltordnung, welche, durch die göttliche Weisheit und Gerechtigkeit bestehend, allen Zufall ausschließt, in ihrem Verhältnisse zu der wandelbaren Tagesordnung, die aus der Wechselwirkung der menschlichen Klugheit und Willkühr mit dem Zufalle entspringt, um Vieles einleuchtender geworden. So wenig die, durch laute Jubel verkündigten, Erscheinungen von Wohlstand, Reichthum, Macht und Ruhm Euch verleiten können, die menschliche Ordnung der Dinge mit der göttlichen zu verwechseln: eben so wenig vermögen Euch die Erscheinungen von Armuth, Elend, Ohnmacht und Erniedrigung, und das stille Seufzen und das öffentliche Schweigen über dieselben, zu dem Wahne hinzureißen, welcher jene beyden Ordnungen von einander trennt, und die menschliche für verlassen von der göttlichen ansieht. Bey dem schneidenden Contraste zwischen den drohenden und den verheißenden Zeichen der Zeit bleiben Euch Verstand und Herz nicht still stehen: sondern ihr werdet eben durch denselben immer dringender aufgefordert, zu bedenken und beherzigen: daß die Weltregierung des denkenden Urwesens nicht weniger über den Gang der irdischen Schicksale der Menschen, als über den Lauf der Weltkörper walte; und daß es nur Ein und Ebenderselbe Endzweck sey, welchem die hinfälligen Staats- und Lehrgebäude der Erdbewohner, auch ohne und gegen Wissen und Wollen ihrer Baumeister und Handlanger, nicht weniger durch ihr Entstehen und Vergehen, als die Weltgebäude über der Erde, und die Geschlechter des sterb-

lichen und des unsterblichen Lebens im Weltall, durch ihre Fortdauer, dienen müssen.

In Kraft dieser Ueberzeugung seyd Ihr dann auch am heutigen Tage keineswegs der täuschenden Tröstungen fähig und bedürftig, welche den Kummer gekränkter Selbstliebe in behagliche Träume einwiegen, oder den gesunkenen Muth durch aufgeregten Eigendünkel erheben, und so wenig Euch die kleinmüthige Furcht, welche sich durch Seufzen und Verstummen ausspricht, die Zunge bindet, so sehr verschmähet Ihr die Prunkreden, durch welche entweder beleidigter Stolz in der Sprache des halb zurückgehaltenen, halb ausbrechenden Unwillens, oder geschmeichelte und schmeichelnde Eitelkeit mit wonnetrunkener Redseeligkeit, die Ohren der Geistesverwandten ergötzt.

Möge es mir gelingen, in Euren Gemüthern zu lesen, und im farbenlosen Lichte Eurer Denkart anzudeuten, was dieser Tag Euch ins Gedächtniß zurückruft, ans Herz legt, und zu erwägen giebt!

Die Staatsverfassung, welche durch die am 6ten August 1806 erfolgte Niederlegung der deutschen Reichskrone vollends und förmlich aufgelöset wurde, hatte einst die vielen und zahlreichen Völker unsrer Sprachgenossenschaft in eine große Nation vereiniget, und ihrer Gesammtheit den Rang und die Vortheile eines für sich bestehenden gemeinen Wesens gewährt. Sie hat in ihrem Zusammenhang mit der Lage und Beschaffenheit des deutschen Bodens, und dem Temperamente seiner Bewohner, jene Eigenthümlichkeit unsrer Nationalität herbeygeführt und aufrecht erhalten, welche, weil sie der Auszeichnung durch die am meisten in die Sinne fallenden Eigenschaften im Wege steht, unter dem Namen der Mittelmäßigkeit berüchtigt, aber in dem sie durch die gleichweite Entfernung von den Extremen der

Digitized by Google

rohen und der verfeinerten Sinnlichkeit, des Ueberflusses und des Mangels, und der Zügellosigkeit und der Unterwürfigkeit vorzüglich die Entwickelung der moralischen Anlagen begünstigt, dem richtigen Beurtheiler des wahren Menschenwerthes so ehrwürdig ist. Ungeachtet aber schon darum der Umsturz jener Verfassung als Nationalereigniß und als Weltbegebenheit für Euch von der äußersten Wichtigkeit ist: kann Euch gleichwohl das geringe Aufsehen nicht befremden, das derselbe bey unsren Zeitgenossen verursacht hat. Durch die Menge der gleichzeitigen Weltbegebenheiten unsrer Tage mußte der Eindruck dieser Einzen geschwächt werden. Jedes andre Volk hatte für sich selber mehr, als je, entweder zu fürchten oder zu hoffen, und in Deutschland wurde das Schicksal des gemeinschaftlichen Vaterlands, von Einigen über das Schicksal von Europa, von den Meisten über das Schicksal ihrer heimathlichen Provinz, aus dem Auge verloren. Wiederholte und schnell auf einander gefolgte Kriege haben sich mehr oder weniger über das gesammte Deutschland verbreitet. Die Drangsalen und Schrecknisse derselben haben in den Gemüthern der härter Bedrängten und Beängstigten Erschöpfung und Betäubung zurückgelassen; und die bange Sorge für verlornes, bedrohtes, erschwertes und verkümmertes Eigenthum und Gewerbe hat jedes höhere Interesse auch aus Gemüthern verdrängt, denen es sonst nicht fremd war. Manche hingegen, welche bey der Auflösung des Reiches für ihre Personen nichts zu verlieren, und bey der neuen Ordnung der Dinge einträglichere Aemter, Standeserhöhungen, Ehrenzeichen zu gewinnen hatten, oder hoffen, sehen an jener Auflösung hauptsächlich nur die Aufhebung der Hindernisse, welche in Deutschland die Anerkennung der ausgezeichneten Talente, und die Fortschritte der höheren Civilisation so lange verspätet haben. Eingeweihte in die Mysterien

einer Spekulation, welche durch ein neuerfundenes Anschauen der, ehedem nur denkbar gewesenen Universalität, das wissenschaftliche Heil der Menschheit errungen zu haben glaubt, schauen und verkündigen an dem Untergang des deutschen Reiches den Aufgang des politischen Heils, den Sieg der Intelligenz über die Hauptübel des weltlichen und geistlichen Regimentes, Feudalismus und Hierarchie, und die Vereinigung der Politik und der Philosophie, bis zur wirklichen Durchdringung von Beyden in der Herrschaft der liberalen Ideen. Endlich Staatsmänner und Geschichtsforscher, welche sich zu dieser Höhe des Zeitalters und seiner Anschauung nicht empor zu arbeiten vermögen, und überhaupt die mehrsten Stimmen, welche sich bis jetzt über die Begebenheit des heutigen Tages öffentlich vernehmen ließen, fanden bey derselben in der Hauptsache *nichts* zu *erinnern* als „an die Hinfälligkeit einer in ihrem „Ursprunge ehrwürdigen, aber durch den allen menschlichen „Dingen anklebenden Unbestand fehlerhaft gewordenen Verfassung. Nur diesem Umstande müsse man die im Jahre „1795 im Reiche selbst sich hervorgethanene Trennung zuschreiben, welche eine Absonderung des Interesses des nördlichen „und des südlichen Deutschlands zur Folge hatte. Von diesem „Augenblicke an haben nothwendig alle Begriffe von gemeinschaftlichen Vaterland verschwinden müssen, und vergeblich „habe man Deutschland im deutschen Reichskörper aufgesucht.“

Auf Eurem Standpunkte, Ihr Versammelten im Geiste! verschwinden diese Rücksichten entweder gänzlich oder sie ordnen sich einer höheren Ansicht unter. Wie sehr auch die Glücksumstände von Mehreren unter Euch durch die Begebenheiten unsrer Tage sich verschlimmert haben: so hat doch keinen jener Grad des Unglücks getroffen, bey welchem das Interesse am Allgemeinen sich in das Ringen für die leibliche Selbsterhaltung

des Individuums verliert. Ihr habt nur mehr als sonst entbehren und ertragen, und Euer eignes Wohl und Weh über das gemeinschaftliche leichter vergessen gelernt. Einigen haben jene Begebenheiten äußere Vortheile zugeführt. In einen erweiterten Wirkungskreis versetzt, vergessen sie nicht, was derselbe dem Vaterlande gekostet hat, und erfreuen sich seiner in der Hofnung, das Böse verhindern und das Gute befördern zu können, das sie nicht erst durch ihren Glückwechsel kennen, verabscheuen und lieben gelernt haben. Euch Alle, wie auch das Loos eines Jeden gefallen sey, bindet ebendieselbe Gewissenspflicht, die Euch an die vorige Ordnung der Dinge gebunden hat, nunmehr an die gegenwärtige. Sie ist und bleibt von dem Fallen und Steigen der Macht und des Wohlstandes der Staaten unabhängig; und Eure neuen, oder erneuerten, Regierungen haben nicht erst den Zwang der Gewalt gegen Euch aufzubieten, oder glänzende Aussichten vor Euch zu eröfnen, um sich Eures Gehorsams zu versichern, der schon während ihrer Altersschwäche die Probe der Treue in Glück und Unglück bestanden hat.

Je mehr die Philosophen unter Euch die Wahrheit im Allgemeinen von der Wahrscheinlichkeit im Besondern und Einzelnen unterscheiden gelernt haben, desto weiter sind sie von der Anmassung entfernt, Begebenheiten ergründen, und die der Erfahrung eigenthümliche, in keinem einzelnen Falle vollständige, in jedem immer nur mehr oder weniger wahrscheinliche Kenntniß durch die Gewißheit des Gewissens ergänzen, oder ersetzen, oder durch Spekulation auf die rein erkannte Wahrheit überhaupt zurückführen zu wollen. Sie überlassen es daher lediglich der Geschichte, die Thatsache der Auflösung des deutschen Reiches aus den veranlassenden und herbeyführenden Thatsachen, so weit dieselben der Wahrnehmung zugänglich

sind, ohne ihr dabey eine andere Gewißheit zuzumuthen oder aufzudringen, als mit welcher sich der Mensch bey allem seinen Verstehen und Begreifen des Einzelnen, Sinnenfälligen und Wandelbaren behelfen muß. Sie wissen, daß sich dieselbe in jedem gesunden und unverkünstelten menschlichen Bewußtseyn zwar an die über ihr stehende höhere Wahrheit und Gewißheit des Allgemeinen, Uebersinnlichen und Unwandelbaren anschließen muß, und nie von derselben verlassen ist; daß sie sich aber auch nur durch Irrwahn in diese Höhere verlieren, nur durch Verwirrung in dieselbe übergehen, nur durch Erschleichung den Schein einer gemeinschaftlichen, gleichen, oder eben derselben, Gewißheit annehmen kann. Die ungemischte und ungetrennte, Gewißheit der Wahrheit und der Wahrscheinlichkeit, oder des Gewissens und der Erfahrung, deren Begrif und Erkenntniß das Eigenthümliche Eurer Philosophie, deren Gefühl und Genuß aber das Eigenthümliche des gesunden Menschenverstandes ausmacht, ist den Philosophen und den Nichtphilosophen unter Euch gemeinschaftlich; und schon darum ist es Euren Staatsmännern und Geschichtskundigen unmöglich, bey ihrer Ansicht und Beurtheilung politischer Begebenheiten entweder die Aussprüche des Gewissens zu verläugnen, oder dieselben in die Begebenheiten selber hinein zu tragen.

Freylich waren die Mängel und Fehler der deutschen Verfassung zu handgreiflich, als daß sie nur den Staatsmännern und Geschichtskundigen unter Euch auffallen konnten. Aber wie hättet Ihr über diese Mängel und Fehler vergessen können, daß die damit behaftete Verfassung ungeachtet derselben, und zum Theil sogar durch dieselben, eine wesentliche Bedingung der bisherigen Entwicklung des deutschen Nationalcharakters, und jener Geistesbildung gewesen ist, welche aus dem gemein-

schaftlichen Bestreben der Edleren unter dreyßig Millionen Sprachgenossen hervorgieng! Ihr wisset es wohl, und könnt nicht vergessen, daß auch die besonderen Eigenthümlichkeiten, deren Ihr Euch als Süd- und Nord-Deutsche, als Ober- und Niedersachsen, als Franken, Westphalen, Schwaben u. s. w. erfreuen zu müssen glaubet, und die eben auch in ihrem Unterschiede und Zusammenhang zur deutschen Nationaleigenthümlichkeit gehören, sich keineswegs ohne die Eigenthümlichkeit und lange Fortdauer, der bisherigen deutschen Verfassung hätten erhalten und entwickeln können; und daß jedes einzelne deutsche Volk von den Blüthen und Früchten der Cultur aller Uebrigen ungleich mehr zu empfangen hatte, als es zu derselben beyzutragen vermochte. Ich erblicke in dieser Versammlung so manchen außerhalb der Gränze des ehemaligen deutschen Reiches gebohrnen und eingebürgerten Sprachgenossen, den Schweizer, Elsasser, und Lothringer neben dem Preußen, Lief- und Curländer, den Schleßwiger neben dem Siebenbürger, u. s. w. deren jeder mit unsrer Muttersprache die von ihr unzertrennliche Denkart beybehalten hat, ohne darum mit weniger Treue seinem nicht deutschen Vaterlande anzuhängen. Ich erblicke endlich so manchen Ausländer von jeder andern gebildeten Nation, der unsre Sprache und Literatur durch vertrautere Bekanntschaft achten und lieben gelernt hat, und wohl weiß, und nicht vergessen kann, wie viel er von dem, was uns Allen als Menschen das Theuerste seyn muß, der entwickelten Eigenthümlichkeit des Nationalcharakters und der Geistescultur der Deutschen zu verdanken hat.

Was kann aber dem Menschen, in welchem das Wesen seiner Gattung, über die ihm dienenden Zufälligkeiten herrschend, zu sich selbst kommt, am Menschen theurer seyn, als die Anlage zur Gründlichkeit der Denkart und Rechtlichkeit der Gesinnung,

die sich unter allen menschlichen Anlagen zunächst auf die Wahrheit und das Recht bezieht, und welche dem Deutschen freylich weder ausschließend, noch ohne Ausnahmen eigentlich ist, aber selbst nach dem einstimmigen Urtheile unterrichteter und unpartheyischer Ausländer zu den hervorragendsten Grundzügen eines Nationalcharakters gehört! Von dieser Anlage ist jene Tiefe der Geistesbildung unzertrennlich, welche sich über den, an das Sinnenfällige gebundenen, Verstand erhebt, das, durch klare Gefühle wahrgenommene, Uebersinnliche auch durch deutliche Begriffe zu erkennen, und sonach recht eigentlich durch die Vernunft zu vernehmen strebt, darum mit Recht die höhere Geistesbildung heißt, und die deutschen Selbstdenker mit beyspiellosem Ernste und Eifer beschäftigt. Mit ebenderselben Anlage hängt auch jene Gelehrigkeit und Wißbegierde zusammen, die sich auf dem Gebiete der Erfahrung über alle Sach- und Sprachkenntnisse der ältern und der neueren Zeiten, des Auslandes und des Vaterlandes, verbreitet, und das Gemeinnützigste, was das menschliche Geschlecht durch sein bisheriges Ringen und Streben errungen und erstrebt hat, durch die deutsche Zunge auszusprechen sich beeifert.

Mit der Wehmuth dankbarer Erinnerung, aber ohne alle Besorgniß für diese ehrwürdige Eigenthümlichkeiten, sehet Ihr auf das umgestürzte Staatsgebäude zurück, welches allerdings eine Bedingung der Entwicklung, aber keineswegs der Grund des zu Entwickelnden gewesen ist. Das Eigenthümlichste jener Eigenthümlichkeiten besteht eben darin, daß sie von dem Unwandelbaren am Menschen, dem sie alles Wandelbare zu unterwerfen streben, ausgehen, und einmal zur wirklichen Kraftäußerung entwickelt, sich durch ihr eigenes Leben erhalten und fortpflanzen. Die erfüllte Bedingung hat dem, nicht mehr durch sie, Bedingten Platz gemacht; die verwelkte und

abfallende Blüthe, dem heranreifenden Fruchtkeime, für dessen weiteres Fortkommen nun durch andere Bedingungen gesorgt ist. Während das ehemalige Staatsgebäude des französischen Reichs, ungeachtet der Machtvollkommenheit seiner Alleinherrscher, durch sein eigenes Volk umgestürzt wurde, hatte sich das deutsche Reich, welches schon so lange her durch die Eifersucht der mächtigeren Reichsstände, und die Ohnmacht seines Oberhauptes, in seiner Grundlage untergraben war, noch immer durch die unerschütterte Treue unseres Volkes gegen seine Regenten aufrecht erhalten. Unter den mannichfaltigsten, theils schwärmerischen, theils hinterlistigen Vorspiegelungen von Freyheit und Gleichheit, bewährte sich die Gründlichkeit und Rechtlichkeit des deutschen Volkscharakters; und unter den mannichfaltigsten Stöhrungen der Ruhe und des Wohlstandes, welche die französische Revolution bald genug über Deutschland gebracht hatte, schritt die deutsche Geistescultur im Wesentlichen sowohl ihrer Tiefe als auch ihres Umfangs, unaufhaltsam weiter fort. In dieser Cultur, und jenem Charakter, hat unser deutsches Vaterland das deutsche Reich wirklich überlebt, sich schon vor der Auflösung des Reichskörpers, und während die Politiker das Vaterland noch immer in diesem Körper vergebens aufsuchten, durch eigene Kraft über denselben emporgeschwungen, und in der deutschen Nationalität ihr unsterbliches Leben behauptet.

Unsterblich, wie die Menschheit selber, ist diejenige Nationalität, welche anstatt die Eigenthümlichkeit der Menschheit der Eigenthümlichkeit eines Volkes unterzuordnen, vielmehr diese jener unterordnet. Sie kündiget sich durch eine Vaterlandsliebe an, die im Grunde nur Nationalehrliebe ist, und gleichweit von Nationaleitelkeit und Nationalhochmuth entfernt, sich zu dem gerechten Nationalstolz erhebt, der keinem andern

zu nahe tritt, weil er in der Denkart und Gesinnung des Weltbürgers sein Wesen hat. Eben um dieser Denkart und Gesinnung willen wünschet, und von derselben erwartet, der ächte Deutsche die Fortdauer seiner Nationalität. Er liebt und ehrt sein Volk nicht so viel, weil es das Seinige ist, als weil er dasselbe mehr als andere Völker aufgelegt und geneigt findet, jedem andern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die eigenthümlichen Vorzüge eines Jeden als ein Gemeingut der Menschheit anzuerkennen, jede nützliche Anstalt, jede musterhafte Einrichtung, jedes Meisterstück der Kunst und des Gewerbfleißes, jede Entdeckung in dem Gebiete des Wissens, jede große und edle That bey jedem Volke mit gleichen Eifer aufzusuchen, mit gleicher Unbefangenheit zu würdigen, und im Namen der Menschheit auf fremdes, wie auf einheimisches Verdienst stolz, den Segen und die Ehre des Auslandes und des Vaterlandes bey der Mitwelt und Nachwelt zu vertreiben.

In Kraft derselben Denkart und Gesinnung, durch welche sichs der gebildete Deutsche so ernstlich angelegen seyn läßt, die eigenthümlichen Vorzüge jedes Volkes kennen zu lernen, und zum allgemeineren Genusse und Gebrauche zu bearbeiten, bietet der deutsche Selbstdenker allen Scharfsinn seines Geistes, und allen Reichthum seiner Sprache auf, um die eigenthümlichen Vorzüge der Menschheit überhaupt in den reineren Gefühlen und bestimmteren Begriffen der vernünftigen Natur zu erforschen und darzustellen. Darum hat und kennet die deutsche Philosophie keine wichtigere Aufgabe als die Ergründung des Unterschieds und Zusammenhangs der Vernunft mit der Sinnlichkeit, und des nur dadurch zu enthüllenden Verhältnisses des Gewissens zur Erfahrung, und der Wahrheit zur Wahrscheinlichkeit. Darum arbeitet diese Philosophie, wie keine andere, mit schwer zu befriedigendem und unermüdlichem Bestreben,

die Grundbegriffe des Erkennens und des Handelns von der Verwirrung des Sinnlichen und des Vernünftigen zu befreyen; — in dem Grundbegriffe der Religion den Unterschied und Zusammenhang des Göttlichen mit dem Natürlichen, ohne Trennung und Mischung von Beyden, aufzuweisen, und dadurch den Glauben des Gewissens in seiner Erhabenheit über die, dem Aberglauben und dem Unglauben gemeinschaftlichen, Mißverständnisse zu verdeutlichen, — in dem Grundbegriffe der Rechtlichkeit und Sittlichkeit den Unterschied und Zusammenhang des Dürfens und Könnens, und des Sollens und Müssens, zu entwickeln, und dadurch sowohl dem Widerstreite als auch der Vereinerleyung des Rechtes mit der Macht, und der Pflicht mit dem Zwange, wenigstens auf dem Gebiete der Wissenschaft gründlich abzuhelfen, — in dem Grundbegriffe des Staatsrechts den Unterschied und Zusammenhang der Rechte des gemeinen Wesens mit den Rechten des einzelnen Bürgers zu erforschen, und dadurch das Hin- und Herschwanken zwischen den Maximen des Despotismus und der Anarchie wenigstens aus der wissenschaftlichen Ansicht des bürgerlichen Lebens zu entfernen, — in dem Grundbegriffe des Völkerrechtes den Unterschied und Zusammenhang der wesentlichen Gleichheit des Rechts mit der zufälligen Ungleichheit der Macht aufzuklären, nnd der von ihrer bisherigen Vieldeutigkeit geläuterten Idee des politischen Gleichgewichtes ihren Platz in den Lehrbüchern des Völkerrechts aufzubewahren.

Nur verblendete und verblendende Eigenliebe könnte uns mit der Einbildung schmeicheln, daß diese Grundbegriffe bey uns keiner weiteren Entwicklung fähig und bedürftig sind, und daß in denselben die reinen Vernunftbegriffe bereits jene vollendete Bestimmtheit und Einfachheit erreicht haben, durch welche sie in ihrem eigenthümlichen Unterschied und Zusammenhang mit

den Erfahrungsbegriffen auf immer feststehen, und über jeden Zweifel erhaben sind, während unter ihrer schützenden Obhut die mit ihnen ungemischten und ungetrennten Erfahrungsbegriffe in ihrer eigenthümlichen nie zu vollendenden Entwicklung fortschreiten. Noch immer ist auch unter unseren Forschern das Verhältniß der Vernunftbegriffe zu den Erfahrungsbegriffen streitig. Indem man Beyde insgemein nur durch Trennung zu unterscheiden, und nur durch Wegsehen von ihrem Unterschiede zu vereinigen pflegt, treten sie in den Widerspruch miteinander, der nur durch eine, der Phantasie allein mögliche, Mischung unsichtbar werden kann. Noch immer ist die Bedingung unerfüllt, unter welcher die nichttrennende Unterscheidung und nichtmischende Vereinigung beyder Begriffe möglich ist. Noch immer ist der Unterschied der Wahrheit von der Wahrscheinlichkeit, und dieser von dem täuschenden Scheine der Wahrheit, nicht ausgemacht; und so nahe dem gesunden Verstande die Ueberzeugung zu liegen scheint: daß uns die gewisse Wahrheit nur im Allgemeinen, — im Besondern und Einzelnen aber nichts als Wahrscheinlichkeit erreichbar ist: soweit scheint die Spekulation noch zur Zeit davon entfernt zu seyn. Darum sind unsre Philosophen von Profession selbst über den Grundbegriff ihrer Wissenschaft noch nicht einverstanden; und während die Einen dafür halten, daß sich auch die philosophische Erkenntniß mit bloßer Wahrscheinlichkeit ohne gewisse Wahrheit begnügen müsse, glauben die Anderen, daß sich für dieselbe die Wahrscheinlichkeit in lauter gewisse Wahrheit verlieren müsse. Nichts desto weniger sind die bisherigen Versuche der Deutschen über die wahre Erkenntniß der Wahrheit, als Vorbereitung und Einleitung zur Beantwortung der großen Frage, über welche die Menschheit weder im Dunkeln bleiben, noch sich mit bloßem Meynen behelfen, noch auch mit

täuschender Gewißheit abfinden kann, unstreitig für jeden der den Sinn jener Frage auch nur zu ahnen vermag, von hoher Wichtigkeit; und wer jene Versuche mehr als obenhin kennt, der weiß, daß bey denselben die Resultate des edelsten Bestrebens des menschlichen Geistes unter allen Völkern benutzt sind, daß dieselben auch darum schon an dieser Gründlichkeit ihres Gleichen bey keiner andern Nation aufzuweisen haben, und daß die Unterbrechung und das Aufhören jener fast nur noch in Deutschland fortdaurenden Untersuchungen eine der gewissesten und schlimmsten Folgen der unterdrückten Eigenthümlichkeit der deutschen Geistescultur seyn würde.

Die Unterdrückung dieser Eigenthümlichkeit würde allerdings von der Auflösung des deutschen Reiches zu befürchten gewesen seyn, wenn diese in den ersten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts eingetreten wäre, oder die deutsche Geistescultur sich nicht über die Stufe erhoben hätte, auf welcher sie sich zu jener Zeit befunden hatte.

Die französische Sprache war besonders seit der Epoche Ludwigs des Vierzehnten nach und nach durch ganz Europa die Sprache der Cabinette, der Höfe, und überhaupt der höheren Stände geworden. Vorzüglich hatte sie sich auf diesem Wege in Deutschland durch die beyspiellose Menge seiner Höfe, seiner diplomatischen Geschäftsleute und seines Adels ausgebreitet. Die Personen von Geburt und Stand lasen selten ein anderes Buch als ein französisches, verschrieben die Erzieher und Erzieherinnen ihrer Kinder gemeiniglich aus Frankreich, und die Sprache und die von derselben unzertrennliche Denkweise der damaligen Franzosen machte das Eigenthümliche der Bildung aus, durch welche sich bey uns die große Welt von der einheimischen Schule, die nur für die Bürgerlichen und durch diese vorhanden war, unterschied und absonderte. Die

Muttersprache von den Gelehrten größtentheils über der Lateinischen verwahrloset, fiel in jeder Rücksicht der Gemeinheit des gemeinen Lebens anheim. Sie war ungeachtet ihrer Originalität und ihres Reichthums, in Vergleichung mit den durch die schönen Redekünste bereits ausgebildeten Abkömmlingen und Verwandten der abgestorbenen römischen, ungeschliffen und unbehülflich geblieben. Die dichterischen Versuche, welche sie bis dahin aufzuweisen hatte, zeichneten sich nicht weniger durch Geschmacklosigkeit als durch Talente aus, und bis auf Thomasius und Wolf war an die Brauchbarkeit der deutschen Sprache für die Philosophie nicht gedacht worden.

Unterdessen hatte sich in der Hauptstadt Frankreichs unter Ludwig dem Funfzehnten zwischen der großen Welt und einer in ihren Sinn eintretenden und für ihren Dienst arbeitenden Schule jene merkwürdige Wechselwirkung eingefunden, durch welche in kurze Zeit die damaligen französischen Weltleute Weltweise, und die Wettweisen Weltleute geworden sind. Mit denselben Kenntnissen, und Geschicklichkeiten, mit denen einst die atheniensischen Redekünstler so meisterhaft wahr zu machen wußten, was das herrschende Volk gerne hörte, wurde nun die, zur Zeit in Versailles und Paris gewöhnliche Denkart und Gesinnung der Mächtigen und Reichen auf bestimmtere Begriffe zurückgeführt, zierlich, glänzend, prächtig eingekleidet, und als die wirkliche Weisheit der wirklichen Welt, und als die hohe Kunst des hohen Lebens aufgestellt. Der Witz und Scharfsinn ausgezeichneter Köpfe, der insgemein, und noch immer, für die Energie der Denkkraft gilt, wetteiferte bey diesem Geschäfte in der Kühnheit der französischen Redekünstler mit dem Uebermuthe ihrer vornehmen Gönner und Beschützer, nahm den Rang des freyen und starken Geistes an; und trat die Philosopheme Descartes, Malebranches, Fene-

lons u. s. w. zugleich mit den Dogmen des Kirchenglauben, bald hohnlachend bald zürnend, zu Boden. Die höchsten Grundsätze, von denen die neue Weisheitslehre ausgieng, und worauf ihr gesammter Inhalt zurückführte, sind unter den mannichfaltigsten, faßlichsten, eindringendsten Einkleidungen, besonders in den Schriften Voltaires und der Encyklopädisten vorgetragen; und unter denselben ragt als die Grund- und Hauptlehre hervor: „daß die Selbstliebe, die Triebfeder alles menschlichen Denkens, Wollens und Handelns, keiner andern Beschränkung als durch Gewalt von Außen und durch Klugheit von Innen fähig und bedürftig sey, und daß das Wesen des Rechts nur in derjenigen Macht, Stärke, Energie, bestehen, in welcher die Gewalt durch Klugheit und diese durch jene wirksam ist.“

Unstreitig gehen diese Maximen aus dem gewöhnlichen Thun und Lassen des großen Haufens aller Stände bey allen Völkern hervor. Als Gesinnung lassen sie sich an den unteren nicht weniger als an den höheren Classen nachweisen. Als Denkart entwickeln sie sich bey den Höheren in dem Verhältnisse mehr, in welchem bey einem Volke die moralische Cultur hinter der Civilisation zurück bleibt. Aber als wissenschaftliche Ansicht haben sie sich noch nie und nirgends mit so viel Zuversichtlichkeit, Aufsehen und Erfolg angekündigt, als indem sie nun mit den stolzen Ansprüchen und dem glänzenden Gepräge der vereinigten Weltklugheit und Weltweisheit des tonangebenden Volkes hervortraten.

Aber in Deutschland gab und giebt es durch die Eigenthümlichkeit seiner ehemaligen Verfassung keine tonangebende Hauptstadt, schon darum auch kein großes Treibhaus der Wissenschaften und Künste zum Behuf der Mächtigen und Reichen, und in so fern auch keine unmittelbare Wechselwirkung zwischen

der großen Welt und der Schule. Unsre Universitäten sind von den Residenzen entfernt, und hängen unter einander selber nur durch das gemeinschaftliche Interesse der Wissenschaften und durch das Bedürfniß der Mittheilung und Theilnehmung ihrer Arbeiten zusammen. Mögen unsre Lehrer und Schriftsteller immer in Weltkenntniß, Weltklugheit, Weltton zurück geblieben seyn! Sie haben damit nicht zu theuer erkauft, was sie an unverdorbenen Sitten, an ungestörter Musse und an unbefangenem Interesse für ihr Berufsgeschäft gewonnen haben. Die Verbesserung unsrer vaterländischen Redekünste, und die feinere Ausbildung unsrer Muttersprache ist durch den Mangel einer eigenthümlichen Hauptstadt allerdings verspätet, aber keineswegs unmöglich gemacht worden. Sie fand sich endlich kurz vor dem siebenjährigen Kriege ein; und schritt unaufgehalten von demselben, und mit einem Erfolge fort, welcher um so mehr an die sogenannten goldenen Zeitalter der redenden Künste in Italien, Frankreich und England erinnert, jemehr dabey wirklich auch die Früchte derselben benutzt wurden. Die deutsche Sprache und Literatur hatte sich von dem Helden jenes Zeitalters zwar der Duldung und eines mittelbaren Schutzes, aber keiner Aufmunterung zu rühmen; und Beyde hatten schon einen sehr bedeutenden Grad ihrer Vervollkommnung erreicht, als sie sich der Unterstützung durch einige Fürstenhäuser, hauptsächlich des Weimarischen, zu erfreuen anfingen. Aber weder durch die Gleichgültigkeit der meisten übrigen, noch selbst durch die so lange und so laut geäußerte Vorliebe Friedrichs des Zweyten für das Ausländische, wurden die schnellen Fortschritte jener Vervollkommnung gehemmt. An der, durch unsre Dichter und Prosaiker feiner ausgebildeten, deutschen Sprache trat nun auch jenes Gepräge des tieferen Wahrheitssinnes, welches ihr die deutsche Gründlichkeit von jeher aufgedrückt

hatte, auffallender hervor. Leibniz hatte sich noch bey seinen philosophischen Verhandlungen der lateinischen und französischen Sprache bedienen zu müssen geglaubt. Aber schon die leibnizisch-wolfische Schule philosophirte oft und viel in der Muttersprache; und mit dieser ersten Schule eigentlich deutscher Philosophie begann die Wechselwirkung zwischen unsrer Sprache und unsrer Philosophie, welche seitdem ununterbrochen fortdauert und zunimmt, zu den hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten unsrer Geistesbildung gehört, und mit jedem ihrer Fortschritte den entschiedenen Widerstreit der deutschen Wissenschaft mit der encyklopädistischen Weisheit auffallender entwickelt hat. Die von Zeit zu Zeit aufgestellten Resultate des deutschdenkenden und deutschredenden Philosophirens wurden nach und nach von der Mehrheit des gebildeteren Mittelstandes, und von nicht Wenigen unter den höheren Ständen, mit Achtung und Liebe aufgenommen; und indem sie in so ferne aus der Schule in die Denkart und Gesinnung des wirklichen Lebens übergingen, und die, ihnen von der Schulsprache anhängende, Einseitigkeit ablegten, nahmen sie hier den Charakter der Aussprüche des gesunden Menschenverstandes an, während sie von der ausländisch gebildeten Mehrheit unsrer großen Welt durch die in Frankreich endlich zum Spottnahmen gewordene Benennung der Metaphysik lächerlich gemacht wurden.

Unter den mannichfaltigen bedingenden Umständen, welche bey der Auflösung des deutschen Reiches zusammenwirkten, ist die Trennung zwischen der großen Welt und der einheimischen Philosophie in Deutschland wohl nicht weniger der Erwägung werth, als jene Coalition zwischen der ehemaligen französischen großen Welt, und der Philosophie ihrer Hauptstadt, welche schon so oft und so viel unter den Veranlassungen der französischen Revolution zur Sprache gekommen ist. Die Grundlehre

der besagten Coalition wurde zu oft und zu laut wiederholt, und war zu faßlich und zu bequem, als daß sie nicht endlich auch dem großen Haufen aus den niedrigren Classen, auf dessen Unkosten sie zum Theil von dem Höheren geltend gemacht wurde, allgemeiner in die Augen springen sollte. Im erwachenden Bewußtseyn einer Uebermacht, für welche die Mehrheit der Lungen und der Fäuste Gewähr leistete, glaubte nun der Pöbel klüger und mächtiger geworden zu seyn, gebrauchte das Recht des Stärkeren zu seinem Vortheile, und spielte als die umgekehrte große Welt eine Zeitlang den Meister. Auf der andern Seite läßt sich an den hauptsächlichsten Thatsachen, welche den endlichen Umsturz des deutschen Reiches herbey führten, einerseits die immer zunehmende Wirksamkeit jener ausländischen Grundlehre der Welterfahrungsweisheit, und andererseits die dadurch bedingte Unwirksamkeit der entgegengesetzten Ansicht unserer einheimischen Schule nachweisen.

Ohne diese Unwirksamkeit und jene Wirksamkeit würde es entweder keine Pilnitzer Convention gegeben, oder diese würde keine andre Maßregeln beschlossen haben, als welche die Sicherheit Deutschlands beabsichtiget hätten, ohne der Selbständigkeit Frankreichs weder durch Einmischung in seine innern Angelegenheiten, noch durch Absichten auf Theile seines Gebietes, zu nahe zu treten. Die gerechten Ansprüche auf Entschädigung der in Elsaß und Lothringen beeinträchtigten deutschen Besitzer wären von der deutschen Reichsversammlung bis zur wieder eingetretenen Ordnung und Ruhe in Frankreich aufgeschoben worden; aber jede Verletzung der deutschen Reichsgränze würde für Oesterreich und Preußen die dringendste Aufforderung geworden seyn, ihre gegenseitige Eifersucht über ihr bedrohtes gemeinschaftliches Interesse zu vergessen, und in der Unverletzlichkeit Deutschlands die Vormauer ihrer eigenen Erbstaaten zu be-

schützen. Kein Baseler Frieden endlich würde das nördliche Deutschland von dem südlichen getrennt, und die Schicksale Deutschlandes und den aufeinander folgenden Friedensschlüssen von Campo Formio, Luneville, Preßburg u. s. w. herbey geführt haben.

Ohne die vorherrschende Denkart derjenigen Weltklugheit, nach welcher jede Macht darf was sie kann, und das Interesse Aller von dem Interesse eines Jeden nur durch Trennung sich unterscheiden, und um durch Unterordnung unter das Interesse eines Einzigen, welcher jeder gerne seyn möchte, vereinigen läßt, — würden die europäischen Cabinette vor und während der französischen Revolution wirklich gewußt haben, was sie mit ihrem sogenannten Systeme eines politischen Gleichgewichtes wollten, und wollen müßten. Sie würden dieses von ihnen so laut anerkannte Palladium ihrer Selbstständigkeit nicht selber untergraben, und die offenbare Verläugnung seines Grundbegriffes durch die Theilungen von Pohlen theils beschlossen, theils zugegeben, haben. Die Mängel und Fehler jenes wirklich systemlosen Systemes, welche den unvermeidlichen Uebergang in ein entscheidendes Uebergewicht vorher verkündigten, würden durch friedliche Unterhandlungen nach und nach aufgehoben, oder unschädlicher geworden seyn; und die von Rechtswegen Jedem gleichwichtige Selbständigkeit Aller würde mehr den einfachen und sicheren Maaßregeln der erhaltenden Gerechtigkeit, als den unsicheren Berechnungen der übervortheilenden Klugheit, und den ungewissen Entscheidungen des zerstörenden Kriegsglückes überlassen werden seyn. So wenig sich endlich die deutschen Reichsstände über die Nothwendigkeit einer durch den Drang der Umstände vielmehr unvermeidlichen als unmöglichen, aber freylich nur durch Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe möglichen, Wiedergeburt des deutschen Reiches

zu täuschen vermocht hätten: eben so wenig würden auch die übrigen europäischen Mächte es rathsam gefunden haben, die Unabhängigkeit jenes großen Landes, das durch die Eigenthümlichkeit seiner Verfassung jedem Andern ungefährlich geblieben wäre, während es durch seine Lage und Bevölkerung die gemeinschaftliche Schutzwehr Aller werden konnte, ihrem Schicksale zu überlassen.

Was in allen diesen Rücksichten geschah und unterblieb, das geschah und unterblieb gemäß den herkömmlichen und gemeinüblichen politischen Maximen der großen Welt, mit theils bewußtloser, theils absichtlicher Ausschließung der sich fortschreitend entwickelnden moralischen Grundbegriffe der Schule. Die nach jenen Maximen unvermeidlichen Fehden der Mächte unter einander betrachten zunächst das Unrecht, welches man nicht erleiden wollte ohne zu müssen, wohl aber thun zu müssen glaubte, wenn es ohne größeren Nachtheil, oder mit wahrscheinlichen Vortheil, thunlich schien. Der Erfolg fiel daher lediglich der Vereinigung der Klugheit und der Gewalt mit dem Glücke anheim; und mußte so lange unentschieden bleiben, bis die besagte Vereinigung durch den, nach bloßen Waffenstillständen, immer wieder kehrenden Kampf entwickelt und zu jener Augenscheinlichkeit und Handgreiflichkeit befördert wurde, durch welche der Kampf sich selber aufhebt, Uebermacht und Ohnmacht entschieden, und die aus der Fremde hergeholte unbehülflichere Weltklugheit völlig übermeistert ist, nachdem sie oft genug ohne sich bescheiden zu wollen, das Kürzere gezogen hätte.

Unvermeidlich war dieser große Erfolg. Aber er war es nur dadurch, daß die Urheber des Kampfes das ungewisse Glück und Unglück an die Stelle des gewissen Rechts und Unrechts treten ließen, mehr dem Glücke als dem Rechte vertrauten, und noch weniger das Unrecht verabscheuten, als sie

das Unglück fürchteten. Darum muß denn auch jene Unvermeidlichkeit noch immer und mehr als je von denen mißverstanden und gemißdeutet werden, welche das Können und das Dürfen und das Wissen und das Sollen im Grunde und dem Wesen nach für Einerley ansehen, und schon darum in den Begebenheiten nur die Bestätigung dieser Ansicht suchen und finden können. Je nachdem übrigens diese Weltklugen entweder mehr durch das Glück der Sieger, oder mehr durch das Unglück der Besiegten geblendet werden, oder durch persönliches Interesse mehr für oder wider diese oder jene eingenommen sind, glauben sie das Wort des großen Räthsels entweder in der Klugheit, welche das Glück zu fesseln versteht, oder aber in dem Glücke, welches die Maaßregeln der Klugheit hier begünstigt, dort vereitelt, gefunden zu haben. Im ersten Falle meynen sie durch ihr Einverständniß mit der siegenden Intelligenz die Ueberlegenheit ihrer eigenen zu beurkunden, und von dem Gipfel des Zeitalters die Zukunft beherrschend anzuschauen; während sie im zweyten Falle die abgenutzte Ausflucht des gedemüthigten Eigendünkels benutzen, der die Schuld des sich selbst zugezogenen Unglücks den breiten Schultern des Verhängnisses aufbürdet, das er bald das blinde, bald das unerforschliche nennt.

Daß diese und ähnliche mißdeutende Ansichten, durch welche das Heilsame der harten Schicksale, welche seit der französischen Revolution unser Vaterland heimgesucht haben, für dasselbe in der Hauptsache verloren gehen müßten, nur wenig Eingang finden können, dafür bürgt uns die deutsche Gründlichkeit und Rechtlichkeit, die sich unter dieser Prüfung am wenigsten verläugnen kann. Sie wird vielmehr in dem wohlverstandenen Hauptresultate theuer erkaufter Belehrung unsern Fürsten und ihren Rathgebern den Unterschied und Zu-

sammenhang der Gerechtigkeit mit der Macht, und der Weisheit mit der Klugheit, — und unsern Lehrern den Unterschied und Zusammenhang des Gewissens mit der Erfahrung, und der Wahrheit mit der Wahrscheinlichkeit, näher als je ans Herz legen. Von beyden Seiten wird dadurch die alte Scheidewand zwischen der großen Welt und der Schule nach und nach hinweggeräumt werden; und das Zeugniß, das die Regenten durch ihre künftigen Verfügungen, und die Wahrheitsforscher durch ihre künftigen Entdeckungen, mit Wissen und Willen, für die göttliche Weltregierung ablegen werden, wird ohne Zweifel herzerhebender für die Menschheit, und ehrenvoller und beglückender für unser Vaterland ausfallen, als dasjenige war, welches bisher größtentheils ohne ihr Wissen und Wollen aus ihren Anordnungen und Lehrgebäuden hervorgegangen ist.

Schon jetzt haben unsre einheimischen Machthaber durch die neue Ordnung der Dinge, sowohl an Gründlichkeit ihrer Macht über ihre Unterthanen, als auch an Beweggründen zum rechtlichen und wohlthätigen Gebrauch derselben, bedeutend gewonnen. Der große Feldherr und Regent, den die Vorsehung unverkennbar zur Begründung einer neuen gesellschaftlichen Ordnung unter den Erdebewohnern berufen hat, hält das von ihm beschützte Deutschland von außen her mit unwiderstehlicher Macht zusammen, während Er das Innere der deutschen Staaten, und ihre Verwaltung, der eigenen Ueberzeugung der von ihm anerkannten Souveraine überläßt. Enthoben der Sorge für die auswärtigen Verhältnisse, befreyt von der Versuchung, sich auf Unkosten ihrer Nachbarn zu vergrößern, und von der Furcht vor ähnlichen Absichten derselben, haben diese Souveräine keine dringendere Angelegenheit übrig, als die Wiederherstellung und Verbesserung des Wohlstandes

ihrer Völker; und das, durch mächtigere Beherrscher, weniger zerstückelte Bestandtheile, aufgehobenen Widerstreit des Interesses vom Süden und Norden, verschwundene Eifersucht der christlichen Religionsparteyen, erweiterte Freyheit der Gewissen, aufgegebenen Ansprüche des Geburtsadels auf ausschließende Dienstfähigkeit, vereinfachte Gerechtigkeitspflege und verbesserte Staatshaushaltung wiedergeborne Deutschland, wird unter dem künftigen Einfluß des allgemeinen und dauerhaften Friedens keine Ursache haben, seine ehemalige Verfassung zurückzuwünschen.

Vergleichen wir endlich die merkwürdigsten Zeichen unsrer Zeit, welche einerseits aus dem gegenwärtigen politischen Zustande Deutschlands, und andererseits aus der gegenwärtigen Beschaffenheit seiner Geistescultur, und besonders in der Hauptsache aller Hauptsachen, in der Denkart und Gesinnung über Religion und Sittlichkeit hervortreten: so glauben wir uns von der Gründlichkeit und Rechtlichkeit der vorzüglichsten Theilnehmer und Pfleger jener Geistescultur nichts geringeres als die unter ihnen einhällige Ueberzeugung, versprechen zu können: daß unter den gegenwärtigen Umständen unsern bisherigen wissenschaftlichen Ansichten der Religion und Sittlichkeit eine neue Wendung und Richtung unvermeidlich bevorstehe; — daß diese entweder nur in einer glänzenden Umbildung und verfeinerten Verbildung, welche zu der praktischen Coalition des Unglaubens mit dem Aberglauben die Theorieen aufstellt, — oder aber in der gründlichen Verbesserung bestehen müsse, welche den Glauben des Gewissens zunächst, und vor Allem, gegen das Gemeinschaftliche des Unglaubens und des Aberglaubens geltend macht, ohne ihn, wie vordem, nur in einseitigen Gegensätzen entweder nur mit diesem, oder mit jenem, vor Augen zu haben; — und daß

endlich diese Verbesserung der Wissenschaft nur von der Verbesserung ihrer Bearbeiter ausgehen, und nur in so ferne wirklich eintreten könne, in wie ferne in den Gemüthern derjenigen Forscher und Lehrer, welche durch ihre übrigen Talente die Stärkern sind, das Gefühl der Wahrheit über das Selbstgefühl, die Liebe der Wahrheit über die Ruhmbegierde, das Vertrauen auf die Wahrheit über das Selbstvertrauen allgemeiner und entscheidender als bisher die Oberhand gewinne. Nur durch diese Gemüthsstimmung kann jenes Hinderniß des Einverständnisses über die Grundbegriffe von Wahrheit und Recht überwältigt werden, daß sich eben so wenig hinweg-schauen, als hinweg-denken läßt, und das in der bald übermüthigen Kühnheit, bald kleinmüthigen Trägheit, der Selbstliebe besteht, dur welche das Ergründenwollen in das Wahrmachen eines der Selbstheit behaglichen Scheins ausartet, oder als etwas Unmögliches von der Hand gewiesen wird. Nur durch den Eifer und die Besonnenheit, welche aus dem Interesse an der Wahrheit um ihrer selbst Willen hervorgeht, können, müssen und werden unsre unbefangenen und reiferen Denker endlich gewahr werden: daß die Trennung des Gewissens und der Erfahrung beym Handeln, und die Trennung der Wahrheit und der Wahrscheinlichkeit beym Erkennen, wenigstens auf dem Wege der Wissenschaft, durch keine noch so sinn- und kunstreiche Coalition, am wenigsten durch das Wegsehen vom Unterschiede, sondern nur durch die deutliche Entwickelung des nichttrennenden Unterschiedes, und des nichtmischenden Zusammenhanges des Ersten mit dem Zweyten aufgehoben werden könne. Nur im Lichte dieser Erkenntniß können, müssen und werden dann auch Philosophie und Geschichte aufhören, entweder einander zu widersprechen, oder sich in einander zu verlieren; und in dem

wirklich übereinstimmenden Zeugnisse von Beyden an den Thronen und auf den Lehrstühlen wird die alte Ueberzeugung der am Gewissen sich orientirenden Erfahrung mit neuer Klarheit sich aussprechen: „daß diejenige Vereinigung des „moralischen und politischen Interesses, durch welche die „Trennung von Beyden nicht etwa nur aus dem Auge gesetzt „oder hinter einem glänzenden Schein im Verborgenen auf„bewahrt, sondern wirklich und gründlich aufgehoben werden „kann und soll, nur durch Unterordnung des Politischen „unter das Moralische, der Erfahrung unter das Gewissen, „und der Wahrscheinlichkeit unter die Wahrheit bestehen könne „und müsse."

Inhalt.

Digitized by Google

Vaterländisches Museum.

Viertes Stück. October 1810.

Geschichte der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hofnung.

Eine verhängnißvolle Gegenwart schwächt immer das Andenken an die Ereignisse der kaum entflohenen Vergangenheit, und die Thaten einzelner großer Männer, die auf die Schicksale der Völker mit ungewöhnlichem Erfolge einwirkten, verdunkeln das Verdienst derer, die mit vielleicht eben so kräftigem, aber weniger glücklichem Bestreben vorangingen und die Bahn ebneten, auf welcher sie vor den Augen der staunenden Welt ihren Weg zum Ruhme durchfliegen sollten.

So scheint auch die Unternehmung des unsterblichen Columbus sammt ihren ungeheuren Erfolgen zu ihrer Zeit die ausschließliche Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen und das Andenken an die nicht minder preiswürdigen Thaten und Fahrten der Schiffer, die vor ihm genannt wurden, fast gänzlich verdunkelt zu haben. Das Unrecht, das diesen wackern Män-

nern von ihrem Zeitalter widerfuhr, ist von der Nachwelt nicht wieder gut gemacht worden. Denn, indessen die Geschichte der Entdeckung von Amerika unter den gebildetsten Völkern Europa's zahlreiche gelehrte Forscher gefunden hat, und sogar der Jugend auf mannichfache Weise belehrend und unterhaltend dargestellt ist, indessen die Helden jener, an Großthaten wie an Greueln reichen Unternehmungen selbst in unsern Romanen und auf unsern Schaubühnen glänzen, sucht der Freund der Entdeckungsgeschichte, wenn ihm nicht grade die Quellen selbst zu Gebote stehn, vergebens nach einiger Auskunft über die Vorgänge, welche die Entdeckung der afrikanischen Küsten begleiteten. Wahr ist es, es brachte der Welt wenig Gewinn, zu erfahren, daß diese von der Natur stiefmütterlich ausgestatteten Küsten, mit Ausnahme weniger Punkte, weder dem Golddurst der Könige, noch den Speculationen des Kaufmanns eine reiche Ausbeute versprachen; aber undankbar ist es dennoch, die Verdienste der älteren Seefahrer, die mit dem regesten Eifer ihr Ziel zu erreichen strebten, wegen dieses weniger erwünschten Erfolges so ganz vergessen zu haben. Noch mehr muß man sich wundern, daß selbst Bartholomäus Diaz, der erste Schiffer, der die Südspitze Afrika's umsegelte, und dem Handel einen neuen Weg zu den unerschöpflichen Reichthümern Indiens bahnte, kein viel günstigeres Schicksal gehabt hat.

Mit Recht mag man es undankbar nennen, daß bis auf den heutigen Tag seine Unternehmung keiner weitern Aufmerksamkeit gewürdigt ist, und daß nun schon seit 300 Jahren ihrer nur immer im Vorbeygehen und mit wenigen Worten erwähnt wird. *) Denn so wenig ist über die näheren

*) Um sich davon zu überzeugen, vergleiche man nur mit dem Folgenden die Schriften, in denen man am ersten Auskunft zu finden

Umstände dieser Entdeckung durch irgend ein Werk der beyden letzten Jahrhunderte bekannt geworden, daß selbst in den neuesten Beyträgen zur Geschichte der geographischen Entdeckungen, die Herr Ehrmann, einer unsrer fleißigsten Sammler, vor wenigen Monaten in den allgemeinen geographischen Ephemeriden *) lieferte, abermals der alte Irrthum wiederholt wird, Barth. Diaz habe die Südspitze Afrika's nicht umschifft, sondern sey nach der Entdeckung des stürmischen Vorgebirges, geschreckt durch die Wuth der Wellen und des Windes, heimgekehrt, um seinen Nachfolgern den Ruhm der Umseglung dieses Vorgebirges zu überlassen. Der Unwille über diese Vernachlässigung wird noch gesteigert durch die Betrachtung, daß eben dieser Punkt der Erde in der Folge der Gegenstand einer so gespannten und thätigen Aufmerksamkeit geworden ist, und daß demohngeachtet noch Niemand es der Mühe werth gehalten hat, die Geschichte seiner Entdeckung genauer zu erforschen, und die Gestalt, in welcher sich das Land und seine Bewohner den ersten Europäern darstellte, mit dem, was wir jetzt von beyden wissen, aufmerksamer zu vergleichen.

Zu diesem Geschäft nun fühlte sich der Verfasser gegenwärtiger Abhandlung berufen, indem er damit umging, seine im südlichen Afrika gesammelten Erfahrungen zu ordnen und der Welt bekannt zu machen. Er hoffte den Werth seines Werkes dadurch zu erhöhen, daß er auch die Geschichte des Landes

vermuthen möchte, z. B. Sprengels Geschichte der geographischen Entdeckungen, die bekannten Reisesammlungen sammt ihren zahlreichen Nachträgen, und die historischen Einleitungen zu allen Reisen im südlichen Afrika.

*) Im 2ten Stück des 30sten Bandes (October 1809) S. 143.

vollständiger und gewissenhafter bearbeitete, als es von seinen Vorgängern geschehen ist. Indessen der Druck der Zeiten die Ausführung seines größern Unternehmens, wo nicht gänzlich hindert, doch mit fast lähmender Trägheit verzögert, legt er in das vaterländische Museum ein Bruchstück von diesem historischen Theil seines Werks nieder, den er mit Liebe und Eifer größtentheils aus alten, fast vergessenen portugiesischen Werken *) zusammengetragen hat.

Zuvörderst mag die Behauptung, daß man die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hofnung keinem andern, als Barth. Diaz zuschreiben könne, hier eine kurze Erörterung finden. Es ist bekannt, daß schon Herodot (IV, 42) einer Umschiffung Afrikas zu den Zeiten des Königs Necho von Aegypten erwähnt, und erzählt, dieser Fürst habe phönicische Schiffer ausgesandt, welche aus dem arabischen Meerbusen ausgelaufen und nach drey Jahren durch die Säulen des Herkules und das mittellän-

*) Asia de *Joam de Barros* dos fectos que os Portugueses fizeram no descobrimento e conquista das mares e terras do Oriente. Lisboa 1552.

Fernão Lopez de Castanheda Historia do descobrimento e conquista da India pelos Portugueses etc. Lisboa 1564 (?) Neueste Auflage Lisb. 1797. Italienisch Venezia 1578.

Manuel Faria y *Sousa* Asia portugueza. Lisb. 1703. (Eine der neuern Auflagen.)

Giov. Battist. Ramusio Navigazioni e Viaggi. Venet. 1563.

Die (sehr bekannte) Sammlung aller Reisebeschreibungen Leipz. 1748. enthält im 1sten und 5ten Bande einige höchst dürftig ausgezogene und schlecht übersetzte Stellen aus diesen Schriftstellern, die mich jedoch, wie ich dankbar erwähnen muß, zuerst auf diese Quellen aufmerksam machten.

dische Meer wieder nach Aegypten zurückgekehrt seyen. Es ist wohl überflüssig, die merkwürdige, vielfach gepriesene und von Andern verdächtig gemachte Stelle hier wörtlich herzusetzen. Wer Beweise für ihre Glaubwürdigkeit sucht, findet solche bey Schlözer, [a]) Sprengel, [b]) Rennel, [c]) und Heeren, [d]) dahingegen Andre, vornemlich Mannert, [e]) Robertson, [f]) Gosselin, [g]) und neuerlich Bredow, [h]) die Zweifel unterstützt haben, die sich dagegen erheben lassen. In der That scheinen mir die Gründe der letztern überwiegend. Ohne mir indessen eine Entscheidung anmaßen zu wollen, bemerke ich nur, daß nach meiner Kenntniß der südafrikanischen Küsten grade diese das Hauptthinderniß der Umschiffung seyn mußten. Will man aber auch die phönicischen Schiffer alle Gefahren, welche diese weit in das Meer und unter seine Oberfläche sich hinerstreckenden Felsenmassen einer Küstenfahrt entgegensetzen, glücklich überstehen lassen, so ist doch das, von Herodot erzählte, öftere Landen jener Schiffer, welche diese gefährliche Küste zum erstenmale sahen, und unmöglich die wenigen Stellen, an welchen eine Ladung ausführbar ist, kennen konnten, nicht ohne ein halbes Wunder denkbar, und eben so wenig glaublich, daß sie unter diesem Himmelsstrich (was nur im

---

a) Geschichte der Handlung und Seefahrt in den ältesten Zeiten ꝛc. S. 300.

b) Geschichte der geographischen Entdeckungen S. 21, 55, 58.

c) Geography of Herodotus p. 672.

d) Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. (1805) I. S. 704.

e) Geographie der Griechen und Römer. I. S. 20.

f) History of America. (In der Einleitung.)

g) Recherches sur la Géographie des anciens. I. S. 199.

h) Specimina Geographiae Herodoteae. Helmst. 1804.

tropischen Afrika möglich war) in wenigen Monaten die Früchte ihrer eignen Saat sollten haben ernten können. Auch Rennel, der mit der mehrsten Localkenntniß über die Sache urtheilt, fühlt diese Schwierigkeiten und nimmt deshalb an, die von Necho ausgesandten Phönicier seyen ohne weiteres Landen in einer Reise, von der Ostküste aus der Gegend von Sofala bis in den äthiopischen Meerbusen geschifft, (Geogr. of Herodotus p. 693), was doch wohl bey dem, oft sich erneuernden Bedürfniß, Wasser einzunehmen, wenn man die Größe und Einrichtung der phönicischen Schiffe in Anschlag bringt, kaum denkbar ist.

Ueberhaupt ist diese Umschiffung von Afrika nur in der Voraussetzung eines höchst seltenen Zusammentreffens von tausend günstigen Zufällen annehmbar, und da nun die absolute Möglichkeit eines solchen Zusammentreffens nicht zu bestreiten seyn möchte, so ist wohl kein Endurtheil in diesem Streit zu erwarten. Aber eben deswegen bleibt auch das ganze Factum für die Geschichte ohne erheblichen Werth, und die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hofnung ist doch wohl nur von der Zeit an zu datiren, wo seine Existenz zur Kunde der Völker gelangte.

Es giebt noch andre Angaben von einer Entdeckung des Caps vor Diaz Zeit, die aber so wenig das Gepräge der Glaubwürdigkeit tragen, daß ich es für unnöthig halte, sie hier ausführlich mitzutheilen und zu widerlegen. Die eine*) nennt einen Florentiner Paolo Toscanella (gebohren 1397), welcher in der Geographie und Schiffahrt schon so erfahren gewesen, daß er das Vorgebirge der guten Hofnung gekannt und seinem

*) Joh. Friedr. le Bret Staatsgeschichte der Republik Venedig. Thl. 2. Abth. 1. S. 226.

Freunde Martinus, einem Chorherrn von Lissabon, einen neuen Weg nach dem Specerey-Indien noch vor dem Jahre 1474 vorgeschlagen habe. — Die andre *) handelt weitläufig von der Copie eines, im Jahre 1459 für den portugiesischen Hof verfertigten Planisphärs, auf welcher das Vorgebirge d. g. H., die Insel Madagascar rc. sehr wohl angedeutet gewesen. Auch sey daneben bemerkt, ein indisches Schiff habe um das Jahr 1420 jenes Vorgebirge entdeckt u. s. w.

Diese Angaben beweisen nun wohl höchstens, daß man schon vor Barth. Diaz hin und wieder einer Ahnung von dem Daseyn eines umschiffbaren Endpunkts des grossen afrikanischen Continents gehabt habe, entziehen aber dem ersten wahren Entdecker desselben eben so wenig seinen Ruhm, als ähnliche Vermuthungen, die, wie man nachher behauptete, der Columbischen Unternehmung vorangegangen seyn sollten, das Verdienst dieses Helden zu schmälern im Stande gewesen sind.

Nach Beseitigung dieser Vorfragen gehe ich zur Geschichte selbst über.

Die schnellen Fortschritte, welche die Physik und Astronomie gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts machten, beschleunigten plötzlich den bis dahin trägen Gang der Entdeckungen an der Westküste Afrika's, und öffneten dem Eifer der portugiesischen Könige ein unbegrenztes Feld für die Erweiterung ihrer Besitzungen und des Gebiets der Wissenschaften zugleich. Schon war dem dringendsten Bedürfniß der dama-

---

*) Delle lettere americane parte seconda. Cosmopoli 1780. (Dal Conte Don Gianrinaldo Carli-Rubbi.) Die hieher gehörige Stelle findet sich im 18ten Briefe S. 279 (in der deutschen Uebersetzung S. 445), wo der Verf., der sich beyläufig eine Menge chronologischer Fehler zu Schulden kommen läßt, gegen Robertson zu Felde zieht.

ligen Seefahrer durch den allmählig eingeführten Gebrauch des Compasses abgeholfen, und lange Erfahrung hatte sie kühn gemacht, doch entbehrten sie noch ein Mittel, sich bey langen Reisen auf offener See, wo ihnen der Anblick der Küste mit ihren Wahrzeichen entging, über die wahre Höhe des jedesmaligen Standpunktes zu belehren, und was man bis dahin zur Erreichung dieses Zweckes als nützlich erprobt hatte, bewährte sich auf hoher See, bey der Gewalt der Strömungen und den nicht zu berechnenden Zufälligkeiten, die den Lauf des Schiffs unmerkbar aufhalten, beschleunigen und verändern können, als völlig unanwendbar. Da erfand ein deutscher damals in Portugal lebender Astronom, Martin Behaim, mit Hülfe zweyer Leibärzte Königs Johann des 2ten, Namens Rodrigo und Josepe, ein bewegliches, hölzernes Astrolabium, welches, an dem großen Mast befestigt, zur Bestimmung der Sonnenhöhe gebraucht werden konnte, und berechnete Tabellen für die tägliche Declination der Sonne. *)

---

*) S. Barros dos fectos que os Portugueses fizeram etc. Decad. I. Livr. IV. Cap. 5. (fol. 42.) und Röbings Wörterbuch der Marine unter dem Artikel Astrolabium. Eben dieser Erfindung erwähnt auch Herr C. G. von Murr in seiner interessanten Schrift: diplomatische Geschichte des berühmten portugiesischen Ritters Martin Behaim. Nürnberg 1778 (Gotha 1801) S. 69. ff., und nennt als seine Gewährsmänner Manuel Tellez de Sylva, Petr. Matthaei und Maffei. Die hier citirte Stelle aus Barros Asia blieb von ihm, oder vielmehr von Herrn Prof. Diez in Göttingen, welcher ihm die Excerpte daraus besorgte, übersehen. Daher wird hier und S. 94 von Herrn von Murr behauptet, daß kein portugiesischer Schriftsteller (de Sylva ausgenommen) des berühmten Ritters erwähne, ferner S. 87 und 114 ausdrücklich angeführt, daß Barros seiner mit keinem Worte gedenke. So wie sich nun dieser Irrthum aus obigem Citat von selbst widerlegt, so erhält auch die Behauptung einiger Schriftsteller,

Waren bis dahin die Befehlshaber der Entdeckungs-Expeditionen zufrieden gewesen, das äußerste Ziel ihrer Vorgänger um wenige Tagereisen zu überschreiten, so entdeckte nun mit einemmale Diego Cam, in dessen Gefolge sich auch (nach von Murrs Angabe) Martin Behaim selbst befunden haben soll, auf zwey schnell hinter einander (1484 und 1485) angestellten Reisen eine Küstenstrecke von 375 portugiesischen Legoas, oder 280 geographischen Meilen.*) Durch diesen bedeutenden Sprung zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt, sandte nun König Johann II. im folgenden Jahre 1486 einige Schiffe unter Befehl von Bartholomeu Diaz aus, um endlich das langgesuchte Indien, wenigstens den Weg dahin, zu entdecken. Was Barros von dieser Reise erzählt, **) enthält, ungeachtet der beklagenswerthen Kürze seiner Schreibart, so viel Interessantes, daß ich es mir nicht versagen kann, ihn hier selbst reden zu lassen, und die einzige bis auf uns gekommene, meines Wissens noch nirgends vollständig übersetzte Nachricht von dieser Unternehmung möglichst treu, in dem Geiste des Erzählers wiederzugeben.

Benin und Congo waren entdeckt; Diogo d'Azambuja,

Behaim sey ein Schüler Regiomontans gewesen, welche Herr von Murr nicht für gegründet hält, an dieser Stelle im Barros eine neue kräftige Stütze. Es wird hier nehmlich erzählt, Behaim habe sich in Portugal selbst gerühmt, diesen großen Astronomen zum Lehrer gehabt zu haben. Auch ist dieß an sich nicht unmöglich, da Regiomontan von 1471 bis 1475 in Behaims Nähe zu Nürnberg lebte. — Zu beklagen ist es übrigens, daß keiner der angeführten Autoren einige nähere Auskunft über die Einrichtung der ersten Schiffs-Astrolabien giebt.

*) Zwanzig Legoas auf den Breitengrad gerechnet.

**) Decad. I. Livr. III. Cap. 4. fol. 28. b. Auch Castanheda und Faria y Sousa erzählen von Diaz Reise, doch viel kürzer, wiewohl im Wesentlichen mit Barros übereinstimmend.

Joam Alfonso d'Aveiro und Diogo Cam *) hatten sich auf den letzten Entdeckungsreisen berühmt gemacht, und auf ihren Schiffen Eingebohrne jener Länder nach Portugal geführt, welche das Christenthum willig annahmen, und die Vermuthung, es gebe im mittlern Afrika einen mächtigen christlichen Fürsten, aufs neue belebten. Diesen, unter dem Namen des Priesters Johannes längst gerühmten König, dessen Reich sich von Aegypten durch Aethiopien weit nach Süden hinab erstrecken sollte, aufzusuchen, das Heil des christlichen Glaubens und den Ruhm von Portugals Macht allgemeiner zu verbreiten, zugleich aber auch den Seeweg nach Indien zu finden, rüstete König Johann II. zwey bewaffnete Schiffe, jedes von etwa 50 Tonnen, und eine mit Proviant beladene Pinasse aus. Den Oberbefehl über diese Expedition gab er einem seiner Hofcavaliere, Bartholomeu Diaz, der auch die letzten Entdeckungsreisen mitgemacht hatte. Joam Infante commandirte das zweyte, und Però Diaz, Bartholomeu's Bruder, das Proviantschiff, beyde, so wie sämmtliche Offiziere, in ihrem Gewerbe viel erfahren.

Gegen Ende des August 1486, so fährt nun Barros nach dieser hier abgekürzten Einleitung fort, segelten diese Schiffe von Portugal ab. Da die Küste vom Cap Catharina bis zum Cap Padram von Cam bereist war, so steuerte Diaz gradesweges auf den Fluß Congo **) zu, und verfolgte erst von dort an den Lauf der Küste, bis er die Angra do salto ***)

---

*) Ich darf wohl nicht unerinnert lassen, daß ich in der Rechtschreibung der portugiesischen Namen und Wörter meinen alten Gewährsleuten gefolgt bin, so sehr sie auch von der modernen oft abweicht; die Wahl war hier schwer.

**) Der auch damals schon Zaïre genannt ward.

***) Diese Bay muß nach Barros Dec. I. Livr. III. Cap. 3. zwischen dem 15ten und 20sten Grad S. B. liegen.

erreichte, von wo Cam zwey Neger mitgenommen hatte. Diese beyden waren vom Könige unserm Diaz wieder mitgegeben, daß er sie in ihr Vaterland zurückbringe, und beyde waren vorher wohl unterrichtet von dem, was sie bey ihren Landsleuten thun und sprechen sollten. Ebendaselbst nahm Diaz vier Negerinnen wieder ein, welche er im Verfolg der Reise hier und dort an der Küste wieder aussetzte, und zwar die erste in der Bay, in welcher er das erste Maalzeichen errichtete (Serra parda), und die zweyte in der Angra das voltas; die dritte starb, und die vierte entsprang in der Angra dos ilheos de sancta Cruz mit zwey dortigen Eingebohrnen, die man gefangen hatte. Man suchte sie aber nicht gewaltsam zurückzuhalten, weil der König befohlen hatte, daß man den Bewohnern der neuentdeckten Länder weder Gewalt anthue, noch Aergerniß gebe. Ferner hatte der König befohlen, diese (mitgenommenen) Leute freundlich behandelt und wohl gekleidet, wie auch versehen mit Proben von Silber, Gold und Specereyen, ans Land zu setzen, damit sie den Völkern möchten Kunde geben von der Größe seines Reichs und von den Gütern, die es enthielte, und wie an dieser ganzen Küste seine Schiffe hin und her führen, und wie er befohlen habe, Indien zu entdecken, vor allem aber einen Fürsten aufzusuchen, der sich Priester Johannes nenne, und von welchem man sage, daß er in diesem Lande wohne. Alles, damit dieses Gerücht dem Priester zu Ohren käme, und man erführe, in welcher Gegend er sich aufhalte. Jene Negerinnen nun waren zu diesem Zweck unterrichtet, und es war ihnen verheißen, daß die Schiffe zurückkehren und sie nach Portugal führen sollten. Inzwischen sollten sie landeinwärts gehen, den Eingebohrnen diese Dinge bekannt machen, und so gut sie könnten, Alles erkunden, was ihnen empfohlen war. Ohne

Gefahr glaubte man sie zurücklassen zu können; denn eben deshalb hatte man Weiber gewählt, als mit welchen die Männer nicht Krieg haben, noch ihnen Leides zufügen. —

Auf der weitern Reise wurden in großen Zwischenräumen an den bemerkbarsten Plätzen der Küste Maalzeichen errichtet, und das erste, genannt Sant-Jago, steht an dem Ort, den man nachher mit dem Namen Serra Parda belegt hat, unter 24 Grad (südlicher Breite) und 120 Legoas jenseits des letzten Zeichens von Diogo Cam. Man benannte aber die Bayen, Vorgebirge und Landgegenden, die man entdeckte, entweder nach dem Tage, an welchem man bey ihnen anlangte, oder nach merkwürdigen Begebenheiten. So wurde die heutige Angra das voltas deshalb also genannt, weil Diaz dort so häufige Wendungen des Schiffs machen mußte. Er hielt sich nehmlich dort fünf Tage auf, gegen einen Wind, der ihm nicht verstattete, seinen Lauf längs der Küste fortzusetzen. *) Diese Bay aber liegt unter 29 Grad S. B. — Jetzt verließ Diaz die Küste, wandte sich in südwestlichem Curs nach dem hohen Meer, und lief dreyzehn Tage bey denselben Winde vor den Untersegeln des großen Mastes. Da die Schiffe nur klein und die Wellen ungleich ungestümer waren, als an der Küste von Guinea, ja selbst wüthender, als in der spanischen See zur Zeit des heftigsten Sturmes, so hielten sich Alle schon für verloren. Als sich aber der Sturm legte, der diese Wuth des Meeres erregt hatte, wandten die Schiffer ihren Lauf, um in östlichem Curs das Land wieder zu finden, in der Voraussetzung, die Küste laufe auch hier (zwischen dem 36sten und

*) Also schon hier Sturm aus Süd-Osten, wie er noch jetzt während der Sommermonate am Cap zu herrschen pflegt. Es mochte etwa im December seyn, als Diaz hier anlangte.

40sten Grade S. B.) von Norden nach Süden, wie sie sie bisher gefunden hatten. Nachdem sie indessen mehrere Tage gesegelt waren, ohne auf die Küste zu stoßen, nahmen sie endlich ihren Curs nach Norden, *) und gelangten so an eine Bay, die sie wegen des vielen Rindviehes, welches sie von Hirten getrieben am Lande erblickten, die Kuhhirten-Bay, Angra dos Vaqueiros nannten. **) Ehe sie noch mit diesen Menschen zu einer Unterredung kommen konnten, wendeten diese, erschreckt von solcher neuen Erscheinung, den Rücken, und flohen landeinwärts, so daß die Unsrigen von ihnen nichts mehr erfahren konnten, als was sie aus großer Entfernung bemerkten, nämlich daß sie Neger waren und gekräuseltes Haar hatten, wie die von Guinea. —

Im weitern Fortsegeln längs der Küste in dem neuen (östlichen) Curs, über welchen die Befehlshaber nicht wenig erfreut waren, stießen sie endlich auf eine Insel, welche unter 33¾ Grad Breite liegt. Hier errichteten sie das Zeichen des heiligen Kreuzes, welches der Insel den Namen gegeben hat. ***) Sie liegt kaum eine halbe Legoa vom festen Lande, und weil zwey reiche Quellen daselbst angetroffen wurden, nannte man sie auch o penedo das fontes.

Das Schiffsvolk war aber durch das stürmische Wetter, das man überstanden hatte, ermattet und gar furchtsam geworden, und alle fingen hier aus einer Stimme an zu murren und

---

*) So geschah es, daß sie das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegelten, ohne es gesehen zu haben, und daß diese wichtige Entdeckung also erst auf der Rückreise vollständig gemacht ward.

**) Wahrscheinlich die heutige Mosselbay, oder eine der kleineren, nahe dabey gelegenen.

***) Santa Cruz in der Algoabay; noch heute führt diese Insel den Namen.

Digitized by Google

forderten, daß man nicht weiter ginge. Die Lebensmittel seyen beynahe verzehrt, sagten sie, und wenn man in diesem Augenblick noch umkehre, das zurückgelassene Proviantschiff aufzusuchen, das ohne hinlängliche Bemannung, gewiß schon längst ihrer Rückkehr harre,*) so sey schon zu fürchten, daß sie Alle Hungers sterben könnten, ehe sie es erreichten, wie viel mehr noch, wenn man immer vorwärts dringe, und sich noch weiter von dieser Hülfe entferne. Es sey genug, in einer Reise eine so große Küstenstrecke entdeckt zu haben, und die wichtigste Entdeckung, die man von dieser Unternehmung habe erwarten können, sey in der That bereits gemacht, indem die ganze Küste hier östlich laufe, und es am Tage liege, daß hinter ihnen ein großes Vorgebirge befindlich seyn müsse, welches aufzusuchen und also den Rückweg anzutreten, offenbar der beste Rath sey.

Bartholomeu Diaz, um den Beschwerden so vieler Menschen zu willfahren, ging mit den Hauptleuten, Offizieren und vornehmsten Matrosen ans Land, und ließ sie hier einen Eid schwören, daß sie nach ihrer wahrsten Ueberzeugung erklären wollten, was ihnen für den Dienst des Königs jetzt am nothwendigsten zu thun scheine. Alle nun blieben einstimmig dabey, man müsse umkehren, und machten aufs Neue die obenerwähnten und mehrere andere Gründe von ähnlicher Wichtigkeit geltend. Sodann befahl er, von diesem ihren Bedünken eine schriftliche Acte aufzusetzen, welche Alle unterzeichnen sollten. Da er indessen für sich, fügte er hinzu, den eifrigen Wunsch hege, weiter vorzudringen, und überhaupt nur zu thun, was ihm die Verpflichtung in seinem Posten und der

*) Dieses Schiff war, wie man nachher erfährt, an der Westküste zwischen Serra Parda und Angra das voltas zurückgeblieben.

Befehl des Königs gebiete, durch welchen eben er auch angewiesen sey, Sachen von Wichtigkeit mit den vornehmsten Personen seines Gefolges zu überlegen, so fordre er von Allen, daß sie, be[illegible] der Entschluß, bey welchem sie beharrten, unterzeichnet würde, einwilligen möchten, noch zwey oder drey Tage weiter die Küste zu verfolgen; und wenn sie dann nichts fänden, was sie verpflichten möchte, ihre Reise fortzusetzen, dann sey auch er bereit, den Rückzug anzutreten. Hierein willigten Alle.

Als aber die Tage verflossen waren, die er gefordert hatte, war nichts damit erreicht, als die Entdeckung eines Flusses, der 25 Legoas jenseits der Kreuzes-Insel, auf der Höhe von $32\frac{2}{3}$ Graden liegt. Und weil Joam Infante, Capitain des Schiffs Sam Pantaleam, der erste war, welcher hier ans Land ging, so erhielt der Fluß den Namen, den er noch heute trägt: Rio Infante. *) Hier kehrten sie um, weil das Schiffsvolk aufs Neue seine Klagen erhob. Als sie wieder bey der Insel des heiligen Kreuzes anlangten und noch einmal dort landeten, trennte sich Diaz von dem dort errichteten Maalzeichen mit so viel Schmerz und Rührung, als ob er einen geliebten Sohn verließe. Er erwog, mit wie viel Gefahr für seine Person und für all dieses Volk er von so fernem Vaterlande um so geringen Erfolges willen, hieher gekommen, indem Gott ihm nicht verstattet, den Hauptzweck seiner Sendung zu erreichen. **)

---

*) Also nicht, wie Murr S. 112 der angeführten Schrift behauptet, von dem Infanten Johann, ein Irrthum, den man fast bey allen Schriftstellern, neuerlich noch von Barrow wiederholt findet. Uebrigens ist dieser Rio Infante der heutige große Fischfluß, welcher die Grenze zwischen dem Kafferlande und dem Gebiete der Colonie abgiebt.

**) Wer an Vorbedeutungen glaubt, mag leicht in dieser wehmüthigen

Nachdem sie von dort wieder abgereiset und mehrere Tage gesegelt waren, ward ihnen endlich der Anblick jenes großen, merkwürdigen, so viele Jahrhunderte lang unentdeckt gebliebenen Vorgebirges, das gleichsam nun erst da zu seyn anfing. Denn nicht es selbst allein war entdeckt, sondern mit ihm öffnete sich den Völkern eine andere, neue Welt von Ländern. Diaz und seine Gefährten nannten dieses Vorgebirge, wegen der vielen Gefahren und Mühseligkeiten, die sie bey dessen Umseglung zu überstehn gehabt hatten, das stürmische: Cabo tormentoso. Als sie aber nach Portugal zurückkamen, gab ihm der König Dom Joam einen andern und glänzendern Namen, und nannte es Cabo de bona esperança, weil es die endliche Entdeckung des so ersehnten und so lange gesuchten Indiens hoffen lasse. Dieser Name, wie ihn der König erfunden, und so glorreich wie einer, dessen sich Spanien rühmt, wird fortdauren zum Ruhme dessen, der diese Entdeckung veranstaltet, so lange man wird denken können. Ich habe in meiner Geographie*) dieses Vorgebirge beschrieben und abgebildet als einen sehr wohlgelegenen Ort, von welchem man billig viel hoffen darf.

Nachdem Diaz Alles angemerkt hatte, was für die Schifffahrt von Wichtigkeit war, ließ er ein Maalzeichen, genannt Sam Felipe, am Lande (vielleicht in der Tafelbay) errichten, indessen der heftige Sturm ihm nicht verstattete, sich länger hier aufzuhalten oder vor Anker zu gehn. Vielmehr setzte er

---

Stimmung eine warnende Ahnung erkennen; denn nicht weit von dieser Insel war es, wo Diaz 13 Jahre später mit allen seinen Gefährten das Grab in den Wellen fand.

*) Es ist zu beklagen, daß dieses geographische Werk, so wie die letzten Bände der Dekaden von Barros nicht bekannt geworden sind.

seinen Lauf längs der Küste fort, um das zurückgelassene Proviantschiff wieder aufzusuchen. Als sie bey selbigem anlangten, waren es grade neun Monate, seit sie es verließen,*) und von den neun Menschen, welche sie darauf zurückgelassen hatten, waren nur noch drey am Leben. Einen von diesen, den Schiffsschreiber, Namens Fernam Colaço, der von Krankheit noch sehr hinfällig war, erschütterte die Freude über den Anblick seiner Gefährten so heftig, daß er auf der Stelle starb. Die Ursache aber ihres großen Verlustes an Todten war, daß sie den Negern an der Küste zu viel getraut und Gemeinschaft mit ihnen gepflogen hatten; da war Streit beym Tauschhandel entstanden, und die Neger hatten sie ermordet. Diaz ließ die Lebensmittel, die er im Schiffe vorfand, heraus nehmen, und es verbrennen, weil es schadhaft geworden und überdies nicht Volk genug vorhanden war, es zu regieren.

Endlich erreichten sie die Prinzen-Insel (Ilha do principe) und fanden daselbst Duarte Pacheco, **) Cavalier des Königs in üblen Umständen. Er war nehmlich vom König beauftragt, die Flüsse an der Küste zu untersuchen, und hatte, weil er damit nicht allein zu Stande kommen konnte, das Schiff weiter gesandt, einigen Tauschhandel zu treiben. Dabey war es verunglückt, nur ein Theil der Mannschaft hatte sich gerettet, und mit diesem begab sich Pacheco auf die Schiffe des Diaz. Weil nun zu dieser Zeit schon ein Fluß bekannt war, der sich der Handelsfluß (Rio do resgate) nannte, wegen des Handels, den man dort mit den Eingebohrnen trieb, so ging Diaz, um nicht mit leeren Händen nach

---

*) Also ungefähr September 1487.

**) Denselben, der sich in der Folge als Befehlshaber in Indien so berühmt machte.

Hause zu kommen, dort erst vor, und nachher am Castel von Sam Jorge de Mina, in welchem Joam Fogaça damals Befehlshaber war. Dieser übergab ihm das Gold, das er eingehandelt hatte, und damit kehrten sie nach diesem Königreich (Portugal) zurück, woselbst sie im December 1487 nach einer Abwesenheit von 16 Monaten und 17 Tagen anlangten.

Bartholomeu Diaz hatte auf dieser Reise 350 Legoas von der Küste entdeckt, also beynahe eben so viel als Diogo Cam auf zwey Reisen. In der Strecke von 750 Legoas, welche diese beyden vorzüglichen Seeleute bereiseten, stehen sechs Maalzeichen: das erste, genannt Sam Jorge, an dem Flusse Zaire im Königreiche Congo, (unter 6° S. B.) das zweyte, Sancto Agostinho, auf dem Vorgebirge gleiches Namens (unter 13° S. B.), das dritte, als das letzte von Diogo Cam in der Menga das areas, (unter 22° S. B.*) das vierte oder das erste von Diaz in Serra Parda, das fünfte, Sam Felipe auf dem großen, merkwürdigen Vorgebirge der guten Hofnung, und das sechste, Sancta Cruz, auf der Insel dieses Namens. Dieß war die äußerste Entdeckung, die bey Lebzeiten Königs Johann II. gemacht wurde.

So weit Barros. Beyläufig muß ich hier einiger Irrthümer erwähnen, zu welchen der berühmte, von Martin Behaim verfertigte, und noch jetzt in Nürnberg aufbewahrte Globus veranlaßt, und welche der verdiente Verfasser der oben

---

*) Wenn man mit diesen, freylich immer nur ohngefähren, Ortsbestimmungen, die aus Barros Dec. I. Livr. III. Cap. 3, wo er von D. Cam's Reise spricht, entlehnt sind, die Angabe S. 380 vergleicht, nach welcher Serra Parda unter 24 Grad S. B. und dennoch 120 Legoas jenseits der äußersten Entdeckung Cam's liegen soll, so ist das freylich ein großer Widerspruch, welcher die Unzuverlässigkeit solcher Angaben beweiset.

genannten Schrift über den Ritter Behaim unwiderlegt gelassen hat. Zugleich beweisen sie, wie wenig man solchen Urkunden, wie die ältesten Charten sind, trauen darf. — Neben dem Vorgebirge der guten Hofnung stehen daselbst die Worte: „Hie wurden gesetzt die Säulen des Königs von Portugal „A. Domini 1485 den 18 Jan.“ Wider die Richtigkeit dieser Angabe streitet offenbar die Barrossche Erzählung. Es war frühestens im May oder Junius 1487, als Diaz auf seiner Rückreise beym Cap anlangte. Von Diogo Cam, welcher 1485 die Reise machte, kann hier die Rede nicht seyn, denn dieser kam, wie Herr von Murr selbst anführt, nur bis zum Cap Padram. Es ist dieß also ein Fehler auf dem Behaimschen Globus, der die Zuverlässigkeit dieser, für die Entdeckungsgeschichte so merkwürdigen Urkunde nicht wenig beeinträchtigt.

Auf der andern Seite der Spitze von Afrika bey Riotucunero und Porto Bartholo viego (womit offenbar die Gegend des Rio Infante gemeynt ist), findet man die portugiesische Fahne gezeichnet, und daneben steht: „Bis an das Ort „sindt die portogalische Schiff kommen und haben Ir seul „aufgericht und in 19 Monaten sind sie wieder in ir Land „heim kommen.“ Abermals ein Irrthum, denn Diaz brachte nur 16½ Monate auf seiner Reise zu, und eine andere, als die seinige kann von Behaim, der diesen Globus schon 1493 verfertigte, nicht gemeynt seyn.

Ich kehre zum fernern Verlauf der Entdeckungsgeschichte des südlichen Afrika zurück. — Nachdem Columbus im Jahre 1493 den spanischen Scepter in die neue Welt, jenseits des atlantischen Oceans hinübergetragen, sehen wir Portugal, um auch seiner Macht einen ähnlich bedeutenden Zuwachs zu verschaffen, unter König Manuel die Entdeckung des östlichen

Indiens eifriger und mit Glück weiter verfolgen. Auf dem Wege dahin landet Vasco da Gama *) im November 1497 in der Bay Sancta Helena, die anderthalb Grade nördlich vom Cap liegt, und also genannt ward von dem Tage ihrer Entdeckung. Hier entspinnt sich die erste Bekanntschaft zwischen den Urbewohnern des südlichen Afrika und den goldsuchenden Europäern. **)

Vasco nehmlich hatte sich hier ans Land begeben, um mit den neuerfundenen Behaimschen Astrolabien, die auf dem Schiffe wegen des Hin- und Herbewegens kein ganz sicheres Resultat gaben, astronomische Beobachtungen anzustellen. Da meldeten ihm seine Leute, daß sie in einiger Entfernung zwey Neger bemerkten, die gebückt gingen, als ob sie mit Kräutersammeln beschäftigt wären. Indem es nun sein angelegentlichster Wunsch war, jemand zu finden, der ihm Nachricht von dem Lande gäbe, so ertheilte er voller Freude den Befehl, sie leise zu umgehen und ohne Gewaltthätigkeit einzufangen. Die beyden Neger aber waren beschäftigt, an dem Abhange der Berge Honig zu sammeln, und hatten jeder einen Feuerbrand in den Händen; ***) bey ihrer gekrümmten Stellung bemerkten

*) Barros schreibt durchgehends: da Gāmma.

**) Ich folge hier abermals Barros (Dec. I. Livr. IV. Cap. 3 & 4.), dessen Erzählung ich jedoch hin und wieder aus Castanheda ergänze.

***) Ganz so, wie noch heutiges Tages die Hottentotten ihrer Nahrung nachzugehen pflegen. Die portugiesischen Schiffer und Schriftsteller nennen sie durchgängig noch Neger. Der Name Hottentott kommt zuerst bey den spätern englischen und holländischen Reisenden vor; es ist mir nicht geglückt, etwas über seine ursprüngliche Bedeutung aufzufinden, wahrscheinlich aber ward er ihnen zuerst von dem lustigen Schiffsvolk im Spott über ihre übelklingende, gleichsam stammelnde Sprache gegeben, und ging nachher allmählig in die Reise-Journale und die Beschreibungen des Landes über.

sie nicht eher, daß sie umzingelt würden, als bis ihnen das Schiffsvolk ganz nahe war, von welchem dann einer von ihnen glücklich erhascht und zum Befehlshaber geführt ward.

Vasco da Gama, der sich vergeblich bemühte, dem Gefangenen in irgend einer Sprache verständlich zu werden, und bemerkte, daß er, bestürzt von so vielen neuen Erscheinungen, auch nicht auf die Zeichen achtete, die die Natur allen Menschen gemeinverständlich gemacht hat, ließ zwey Schiffsjungen herbeykommen, von denen der eine ein Neger war, welche sich zu ihm setzen und mit ihm essen und trinken mußten, indessen da Gama selbst sich entfernte, um ihn von seiner Furcht sich erholen zu lassen. Diese Behandlungsart hatte den gewünschten Erfolg; die Knaben nöthigten ihn fleißig zum Essen, und als Vasco da Gama wieder hinzutrat, war er schon ganz zutraulich geworden, und deutete auf einige Berge, die etwa zwey Legoas entfernt seyn mochten, und gab ferner durch Zeichen zu verstehen, daß an dem Fuße derselben der Wohnort seiner Landsleute befindlich sey. Da nun da Gama keinen bessern Abgesandten hinschicken konnte, um die Andern herbeyzuholen, so befahl er, daß man ihn mit einigen Geschenken an Tandwaaren, Korallenschnüren und einer Mütze entließe. Durch Zeichen ward ihm bedeutet, er möge gehen, und mit seinen Gefährten wieder kommen, dann wolle man ihnen noch einmal so viel geben. Das that er denn auf der Stelle, und brachte noch spät desselben Tages zehn bis zwölf seiner Landsleute, die sich dasselbe ausbaten, was er bekommen hatte. Man gab es ihnen sogleich; wie viel man ihnen aber auch Proben von Gold, Silber und Specereyen zeigen mochte, so würdigten sie die keiner Aufmerksamkeit, und zogen Glöckchen, Ringe und Kupferpfennige diesen Kostbarkeiten weit vor. Sie waren gelblich von Farbe, klein von Statur, häßlich von Gesicht, sehr dumm,

und übel gestaltet, und ihre Sprache glich einem Stammeln. Ihre Kleidung bestand in Thierfellen, die Schamtheile hatten sie mit hübschgearbeiteten hölzernen Scheiden bedeckt, und ihre Waffen waren vorn angebrannte Stäbe von wildem Olivenholz, oder statt des Eisens mit spitzen Thierhörnern versehen. Sie aßen Wurzeln, Kräuter, Seehunde und Wallfischfleisch, auch Seevögel und wilde Ziegen. Auch gab es Hunde bey ihnen, wie die in Portugal, die auch eben so bellten. *)

Am andern Tage kamen mit ihnen schon mehr als vierzig, die sich so zutraulich zeigten, daß einer der Officiere, Namens Fernam Veloso, Vasco da Gama um die Erlaubniß bat, sie nach ihrem Wohnort begleiten zu dürfen, um etwas mehr Kunde von dem Lande zu bekommen, als man von ihnen erfragen konnte; welches ihm auch dieser auf Fürbitte seines Bruders Paulo da Gama gestattete.

Indessen Veloso mit den Negern fortging, beschäftigte sich das Schiffsvolk mit Einsammeln von Brennholz, und Andere suchten am Strande sich Muscheln, deren es viele dort gab. Paulo da Gama machte inzwischen Jagd auf einige Wallfische, die sich neben den Schiffen zeigten, hätte aber dabey fast das Leben eingebüßt, indem ein mit einer Harpune verwundeter Wallfisch beynahe das Boot zertrümmert hätte, in welchem er sich befand. Das Fleisch dieses Thiers diente ihnen nachher zu einer angenehmen Nahrung. Indessen begann es Abend zu werden, und das Volk ruderte eben wieder nach den Schiffen, als Vasco da Gama, der Veloso's Rückkehr erwartete und seine Augen nach dem Lande gerichtet hatte, diesen sehr eilig über die Hügel herankommen sah. Er

*) Diese letzte Beschreibung theilt Castanheda im 2ten Capitel des 1sten Buchs mit. Das folgende ist wieder nach Barros erzählt.

befahl sogleich einem der Böte, die vom Lande kamen, umzukehren und ihn einzunehmen. Die Matrosen des Bootes aber, als sie Fernam Veloso, der sonst nie unterließ, von seiner Tapferkeit zu reden, so im halben Trab den Strand hinablaufen sahen, zauderten absichtlich, ihn einzunehmen. Diese Verzögerung machte die Neger, welche im Hinterhalt lagen, und wahrscheinlich vermutheten, daß sie landen würden, argwöhnisch, daß Veloso irgend ein Zeichen gebe, das sie nicht verständen. Eben als er ins Boot steigen wollte, stürzten zwey Neger auf ihn los, um ihn daran zu verhindern; die mußten nun freylich ihre Kühnheit mit blutigen Köpfen büßen, bis die andern ihnen zu Hülfe kamen. Da entstand aber ein solches Werfen von Steinen und Lanzen nach dem Boot, daß Vasco da Gama, als er selbst vom Schiffe herbeyeilte, um den Frieden herzustellen, von einer solchen Lanze im Schenkel getroffen ward. Eben so trugen noch ein Officier und zwey Matrosen ähnliche Wunden davon. Als nun Vasco da Gama sah, daß sie nicht zu beruhigen wären, befahl er, wieder nach den Schiffen zu rudern; indessen machten noch beym Abstoßen einige unserer Bogenschützen Gebrauch von ihren Waffen, damit die Wilden nicht ungestraft blieben. Veloso aber hatte nichts zu erzählen, als daß ihn bey der weiten Entfernung von der Küste eine Furcht angewandelt, die Neger möchten ihn zu weit führen und ihm Leides zufügen wollen, deshalb sey er umgekehrt. *)

*) Castanheda erklärt diese erste Gewaltthat der Hottentotten ebenfalls aus dem Argwohn, den Veloso's furchtsames und mißtrauisches Betragen bey ihnen erregte. Nur darin weicht seine Erzählung etwas ab, daß nach ihm Veloso nicht allein, sondern in Begleitung einiger Matrosen den Wilden folgt. Uebrigens ergiebt sich aus diesem und ähnlichen noch folgenden Auftritten, daß die Hottentotten ursprünglich ein kriegerisches, muthiges Volk gewesen.

Obgleich die Schiffe sich nun noch mehrere Tage in der Helena-Bay verweilten, so ließ sich doch keiner der Eingebohrnen weiter sehen, und da Gama erreichte seinen Wunsch nicht, von ihnen etwas über die Natur des Landes und die Entfernung des Vorgebirges der guten Hofnung zu erfahren. Sein Steuermann Pero da Lanquer, der mit Bartholomeu Diaz einer der ersten Entdecker des Caps gewesen war, wußte diese Entfernung auch nicht anzugeben, weil er, (wie Castanheda erzählt) auf der Hinreise damals zu weit vom Lande entfernt gewesen, und auf der Rückreise an dieser Gegend der Küste bey Nacht vorübergesegelt war. Ueberdieß war Diaz durch das stürmische Wetter, das er in der Nähe des Vorgebirges überstand, wohl verhindert worden, Beobachtungen anzustellen, nach welchen da Gama sich hätte richten und die Entfernung der Südspitze bestimmen können. Da Gama wollte sich hier mit frischem Wasser versehen, fand aber in der St. Helena-Bay keinen Fluß. Er schickte daher das Schiff Berrio unter Capitain Nicolao Coelho ab, um einen Fluß zu suchen. Dieser segelte vier portugiesische Meilen längs der Küste (wahrscheinlich nördlich), und fand dort einen Fluß, den er Rio San Jago nannte. *)

Am 17ten November 1497 lichtete Vasco da Gama die Anker, und verließ die Bay St. Helena nach einem 13tägigen

---

*) Sehr wunderbar. Heutiges Tages ergießt sich der große Berg-Rivier in die Helena-Bay, und weder südlich noch nördlich ist irgend ein anderer Fluß in der Entfernung von 10 bis 15 geographischen Meilen an der Küste zu finden. Nun muß man entweder annehmen, da Gama's Helena-Bay sey nicht dieselbe, die noch jetzt so genannt wird, sondern die heutige Saldanha-Bay, welche beyde aber mehr als 4 portugiesische Legoas von einander entfernt liegen; oder der große Bergfluß habe damals seinen Ausfluß nicht in der Helena-Bay,

Aufenthalte. Schon am 20sten kam er an das große Vorgebirge der guten Hofnung, und umsegelte es bey schönem Wetter unter dem festlichen Schall von Trompeten und Pauken. Alles Schiffsvolk war darüber hocherfreut, denn sie hatten nach der damaligen Vorstellung von dem Cabo tormentoso, sich auf viele Gefahren und Mühseligkeiten bey seiner Umsegelung gefaßt gemacht.

Am Tage der heiligen Catharina erreichten sie eine Bay, welche jetzt (zu Barros Zeit) Aguada de Sam Bras, die Blasiusbay genannt wird, und 60 Legoas von dem Vorgebirge entfernt liegt.*) Sie fanden dort Neger mit gekräuseltem Haar, ganz wie die vorigen, welche ohne Furcht zu den Böten herankamen, um etwas zu erhalten, was man ihnen auf den Strand warf. Sie fingen auch sogleich an, sich durch Zeichen den Unsrigen verständlich zu machen, so daß man bald einen Tauschhandel zu Stande brachte, und Schafe von ihnen erhielt, für allerhand Kleinigkeiten, welche ihnen dagegen gegeben wurden. Wie groß indessen die Heerden von Kühen waren, die sie bey sich führten, so konnte man doch von ihnen kein

---

sondern weiter nach Norden an der Küste genommen. Dieses letzte ist nicht unmöglich, indem das Ufer sich von der Helena-Bay nach Norden sehr flach in unfruchtbaren Sanddünen hin erstreckt, und indem noch die jetzige Mündung des Bergflusses von einer Sandbank geschlossen ist, die nur zur Fluthzeit mit Wasser bedeckt wird. Uebrigens stößt die See, wegen des niedrigen Bettes, hoch in den Fluß hinein, und nur bey niedriger Ebbe und nach anhaltendem Regen mögen die Schiffer an der Mündung trinkbares Wasser einnehmen können.

*) Also ohne Zweifel die heutige Mossel-Bay, deren südlichste, in die See vorragende Bergecke noch jetzt bey den Schiffern unter dem Namen Cap St. Blaise bekannt ist.

einziges Stück davon bekommen. *) Es schien, als ob sie ihr Rindvieh sehr gut hielten, denn einige ungehörnte Ochsen, welche die unsrigen sahen, waren ungemein fett und glatt; die Weiber kamen auf diesen geritten, mit Satteln von geflochtenen Binsen. Und in den drey Tagen, welche Vasco da Gama sich dort aufhielt, hatten die Unsrigen viel Freude an ihnen, weil es ein fröhliches Volk war, das den Tanz und die Musik liebte. Einige von ihnen spielten auf einer Art von Hirtenflöten, die ganz artig klangen.

Von diesem Ort verlegte da Gama die Flotte in einen andern nahe gelegenen Hafen,**) weil zwischen den Negern und den Unsrigen einiges Mißtrauen über den Eintausch des Rindviehes zu entstehen anfing. Die Wilden folgten aber den Schiffen längs dem Strande, bis an den Ort, wo sie ankerten, und kamen bald in so großer Anzahl heran, daß man feindselige Absichten errathen konnte. Da Gama ließ daher einige Kanonen gegen sie abschießen, um sie in Schrecken zu setzen, und ohne ihnen Schaden zuzufügen. Dann ankerte er noch zwey Legoas weiter, nahm dort alle Lebensmittel aus dem Proviantschiff, und ließ es verbrennen.

Castanheda erwähnt auch der kleinen Felseninsel, welche in der Mossel-Bay liegt, und erzählt, unsere Reisenden hätten dort viele Robben und Penguins angetroffen. Von den erstern zählten sie eines Tages 3000. Ein Maalzeichen mit dem Wappen von Portugal und dem heiligen Kreuz, welches

*) Dieselbe Vorliebe für das Zuchtvieh findet man noch jetzt bey den wilden Völkerstämmen des südlichen Afrika. Da sie nehmlich hauptsächlich von Milch leben, so geben sie sehr ungern von ihren Kühen im Tauschhandel hin.

**) Vielleicht die heutige Vischbaay oder Vleeschbaay, welche beyde sehr nahe bey der Mosselbaay liegen.

da Gama am Strande errichten ließ, ward vor seinen Augen von den Wilden wieder umgeworfen.

Am vierten Tage nach ihrer Abreise von hier, welches der Vorabend der heiligen Lucia war, entstand ein so heftiger Sturm, daß die Schiffe abermals vier Tage vor den leeren Masten laufen mußten. Und weil dieß der erste Sturm war, in welchem sich dieReisenden auf so unbekanntem Gewässer befanden, so geriethen sie so außer sich vor Furcht, daß keine Eintracht (Accordo) weiter unter ihnen war, als die im Gebet zu Gott. Sie bekümmerten sich mehr um die Buße ihrer Sünden, als um die Richtung der Segel, denn alle waren mit der Furcht vor dem Tode erfüllt. Aber Gottes Barmherzigkeit zog sie auch aus dieser großen Gefahr, und brachte sie an die Inseln, welche wir heutiges Tages (zu Barros Zeit) Ilhéos chanos (die flachen Inseln) nennen, fünf Legoas weiter, als Santa Cruz, wo Barth. Diaz sein letztes Maalzeichen setzte. *) In diesem Gewässer fanden sie die östlichen Ströme so heftig, daß sie in ihrem Wege bald vorwärts bald zurück kamen, und sich, wie Castanheda erzählt, einmal plötzlich wieder im Gesicht der Insel Santa Cruz befanden, als sie sich schon sechzig Legoas davon entfernt glaubten.

Am Tage der Geburt unsers Herrn kamen sie an der Küste vorüber, welche sie Terra do Natal nannten, und welche noch also heißt bis auf den heutigen Tag. Weiterhin fanden sie endlich auch einen Fluß, in welchen sie am Tage der heiligen

---

*) Diese Inseln sind ohne Zweifel die 12 Meilen östlich von Santa Cruz entlegenen Chouans-Inseln. Man findet ihrer bey den alten Schriftstellern nicht weiter erwähnt, auf einigen alten Charten aber werden sie wieder mit den Inseln in der Algoa-Bay selbst verwechselt, wie denn überhaupt die Verwirrung in den Namen der merkwürdigsten Punkte an der Südküste von Afrika beyspiellos ist.

drey Könige einliefen, daher er den Namen Rio dos Reys erhielt. Einige nennen ihn auch Rio do cobre, den Kupferfluß, weil die Reisenden hier Armringe von diesem Metall und von Elfenbein von den Negern des Landes eintauschten. Auch brachten diese Wilden ihnen Lebensmittel, und hielten überhaupt mit den Unsrigen so gute Gemeinschaft, daß Vasco da Gama sie mit Geschenken überhäufte. Einer der Seeleute, Namens Martin Alfonso, ging mit Erlaubniß des Befehlshabers sogar nach ihrem Dorfe, und ward dort viel gastfreundlicher aufgenommen, als Fernam Veloso bey jenen, in der Bay Santa Helena. Der Herr dieses Dorfes empfing ihn nicht nur mit großer Festlichkeit, sondern, als er von dort nach den Schiffen zurückkehren wollte, ließ er ihn, um ihn zu ehren, von mehr als zwey hundert seiner Leute begleiten. In der Folge kam derselbe Herr in starker Begleitung an die Küste, um die Schiffe zu sehen. Ihre Bekleidung, die aus Thierfellen bestand, schien den Portugiesen ein Beweis, daß in diesem Lande ein kaltes Klima herrsche, und daß die Bewohner mit gebildetern Völkern in Gemeinschaft stehen müßten. Wegen des guten Verständnisses, in welchem die Unsrigen während ihres fünftägigen Aufenthalts mit diesen Wilden lebten, nannte Vasco da Gama diese Bay: Aguada da boa paz, die Friedens-Bay.

Noch ausführlicher erzählt uns Castanheda von diesem Aufenthalt. Er erwähnt des heiligen drey Königsflusses nicht, sondern berichtet, daß die Portugiesen am 11ten Januar 1498 in den Kupferfluß eingelaufen, daher man billig annehmen mag, daß beyde Flüsse unterschieden sind, und daß Barros sich irrt, wenn er beyde Namen einem und demselben Flusse beylegt. Die Neger, die sie hier trafen, waren von großem, starken Körperbau und viel zahlreicher, als die bisher gesehenen,

Ihre Waffen waren Hassagayen mit eisernen Spitzen, an Armen und Schenkeln trugen sie viele kupferne Ringe, und Platten von eben diesem Metall in den Haaren. Der Ueberfluß daran gab (auch nach Castanheda) Veranlassung, diesen Fluß den Kupferfluß zu nennen. Der Weiber waren ungleich mehr, als der Männer, und unter sechzig Personen waren nie weniger, als vierzig Weiber. Sie hatten großen Ueberfluß an Salz, so daß die Portugiesen vermutheten, sie wüßten es aus dem Seewasser zu bereiten. (Man erinnere sich aber der großen Salzseen oder sogenannten Zoutpannen in diesem Theil des Landes). Sie trugen auch Messer von Zinn (?) mit elfenbeinernen Scheiden. — Diese Nation zeigte sich nicht allein viel verständiger, als die zuerst entdeckten, sondern auch weit friedsamer und ohne Argwohn. Man ward mit ihnen bald so vertraut, daß einige Portugiesen es wagten, sie nach ihrem gemeinschaftlichen Wohnort zu begleiten, wo sie von dem Oberhaupte sehr freundlich empfangen wurden. Die Häuser, in denen sie wohnten, waren von geflochtenem Stroh, und die Bevölkerung war an dem besuchten Orte sehr groß. An europäischen Kleidungsstücken hatten sie großes Gefallen, und als ihr König ein, von den Portugiesen geschenktes, scharlachrothes Wamms nebst ein Paar Strümpfen und einer Mütze von derselben Farbe angelegt hatte, klatschten seine Unterthanen vor Freude in die Hände. Bewirthet wurden die Fremdlinge mit Hühnern (wahrscheinlich Perlhühnern) und Hirse. Ganz freywillig halfen sie den Portugiesen, aus einem etwas entlegenen Orte des Flusses Wasser an die Schiffe bringen, und verdienten auf solche Weise ihrem Lande den Namen Terra da boa gente.

Aus allen diesen Angaben erhellet nun zur Genüge, daß die Portugiesen hier es nicht mehr mit Hottentotten, sondern schon

mit einem Kafferstamme zu thun hatten. Es bedarf nur einer flüchtigen Vergleichung der neuesten Beschreibungen dieses Volks, um einzusehn, das die Hauptzüge in dem Charakter der Kaffern bis auf unsere Zeiten dieselben geblieben sind. Was sie noch jetzt von den Hottentotten so auszeichnend unterscheidet, ihre körperliche Größe und Kraft, bey natürlicher Gutartigkeit, monarchische Regierungsform, Mehrzahl der Weiber und Polygamie, das Beysammenwohnen einer großen Volksmenge an einem Ort, sorgfältigere Bereitung ihrer Wohnungen und Kleider, vegetabilische Nahrung u. s. w. — von dem Allen finden sich schon in diesem ältesten Berichte, den wir über sie haben, die deutlichsten Spuren. Noch interessanter muß es für einen jeden seyn, dem die Kunde von diesem merkwürdigen Volke am Herzen liegt, aus eben diesem Bericht zu erfahren, daß sie Metalle kannten und gebrauchten, ehe noch Europäer bey ihnen gewesen waren, woran man immer zu zweifeln geneigt gewesen ist. Allerdings hat ihr Land Ueberfluß an Eisen und Kupfer, und tiefer landeinwärts wohnen Kafferstämme, die beyde Metalle sehr gut zu gewinnen und zu verarbeiten wissen. Nur ist es ein Irrthum, wenn Castanheda von Zinn spricht; wahrscheinlich ließen sich die Portugiesen durch die größere Weiße und Biegsamkeit des kafferschen Eisens verleiten, es für Zinn zu halten, an welchem Metall es dem südlichen Afrika ganz fehlt. —

Die weitern Begebenheiten von da Gama's Reise gehören nicht hieher. Er kehrte nach 14 Monaten in diese Gegend zurück, und hielt sich nur kurze Zeit in der Blasius-Bay auf, um Wasser einzunehmen und eine feyerliche Messe lesen zu lassen. Seine Leute litten viel an Krankheiten, und hatten Mangel an Lebensmitteln. Es wurden daher auf der Insel in dieser Bay eine große Menge Robben erschlagen, deren Fleisch

dem Seevolk eine große Stärkung und Erquickung gab. Zugleich wirkte das bessere Klima so vortheilhaft, daß, als Vasco am 20sten März 1499 das Vorgebirge wieder umsegelte, alle seine Leute schon wieder Dienst thun konnten. Am 29sten August desselben Jahres kam die Flotte nach Lissabon wieder zurück.

König Manuel ließ da Gama's Entdeckung nicht lange unbenutzt. Schon im März des folgenden Jahres segelte eine Flotte von 10 Schiffen und zwey Caravelen mit einer Mannschaft von 1500 Köpfen unter Befehl von Pedro Alvarez Cabral aus dem Tejo, um die Entdeckungen zu verfolgen und Faktoreyen in Indien zu errichten. Diese entdeckte auf ihrer schnellen Reise schon im April die brasilische Küste, und kam gegen das Ende des folgenden Monats in die Nähe des Vorgebirges der guten Hofnung. Hier erlebte die Flotte ein großes Unglück. Nachdem sich nehmlich schon seit dem 12ten May ein großer Comet in der Luft gezeigt hatte, der zum großen Schrecken der Seeleute acht Tage lang unbeweglich (?) an demselben Orte stehn blieb, und mit seinem Schweife, Unglück bedeutend, nach dem Vorgebirge der guten Hofnung hinwieß, so erhob sich, als er verschwand, das Meer in großen Wellen, wie wenn es von weit her aufgeregt heran ströme. Und am 23sten May zeigte sich im Norden eine ungeheure schwarze Wolkensäule, von der Art, die die Guineafahrer Bulcam (einen Vulcan) nennen. (Wahrscheinlich ist damit eine Windsbraut gemeint.) Damit legte sich plötzlich der Wind, es ward todtenstille, als athme jene schwarze Wolke jetzt ganz den Wind in sich ein, um ihn nachher mit desto wüthenderem Blasen wieder auszuhauchen. Die Schiffer, noch unbekannt mit dieser Erscheinung, versäumten es, die schlaff herabhängenden Segel zu bergen. Da stürmte urplötzlich der fürchterlichste Orcan über sie herein, in die

los-offenen Segel, schleuderte mit voller Gewalt die Schiffe aus einander und gegen einander, in die aufgethürmten Wogen hinein, und vier von den Schiffen sanken augenblicklich mit ihrer sämmtlichen Mannschaft. Barros nennt uns die Namen ihrer Befehlshaber; unter ihnen auch den wackern Bartholomeu Diaz. So verschlang dieses Meer unter den ersten Opfern auch seinen Entdecker. — Zwanzig Tage wüthete dieser Sturm, und trieb die übrig gebliebenen Schiffe weit aus einander, so daß an die nähere Untersuchung der Südküste Afrika's nicht mehr zu denken war, und erst bey Sofala die Flotte sich wieder sammelte. Auf der Rückkehr, im May 1501, verhinderte sie ein ähnlicher Sturm, sich der Südküste zu nähern, und Cabral kehrte nach Europa zurück, ohne das Hofnungskap besucht zu haben.

Nur ein einziges von seinen Schiffen, unter Befehl eines gewissen Pedro da Taide, welches früher von ihm getrennt worden war, lief in die Blasius-Bay ein, und hinterließ daselbst eine Nachricht über den Zustand der portugiesischen Angelegenheiten in Indien für die Schiffe, die auf ihrer Ausreise etwa hier anlegen möchten. Schon im Sommer desselben Jahres ward sie von Joam da Nova, Befehlshaber einer neuausgesandten Flotte gefunden, und war für diesen von der größten Wichtigkeit. Von dieser Zeit bis zur Colonisation des Caps blieb es Schiffergebrauch unter Portugiesen, Holländern und Engländern, bey jedesmaligem Anlegen am Cap, Briefe und Nachrichten für folgende Schiffe an gewissen bezeichneten Stellen, unter großen Steinen verwahrt, zu hinterlassen. Pedro da Taide, der erste Erfinder dieser Art des Briefwechsels, legte sein Schreiben in einen alten Schuh, und nagelte diesen an einen Baum, so daß er den Landenden gleich in die Augen fallen mußte.

Im Jahre 1502 ging Vasco da Gama unter dem Titel, Admiral der ostindischen Meere, aufs Neue dahin ab, und im Jahre darauf folgte ihm eine große Flotte in drey Abtheilungen, deren erste Affonso d'Alboquerque, die zweite Francisco d'Alboquerque, und die dritte Antonio de Saldanha befehligte. Aber je wichtiger die Angelegenheiten der Portugiesen in Indien werden, desto ausschließlicher beschäftigten sich ihre Geschichtschreiber mit diesen allein, und desto magerer werden ihre Berichte über die Entdeckungen und Begebenheiten an der afrikanischen Südküste. Nur von wenigen Schiffen wird hinfort angezeigt, daß sie daselbst gelandet, von den übrigen aber nur ihre Abreise aus Portugal und ihre Ankunft in Mozambique oder in den asiatischen Häfen erwähnt. Eine jener Ausnahmen macht die Reise des Antonio de Saldanha. Dieser (so erzählt Barros) war in der Mitte des Jahres 1503 von Portugal ausgesegelt und unterweges von den Schiffen, die unter seinem Befehl standen, getrennt. Glücklicherweise bekam er auf der Insel St. Thomas einen Piloten, der ihn nach dem Vorgebirge der guten Hofnung brachte, denn er selbst war des Weges dahin nicht kundig. Hier landete er nun, um Wasser einzunehmen, an einem Ort, der seitdem Aguada de Saldanha genannt wird, ein Name, der sehr berühmt geworden ist unter uns, nicht sowohl wegen dessen, was er und einige andere Hauptleute dort gethan haben, als wegen der vielen Edlen, die von den Händen der Wilden dort ums Leben gebracht sind, (wie man an seinem Orte sehen wird.*) Schon bey Saldanha's Ankunft zeigte sich dieses Volk als ein sehr

*) Barros meynt hier das weiter unten beschriebene Gefecht zwischen den Hottentotten und Portugiesen, in welchem der Vicekönig Almeyda und mehrere angesehene Officiere blieben.

verrätherisches, treuloses; denn als er von ihnen eine Kuh und zwey Schafe eingehandelt hatte, nach der gewöhnlichen Weise des Tausches gegen portugiesische Waaren, und nun zum zweytenmale ans Land kam, um das Vieh abzuholen, hatten sie ihm wegen der einen Kuh einen Hinterhalt gelegt von mehr als zweyhundert Menschen, welche die Landenden überfielen. Saldanha selbst lief große Gefahr für seine Person, indem er einem seiner Leute zu Hülfe kommen wollte, jedoch entkam er noch mit einer Wunde in den Arm. Ehe aber dieser Streit mit den Wilden ausbrach, und ehe Saldanha noch erfuhr, daß dieses Land überhaupt bewohnt sey, stieg er, um zu sehen, in welcher Gegend er sey, und um nach den zurück gebliebenen Schiffen auszuschauen, auf einen hohen, aber völlig platten und ebenen Berg, den wir (Barros) jetzt die Tafel des Vorgebirges der guten Hofnung nennen. Von hier aus erblickte er die Spitze des Caps und im Osten das Meer, und eine große, von Süden her tief in das Land hinein gehende Bucht (die Fals-Bay). An der andern Seite derselben, zwischen zwey Reihen hoher Felsen, die wir jetzt os picos fragosos*) nennen, ergoß sich ein großer Fluß, der seinen Lauf von weit her zu nehmen schien, denn er war mächtig an Wasser. Aus diesen Zeichen ersah er nun, daß dieß wirklich das Vorgebirge

---

*) Unter diesem Namen kommen noch jetzt die Gebirge von Hottentottisch-Holland auf den Schifferchartcn vor. Was den großen Fluß betrift, so mochte sich Saldanha's Auge in der weiten Entfernung wohl etwas trugen; denn aus jenen Gebirgen ergießen sich nur die beyden kleinen Flüsse Eerste-Rivier und Laurens-Rivier in die Fals-Bay. Da Saldanha aber im April aus Portugal gesegelt war, und also gegen das Ende der Regenzeit hier ankam, so ist es wohl möglich, daß er sie eben sehr angeschwollen fand, und daher einen von ihnen aus der Ferne fur einen großen Fluß hielt.

der guten Hofnung sey, und mit dem ersten dienenden Winde umsegelte er es, und setzte seine Reise mit größerm Vertrauen weiter fort.

Eines ausführlichern Beweises bedarf es gewiß nicht, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die ursprüngliche Aguada de Saldanha keine andere, als die heutige Tafel-Bay gewesen sey. Beynahe hundert Jahre lang behielt sie diesen Namen, den die Engländer, als sie nach Ostindien zu handeln und die afrikanische Küste zu besuchen anfingen, in Soldania (gleichsam die Sultans-Bay) zu verstümmeln gewohnt waren. Im Jahre 1601 belegte der holländische Admiral Joris (Georg) Spilbergen die Tafel-Bay mit ihrem heutigen Namen, und schob ihren bisherigen der nördlicher gelegenen Bucht zu, welche noch jetzt Saldanha-Bay genannt wird. Indessen hat diese Vertauschung zu manchen Irrthümern und namentlich zu der irrigen Behauptung Veranlassung gegeben, die Engländer und Holländer hätten auf ihren ersten ostindischen Reisen immer die (heutige, wasserarme) Saldanha-Bay, nicht aber die Tafel-Bay besucht. *)

Von eben diesem Jahre (1503) theilt Ramusio **) noch eine Nachricht aus dem Munde eines Florentiners Giovanni da Empoli mit. Dieser befand sich auf einem portugiesischen Schiffe, das in die Blasius-Bay einlief. Hier hatten die Portugiesen damals schon ein kleines Gebäude errichtet, welches wahrscheinlich den Seeleuten zum Obdach und Bethause diente. Empoli nennt es Eremitorio. An diesem Ort, erzählt er

*) Man sehe Purchas his Pilgrims an mehreren Stellen. Daher auch Percivals Irrthum S. 15 der deutschen Uebersetzung, und so viele Widersprüche in der Historie aller Reisen, im Dapper (S. 630) und fast bey allen ältern Sammlern.

**) Delle Navigazioni e Viaggi primo volume, fol. 145.

weiter, ist Ueberfluß an süßem Wasser, doch muß man künstlich Gruben anlegen, um es zu erhalten. Das Land bringt keine Art von Lebensmitteln hervor, ausgenommen viel Rindvieh zum Schlachten. Eine Kuh kostet hier ein metallenes Glöckchen, denn Gold und Silber kennen sie nicht. Die Menschen sind fast ohne Haupthaar, sehr dumm, haben kleine funkelnde Augen, und gehen mit Thierfellen bekleidet. Ihre Schamtheile bedecken sie ebenfalls mit Stücken von einem Thierfell. Eben solche Kleider tragen auch die Weiber, nur hängen sie bey ihnen von den Hüften nach hinten und vorn weiter herab, und daran ist noch der Schwanz von irgend einem Thiere befestigt. Die Brüste dieser Weiber sind sehr schlaff und lang, und über alle Vorstellung häßlich. Die Männer tragen eine Art von Lanzen, zuweilen mit einer Spitze von Eisen, welches Metall sich hin und wieder findet. Gesetze haben sie gar nicht, und essen, so viel wir gesehen haben, das Fleisch roh. Sie sprechen tief aus der Kehle mit Zischen und Schnalzen, und nie haben wir einen von ihnen mit Leichtigkeit ein Wort vorbringen hören. „In conclusione sono huomini bestiali," so endigt Empoli seine Beschreibung. Zum Glück für die armen Hottentotten hat man jetzt doch besser über sie urtheilen gelernt. —

Nachdem nun bey den portugiesischen Schriftstellern der afrikanischen Küste lange nicht mehr erwähnt ist, sieht man endlich im Jahre 1510 den Vicekönig Francisco d'Almeyda, welcher fünf Jahre lang die Angelegenheiten der Portugiesen in Indien geleitet hatte, auf seiner Rückkehr nach Europa, mit einer ansehnlichen Flotte in der Aguada de Saldanha aufkommen, um Wasser einzunehmen, und wo möglich von den Wilden einiges Schlachtvieh einzuhandeln.*) Ungern und nur

*) Barros Decad. II. Livr. III. Cap. 10.

gezwungen durch des Königs Befehl hatte Almeyda Indien, den Schauplatz seiner Heldenthaten, verlassen. Er hatte sich dort große Verdienste um sein Vaterland erworben, die Macht der Mauren, der Nebenbuhler im Gewürzhandel, bedeutend geschwächt und sein eigner Sohn, der tapfere Lourenzo war nach herrlichen Th a en in einer Seeschlacht gegen Emir Hussein gefallen. Dennoch glückte es den Ränken seiner Gegner, besonders des schlauen Affonso d'Alboquerque, ihn von seinem Posten zu verdrängen, und die Ankunft des Marschalls Coutinho in Conanor machte seiner Gewalt ein Ende. Indessen scheint es doch, als habe er durch seine Härte einigermaßen diese Entsetzung verdient, denn er ließ zahlreiche Feinde in Indien zurück, und die Eingebohrnen freuten sich seiner Entfernung. Unter ihnen lief das Gerücht von einer Prophezeihung indischer Zauberinnen, der Vicekönig werde die Südspitze Afrikas nicht umsegeln. Als er daher jenseits des Vorgebirges gekommen war und die Aguada de Saldanha erreicht hatte, pries er mit fröhlichem Herzen Gott, daß er die heidnischen Hexen zu Schanden mache.

Damit sich seine Leute von den Beschwerden der langen Seereise etwas erholen möchten, gab er Erlaubniß, daß jedesmal, wenn Böte ans Land gingen, um Wasser zu holen, einige der übrigen Mannschaft sie begleiteten, um Tauschhandel mit den Negern zu treiben, welche sogleich an die Küste gekommen waren, so bald sie die Schiffe geankert gesehen hatten. Sie wurden auch bald mit den Unsrigen vertraut, und gaben ihnen Rindvieh im Tausch für Stückchen Eisen und Tücher, welche Waaren sie sehr liebten. Einige der Seeleute gingen aber über die Erlaubniß hinaus, und begleiteten die Wilden nach ihren Wohnungen, die eine Legoa von der Küste entfernt waren. Bey diesen Besuchen verloren einige ihre Dolche,

welche die Wilden behielten, und ihnen obendrein noch abnahmen, was ihnen von den Sachen, die sie bey sich hatten, eben gefiel. Um sich wegen dieser Gewaltthat zu rächen, lockte ein gewisser Gonçalo, ein Diener des Vicekönigs, zwey der Negern hinterlistigerweise nach dem Strande, die aber seine boshafte Absicht merkten und ihm nicht folgen wollten. Als er sie nun etwas kräftig dazu zwingen wollte, warfen sie die Sachen, die sie zu tragen hatten, ab, fielen über ihn her, und richteten ihn so übel zu, daß er mit blutigem Gesicht und eingeschlagenen Zähnen zu seinem Herrn zurückkam. Grade zu derselben Zeit waren einige Edelleute bey dem Vicekönig, deren Diener ähnliche Erfahrungen gemacht hatten, und die so unwillig auf die Neger wurden, daß sie den Vicekönig zu dem Entschluß bewegten, nach dem Wohnort der Wilden zu gehn und sie zu züchtigen. Er willigte aber in dies Begehren mehr, um sich den Edelleuten gefällig zu zeigen, als aus eigenem Unwillen gegen die Neger, zumal da mehrere der Hauptleute, da Brito, da Mello und Coelho, sich bestimmt gegen diese Unternehmung erklärten.*)

Demohngeachtet ward sie frühmorgens am 1sten März 1510 zur Ausführung gebracht. Da das Dorf der Wilden etwas seitwärts von den Schiffen lag, so ließ Almeyda, um seinen Leuten die Hälfte des Weges zu Fuß zu ersparen, nicht nach dem Wasserplatz, sondern nach einer Gegend des Strandes

*) Castanheda, der den Vicekönig überhaupt nicht in ganz so günstigem Lichte darstellt, erzählt grade im Gegentheil, er selbst habe vor Allen darauf bestanden, man dürfe den Wilden solche Gewaltthätigkeiten schon deshalb nicht ungestraft hingehen lassen, weil dieser Ort als Erfrischungsplatz zu wichtig sey, und man ihrer unverweigerlichen Lieferungen an Rindvieh nicht entbehren könne. Er finde es daher rathsam, ihnen ein für allemal Ehrfurcht einzuflößen und sie zu züchtigen. Hist. dell' Indie orient. Libr. II. Cap. 125.

rudern, von wo aus sie das Dorf um so viel näher hatten.**) Seine Mannschaft bestand aber aus 150 seiner besten Leute, dem Kern der ganzen Flotte. Als er ans Land stieg, befahl er dem Oberbootsmann seines Schiffes, mit den Böten da zu bleiben, und nicht von der Stelle zu gehn. Es schien, als ob er ahne, wie nöthig er sie zu seinem Rückzuge haben würde, und die Besorgnisse, die er bey diesem Gang blicken ließ, deuteten auf seine letzte Stunde. Denn von dem Augenblick, wo er den Edelleuten in ihrem Begehren willfahrte, zeigten alle seine Reden und Handlungen, daß er seinen Tod vor Augen habe. So sprach er, als er vom Schiffe in das Boot stieg, von seinen sechzig Jahren, und gab zu erkennen, daß er den Weg mit Widerwillen antrete. Nachher als er ans Land stieg, bekam er etwas Sand in die Schuhe, und ließ sie sich von seinem Leibknecht ausziehen, der sie darauf an einander schlug, um den Sand auszuschütten. Es war aber damals in Portugal eine der übelsten Vorbedeutungen, wenn man bey dem Anfang eines Unternehmens ein Paar Schuhe an einander schlagen hörte, von welchem Aberglauben Barros die Veranlassung und einige unterhaltende Beyspiele weitläufig anführt. „Würde wohl mancher Andere, sagte Almeyda zu seinem Diener, noch einen Schritt weiter gehen, wenn er dein Klappen mit den Schuhen gehört hätte? Ich glaube aber mehr an Gott, als an Vorbedeutungen, und werde meinen Weg muthig verfolgen.“

**) Daraus ergiebt sich die Lage der genannten Punkte. Der Wasserplatz war ohne Zweifel neben dem Bette des vom Tafelberg herabfließenden Baches, also in der Gegend der Roggebay, oder nicht weit von der jetzigen Mouille. Der Hottentottenkraal lag am Liesbeeks-Rivier, vielleicht da, wo jetzt die Windmühlen stehen, und Almeyda landete mit seinen Leuten an dem sandigen Strande zwischen dem Paarden-Eyland und Creighs-Toorn.

Als man nun zu den Hütten der Wilden kam, fand man Anfangs wenig Widerstand. Die Bewohner entflohen, die Portugiesen trieben das Vieh davon, und krochen in die niedrigen, von Binsen geflochtenen Hütten, um die Kinder herauszuholen und mitzunehmen. Dabey ereignete sich schon ein Unglück, indem einer der Hauptleute, Namens Fernam Pereira, der in einer solchen Hütte steckte, von einem andern Portugiesen, der das Rascheln hörte und glaubte, es säße noch ein Neger darin, mit einem kräftigen Lanzenstoß von außen her durchbohrt wurde. Als die Nachricht davon zum Vicekönig kam, sagte er: der Tod dieses Pereira ist mir ein Zeichen, daß wir nicht weiter gehn müssen, und sogleich gab er eiligst Befehl, das Volk wieder zu sammeln und zurückzukehren. Das gemeine Schiffsvolk trieb die erbeuteten Ochsen vor sich her, und schleppte die Kinder mit, die in den Hütten gefunden waren. So war man schon ein gutes Stück Weges von dem Dorfe entfernt, als man an den Ort kam, wohin die Neger bey dem ersten Schrecken geflüchtet waren. Als sie aber ihre Kinder in den Händen der Portugiesen sahen, stürzten sie, etwa 80 an der Zahl, wüthend auf sie los, als hätten sie sich dem Tode geweihet, um ihre Söhne zu retten. Lourenzo da Brito aber, als er die Heftigkeit ihres Angriffs bemerkte, und die Ursache davon erfuhr, rief den Leuten, die die Kinder führten, hastig zu: „Laßt die Jungen los, denn es sind keine „Stiere, sondern Löwen, die sie zurück fordern.“ Obgleich nun die Unsrigen die Kinder entließen, und einige Armseligkeiten, die sie von dem Dorfe mitgenommen hatten, von sich warfen, so waren die Neger doch schon zu wüthend geworden, und drangen mit blindem Ungestüm mitten zwischen das Seevolk, indem sie dabey sich besonders bemühten, ihr Rindvieh wieder an sich zu locken. Dieses schien auch zu solcher Art von Gefechten

so gut abgerichtet, daß es den Wilden auf bloßes Zurufen und Hissen (Assoviar) folgte, wie sie es haben wollten, so daß sie sich bald mitten zwischen ihrer Heerde, wie von einer Schutzwehr umgeben, befanden. Von dort aus warfen sie nun mit einer solchen Gewalt ihre hölzernen Lanzen und Steine (deren jeder eine Menge in einem Sack bey sich trug) auf die Unsrigen, daß sogleich einige verwundet niederfielen und von den Ochsen zertreten wurden. Da man aber keine Vertheidigungswaffen mitgenommen, sondern sich nur zum Angriff mit Piken und Schwertern gerüstet hatte, so war es bey dieser Art des Gefechtes nicht möglich, den Negern viel Schaden zuzufügen, dahingegen diese zwischen ihrem Rindvieh heraus, fast mit jedem Wurf einen Mann trafen.

In beständigem Zurückziehen kamen nun die Portugiesen schon sehr erschöpft an den Ort, wo Almeyda den Böten zu warten befohlen hatte. Unglücklicherweise aber war inzwischen die Fluth eingetreten und die Brandung so stark geworden, daß die Böte sich nicht dort halten konnten, und nach dem Wasserplatz rudern mußten. Es blieb also nichts übrig, als daß man suchte, längs dem Strande auch dahin zu gelangen. Hier war aber der Sand so tief, daß die ohnehin schon ermüdeten Seeleute kaum aus der Stelle kommen konnten, dahingegen die Neger so leicht und behende darauf gingen, als wären sie Vögel gewesen, oder vielmehr Henkersknechte des Teufels, (algozes do demonio), der seine verderbliche Macht an dem edlen Geschlecht übte, das sich um den Vicekönig jetzt noch einmal sammelte und sich vor ihm in Reihen stellte. Aber auch dieser Versuch blieb vergeblich, indem immer mehrere der Portugiesen, von Lanzen getroffen und vor Ermattung nieder sanken, und die andern ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Beständig blieben die Wilden mit ihrer Heerde, dem gedrängten Haufen der

Fliehenden zur Seite, und ließen nicht ab, ihnen mit Lanzen- und Steinwürfen hart zuzusetzen. Ohne weiteren Widerstand zu leisten, setzten diese ihren beschwerlichen Weg fort; die schwer Verwundeten, die in dem lockern Sande nicht fort kommen konnten, gingen in das Wasser, um festern Boden unter den Füßen zu haben, und färbten das Meer mit dem Blut, das von ihnen herabfloß. Die weniger Ermatteten flohen voraus, nur auf die eigene Rettung bedacht, und bald war der ganze Zug getrennt, und der Vicekönig nur von wenigen Treuen umgeben. Die Neger aber, um sie zur Gegenwehr zu reizen, traten nahe herzu, neckten die Portugiesen, und schnitten ihnen Gesichter. Diesen Hohn konnte einer der Hauptleute, Pedro Barreto, nicht länger ertragen; er fuhr auf einen der Uebermüthigen los, und durchbohrte ihn mit der Pike, fiel aber auch selbst, im nehmlichem Augenblicke von vielen Steinen und Wurfspießen getroffen, todt zu Boden. Da Brito, Coelho, Coutinho und sechs andere Hauptleute waren schon vor ihm gefallen. Da begannen die Portugiesen gar kleinmüthig zu werden, und jeder sah seinen Tod unabwendbar vor Augen. Jorge da Mello, des Vicekönigs Freund und Unterbefehlshaber, den seine unzeitige Milde gegen Affonso d'Alboquerque und andere Feinde in Indien immer verdrossen hatte, trat in diesem Augenblick zu ihm und sagte: „Möchten doch die jetzt um Dich seyn, denen Du vormals „unverdient Ehre und Gutes erwiesen hast, denn jetzt wäre es „Zeit, solche Wohlthaten zu vergelten.“ Almeyda aber antwortete: „Die mir etwas schuldig sind und mich gekränkt „haben, sind weit hinter mir. Es ist jetzt nicht Zeit, zu „solchen Erinnerungen; dessen nur erinnere Dich, was Dir „als Edelmann zu thun zukommt, und versprich mir, die „Fahne des Königs unsers Herrn nicht zu verlassen und sie zu

„retten, daß sie nicht von diesen Wilden gemißhandelt werde,
„da ich selbst mein Leben und meine Sünden hier endige nach
„Gottes Willen.“ Er war aber schon von vielen Lanzen- und
Steinwürfen getroffen, und vor Ermattung kaum noch im
Stande, sich aufrecht zu halten. Da Mello aber und andere,
unterstützten ihn, und beynahe hatten sie nun den Wasserplatz
erreicht, als ein Wurfspieß, aus dem Haufen der Wilden
geworfen, ihm den Hals von einer Seite zur andern durchbohrte.*) Er machte noch eine Bewegung mit der Hand,
als wollte er die Lanze herausziehen; in dem Augenblick aber
verließen ihn seine Kräfte, er hob beyde Hände noch einmal
betend zum Himmel, und fiel todt zur Erde. Als dieß Diogo
Pirez, da Brito's Pflegevater erfuhr, der schwer verwundet
hinterher geführt ward, rief er aus: „Das wolle Gott nicht,
„daß ich das Leben bewahre, und den Sohn und den Feldherrn
„zurücklasse, um das Vaterland wieder zu erblicken.“ Mit
diesen Worten ließ er sich aus den stützenden Armen seiner
Knechte auf den Strand sinken; die Wilden aber verjagten
seine Leute und zerschmetterten ihm, wie den übrigen Verwundeten, mit großen Felsenstücken den Kopf, und plünderten den
Leichnam. Was sich nun noch retten konnte, eilte dem nahen Wasserplatz zu, und stürzte sich vor den nachdringenden Verfolgern in
die See, um die Böte zu erreichen, die wegen des seichten
Strandes etwas weit von dem Ufer lagen. Nicht einmal die
Fahne hatte gerettet werden können. Sie fiel den Wilden nebst
den Leichen von 65 tapfern Kriegern, unter welchen sich außer dem
Vicekönig noch 11 Hauptleute befanden, in die Hände.

*) Dieser Wurfspieß war nach Castanheda nur ein, durch Brennen an
der Spitze gehärteter Stab, wie die übrigen Lanzen. Die Kraft des
Wurfes allein machte sie zu tödtlichen Waffen.

Das aber ist das bejammernswürdigste, daß kaum 160 dieser elenden Wilden, der einfältigsten und rohesten dieser ganzen Küste, einen Haufen von 150 unserer tüchtigsten Leute besiegten, ohne daß diesen die Größe ihres Muths, noch ihre Ueberlegenheit an Erfahrung und Klugheit, mit welchen sie so lange und so rühmlich die streitbarsten Völker des Orients für Gott und den König bekämpft hatten, zu Statten kommen konnte. Ein kleines Ende Weges in dem losen Sande und die Glut der Sonne war Schuld, daß diese bewährten Streiter, von hölzernen Stäben und Steinen, geworfen aus den Händen nicht eines Riesenvolks, nein, der elendesten, thierisch dummen Neger, ihren Tod finden mußten.

Jorge da Mello, nachdem er die Verwundeten auf die Schiffe gebracht und die Wilden sich nach ihren Wohnungen zurückgezogen hatten, ging wieder ans Land um die Todten zu begraben. Den Leichnam des Vicekönigs fand man entblößt von allen seinen Kleidern und verstümmelt da liegen. Der Anblick einer so verehrten und erlauchten Person, in so bejammernswürdigem Zustande, bewegte die Anwesenden auf das innigste, und Alle wünschten, lieber mit ihm gestorben zu seyn, als dieses gräßliche Schauspiel erlebt zu haben. Nachdem man ihm und den übrigen Todten die letzte Ehre erwiesen, kehrte Jorge da Mello mit den Seinen auf die Schiffe zurück, lichtete noch selbigen Tages die Anker, und brachte die unglückliche Botschaft, die das ganze Königreich in Trauer versetzte, nach Portugal.

Im Jahre 1512 besuchte Christovam da Brito, als er, um Wasser einzunehmen, in der Aguada de Saldanha landete, die Grabhügel der Gebliebenen, und ließ auf jedem derselben, statt des Grabmahls, einen Haufen Steine errichten, in dessen Mitte ein hölzernes Kreuz gesetzt wurde.

Es muß bey diesem oder einem andern gleichzeitigen Besuch gewesen seyn, daß die Portugiesen zur Rache, an den Hottentotten die schreckliche Grausamkeit verübten, von welcher spätere Schriftsteller erzählen. Sie sollen nehmlich diesen Wilden eine metallene Kanone verhandelt haben, die mit Kartätschen geladen war und abgefeuert wurde, als sich eben eine große Anzahl derselben an einem langen Strick davor gespannt hatte, um sie fortzuziehen. Es ist mir nicht geglückt, darüber irgend etwas bey meinen portugiesischen Gewährsleuten aufzufinden. Kolbe ist meines Wissens der erste, der diese Begebenheit erzählt, (S. 587 der ersten Ausgabe von 1719.) und von ihm ist sie nachher vielfältig abgeschrieben worden. Da er indessen seine Quelle nicht nennt, und in den übrigen, an eben dieser Stelle zu findenden Beyträgen zur Geschichte der Capcolonie, eben keine Beweise von Sorgfalt und Glaubwürdigkeit giebt, so wird der ganze Bericht dadurch allerdings etwas verdächtig, und es ist zu tadeln, daß man ihm diesen historischen Theil fast ein ganzes Jahrhundert so ehrlich hat nachschreiben können, ohne sich um ältere und authentischere Nachrichten zu bemühen. Indessen darf man doch fast vermuthen, daß der angeführten Thatsache irgend etwas Wahres zum Grunde liege, und wer darüber durch Zufall oder Nachforschung etwas auszumitteln veranlaßt würde, erwürbe sich ein kleines Verdienst um die noch so mangelhafte Geschichte der Entdeckung des südlichen Afrika.

Von dieser Zeit an verlieren die portugiesischen Geschichtschreiber die Südspitze Afrika's ganz aus den Augen, und vergebens durchsucht man die ehrwürdigen Folianten, ohne eine einzige Notiz über die weiteren Begebenheiten an dieser Küste zu finden. Selbst Faria y Sousa, dessen Nachrichten bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts reichen, läßt diese

Mühe ganz unbelohnt. Es ist aber nicht glaublich, daß die Schiffer schon damals die Reise nach Indien sollten in einem Zuge zurückgelegt haben, ohne in irgend einer Bay dieser Küste Wasser und Fleisch einzunehmen. Ihre Erfahrungen aber mögen wohl zu unbedeutend gewesen seyn, als daß jene Schriftsteller es der Mühe werth gehalten hätten, sie der Welt mitzutheilen.

Eine einzige Nachricht, welche diese Vermuthung bestätigt, findet sich in dem Tagebuche eines gewissen Odoardo Barbosa, der im Jahre 1519 den ersten Weltumsegler Magellan auf seiner Reise begleitete. „Nachdem wir, erzählt dieser,*) um das Vorgebirge der guten Hofnung gesegelt waren und nun östlich steuerten, kamen wir an das Cap San Sebastiano,**) und fanden ein Land, reich an Bergen, mit schönen Feldern und Thälern, in welchen viele Kühe, Ochsen und auch einige wilde Thierarten weideten. Das Land ist bewohnt von schwarzen Menschen, die nackend gehen; sie tragen nur rohe Felle von Hirschen, (er meynt Antilopen,) und andern wilden Thieren, so wie eine Kopfbedeckung nach französischer Art. (una cappa alla francese.) Von diesem Volk haben die Portugiesen bis auf diese Stunde noch keine nähere Kenntniß bekommen können, noch sind sie von dem unterrichtet, was sich im Innern des Landes befindet. Seine Bewohner treiben keine Schiffahrt, noch kommt ihnen sonst das Meer auf irgend eine Weise zu statten; denn weder die Mohren von Arabien und Persien, noch die Völker Indiens, haben je diese Küste beschifft und entdeckt, wegen der heftigen Ströme des Meeres, die hier besonders gefahrbringend sind.“

*) Beym Ramusio Vol. I. fol. 288.

**) Das erste Vorgebirge jenseits des Cap Agulhas. Die kleine Bucht daneben heißt noch heutiges Tages die Sebastiansbay.

Eben dieser Grund mag denn auch wohl die portugiesischen Schiffer veranlaßt haben, die südafrikanische Küste zu meiden, und sich andere Erfrischungsplätze, (z. B. die cap-verdischen Inseln und Mosambique) zu suchen. Erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts findet man in den Berichten englischer und holländischer Seefahrer des Caps wieder erwähnt. Was diese über die Natur des Landes und seiner Bewohner erkundeten, mag, wenn es der Mittheilung werth gehalten wird, zu einer andern Zeit hier, oder an einem andern Ort, seine Stelle finden; denn nicht füglich können diese Erfahrungen noch eigentlich zur Geschichte der Entdeckung des südlichen Afrika gerechnet werden.

Heinrich Lichtenstein.

Ueber die politische und mercantilische Wichtigkeit der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg.

In einer Zeit, wo große Staatsumwälzungen und Regierungsveränderungen die Gestalt beynahe aller, auch der mächtigsten europäischen Reiche verwandelt haben, wo das Arrondirungs- und Consolidirungssystem immer mehr um sich zu greifen scheint, in einer solchen Zeit ist es eine desto erfreulichere Erscheinung, wenn man sieht, wie sich dennoch drey kleine Republiken, die Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg, trotz der von allen Seiten einbrechenden Stürme, glücklich in dem Besitze ihrer Unabhängigkeit und ihrer eigenthümlichen Verfassung zu erhalten wußten. Zugleich aber muß es auffallen, wie gerade diese Städte zu behaupten vermochten, was so viele andere ungleich bedeutendere Staaten in der Nähe und Ferne vergeblich zu erhalten strebten. Nicht ihre Macht war es, welche ihre Unabhängigkeit rettete, denn Macht besaßen sie nicht; nicht ihre politischen Verbindungen, denn auch deren besaßen sie wenig, nur Handelsverbindungen wurden von

ihnen unterhalten; es war einzig und allein das wohlverstandene Interesse aller Staaten, vereint mit einem edlen, würdevollen Betragen, wodurch auch der Schwache sich am sichersten die Achtung des Mächtigen zu verschaffen im Stande ist, welches den Hansestädten Lübeck, Bremen und Hamburg das unschätzbare Kleinod ihrer unabhängigen politischen Existenz erhielt.

Was die Hansestädte sind und bisher waren, sowohl für sich *allein* betrachtet, als in Beziehung auf andere Staaten, und daß sie das, was sie in dieser letztern Rücksicht leisteten, vorzüglich ihrer politischen Unabhängigkeit, ihrer eigenthümlichen, glücklichen Verfassung verdanken, dieß zu zeigen, ist der Zweck dieser Blätter. Es würde jedoch hier zu weit führen, wenn der Verf. bey diesen Untersuchungen umständlicher ins Detail eingehen wollte. — Abgesehen davon, daß dieß nur immer einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Leser interessiren würde, getraut er es sich als Nicht-Hanseate nicht zu, darüber etwas mehr, als das schon anderweitig allgemein bekannte beybringen zu können. Nur die allgemeinen Gesichtspunkte sollten hier gezeigt, nur im Allgemeinen die Gründe angegeben werden, auf welchen die hohe Wichtigkeit der Hansestädte in ihrer gegenwärtigen unabhängigen Lage beruht.

Die Verfassung der Hansestädte ist republikanisch, eine glückliche Mischung von Demokratie und Aristokratie; der rechtliche Sinn und die Freyheitsliebe ihrer Bürger gestatteten weder das Entstehen einer Pöbelherrschaft, noch die Bildung einer drückenden Oligarchie. Die Stürme, welche in frühern Zeiten die innere Ruhe dieser Städte mehr als einmal stöhrten, erregt durch die Anmaßungen derer, welche an der Spitze der Regierung standen, oft durch unruhige Demagogen unterhalten, sind längst verhallt, aber die Erinnerung an das Unglück,

welches sie über die Städte brachten, hat dazu gedient, die innere Ruhe in denselben zu befestigen, und bey ihren Bewohnern die Zufriedenheit mit ihrer Verfassung zu vermehren. Aus diesen Stürmen sind großentheils die Verfassungen hervorgegangen, welche gegenwärtig diese Städte besitzen, keine schulgerechten Constitutionen auf dem Papiere, so wie sie in unsern Tagen die systemsüchtigen Politiker so häufig verlangten, wohl aber Constitutionen, *welche jeder Hanseate als sein größtes Kleinod zu betrachten gewohnt ist*, und durch seine Liebe und Anhänglichkeit zu ihnen, dasjenige ersetzt, was die unvollkommenen Formen mangelhaftes daran gelassen haben. Nur das Wenigste ist in der Verfassung dieser Städte, Hamburg etwa ausgenommen, durch ausdrücklich geschriebene Gesetze bestimmt; bey weitem in den meisten, und oft in den wichtigsten Punkten, entscheidet die Observanz, *die gute alte Sitte*. Man sieht leicht, daß bey dieser Unvollkommenheit der Formen außerordentlich viel auf den Gemeingeist der Bürger gerechnet ist, und diese Hofnung konnte freylich nur in Staaten nicht trügen, in welchen, so wie dieß in den Hansestädten der Fall ist, jeder Einzelne sein besonderes Interesse mit dem allgemeinen Interesse des Ganzen für innig verschlungen hält, wo der Gegensatz zwischen dem Einzelnen und dem Staate, der sich in so manchem andern Staate auffallend zeigt, gänzlich unbekannt ist. Daher allein läßt es sich erklären, wie trotz mancher veralteten Formen, dennoch der liberalste Geist in diesen Städten herrscht, zum neuen, klarsten Beweise, daß es der belebende Geist, und nicht die todte Form ist, welche das Wesen einer jeden Verfassung ausmacht.

Die republikanische Verfassung ist in jeder der Hansestädte verschieden modifizirt: darin stimmen jedoch alle drey überein, daß die oberste Gewalt in ihnen zwischen Senat und Bürger-

schaft getheilt ist. Der erstere findet sich in der Regel allein im Besitze der vollziehenden Gewalt; an der Gesetzgebung nimmt aber auch die Bürgerschaft auf verschiedene Weise Antheil. So concurriren zum Beyspiel nicht alle Bürger bey der Legislation, sondern nur diejenigen, welche wegen ihres Vermögens oder sonstigen Verhältnisse bei den öffentlichen Angelegenheiten am lebhaftesten interessirt sind. Auf diese Weise bleibt das Corps der activen Bürger immer auf eine mäßige Anzahl beschränkt und dadurch werden zugleich die Nachtheile und Unordnungen vermieden, welche sonst von zahlreichen Volksversammlungen unzertrennlich sind. Die Senate sind aus Gelehrten und aus Bürgern zusammengesetzt; die letztern sind gewöhnlich Kaufleute, denn die Städte selbst sind ja ganz eigentlich Handelsstädte. Neue Mitglieder des Senats werden zwar durch ihn selbst gewählt, allein die Wahl ist vollkommen frey, und durch das Gesetz, welches verbietet, daß Blutsverwandte zu gleicher Zeit im Senate sitzen, dem Entstehen einer Familienaristokratie aufs kräftigste vorgebaut. Außerdem verlangt auch das Interesse des Senats selbst, alles zu vermeiden, was der Bürgerschaft Anlaß zum Mißvergnügen geben könnte, denn die festeste und wohl die einzige Stütze dieser Regierungen, denen beynah gar keine bewaffnete Macht zu Gebote steht, war von jeher die öffentliche Achtung und Liebe der Bürger. Schon früh ist es in den Städten lebhaft gefühlt, daß jede innere Unruhe beynah unvermeidlich die Dazwischenkunft fremder Mächte herbeyführen, und so die Selbstständigkeit dieser Städte in Gefahr bringen würde.

So sind die Verfassungen der Hansestädte, veschieden nach den Umständen und nach den Bedürfnissen, dennoch in einigen wesentlichen Punkten übereinstimmend. Langsam haben sie sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet, so wie irgend ein lebhaft

gefühltes Bedürfniß eine neue Veränderung nothwendig machte. Durch die Dauer der Zeit sind sie geprüft, als die zweckmäßigsten befunden, und allgemein als solche geachtet. Mögen auch immerhin die Formen dieser Verfassungen sehr mangelhaft seyn, ein großes Verdienst wird sich ihnen dennoch nie absprechen lassen, daß sie vorzüglich die Bildung eines öffentlichen Sinnes, eines Gemeingeistes beförderten, wie er sich wohl selten in einem andern Staate finden möchte.

Diese republikanische Verfassung der Hansestädte hat aber auch zugleich einen höchst wichtigen und heilsamen Einfluß auf den Handel dieser Städte, hauptsächlich auf den besondern Zweig desselben, welchen sie vorzugsweise betreiben, auf den Zwischenhandel. Dieser Einfluß ist so stark und so auffallend, daß es nur einiger weniger Bemerkungen bedarf, um dessen Wichtigkeit außer allen Zweifel zu setzen.

Es stellt sich bey dieser Untersuchung sogleich die auch schon von Büsch gemachte Bemerkung dar, daß der Zwischenhandel, wenn wir in die Geschichte zurückgehen, sich beynah ohne Ausnahme in den Händen einer oder der andern kleinen handelnden Republik befand. So betrieben diesen Handel in den alten Zeiten die Phönicier, Carthaginienser und Griechen, so im Mittelalter im Westen von Europa die italienischen Freystaaten und einige freye spanische Städte, während beynah zu gleicher Zeit im Norden von Europa der Hansebund unumschränkt auf zwey Meeren herrschte, und den Handel der nördlichen europäischen Länder ausschließlich betrieb. Als aber in neuern Zeiten die italienischen Republiken durch den veränderten Gang des Handels ihre Wichtigkeit verloren, und der Ocean an die Stelle des Mittelmeers als die große Straße für den Welthandel trat, als der ehemals mächtige hanseatische Bund sich aufgelößt hatte, so blieben dennoch die Lübecker, Bremer und Hamburger zu

gleich mit den Holländern, Engländern und in neuern Zeiten den Amerikanern, beynah ausschließlich im Besitze des Zwischenhandels, vorzüglich aber die drey Hansestädte, welche denselben auf eine für das ganze übrige Europa höchst wohlthätige Art besorgten.

Sehr natürlich war es, daß der Zwischenhandel hauptsächlich seinen Sitz in kleinen Republiken nahm. Freyheit ist die Seele des Handels, nur, wo sie sich findet, kann jener blühen, und wo fand der Handel grössere Freyheit, als in diesen kleinen Staaten, als in neuern Zeiten in den Hansestädten. Freylich eignete sich auch ihre politische Lage ganz vorzüglich dazu, dem Handel eine solche Freyheit in einem vorzüglichen Grade zu verschaffen. So genoß dort der Handel einer grosen Freyheit von Abgaben, und konnte dieselbe in einem gleich hohen Grade auch nur in kleinen Freystaaten genießen, die eben, weil sie politisch vollkommen unbedeutend sind, ungleich weniger Staatsbedürfnisse, ungleich weniger öffentliche Ausgaben zu bestreiten haben, als jeder monarchisch regierte Staat; in Freystaaten, welche beynah gar keine bewaffnete Macht besitzen, wo also der vornehmste Zweig der Ausgaben in andern Staaten beynah gänzlich wegfällt, wo außerdem die Besoldungen der öffentlichen Beamten durchgängig sehr geringe sind, und in den mehrsten Fällen die Ehre, dem Staate zu dienen, die Stelle pecuniärer Belohnungen vertritt; in Freystaaten endlich, wo der Bürger schon deshalb gegen alle willkührlichen Auflagen gesichert ist, und sich mit desto größerer Unbefangenheit seiner Industrie überläßt, weil zu jeder neuen Abgabe die Beystimmung der Bürgerschaft erforderlich ist. — Die Fremden, welche sich des Handels wegen in den Hansestädten aufhalten, genießen gleichfalls dort einer beynah uneingeschränkten Freyheit, und schon dies war ein hinreichender Grund für sie, sich der Hansestädte vorzugsweise bey

ihrem Handel zu bedienen. Und dennoch, obgleich der unmittelbar auf den Handel gelegten Abgaben sehr wenige waren, wurden alle Institute, welche auf die Beförderung und Erweiterung des Handels und der Industrie abzweckten, in den Hansestädten mit einer Liberalität unterhalten, welche auch einem größern Staate Ehre gemacht haben würde.

Ein gleich großer Vortheil, welcher unmittelbar aus der republikanischen Regierungsform der Hansestädte fließt, besteht in der großen Freyheit in Bezug auf Ein- und Ausfuhr, welche dort der Handel immer genoß; wenigstens ist diese Freyheit in allem, was eigentliche Kaufmannsgüter betrift, so gut als gar keinen Beschränkungen unterworfen. Das bey dem Handel so wichtige und leider nur zu oft verkannte Princip, einen jeden nach seiner eignen Einsicht handeln zu lassen, weil er doch gewiß in den ungleich mehrsten Fällen bey weitem am besten weiß, was ihm zuträglich ist, wird hier in vollem Umfange befolgt. Auch treten in den Hansestädten ungleich weniger fremdartige Rücksichten ein, welche die Regierung bewegen könnten, von diesem weisen Systeme abzuweichen. Dort sind keine Fabriken im Lande, welche man auf Kosten der fremden in Aufnahme bringen will, keine gespannten politischen Verhältnisse mit dem Auslande nöthigen dort zu Beschränkungen der Handelsfreyheit. Man fürchtet dort nie eine zu große Concurrenz der Käufer oder Verkäufer und hält sich überzeugt, daß es vergeblich und unnütz ist, eine vortheilhafte Billanz erzwingen zu wollen. So sind hohe Zölle und Ein- und Ausfuhrverbote in den Hansestädten beynah gänzlich unbekannt, so wie auch Monopole und ausschließliche Privilegien, welche Einzelnen auf Kosten Aller gegeben wären. Schon allein die republikanische Gleichheit ist dagegen eine sichere Schutzmauer, wenn auch die verderblichen

Folgen von dergleichen Maaßregeln in den Städten nicht so lebhaft anerkannt würden.

So wie die freie Verfassung in den Hansestädten einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Freyheit hat, welche dort dem Handel gestattet wird, auf eine ähnliche Weise äußert sich ihr Einfluß auf die Sicherheit und den Credit, welchen dort der Handel genießt; denn beyde stehen mit der Freyheit des Handels in enger Verbindung. Nur da wird die freye Anwendung des Capitals auf den Handel erst recht wohlthätig wirken können, wo zugleich das Capital selbst gegen alle willkührlichen Maaßregeln von oben herab vollkommen geschützt ist, und dieß ist in den kleinen hanseatischen Republiken wohl mehr, als in irgend einem andern Staate der Fall. Sowohl der einheimische Kaufmann, als auch der Fremde, welcher mit den Hanseaten handelt, braucht nicht zu fürchten, daß ein plötzlich ausbrechender Krieg, eine plötzlich eingeführte Beschränkung der Ein- und Ausfuhr seine wohl berechneten Speculationen täusche und ihn um den mühsamen Lohn seiner Arbeit bringe, Maaßregeln, welche nur zu häufig in monarchischen Staaten statt haben, und dort vielleicht selbst in manchen Fällen durch das wirkliche oder scheinbare Interesse und durch die politischen Verhältnisse des ganzen Staats entschuldigt werden können. Gewaltsame Finanzoperationen, beständiges Schwanken der Staatspapiere, wodurch vorzüglich in unsern Tagen der Credit der Staaten und des Handelsstandes ganzer Länder oft so auffallend leidet, sind gleichfalls in Republiken unbekannt, deren vornehmstes Interesse die Erhaltung ihres Handels und ihres Credits ist. Dahin geht das Bestreben aller; alle Bürger dieser Städte haben ein gleiches Interesse, dazu mitzuwirken, denn ihre politische Existenz, ihr Wohlstand im Innern hängt ja beynah ausschließlich von ihrem blühenden Handel ab. Vergeblich würde dort der

der Einzelne seinen Privatvortheil auf Kosten des allgemeinen Besten zu erreichen suchen; die Publicität, mit der dort alles verhandelt wird, der Gemeinsinn der Bürger, welche in dem Interesse des Staats zugleich ihr eigenes sehen, ist dagegen der sicherste Bürge.

Vorzüglich wichtig und wohlthätig zeigt sich der Einfluß der republikanischen Verfassung der Hansestädte bey der Hamburger Bank. Dieses Institut, welches nicht nur Hamburg, nicht nur den Hansestädten, sondern der ganzen handelnden Welt gleich wichtig ist, verdankt vorzüglich der freyen Verfassung Hamburgs, welche es gegen alle Eingriffe von Seiten der Regierung sicher stellt, seinen Credit und seinen unbescholtenen Ruf. Auch selbst der Umstand, daß es eine kleine Republik ist, welcher diese Bank zugehört, hat auf ihren Credit die wohlthätigsten Folgen gehabt, indem dieser Staat nicht in die politischen Verwickelungen gerathen konnte, welche schon so manche Regierung verleiteten, durch Verletzung der Banken, sich, wiewohl zum größten Nachtheile des allgemeinen Credits, aus der augenblicklichen Verlegenheit zu reißen. So entging die Bank von Hamburg dem Schicksale, welches die Banken von Venedig, Genua und Amsterdam zu ihrem großen Schaden erfuhren, und der unveränderte Werth ihres Bankgeldes bietet seit geraumer Zeit den Kaufleuten aller Länder einen beständigen einfachen Maasstab der Berechnung bey ihrem Verkehre dar.

Es würde jedoch überflüssig seyn, hier weitläufiger über einen Punkt zu sprechen, dessen Wahrheit so sehr von selbst einleuchtet, und woran wohl kein Hanseate, und niemand der die Hansestädte kennt, je zweifeln wird, daß nämlich diese Städte ihre Wohlfarth und ihren Flor hauptsächlich ihrer politischen Freyheit verdanken. Wichtiger ist die Untersuchung einer andern Frage, und welche da, wo von dem Interesse von Europa die

Rede ist, hauptsächlich berücksichtigt zu werden verdient: ist die freye Existenz der Hansestädte nachtheilig oder vortheilhaft für das übrige Europa, oder welchen Einfluß haben sie auf den Gesammthandel aller europäischen Nationen? — Der Haupthandelszweig, welchen die Hansestädte besitzen, besteht im Zwischenhandel, und darin, daß sie vorzüglich diesen Handel führen, besteht auch zugleich einer der Hauptvortheile, welche sie dem Gesammthandel aller Nationen verschaffen, ein Vortheil, welcher jedoch mit ihrer besondern Lage, das heißt, hauptsächlich mit ihrer Freyheit und Selbstständigkeit in zu genauer Verbindung steht, als daß das eine ohne das andere erhalten werden könnte. Dennoch aber ist es gerade der ausgedehnte Zwischenhandel, welcher oft gegen die Hansestädte zu der Beschuldigung Anlaß gegeben hat, als wenn sie eben dadurch dem direkten Handel der andern Nationen den größten Schaden zufügten. Es wird daher nicht überflüssig seyn, ehe wir von der großen Ausdehnung des Zwischenhandels der Hansestädte sprechen, vorher im Allgemeinen einige Worte über den Zwischenhandel überhaupt vorauszuschicken.

Der Zwischenhandel (commerce d'entrepôt oder d'économie) besteht darin, daß derjenige, welcher ihn betreibt, die Waaren und Producte entfernter Länder holt, um sie entweder bey sich selbst zu Markte zu fördern, oder sie denen, die ihrer bedürfen, wiederum zuzuführen, um auf ähnliche Weise diesen ihren Ueberfluß abzunehmen und zu verbreiten, und er ist daher wesentlich von dem Fracht- und Speditionshandel verschieden, bey dem derjenige, welcher die Verführung der Waaren besorgt, nicht selbst Eigenthümer derselben wird. Aus der Erklärung des Begriffs des Zwischenhandels läßt sich schon sehr leicht der Vortheil einsehen, welchen derselbe in dem Verkehre entfernter Völker unter einander schafft. Allein, wenn gleich die Existenz solcher Stapel-

plätze des Zwischenhandels allein schon ihre Nützlichkeit beweißt, denn wie würden sonst bey vollkommen freyem Handel Städte bestehen können, denen ja alle die Mittel fehlen, welche an Plätze, die in großen Reichen gelegen sind, vielleicht einen oder den andern Handelszweig fesseln können, so wird doch noch so häufig der allgemeine Nutzen des Zwischenhandels gänzlich verkannt oder falsch beurtheilt, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, denselben etwas genauer zu prüfen und zu entwickeln.

Der Vortheil, welchen der Zwischenhandel dem Gesammthandel bringt, fällt dann am stärksten in die Augen, wenn wir uns alle diejenigen Plätze, welche bis jetzt den Zwischenhandel betrieben, als nicht existirend denken. — Die nächste und unmittelbarste Folge davon würde die seyn, daß nun der Producent selbst seine Waaren den Verbrauchern zuführen müßte. Sehr beschwerlich würde dieß schon dann dem Producenten fallen, wenn er auch seinen Ueberfluß in den benachbarten Staaten absetzen könnte; noch beschwerlicher aber, wenn er vielleicht nur in weit entfernten Ländern die Consumenten seiner Erzeugnisse zu finden hoffen dürfte. Dann würden im Großen dieselben Schwierigkeiten eintreten, welchen der Verkehr überhaupt ausgesetzt wäre, wenn es ganz und gar keine Kaufleute gäbe, denn was der gewöhnliche Kaufmann in dem täglichen Verkehr zwischen Producenten und Consumenten ist, das ist der Zwischenhändler in dem Gesammthandel unter den verschiedenen Nationen. Der Producent wäre alsdann genöthigt, Geld und Zeit darauf zu verwenden, sich Abnehmer für seine Waaren zu suchen, und müßte so zwey ganz verschiedenartige Geschäfte, das des Kaufmanns und des Producenten mit einander verbinden. Wenn man nicht einmal den großen Zeitverlust in Anschlag bringen will, der damit doch beynahe unvermeidlich verbunden wäre, so würde auch selbst im glücklichsten Falle der

Producent des entfernt liegenden Landes sehr oft bey dieser Art den Handel mit dem Auslande zu betreiben, Verlust erleiden müssen. Denn möchte gleich immerhin das wechselseitige Bedürfniß des Producenten und des Consumenten dasselbe bleiben, so könnte dennoch der direkte Verkehr zwischen zwey Ländern, aus Mangel an Zwischenhändlern, sich sehr vermindern. Beynahe unvermeidlich müßte ja oft der Fall eintreten, daß der Producent seine Waare zu einer Zeit zum Verkauf anböte, wo der Markt in dem fremden Lande durch die momentane Concurrenz der Producenten vielleicht schon überfüllt wäre, wodurch alsdann der Einzelne gezwungen würde, entweder durch einen langen Aufenthalt zu leiden, oder seine Waaren unter ihrem Werthe loszuschlagen, zumahl wenn sie leicht verderblich wären. So wie die Verkäufer, so würden auch die Käufer gleichen Unbequemlichkeiten ausgesetzt seyn, auch hier sich Nachfrage und Angebot, der großen Ungewißheit dieses Handels wegen, oft ganz und gar nicht gleich bleiben. Beyden, Verkäufern und Käufern, würde ein Ort fehlen, wo sie mit Sicherheit darauf rechnen könnten, zu jeder Zeit die Producte des fremden Landes, deren sie bedürften, zu finden, und ihren eigenen Ueberfluß absetzen zu können. Wollte man, um dieß Uebel zu vermeiden, große Messen anlegen, so wie diese ehemals den Zwischenhandel zum Theil ersetzten, so bliebe dieß Mittel dennoch beinahe nothwendig immer unvollkommen; große Reisen müßten gethan werden, und augenblickliche Verhältnisse, welche auf die Concurrenz einen starken Einfluß äußerten, könnten immerhin die Preise schwankend und unbestimmt erhalten. Alle diese Unbequemlichkeiten fallen weg, sobald eigene Stapelplätze für den Zwischenhandel entstehen, gleichsam beständige Messen, wohin der Verkäufer zu jeder Zeit seine Waaren und seinen Ueberfluß schicken kann, und gewiß ist, dort

nicht nur immer Käufer und schnelle Bezahlung, sondern auch eben so alle seine Bedürfnisse aus fremden Ländern zu finden. Dazu kommt, daß der Zwischenhändler, wegen seiner Lage und ausgedehnten Verbindungen ungleich besser als der Producent oder der Kaufmann in dem fernen Lande im Stande ist, so manche kleine Umstände, Moden, Rechtspflege, Zolltarife 2c. so manche augenblickliche Conjuncturen zu erfahren, welche oft auf den Gang eines bestimmten Handelszweiges einen entscheidenden Einfluß haben, und demjenigen, welcher mit ihnen unbekannt ist, sehr leicht die anscheinend vortheilhafteste Speculation verderben; Umstände, welche sich zum Theil so schnell ändern, daß sie erst dann in dem entfernten Lande bekannt werden, wenn es zu spät ist, den daraus erwachsenen Schaden wieder gut zu machen.

Wenn man alles dieß zusammenfaßt, so wird es einleuchtend, daß die Vortheile, welche der entfernte Producent sowohl, als der Consument durch den Zwischenhändler erhält, einen mehr als hinlänglichen Ersatz für den mäßigen Gewinn gewähren, welchen vielleicht der Zwischenhändler bey dem Vertriebe der fremden Waaren macht. Auch erkennen dieß ja die Kaufleute der Länder, welche sich solcher Stapelplätze des Zwischenhandels bey ihrem Verkehre bedienen, schon eben dadurch auf das deutlichste an. Dieß beweißt aber auch zugleich, daß der Gewinn, welchen der Zwischenhändler macht, verhältnißmäßig sehr geringe sey; würde er jemals so beträchtlich steigen, daß der fremde Kaufmann sich wegen seines Risikos, dadurch hinreichend entschädigt glaubte, so würde er gewiß, so wie dieß schon oft der Fall war, den bisher über einen solchen Platz betriebenen Handel in einen directen zu verwandeln suchen. Auch ist bey der Concurrenz der verschiedenen Plätze, welche den Zwischenhandel betreiben, und bey der großen Ausdehnung

des Handels nicht zu befürchten, daß es je den Kaufleuten eines solchen Platzes gelingen sollte, ohne daß es bald allgemein bekannt würde, übertriebene Gewinne zu machen. Was trotz des wirklich sehr mäßigen Gewinnes, welchen der Zwischenhändler macht, dennoch sein Geschäft oft sehr vortheilhaft machen kann, das Benutzen augenblicklicher günstiger Conjuncturen, diesen Gewinn würde ja der entfernt lebende Kaufmann dennoch nie machen können.

Endlich ist es auch ein wohl zu vermeidender Irrthum, zu glauben, wenn man das große Gewühl und die große Handelsthätigkeit solcher Orte, wo der Zwischenhandel vorzüglich betrieben wird, betrachtet, alles dieß sey eigner Handel eines solchen Platzes. Ein großer, und gewiß sehr oft der ungleich größte Theil desselben ist nur Speditions- und Commissionshandel, wobey der Gewinn des Spediteurs und des Commissionärs dennoch immerhin nur sehr beschränkt bleibt.

Aus dem bisher gesagten leuchtet es schon einem jeden Unparteyischen klar und deutlich ein, wie wenig die Meynung derer gegründet ist, welche den Zwischenhandel dem Gesammthandel für nachtheilig erklären. Dagegen ist es schon, ohne einmahl auf die Erfahrung Rücksicht zu nehmen, klar, daß der Zwischenhandel zur Beförderung der Circulation und des Verkehrs nicht anders, als höchst zuträglich angesehen werden könne. Aber auch die Erfahrung bestätigt das, was hier über den Nutzen des Zwischenhandels gesagt ist, vollkommen, durch die vielen mißglückten Versuche, welche oft von Regierungen in dem Geiste des Mercantilsystems gemacht wurden, um einen Handelszweig, der bisher durch Hülfe der Zwischenhändler betrieben worden war, in einen directen Handel zu verwandeln. Als ein Beyspiel statt vieler, mögen hier nur die mißglückten Versuche Friedrichs des Zweyten angeführt werden. — Wenn so

der Nutzen des Zwischenhandels für den Gesammthandel aller Nationen keinem Zweifel unterworfen ist, so bleibt uns hier noch die Untersuchung übrig, welchen Einfluß die Hansestädte, in deren Händen sich bis jetzt ein so beträchtlicher Theil des europäischen Zwischenhandels befand, auf den Gesammthandel aller Länder hatten, und wenn gleich ihre Wirksamkeit durch die drückenden Verhältnisse des Augenblicks gelähmt ist, doch gewiß auch in der Folge haben werden. Die Beantwortung dieser Frage zerfällt wiederum in zwey Untersuchungen, nehmlich einmal, welchen Einfluß haben die Hansestädte auf den Gesammthandel in Friedenszeiten, und zweytens, wie äußerte sich ihre Thätigkeit in Kriegszeiten?

Was einmal den Einfluß des Zwischenhandels der Hansestädte auf den Gesammthandel in Friedenszeiten betrifft, so kommen hier verschiedene Umstände zusammen, welche sämmtlich dazu beytragen, den Handel der Hansestädte sehr lebhaft und ansehnlich machen. Dahin gehört vor allem ihre geographische Lage, welche immer mehr oder weniger auf die Ausdehnung des Verkehrs einer Handelsstadt Einfluß hat. Wenig Plätze aber vereinigen wohl so viel Vorzüge einer vortheilhaften geographischen Lage, als die Hansestädte, alle drey gelegen an schiffbaren Strömen, welche zum Theil die fruchtbarsten Provinzen Deutschlands durchlaufen, und sich nicht weit von ihnen in zwey Meere ergießen. Lübeck und Hamburg besitzen außerdem an den Mündungen der Trave und Elbe selbst, die Häfen von Travemünde und Cuxhafen; Bremen ist zwar ungleich weiter vom Meere entfernt, dennoch aber ist der Hafen von Vegesack, wenn gleich nicht unmittelbar an der Mündung der Weser, für seinen Handel zureichend. So verdanken die drey Städte ihrer geographischen Lage nicht nur einen großen Theil ihres eigenen Handels, sondern auch

vorzüglich ihren Commissions- und Speditionshandel, da sie so leicht fremde Waaren bis in die Mitte von Deutschland, und deutsche Producte nach fernen Ländern unmittelbar zu Wasser verfahren können.

Einen gleich wichtigen Einfluß auf den Handel der Hansestädte, welches schon aus dem, was wir oben bemerkten, deutlich hervorgeht, hat ihre freye politische Existenz, deren Erhaltung wohl als die unerläßliche Bedingung der Fortdauer ihrer mercantilischen Wichtigkeit angesehen werden kann, und nur einige wenige Bemerkungen brauchen hier über den Einfluß ihrer republikanischen Verfassung auf den Gesammthandel hinzugefügt zu werden. Die Freyheit, die Sicherheit im Handel und Wandel, und der Credit, welcher die freye Verfassung der Hansestädte so sehr zu befestigen dient, kommen den Ausländern gleichfalls im hohen Grade zu statten. Die gute Aufnahme, welche sie dort finden, der lange Credit und die prompte Bezahlung, welche sie dort erhalten, die unbeschränkte, durch keine willkührlichen Verfügungen der obersten Gewalt beengte Concurrenz, und die Gewißheit, zu jeder Zeit, ohne plötzliche Beschränkungen je fürchten zu müssen, in den Hansestädten ihre Bedürfnisse und Absatz für ihren Ueberfluß zu finden, dieß alles macht den Fremden diese Plätze für ihren Handel vorzüglich gelegen. Auch finden sie dort alle, auf die Erleichterung und Beförderung des Handels abzweckende Institute, wie z. B. außer der hamburger Bank, der wir schon Erwähnung thaten, eine große Anzahl Assecuranzcompanieen, welche eben, weil sie von aller Einmischung der obersten Gewalt unabhängig bestehen, und unter ihnen eine gänzlich freye Concurrenz herrscht, sehr vortheilhaft und reell sind. Außerdem ist ja aber auch alles, was dem Handel zuträglich

seyn kann, in den Hansestädten ein Gegenstand der vorzüglichen Sorgfalt der Regierung.

Der Transitohandel ist in diesen Plätzen mehr als irgendwo begünstigt, und von allen drückenden Abgaben befreyt. Früh sind diese Städte durch Erfahrung belehrt, wie leicht dieser oft so einträgliche Handelszweig bey der geringsten Bedrückung seinen Weg verändert, und der großen Freyheit, welche sie ihm gestatteten, haben sie es vorzüglich zu danken, daß der Transito seine Hauptstraße über sie genommen, und daß alle Versuche benachbarter Fürsten, denselben in ihr Land zu locken, bis jetzt vergeblich gewesen sind. — So bildeten die Hansestädte in ruhigen Zeiten das große Band, welches alle Nationen Europas umschlang, und den Westen und Norden dieses Welttheils mit einander vereinigte; sie waren es, welche den größten Theil des europäischen Continents mit den Erzeugnissen fremder Welttheile versorgten, und ihm eben so einen sichern Absatz seines Ueberflusses verschaften.

Das, was bisher über die Nothwendigkeit des Zwischenhandels und über die Wichtigkeit desselben für den Gesammthandel gesagt ist, widerlegt auch schon hinlänglich den Vorwurf, den man so oft mit wenigem Bedachte den Hansestädten gemacht hat, sie thäten durch ihren Handel dem directen Verkehre anderer Nationen Abbruch, zögen den Handel anderer Länder ausschließlich an sich. Man hat wirklich Mühe, zu begreifen, wie man überhaupt auf den Einfall kommen konnte, daraus den Hansestädten einen Vorwurf machen zu wollen, daß sich die Fremden ihrer vorzugsweise bedienen, aus dem einfachen Grunde, weil ihnen der Handel mit diesen Plätzen der vortheilhafteste dünkt. Noch sonderbarer aber erscheint die Beschuldigung dann, wenn man sich besinnt, daß sie Städten gemacht wird, bey welchen ihrer politischen Lage wegen, jeder

Schein von Zwang vollkommen wegfällt, welche ja keins der Mittel in Händen haben, welche sonst wohl von Regierungen angewandt worden sind, den Handel vorzugsweise an diesen oder jenen Ort zu fesseln. Oder wollte man darum, weil die Hansestädte den ausgedehntesten Zwischenhandel treiben, weil die Fremden freywillig ihres eigenen Vortheils wegen sich ihrer vor andern bedienen, etwa lieber alle die Vortheile entbehren, welche der Zwischenhandel dem Gesammthandel bringt, nur aus Neid, damit jene Plätze dadurch nicht gewönnen? Und dazu würde man sich doch großentheils wenigstens entschließen müssen, denn man würde gewiß sehr irren, wenn man glaubte, ein jeder Handelsplatz, selbst wenn er sehr vortheilhaft gelegen wäre, würde dieselben Dienste leisten können, als diese Städte, bey dem gegenwärtigen Zustande des Handels. Warum wären sonst Stettin und Altona, bey der kräftigen Unterstützung ihrer Regierungen, nicht schon längst gleich wichtig geworden, als Lübeck und Hamburg? Die Freyheit war es, die politische Unabhängigkeit und der kaufmännische Geist, der sich nie in einem gleichen Grade in einem Staate ausbilden wird, wo der Kaufmann immer nur eine untergeordnete Rolle spielt, wo das Handelsinteresse nicht so ganz eigentlich das einzige ist, als dieß in den Hansestädten der Fall ist, welche diesen Städten ihre hohe, merkantilische Wichtigkeit gaben und geben werden, was man oft so gänzlich vergessen zu haben scheint. Daß es aber eine nicht weniger falsche Idee sey, als schade der Flor der Hansestädte nothwendig dem Aufblühen benachbarter Handelsplätze, das widerlegt ja wohl das Beyspiel von Altona auf die auffallendste Art. Der Handel dieses Orts hatte in der neuesten Zeit, vor den letzten unglücklichen Ereignissen, welche den dänischen Handel betrafen, ansehnlich zugenommen, unerachtet seiner Lage in der Nähe von Hamburg, und wohl

möchten die hamburgischen Kapitale und die große Handelsthätigkeit dieser Stadt für Altona eher vortheilhaft, als nachtheilig gewesen seyn. Eben so ungegründet ist die Behauptung, als halte eine große Handelsstadt, welche den Zwischenhandel für ganze Länder beynah ausschließlich in Händen habe, den Preis der Waaren gewaltsam in die Höhe. Schon daß es große Handelsstädte sind, welche den Zwischenhandel treiben, in denen daher die Concurrenz dennoch immer sehr ansehnlich bleibt, macht dieß unmöglich. Aber auch angenommen, es könnte eine Verabredung der Kaufleute eines solchen Platzes über den Preis der Waaren als möglich gedacht werden, würden dann nicht bald die Fremden auf direktem Wege ihre Bedürfnisse sich zu verschaffen, und ihren Ueberfluß abzusetzen suchen, ehe sie den Zwischenhändlern eine lange Zeit solche monopolistische Gewinne zugeständen? Und daß dieß sehr leicht der Fall sey, sobald ein solcher direkter Handel außerordentlichen Gewinn verspricht, das beweißt ja der häufige Wechsel, das Steigen und Fallen der einzelnen Handelszweige hinreichend. Dagegen läßt sich wohl nicht ohne Grund behaupten, daß eben durch die Hansestädte der Preis der Waaren derjenigen Länder, für welche sie vorzugsweise den Zwischenhandel betreiben, beständig in einem, Verkäufern und Käufern gleich vortheilhaften Gleichmaaße gehalten werde, indem sie das wechselseitige Bedürfniß kennen, und daher nicht zu befürchten ist, daß durch augenblickliche Ueberfüllung des Marktes der Preis der Waaren unverhältnißmäßig sinke, noch durch zu spärliches Angebot plötzlich und gewaltsam in die Höhe getrieben werde.

So kommen wir also zu dem Resultate, welches jeder, der den Gang des Handels und vorzüglich den Zwischenhandel der Hansestädte kennt, gewiß schon längst bey sich gezogen hat, daß derselbe sowohl den Producenten als den Consumenten, welche

durch die Hanseaten Absatz ihrer Waaren und ihre Bedürfnisse erhalten, im höchsten Grade vortheilhaft sey, daß jede günstige, nur etwas lang anhaltende Conjunctur den Producenten sowohl als den Consumenten zu statten kommt, und daß diese nur allein günstigen Conjuncturen des Augenblicks, von welchen sie ohnedieß ihrer Entfernung wegen, keinen Vortheil würden gezogen haben, entbehren, daß sie aber dagegen auch den Verlust bey so mancher nachtheiligen augenblicklichen Conjunctur nicht zu tragen haben, welcher allein auf den Zwischenhändler fällt.

Allein, wie groß auch immer der Vortheil seyn mag, der dem Gesammthandel durch den Zwischenhandel der Hansestädte in Friedenszeiten zufließt, so zeigte er sich doch noch auffallender in Kriegszeiten. Es ist aber desto wichtiger, an die Vortheile, welche dem Handel aller Nationen, und vorzüglich dem Handel der jedesmahligen kriegführenden Mächte, das heißt hier ja hauptsächlich wohl Frankreich und England, durch die Hansestädte zuflossen, in unsern Tagen zu erinnern, je neuer die Verdienste derselben sind, und je mehr dennoch der größere Theil der europäischen Mächte nur darauf bedacht zu seyn scheint, den hanseatischen Handel gänzlich zu zernichten, ohne zu bedenken, daß sie durch ein solches Verfahren sich selbst die tiefsten Wunden versetzen.

Der Hauptpunkt, worauf es hier ankommt, und worauf die hohe merkantilische Wichtigkeit der Hansestädte in allen bisherigen Kriegen ganz vorzüglich beruhte, ist ihre gänzliche politische Nullität, weßwegen sie aber auch zugleich die Eifersucht der kriegführenden Mächte ungleich weniger auf sich zogen, als dieß bey einem jeden andern Staate der Fall gewesen seyn würde. Die Hansestädte dagegen sind in politischer Rücksicht so vollkommen unbedeutend, es ist von ihnen so ganz und gar

nichts zu fürchten, und sie sind als Verbündete selbst, weßwegen doch oft kleinere Staaten in die politischen Angelegenheiten mit verflochten werden, so wenig zu brauchen, daß ihr Handel nie bey den größern Mächten den leisesten Verdacht einer feindseligen Absicht erwecken kann. So ist es doppelt wichtig in dem gegenwärtigen Zustande von Europa, wo es jedem nur irgend beträchtlichen Staate, der auch nur noch einige politische Verbindungen unterhält, beynahe unmöglich geworden ist, in jedem Kampfe zwischen den großen Hauptmächten Europas auf die Länge seine Neutralität zu behaupten, daß nur allein die Hansestädte es sind, deren politische Unbedeutendheit sie bis auf die neuesten Zeiten nie in diese Verlegenheit kommen ließ. Ihre neutrale, keinen Argwohn und keine Eifersucht erregende Flagge unterhielt deßhalb auch gewöhnlich während des Krieges die Handelsverbindungen sowohl unter den neutralen, als auch vorzüglich unter den kriegführenden Mächten, und mit deren Colonien mit ungleich größerer Leichtigkeit, als die Flagge jedes andern neutralen Staats.

Unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet, ist der Handel der Hanseaten in Kriegszeiten dem Gesammthandel vortheilhaft und zuträglich, sowohl in Beziehung auf die kriegführenden, als auch mit Rücksicht auf die neutralen Mächte. In der ersten Rücksicht fallen die Vortheile, welche der Handel der Hansestädte bey einem jeden entstandenen Seekriege den kriegführenden Mächten darbot, am hellsten in die Augen, hauptsächlich alsdann, wann, wie dieß in neuern Zeiten beynahe beständig mit England der Fall war, eine der beyden kriegführenden Seemächte bald ein entschiedenes Uebergewicht erlangte, und die Flagge ihrer Feinde von den Meeren verjagte. Die Hanseaten betrieben alsdann den Handel der schwächeren Seemacht mit ungleich größerer Sicherheit und Leichtigkeit,

als eine jede andere politisch wichtigere neutrale Macht, in deren Aufrichtigkeit man so leicht Mißtrauen setzen, deren Absichten so leicht Argwohn erwecken konnten. Jedoch nicht weniger, als der schwächeren kriegführenden Macht, war der Zwischenhandel der Hansestädte alsdann auch den Siegern nützlich, nicht nur, indem er ihnen die Waaren des festen Landes zuführte, deren sie bedurften, sondern auch, weil er in denjenigen Gegenden ungehindert thätig seyn konnte, wo vielleicht die Schiffe der präponderirenden Macht sich dennoch der feindlichen Kapereyen wegen wenigstens nicht einzeln hinwagen durften. Die Sicherheit, welche der Handel der Hanseaten in allen Kriegen genoß, verschaffte zugleich den Vortheil, daß sie im Stande waren, die Waaren beständig zu den billigsten Preisen zu liefern. Daher waren natürlich auch die Assecuranzen sehr geringe, weil der Hanseate nicht zu befürchten brauchte, daß durch eine plötzliche Veränderung in dem Systeme seiner Regierung, durch politische Combinationen die Neutralität seiner Flagge gefährdet werde. — Gleich vortheilhaft, wie für die kriegführenden Mächte, würkten die Hansestädte in Kriegszeiten auch für die übrigen Neutralen. Auch diese genossen des Vortheils der wohlfeilen Preise, benutzten nach wie vor diese Niederlagen des Zwischenhandels, und fühlten so die durch den Krieg hervorgebrachte Stockung in dem freyen Verkehre weniger schwer.

Aber dieß Bestreben der hanseatischen Zwischenhändler, das Unglück des Kriegs aus allen Kräften zu erleichtern, und die verderblichen Folgen desselben auf die Industrie und den Handel aller und vorzüglich der kriegführenden Nationen, so wenig fühlbar zu machen, als möglich, eben dieß, wofür ihnen gewiß jeder auf den ersten Blick danken möchte, hat man ihnen zum bittersten Vorwurf gemacht. Denn eben dadurch, sagte man,

daß sie die Industrie und den Handel der kriegführenden Mächte unterstützten, tragen sie ja mittelbar zur Verlängerung und Ausdehnung der Kriege bey, indem sie den kriegführenden Mächten immer neue Mittel verschaffen, dieselben fortzusetzen. Vielleicht ward der Feind nur durch die Kräfte, welche er durch den nach wie vor lebhaft fortgehenden Handel und durch die Industrie seiner Unterthanen erhielt, in den Stand gesetzt, einen Kampf auf die Dauer zu bestehen, welcher sonst schnell beendigt worden wäre. Allein einmal dachte man nicht daran, daß der Vortheil des hanseatischen Zwischenhandels beyden kriegführenden Mächten, wenn auch vielleicht nicht in gleichem Maaße zu Theil ward, und dann ist es doch wohl mehr als zweifelhaft, ob überhaupt die Folgen des neutralen hanseatischen Handels, — und der Vorwurf, der den Hansestädten gemacht wird, trifft ja zugleich den ganzen neutralen Handel in Kriegszeiten — ob diese Folgen würklich so beschaffen waren, als man sie sich hier vorstellt, ob dadurch allein, oder auch nur größtentheils denn würklich die kriegführenden Mächte in den Stand gesetzt wurden, den Kampf beträchtlich zu verlängern? Man sollte doch denken, der Grundsatz: derjenige werde Sieger bleiben, welcher den letzten Thaler in der Tasche behalte, sey zu oft durch die Erfahrung widerlegt, als daß man auf ihn noch ein großes Gewicht legen dürfe, vorzüglich seitdem uns die Geschichte unserer Tage ein Volk aufgestellt hat, welches troß der bis zu einem fast nie gesehenen Grade ausgedehnten strengen Maaßregeln gegen seinen Handel und seine Industrie, doch die Anstrengungen des ganzen gegen dasselbe verbündeten Europas täuschte und siegreich aus dem großen Kampfe hervorging? Oder hat vielleicht England durch die großen Schätze, welche es in dem langen Kriege verschwendete, darum besser seinen Zweck erreicht? Wenn es die militärischen Talente der Nation und ihrer Führer waren, welche

von jeher in der Regel und noch in unsern Tagen auf eine so auffallende Art, den Ausschlag in jedem Kriege gaben, wenn die Finanzen eines Staats nur unter außerordentlichen Umständen hier die Entscheidung geben konnten, wie soll man es da den neutralen und vorzüglich den hanseatischen Zwischenhändlern so hoch anrechnen, wenn sie durch ihre Betriebsamkeit das Eigenthum des unschuldigen Individuums retteten, wenn sie es verhinderten, daß nicht durch die Stockung alles Handels und Gewerbes eine zahlreiche Classe in den kriegführenden sowohl, als in den neutralen Nationen an den Bettelstab gerieth? Und ist es denn endlich wirklich auch nur möglich, eine solche Handelssperre auf die Dauer durchzusetzen; ist irgend eine Macht im Stande, allen Handel zu zernichten, so lange dieser noch denen, welche ihn betreiben, vortheilhaft ist? Nach so manchem mißglückten Versuche einen Verkehr sperren zu wollen, so lange bey dessen Unterhaltung noch Vortheil zu erwarten war, sollte man doch allmählig allgemein überzeugt seyn, daß man dadurch nicht den Kaufmann, welcher sich durch desto größere Gewinnste gegen alles Risico decken wird, sondern den unschuldigen Consumenten drückt, welcher nun seine Bedürfnisse desto theurer einkaufen muß, und daß die verderblichen Folgen eines solchen Systems in der Regel auf die Urheber desselben zurückfallen.

Daß außerordentliche Zeitumstände und politische Conjuncturen, so wie die gegenwärtigen, von der Regel eine Ausnahme machen und wohl nur durch das Gesetz der Nothwendigkeit zu entschuldigende Ausnahme machen können, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden; daß aber die nachtheiligen Folgen dieses Systems von allen Bewohnern des Continents darum nicht minder stark gefühlt werden, ist ja gleichfalls allgemein anerkannt, und Frankreich selbst hat die Größe der nothwendig gewordenen Aufopferungen nie verkannt.

Es liegt außer dem Zwecke dieser Blätter, weitläufiger den wohlthätigen Einfluß zu entwickeln, welchen der Handel der Hansestädte auf die einzelnen Länder Europas in den neuern Zeiten gehabt hat, wie sie Frankreich vorzüglich in Kriegszeiten mit den seiner Marine unentbehrlichen Producten des Nordens versorgten und den Handel mit seinen Colonien unterhielten, wie sie eben so die Ausfuhr der französischen Producte so außerordentlich beförderten, und wie Frankreich fortdaurend in seinem Handel mit den Hansestädten der vortheilhaftesten Balanz genoß; wie das kaufmännische England selbst, sich ihrer mit dem größten Vortheile bey dem Vertriebe und dem Absatze seiner Produkte und bey seinen Zahlungen im Norden bediente; wie Rußland's Handel erst durch die Hansestädte seine große Ausdehnung erhielt, indem die Südländer aus diesen großen Niederlagen russischer Waaren hauptsächlich ihre Bedürfnisse zu befriedigen pflegten, wie sie eben so den Ausländern, welchen der direkte Handel auf Rußland zu beschwerlich fiel, zu Stapelplätzen für ihre Waaren dienten, welche die Hanseaten alsdann weiter nach ihrer Bestimmung spedirten, wie eben so endlich Rußland sich dieser Städte, vorzüglich Hamburgs, mit dem besten Erfolge bey seinen Zahlungen bediente. Das was von den drey Hauptstaaten Europas gilt, gilt auch, wenn gleich vielleicht nicht in derselben Ausdehnung, von den übrigen Staaten, vorzüglich aber von Deutschland, dem die Hansestädte unermeßliche Vortheile gewährten, sowohl bey dem Vertriebe seiner Producte, als auch durch die Leichtigkeit, mit der sie ihm seine Bedürfnisse zu den wohlfeilsten Preisen verschafften. Wohl mit Recht hat man daher die Hansestädte die Seele von Deutschland genannt, indem sie es sind, welche die Industrie dieses großen Landes befördern und den Fleiß seiner Bewohner beleben. Unter den außereuropäischen Staaten ist es endlich noch Nordamerika,

welches in einem hohen Grade den wohlthätigen Einfluß der Hansestädte auf den allgemeinen Verkehr bey seinem Handel erfährt.

So waren die Hansestädte bis auf die neuesten Zeiten, wo die, allen neutralen Handel für den Augenblick lähmenden Maaßregeln, welche die kriegführenden Mächte ergriffen, — ohne daß jedoch bis jetzt wenigstens der beabsichtigte Zweck erreicht wurde, — auch ihre Wirksamkeit lähmten. Gleich nützlich allen Nationen, betrieben sie den Zwischenhandel in einer Ausdehnung und mit einem Erfolge, dessen wohlthätige Wirkungen sich über alle handelnden Völker erstreckten. Die große Stockung, welche der Verkehr aller Länder erfuhr, sobald der Handel der Hansestädte gesperrt war, die lauten Klagen, welche allenthalben über den Verfall der Industrie, vorzüglich in den benachbarten Staaten, gehört wurden, gaben zugleich den sichersten Beweiß, wie wohlthätig ihre Wirksamkeit gewesen, waren den Städten die sichersten Bürgen des allgemeinen Antheils, welchen das ganze handelnde Europa an der Erhaltung ihrer unabhängigen Existenz nimmt, und wohl mit Recht, denn die Erhaltung ihrer freyen unabhängigen Existenz ist die einzige und unerläßlich nothwendige Bedingung, damit die Hansestädte das in der Folge sind, was sie bisher mit so glücklichem Erfolge für Europa waren, ohne dieselbe ist ihre Wichtigkeit dahin und sie sinken in die Classe gewöhnlicher Handelsstädte herab.

So sehr die Wahrheit dieser Behauptung schon aus dem bisher gesagten einzuleuchten scheint, so ist es doch wohl der Mühe werth, über einen Punkt von der Wichtigkeit noch einiges hinzuzufügen, damit man sich ja nicht durch den Irrthum verführen lasse, als würden die Hansestädte unter der Gewalt eines Fürsten dieselben Vortheile für den Gesammthandel gewähren, als zuvor, und zugleich eine ergiebige Hülfsquelle für die

erschöpften Finanzen abgeben. Schon oben haben wir von dem Einflusse der republikanischen Verfassung der Hansestädte auf ihren Handel und ihre commercielle Wichtigkeit gesprochen und nur wenig braucht hier hinzugefügt zu werden, um zu zeigen, daß die Erhaltung ihrer politischen Independenz die Hauptbedingung ihres blühenden Wohlstandes und ihres ausgedehnten Handels ist. Nur ihre Selbständigkeit gibt ihnen ja die einzige vollkommen sichere Garantie ihres freyen Handels, der Hauptquelle ihres Wohlstandes, eine Garantie, welche kein auch noch so förmliches Versprechen des neuen Oberherrn je würde geben können. Zu viele Umstände könnten eintreten und würden selbst wahrscheinlicher Weise eintreten, welche ein solches Versprechen unwürksam machen könnten, als daß es je zu erwarten wäre, auf diese Weise einen Ersatz für die verlohrene, unabhängige Existenz zu erhalten. Wollte man auch nicht an den bey der gegenwärtigen Lage von Europa, — wo es einem jeden nur irgend beträchtlichen Staate unmöglich wird, bey einem zwischen den Hauptmächten entstandenen Zwiste auf die Dauer seine Neutralität zu behaupten, — gewiß sehr möglichen Fall denken, daß der Oberherr der Hansestädte auch vielleicht selbst wider seinen Willen gezwungen würde, an diesen politischen Händeln Theil zu nehmen, und den Handel der Hansestädte Preiß zu geben, wie viele Anlässe könnten dennoch eintreten, welche die Erfüllung eines solchen Versprechens auf die Länge verhinderten? Unbekanntschaft des Fürsten selbst mit dem Handel, mit der merkantilischen Wichtigkeit dieser Städte, Hintansetzung ihres Interesse gegen das, was man vielleicht als das Interesse des ganzen Staats ansehn möchte, Privatabsichten oder böser Wille mächtiger Günstlinge, vor allem aber Finanzangelegenheiten könnten nur zu leicht die Uebertretung einer solchen gegebenen Garantie veranlassen. Beschränkungen der Ein-

und Ausfuhr waren in den Hansestädten so gut als gänzlich unbekannt, alle Nationen waren dort gleich gern gesehen, denn die Städte kannten kein anderes Interesse, als das ihres Handels und standen mit andern Staaten in gar keinen politischen Verbindungen. Dieß würde beynah unvermeidlich aufhören, sobald die Hansestädte Theile eines größern Staats würden, welcher in mehr oder minder freundschaftlichen Beziehungen mit andern Nationen stände, und ihren Handel mehr oder weniger zu begünstigen suchte, wodurch nothwendig der bisher so allgemeine Credit und die Sicherheit des Handels der Hansestädte, welche sich größtentheils mit auf die strenge Gleichheit in der Behandlung aller Nationen gründet, gleichfalls sehr geschwächt werden müßte. Einer der Hauptvortheile, welchen die Hansestädte bis jetzt gewährten, ihre strenge, keiner Eifersucht anderer Mächte ausgesetzte Neutralität in den Seekriegen und die unter solchen Verhältnissen wohlthätige Lebhaftigkeit ihres Handels, würden nothwendig wegfallen. Nur politisch vollkommen unbedeutende Staaten, wie bisher die Hansestädte waren, können ja hoffen, dies Glück auf die Dauer zu genießen, und selbst diese Städte, so unbedeutend sie auch waren, wurden ja in den Strudel der politischen Verwickelungen in unsern Tagen mit hineingezogen; wie viel mehr, wenn sie je zu einem großen Staate gehört hätten! — Auch selbst der Vortheil, welchen ihnen vielleicht vortheilhafte mit dem Auslande geschlossene Handelsverträge bringen könnten, möchte doch wohl schwerlich groß genug seyn, um ihnen einen hinreichenden Ersatz für diesen Verlust zu geben.

So würden die Hansestädte unter der Regierung eines Fürsten bald das allgemeine commercielle Interesse verlieren, welches sie gegenwärtig besitzen, und ihr geschwächter Wohlstand sie auch als finanzielle Hülfsquelle wenig brauchbar machen;

denn um großen Gewinn von ihnen ziehen zu können, müßten ja nothwendig Industrie und Handel mit Auflagen beschwert werden, das sicherste Mittel, um beyde zu schwächen!

Indem aber so die politisch unabhängige Existenz der Hansestädte die hauptsächliche Bedingung ihres eigenen Flors und Wohlstandes ist, ist sie auch zugleich mittelbar für alle übrigen handelnden Nationen von der höchsten Wichtigkeit, um ihnen fernerhin die Vortheile zu gewähren, welche sie bisher durch diese Städte erhielten. Alles bisher Gesagte ist auch hier mit wenigen Modificationen anwendbar. Das Zutrauen, die politische Nullität, wodurch die Hansestädte bisher dem übrigen Europa so wichtig wurden, würde verschwinden, sobald sie einem Fürsten gehorchten. Mit dem Verluste ihrer Neutralität würde nicht nur den Städten selbst eine Hauptquelle ihres Wohlstandes verstopft, sondern auch alle andere Nationen dadurch einen empfindlichen Verlust erleiden. Was in unsern Tagen höhere Rücksichten nothwendig machten, was die Hansestädte bis jetzt noch so glücklich sind, als einen außerordentlichen Zufall, außer der gewöhnlichen Ordnung der Dinge, betrachten zu können, würde dann bald zur Regel werden, und dies allein kann ja schon einen hinreichenden Beweiß davon abgeben, wie traurig alsdann ihr Loos seyn würde.

So waren und sind die drey Städte Lübeck, Bremen und Hamburg, die schwachen Reste eines ehemals mächtigen Bundes, die ehrwürdigen Zeugen einer größern Vergangenheit. Durch einen gemeinschaftlichen Namen, durch die Aehnlichkeit ihrer Verfassung, durch das höchste gleiche Interesse vereinigt, stehen sie da, die Stützen und Zufluchtsörter ächt deutschen Sinnes und Charakters. Zwar ist auch der blühende Baum ihres Glücks, durch den Sturm entblättert, welcher in unsern Tagen ertödtend über Europa dahinfuhr, der vor allem in un-

ſerm gemeinſamen Vaterlande ſo manche ſchöne Frucht im Keime zerſtörte; aber noch ſteht der Stamm der deutſchen Eichen unerſchüttert, noch lebt in jenen Städten alte Biederkeit, ein reger, alles umfaſſender Gemeingeiſt voll Wärme und Eifer für alles Gute und Schöne, der ſich ja in den letzten unglücklichen Zeiten oft ſo herrlich bewährte. Durch dieſe Tugenden erwarben ſich bisher dieſe Städte die wohlverdiente Achtung großer Mächte und werden ſie immer erhalten, zum ſchönen Beweiſe, daß auch der Schwache dem Mächtigen Achtung abzunöthigen vermag!

So ſey es denn auch dem Verfaſſer dieſer Blätter, den kein anderes Intereſſe an die Hanſeſtädte knüpft, als das allgemeine, welches jeden Deutſchen an ſein Vaterland feſſelt, als die innige Liebe zu der glücklichen Verfaſſung jener Städte und die hohe Achtung des ehrwürdigen Gemeingeiſtes, der ſie beſeelt, ſo ſey es auch ihm erlaubt, hier aus vollem Herzen den Wunſch niederzulegen, den gewiß jeder Deutſche, welchen die Stürme unſerer Tage ſeinem Vaterlande nicht entfremdeten, innig mit ihm theilt, daß bald die Morgenröthe eines ſchönern Tages, einer friedlichern Zeit, auch dieſen Städten ihren Flor und ihre Thätigkeit wiedergeben möge, zum Seegen für Deutſchland und zum Heil der ganzen europäiſchen Menſchheit!

Friedrich Saalfeld.

Geburt und Wiedergeburt.

„Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch; und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.“ Joh. 3. 6.

Unter den verschiedenen Systemen, die in der dunkeln Lehre der Elemente oder Grundprincipien der körperlichen Dinge von den Natur-Philosophen sind aufgestellet worden, ist wohl das vor andern wahrscheinlich, das zwey strittige Principien, die durch ein drittes vereiniget werden, annimmt, und aus der Art der Vereinigung und dem mehr oder weniger der Principien die Verschiedenheit der körperlichen Dinge erklärt; übrigens aber ein Unreines anerkennt, das in dieser Unterwelt dem Reinen anhängt, und seine Kräfte und Thätigkeit hemmt und hindert.

Es ist dies System nicht allein in sich selbst das einfachste, sondern es wird auch durch die ältesten Kosmogonieen, wo von zwey solchen Principien, einem thätigen und einem leidenden, bey den Chinesen das Vollkommene und das Unvollkommene, bey den Indiern das Männliche und

das **Weibliche** ꝛc.; und von einem **Ur=Unreinen**, bey den Parsen die **Finsterniß des Ahrimans** ꝛc. immer und überall die Rede ist, bestätiget.

Moses lehrt auch: der Acker sey um des Menschen Willen verflucht worden *); doch sagt er: vorher, als Gott die Thiere der Erde und des Wassers, und allerley gefiedertes Gevögel der Luft, ein jegliches nach seiner Art, und Gras und Kraut, das sich besaame, und Bäume, die ihren eignen Saamen bey ihm selbst haben ꝛc. gemacht hatte, sey alles sehr gut gewesen.**)

Nun ist zwar die Hervorbringung jener ersten Exemplare der körperlichen Dinge etwas anders, als ihre Fortpflanzung seit dem; doch ist das Procedere der Natur in beyden Fällen nicht verschieden, und kein anderes. Sie vereinigte nehmlich, bey jener Hervorbringung, die zwey Principien, wie sie damals seyn mochten, und vereiniget sie, bey der Fortpflanzung, wie sie nun sind, das ist, mit dem ihnen anklebenden **Unreinen**.

Dies nun geschieht bey allen körperlichen Dingen, in allen Classen, Gattungen und Arten. Und das ist gebähren, oder **Geburt** in der physischen Natur; **Wiedergeburt** würde seyn, wenn die Natur die zwey in einem Körper vereinigten Principien trennte, und, von dem ihnen anklebenden **Unreinen** befreyt, wieder vereinigte.

Dies aber kann sie, wie die Erfahrung lehrt, sich selbst gelassen, nicht. Indeß wehrt sie sich ihrer Haut, und arbeitet unaufhörlich, was ihr im Wege ist und ihren Gang hindert, von sich und auf die Seite zu schaffen. Und ihr bey dieser Arbeit, in den Krankheiten des menschlichen Körpers, zu

*) 1. Mos. 3. 17. **) 1 Mos. 1. 21.

Hülfe zu kommen, ist die ganze Kunst und das ganze Geschäft der Arzeney-Gelehrten. —

Eine gleiche oder ähnliche Bewandniß, wie mit der physischen Natur, hat es mit der moralischen im Menschen vom Weibe gebohren. Er besteht auch aus zwey Naturen, einer **verständigen** und einer **sinnlichen**, die strittig und wider einander sind. „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und „den Geist wider das Fleisch; dieselbigen sind wider einan„der.“ *)

Und natürlich sind sie wider einander; denn die eine **denkt**, die andere lähmet das Denken; die eine **will**, die andere lähmet den Willen; die eine suchet das **Vollkommene**, und **einet** das **Stückwerk** und **Zertheilte**, die andere weiß von dem Vollkommenen nichts, und hängt und hält nur an dem Stückwerk; die eine will sich **mittheilen** und **geben**, die andere zu sich reißen und haben u. s. w.

Die Verbindung von zwey in sich selbst so ungleichen und einander so entgegengesetzten Naturen in Einem Wesen ist ein Knoten, an dessen Auflösung die menschliche Vernunft von je her ihre Kräfte versucht hat, und sie hat nicht recht ins Reine bringen können, wie es mit dieser Verbindung zusammen hänge.

Unsere Religion giebt zu verstehen, daß sie der erste Mensch durch Mißbrauch der **Freyheit**, mit der er aus Gottes Hand hervorgegangen war, verdient, und über sich gebracht habe; und die ältesten Urkunden und Traditionen aller Völker stimmen damit überein.

---

*) Galat. 5. 17.

Bey den Indiern wird der erste Mensch aus „dem, was ohne Anfang und Ende ist, und was für die Sinne nichts ist,“ gemacht, und er läßt sich Ruthren verderben; bey den Parsen ist der „Vater des menschlichen Geschlechts lichtglänzend, rein, mit himmelan schauenden Augen,“ und er läßt sich durch Ahriman, das Princip des Bösen, die Augen blenden, u. s. w.

Die Sage von einem eisernen, bleyernen rc. Weltalter, denen ein *goldenes* vorangegangen war, scheint mit auf einen ursprünglich glorreichen Zustand des Menschen und einen Verfall desselben zu deuten, und bringt auf Vermuthungen. Wenn aber die griechische Mythologie von Mänaden und Thyaden erzählt, die durch das Geräusch ihrer Pfeiffen und Cymbeln die Stimme des Gottes, den sie begleiten, verdunkeln und überschreyen; von thracischen Weibern, die den Orpheus *zerrissen haben*; von einem Ixion, der sich mit der Nephele einließ, und mit dieser Wolke, die er die Juno glaubte, die Centauren Halb-Menschen und Halb-Thiere, erzeugte; so ist der Sinn fast nicht zu verkennen.

Doch dem sey, wie ihm wolle, der Mensch erfährt an und in sich, daß die zwey Naturen in ihm uneins und wider einander sind; daß die verständige, die ihrer Würdigkeit nach thätig seyn sollte, in ihm leidend,*) und die sinnliche, die leidend seyn sollte, thätig ist, und daß die eine nur auf Unkosten der andern zu Kräften kommen und die Oberhand gewinnen kann.**)

*) Die Leidenschaften stehen nicht ohne Ursache in übeln Ruf, und haben nicht von ungefähr, in fast allen Sprachen, ihren Namen vom Leiden, weil da nehmlich das Verständige leidet, wider seine Natur und Würde.

**) Matth. 6. 24.

Von dem Verhältniß dieser zwey Naturen in einem Menschen, und dem Einfluß, den die eine und die andere in sein Thun und Lassen hat, hängt sein Wohl und Wehe, sein Werth und Unwerth ab, und darum ist alles, was sie angeht, was darauf Bezug hat und davon gewußt werden kann, für ihn über alles merkwürdig und wichtig.

Die sinnliche Natur im Menschen wird in ihm von ihres Gleichen unmittelbar berührt; sie liegt gleichsam nach Außen, und umschließt das Verständige in ihm, wie die Hülse den Kern, wie das Weiße im Ey den Dotter. Was um uns her sichtbar und sinnlich ist, sehen wir, wahrnehmen und empfinden wir in und an sich selbst, und genießen es ungehindert und ohne Mühe.

Nicht so das Verständige; das wird in uns von seines Gleichen nicht unmittelbar berührt. *) Wir nehmen es nur wahr in und an seinen Wirkungen; und zwischen dieser Wahrnehmung und der unmittelbaren Berührung ist eine große Kluft, die erst überstiegen werden muß.

So wissen alle Menschen, daß ein Gott ist. Aber, ob sie gleich, wie Paulus sagt, in ihm leben, weben und sind; **) so nehmen sie ihn nur an den Werken, nehmlich an der Schöpfung der Welt, wahr, und das ist dem Apostel noch nicht

*) Wenn wir wirklich etwas von der unsichtbaren Welt verstünden; so müßten wir noch, um davon verständlich und bestimmt sprechen zu können, eine eigene Sprache haben. Unsere gewöhnliche Sprache, die in der sichtbaren Welt zu Hause ist, wird, wenn man sie auf die unsichtbare anwendet, eine bloße Hieroglyphe, die ein jeder nach der Analogie deutet, wie er will und kann, um den correspondirenden Begriff zu finden.

**) Apostelgesch. 17. 28.

alles. „Daß Gott ist, das ist, sagt er, den Menschen offenbar; *) und „doch sollen sie den Herrn suchen, „ob sie doch ihn fühlen und finden möchten.“ **)

Christus spricht Matth. 5. 8. von dieser Sache, und giebt zugleich einen Fingerzeig über den Weg dazu:

„Seelig sind, die reines Herzens sind, denn sie „werden Gott sehen.“

Wer denn Gott sehen will, muß reines Herzens seyn, das Eitle nicht lieb haben, das ungöttliche Wesen verläugnen und die weltlichen Lüste rc. — Er muß also einen gegenwärtigen Genuß, den er siehet und hat, für einen künftigen, den er hoffet und nicht siehet, aufgeben.

Wie aber kann der Mensch das thun? — Nicht anders, er habe denn eine gewisse Zuversicht deß, das er hoffet, und zweifle nicht an dem, das er nicht siehet; das ist: er habe denn Glauben. ***) Wie auch die heilige Schrift sagt: „wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß „er sey, und denen, die ihn suchen, ein Vergelter seyn werde. ****)

So gieng Abraham aus seinem Vaterlande und aus seiner Freundschaft „in ein Land, das er ererben sollte, und wußte nicht, wo er hinkäme.“ *****)

So wollte Moses „nicht mehr ein Sohn heißen der Toch-

*) Röm. 1. 19. **) Apostelgesch. 17. 27. Ps. 27. 8. 4. Mos. 6. 25, 26.

***) Ebr. 11. 1. „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, „das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht „siehet.“

****) Ebr. 11. 6. *****) Ebr. 11. 8.

„ter Pharao, und erwählet viel lieber, mit dem Volke Gottes „Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde „zu haben, und achtet die Schmach Christi für größern Reichthum, denn die Schätze Egypti. Denn er sahe an die Belohnung — und hielt sich an dem, den er nicht sahe, als „sähe er ihn.“ *) ꝛc.

Sie glaubten, diese Helden, und hatten den Kampf gekämpfet, der uns verordnet ist. **) — Und es ist kein anderer Weg, sich dem Verständigen zu nahen, und zu seinem Genuß zu kommen. „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen,“ sagt die heilige Schrift. ***)

Man sieht denn, was der Glaube für ein erhaben, edel Ding ist, und wie thöricht und schwach es sey, so hin übel von ihm zu sprechen.

Wenn der Mensch nicht an Gott und göttliche Dinge glauben, und sich dadurch den Kopf oben halten könnte; so würde er seiner sinnlichen Natur anheim fallen, und verkommen. „Dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, und „nicht geachtet haben, daß sie ihn erkenneten — hat sie „auch Gott dahin gegeben in ihrer Herzen Gelüste — in die „schändlichen Lüste — in verkehrten Sinn zu thun, was „nicht taugt,“ und was kaum ein Vieh thut. ****)

Durch den Glauben also kann der Mensch, wie die physische Natur, eine Krisis zu Wege bringen, und an seiner Reinigung und Herstellung arbeiten. Aber sie vollenden und den Schaden bessern — das kann er, sich selbst gelassen, nicht.

---

*) Ebr. 11. 24. **) Ebr. 12. 1. ***) Ebr. 11. 6.
****) Röm. 1.

„Es sey denn, daß jemand von neuem geboren werde, „kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ *)

„Wie aber das Korn aller natürlichen Weisheit verwesen, in Unwissenheit vergehen muß, und wie aus diesem Tode, aus diesem Nichts, das Leben und Wesen einer höhern Erkenntniß hervorkomme und neu geschaffen werde, so weit reicht die Nase des Sophisten nicht.“ **)

Die **Wiedergeburt** ist ein Geheimniß, und muß, wie alle Geheimnisse, die von sicherer Hand kommen, aufs Wort und ohne Weiteres **geglaubt** und angenommen werden.

Doch als der wiß- und lehrbegierige Nikodemus nicht begreifen konnte, wie ein Mensch gebohren werden könne, wenn er alt ist, und bescheiden fragte: wie solches zugehen möge; ***) ließ sich **Christus** einigermaßen mit ihm ein, und äußerte, daß die Meister in Israel dieß Geheimniß ehedem gewußt hätten, und noch wissen sollten.

Wenn **wir** es nicht wissen; so kann uns **das** trösten, daß man eine Sache haben kann, ohne sie zu begreifen, oder: daß man, wie **Christus** spricht, „das Sausen des Windes „hören kann, ohne zu wissen, von wannen er kommt, und „wohin er fähret.“ ****)

Doch dürfen wir bescheiden und lehrbegierig, wie Nikodemus, fragen, und der heiligen Schrift, die von dieser grossen Sache so oft und vielfältig, und auf so mancherley Weise redet, nach den Augen sehen.

Nach dem, was sie von der inwendigen Gestalt eines

---

*) Joh. 3. 3.

**) Sokratische Denkwürdigkeiten, von J. G. Haman. Seite 51.

) Joh. 3. 4, 9, 16. *) Joh. 3. 8.

Wiedergebohrnen äußert und zu verstehen giebt, ist in einem solchen Menschen Hülse und Kern rc. ein **Neues** geworden; die geringere Natur in ihm ist der bessern **geopfert**, und die zwey Naturen sind nicht mehr wider einander, sondern einig und eins; oder: der partielle, eigene Wille, aller Unordnung und Noth Ursache und Anfang, ist in ihm in den großen, allgemeinen Willen wieder eingegangen.

Aber Niemand begreift diesen Zustand, als wer jene Heldenbahn betreten, den Fersenstich des Kampfs, und den Frieden des Sieges oft erfahren und geschmeckt hat. Nur der Mann kann von ferne ins **gelobte Land** hineinsehen, und einigermaßen begreifen: wenn durch den Vorhang, der ihn von Gott scheidet, solch ein süßer Friede, der immer doch nur beschränkt ist und wieder gestört und unterbrochen wird, über ihn kommen kann; was es denn seyn werde, wenn der Vorhang zerrissen wäre, und dieser Friede, voll und ungehemmt, aus der lautern, lebendigen Quelle über ihn käme, und nicht wieder von ihm genommen würde. *)

Und diese Vorempfindung ist die Morgenröthe von dem „im Acker verborgenen Schatz, welchen ein Mensch fand, „und hielt ihn geheim, und ging hin für Freude über denselbigen, und **verkaufte alles was er hatte**, und kaufte „den Acker. **)

Der Preis ist nicht geringe; doch ist der Schatz für keinen andern feil, ***) und die ihn für diesen Preis gekauft haben, preisen sich alle seelig in dem Genuß der guten Folgen, die sie erwartet hatten; und einigen unter ihnen sind noch andre neben aufgegangen.

---

*) Joh 16. 22. **) Matth. 13. 44. ***) Matt. 10. 39.

Die physische Natur ist an feste Gesetze gebunden, und kann davon nicht abweichen, weder zur Rechten noch zur Linken. Wenn es also in ihr eine Wiedergeburt gäbe; so wäre, wenn einer die Gesetze wüßte, der Erfolg gewiß und nothwendig. Aber der Mensch ist ein freyes Wesen, und wird als ein solches behandelt. Gott erwartet seinen Willen, nehmlich den Willen seiner verständigen Natur, denn die sinnliche hat keinen Willen, sondern nur Neigungen und Triebe. „Der Herr ist nahe bey denen, die zerbrochenen „Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagen Gemüth „haben.“ *)

Wie also die Wiedergeburt ohne Gott nicht geschehen kann, so kann sie auch ohne den Menschen nicht geschehen; und wem geholfen werden soll, der muß geholfen seyn wollen, und an eine Hülfe glauben. Und zwar muß dieß Wollen und Glauben nicht etwa ein Gedanke, eine Betrachtung im Herzen, sondern eine Fassung, ein Zustand des Herzens seyn. Denn es ist umsonst, und hilft nicht, daß ein Herz von Glauben und Zerbrechen und Zerschlagen zu handeln und zu sagen weiß, oder zerschlagen seyn möchte; es muß wirklich zerbrochen und zerschlagen seyn. Dann nur ist, nach der heiligen Schrift, der Herr nahe.

„Es sey denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser „und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“**)

„Apollo, ein beredter Mann, und mächtig in der Schrift, redete zu Ephesus mit brünstigem Geist, und lehrte mit Fleiß von dem Herrn, und wußte allein von der Taufe Johannis;

*) Ps. 34. 19. **) Joh. 3. 5.

aber Aquilla und Priscilla nahmen ihn zu sich, und legten ihm den Weg Gottes noch fleißiger aus.“ *)

„Die Jünger, die Paulus zu Ephesus fand, hatten auch nie gehört, ob ein heiliger Geist sey, und waren nur auf Johannis Taufe getauft. Paulus aber sprach: Johannes hat getauft mit der Buße, und saget dem Volk, daß sie sollten glauben an den, der nach ihm kommen sollte, das ist, an Jesum, daß er der Christus sey.“ **)

Wenn also Christus von Wasser und Geist spricht, so muß man wohl nicht an die Wasser-Taufe Johannis denken, sondern an das lebendige Wasser, das er giebt,***) und an den heiligen Geist, mit dem er taufet. ****)

Der allein ist der Anfänger und Vollender in dem Herzen, das Leide getragen und die Zeit der Reinigung treu vollbracht hat. Der tröstet, erleuchtet und heiliget; und wird vom Vater gegeben, denen, die ihn bitten. *****)

Und wie das Waizenkorn in der Erde erweicht und aufgelöset wird, und nach und nach, ohne daß wir es verstehen und begreifen, ein Leben seiner Art annimmt, Keime treibt und im Stillen fortwächset, bis der Halm über der Erde zum Vorschein kommt; so geht es, nach der heiligen Schrift, auch in einem solchen Herzen. Es verliert nach und nach seine eigne Gestalt, und die vorigen Neigungen und Ansichten, spürt in sich etwas Lebendiges und Kräftiges, das den Geist mehr und

*) Apostelgesch. 18. 24—26.

**) Apostelgesch. 19. 3, 4.

***) Joh. 4. 10.

****) Joh. 1. 33. Matth. 3. 11.

*****) Luc. 11. 13.

mehr löset und über diese Welt erhebt, bis der Tag anbricht, *) und der Morgenstern aufgeht, *) und das Geheimniß: „Christus in uns, **)“ in ihm vollendet wird.

Matthias Claudius.

*) 2. Petr. 1. 19. **) Coloss. 1. 27.

Gedichte.

Die Himmel.

Es verhüllt sich in Gewölk, schwindet unter mir dahin,
Die Erd', ihr Gefährte, der Mond,
Ihrer Brüder Chor, von Monden umtanzt;
Mir schwindet, wie vor eilendem Roß der leuchtende Wurm,
Die Sonne dahin!

Es versenkt, es erhebt,
In die Höh'n, in die Tiefen
Der Schöpfungen Gottes
Sich staunend der Geist, und trunken von Wonne,
Doch bebend und bang!
Denn es rauscht das flammende Meer
Der Schöpfungen Gottes,
Wog' auf Woge, Himmel nach Himmel dahin!
Sirius und Arktur, und die Orionen,
Die gewölbte Veste, so hienieden wir sehn,
Und der Sonnengurt, der umher sich schlingt,
Sind Tropfen im Meer, und sind jenen gleich,
Die bey Nacht, an des Fischers Kahn
Der leuchtende Schlag des Ruders erhebt.

Jeder Tropfen ein Sonnenmeer,
Jede Sonn' umringt von kreisenden Erden,
Und umringt von Monden die Erden;
Und jegliche Sonn', und die Erden, und die Monden allzumal,
Von Geschöpfen, die Dein, Hallelujah, o Gott, die Dein
Harren, bewohnt, die sich Dein, o Unendlicher, erfreun!

Denn, o Gott, mit unendlicher Macht
Gossest Du aus die strahlende Urne,
Da Du schufst, gossest sie aus mit unendlicher Weisheit,
Gossest sie aus mit unendlicher Liebe!
Spendetest Kraft, spendetest Wahrheit,
Jeglichem Geist, jeglicher Seele;
Spendetest, aus dem Herzen der Urkraft,
Das Leben jeglicher Kraft, die Liebe!

Liebe, nur Liebe, bewog
Unendlicher, Dich,
Zu schaffen! Du sprachst — es erscholl,
Das von Ewigkeit war, das Wort!
Auf dem Ocean der werdenden Schöpfung
Schwebte Der von Ewigkeit war, der Geist!
Es durchströmte fortan die ganze Schöpfung
Der Liebe Hauch, es schwoll ihm empor
Das Geäder der Welt.

Nicht der Erd' allein, dem Stäubchen im Staube,
Der um unsre Sonne, den Funken, kreißt,
Ward Erbarmung und Liebe!
Wo sich Leben ergoß, da ergoß
Sich Liebe zugleich mit ewigem Leben!

Durch das Wort entstand, was da ist,
Durch das Wort wird erhalten, was da ist;

Erstummte das Wort, o, so rauschte hinab,
Wie von Alpenhöh'n im Lenze der Schnee
In den Abgrund stürzt,
Die zerrinnende Welt mit erlöschenden Sonnen,
Mit erloschner Kraft hinschwindender Geister!

Es ward Fleisch hienieden aus Liebe, das Wort,
Seiner Lieb' entquoll der Schöpfungen Meer;
Wie die Erde, der Tropfen, ihr entquoll!

Es vernimmt schon itzt, mit geistigem Ohr,
Der entzückte Mensch den silbernen Klang
Der Sphären; er vernimmt, weit höher entzückt,
Den Gesang der Bewohner jeglicher Sphäre!
Sie singen Sein Lob, des Ewigen Lob!
Es singe der Mensch,
Der Pilger im Staube,
Der Erbe des Lichts,
Mit ihnen Sein Lob,
Des Ewigen Lob!

Fr. L. Graf zu Stolberg.

Der Todtenkopf.

Grabbewohner, Todverkünder,
Bleicher Lebensüberrest!
Zitternd schaut Dich an der Sünder,
Dich der Fromme still und fest;
Weil ja Jenem nur die Sonne,
Diesem ihr Erschaffer lacht,
Jener Nacht sich pflückt aus Wonne,
Dieser Wonne sich aus Nacht.

Nur in eitlen Schein verkleidet,
Stellt Dich jedes Antlitz dar,
Doch, wo alles Wähnen scheidet,
Wirst Du grausig offenbar.
Sing' mit Andacht, wer dies singet!
Von sich selbst singt er ein Lied,
Von der Macht, die ihn umschlinget,
Ihn unrettbar an sich zieht.

Doch kein ängstliches Verzagen
Störe drum des Lebens Schritt.
Muß den Tod es in sich tragen,
Trägt es auch den Engel mit.
Nur gepflegt den Lieben, Holden
Im gebrechlich engen Haus,
Und er sprießet schlank und golden
In des Vaters Gärten aus.

de la Motte Fouqué.

Brief über Gripsholm.

Stockholm, den 16ten Junii 1810.

Endlich, mein lieber Freund, fängt der Winter an, hier aufzuthauen. Er ist mir in meinem Leben nicht so lang geworden, aber ich habe auch keinen so hoch im Norden zugebracht; und die Schweden selbst behaupten, dieser sey ungewöhnlich lang und unfreundlich gewesen; sonst zähle man hier vom Schlusse Aprils an oft schon recht hübsche und warme Tage. Dießmal aber war der May ein wahrer Wintermonat; indessen muß er das wohl öfter seyn. Auch klagen viele, das Klima sey in den letzten fünf und zwanzig Jahren überhaupt unfreundlicher geworden, der Winter nehme jetzt fast immer weg, was man sonst schwedischen Frühling genannt habe, und das Wort eines spanischen Gesandten, der vor zwanzig Jahren hier lebte, werde immer wahrer: hier hat man acht Monate weißen, und vier Monate grauen Winter. So hört man auch hier die Klage, die bey uns von Hamburg bis Amsterdam erklingt, daß die Welt von Tage zu Tage älter und kälter werde. Ich habe nun, nachdem ich den Winter mich etwas in der Sprache festgesetzt, meine kleinen Excursionen

angefangen. Vor acht Tagen sah ich Drottningholm und Swartsjö mit manchen schönen Gegenden, und vor ein paar Tagen kam ich von Gripsholm zurück. Ich war von meinem lieben Engländer James Dickson, den ich schon in Hamburg gekannt hatte, und von dem Königl. Secretär W. begleitet, der uns als Lexicon und Dolmetscher dient: ein sehr unterrichteter Mann, besonders in den alten Geschichten und Sagen des Volks, woran er, wie die meisten Schweden, fast mit einer poetischen Schwärmerey hängt. Es ist doch schön, wenn man eine Geschichte hat, die mit der Fabel zusammenfällt; wir Deutsche haben sie leider nicht, auch sind wir kein Volk. Du hast schon von mir gehört, daß er auch das Deutsche viel liest, und recht gut spricht. Daß er es gut versteht, kann ich doch nicht sagen, wenigstens da nicht, wo es recht ächt Deutsch ist; denn es giebt für die Schweden eine Gränze, worüber sie nicht hinaus können, eben weil sie alles begreifen wollen: denn Verstand und Fertigkeit ist ihnen das Erste. Wir Deutsche wundern uns anfangs, wenn wir zu ihnen kommen, daß sie, unsre nächsten Verwandten, so viel Vorliebe für die Franzosen und die französische Literatur haben; aber wenn man länger mit ihnen gelebt hat, kann man es ihnen nicht ganz verdenken.

Das Schloß Gripsholm liegt 7 schwedische, oder ungefähr 10 deutsche Meilen von der Hauptstadt. Die ersten 4 Meilen gehen meist durch Wald, und die Gegend ist im Ganzen einförmig und reizlos. Nur bey Båtkyrka breitet sich von einem See hinunter eine ganz anmuthige Gegend aus. Hier hielt der unglückliche Erich der Vierzehnte ein Treffen, als seine beyden bösen Brüder Johann und Karl gegen ihn aufgestanden waren. Bey Södertelje, einem kleinen Städtchen, sahen wir einen neu gegrabenen Kanal, der, wie man sagt, bald fertig ist, und wodurch der große See Målare und das an ihm

liegende Stockholm auf einem leichteren und kürzeren Wege mit dem Meere verbunden werden wird, als der gewöhnliche Weg durch die Scheeren bey Dalarö ist. An diesem Kanal, der durch Actien vollendet wird, haben während dem Kriege französische und russische Gefangene gearbeitet. Wir hörten in dem Städtchen von beyden die kurze Charakteristik: die ersten sind lustiger, die andern arbeiten besser. — Die drey letzten Meilen von Södertelje bis Gripsholm war die Fahrt weit anmuthiger. Die Gegend wird offener und weniger waldig und felsig, weite Felder, Wiesen, waldbekränzte Hügel, und Seeen zwischen den Hügeln, mit Dörfern, Landsitzen, und Kirchen erfreuen das Auge. Für das traurige Nadelholz auf der ersten Hälfte des Weges, bekömmt man mehr und mehr Laubholz, alles jetzt im üppigsten Grün und Glanz, hie und da herrliche hundertjährige Eichen, besonders die nächste halbe Meile vor Gripsholm. Diese fuhren wir um die Mitternacht, die hier jetzt fast hell ist, wie der Tag, und deren glühendes Roth, wo Abend- und Morgenröthe um die alte Nacht zu streiten scheinen, die romantische Gegend, mit einem unbeschreiblichen Zauber übergoß. Es ist wirklich jetzt so hell, daß man um Mitternacht Briefe und Zeitungen lesen kann. Wir nahmen unser Quartier in dem kleinen Städchen Mariäfred, welches auf einer Erdzunge des Mälare liegt, fast rings von seinen Wellen umspühlt. Man hat von da etwa dreyhundert Schritt zum Schlosse.

Wir hatten für Gripsholm nur Einen Tag bestimmt, aber es wurden drey daraus, so lieblich ist die Gegend, und so viel Merkwürdiges und Interessantes enthält das Schloß in seinen Mauren, und erzählt es dem Wanderer durch alte und neue Erinnerungen. Hier haben drey Könige von Schweden als Staatsgefangene gesessen; manche Magnaten und Parteyführer

haben hier auf Erlösung, durch wiedergegebene Freyheit oder durch den blutigen Tod, geharret; andere haben in diesen Mauren den Rest des Lebens abgesessen: aber auch in glücklicheren Zeiten haben königliche Männer und Frauen hier gespielt und sich ergötzt, und durch Freudenmahle, Spiele, Tänze und Feste die düstern Erinnerungen verscheucht, deren Gespenster um diese alten Thürme und Mauren flattern. Hier war Adolph Friederich häufig mit seiner großen Königin, der größten Schwester Friedrichs des Zweyten: sie hat in den Wäldern hier herum sogar Elenne geschossen, die man hier nun nicht mehr sieht; dieß war der Lieblingsort des fröhlichen Gustav des Dritten, der oft hieher flog, die Sorgen der Regierung abzuschütteln; hieher zog seinen unglücklichen Sohn ein anderer Sinn, welcher gern weißagend auf alten und längstvergangenen Dingen brütete, und in ihrer Erinnerung schwermüthig wollüstige Nahrung fand für sein verdunkeltes Gemüth. Auch mir wird diese schöne Stelle unvergeßlich seyn, bey allem Reiz des herrlichen Sees, der lustigen Eichenwälder, und der grünen Felder und Wiesen, die sie umgeben, doch gleichsam ein trauriges Königsmausoleum, wie einst jenes Persepolis, das Alexander verbrannte, von welchem Einige meynen, es sey zugleich der Sitz der todten und der lebendigen Großherren des alten Persiens gewesen. Ich will Dir erzählen, was ich gesehen und empfunden habe; leicht und flüchtig, wie die Stunde es giebt. Mein Freund W. erzählt und erklärt mit mir, oder vielmehr bin ich nur sein nachsingender Kukuk; doch von dem Ton ist das Meiste mein eigen.

Hier wohnte noch vor einigen Monaten der unglückliche Gustav Adolph mit seiner Familie, dessen menschliche Tugend ihm eine Theilnahme verdient, die der Mangel an königlicher Tugend in der Geschichte nie vertilgen wird. — Immer mag

er — was die meisten seiner Landsleute bitter klagen — das Unglück, ja das Unheil seines Landes gewesen seyn; in seinem Gemüthe und Charakter, und in dem Schicksal seiner Zeit und seines Herzens liegt etwas so Tragisches, daß er nach Jahrhunderten von mehr als einem Poeten auf die Bühne des Heldenspiels gebracht werden kann. Dann wird die Freude und das Leid auch dieser Zeit vergessen seyn, und menschlich wird über ein Verhängniß gerichtet werden, das ihm zu mächtig war in Tagen, wo stärkere und gewaltigere Männer untergehen mußten. Sein Charakter ist ächt tragisch: Disharmonie zwischen Ohnmuth und Leben, mehr Wille, als Beweglichkeit, ein Zustand, wodurch solche, die recht eigentlich im Strudel des bewegtesten Lebens zugleich die festen und losen seyn sollen, wodurch Könige und Kriegsfürsten unvermeidlich untergehen. Noch tragischer wird die Geschichte Gustav Adolphs, wenn man hört, wie dunkle Triebe und Ahndungen von Kindheit auf in seiner Brust spielten, und wie er gleichsam durch unsichtbare Mächte in süße Träume von Rettung eingewiegt ward, als die Stunde seines Falles schon im leisen Glockenspiel voranklingelte, was bald als Donnerklang des Schicksals in sein Ohr schmettern sollte. Höre einige Geschichten, wie sie ganz Stockholm erzählt, die Freunde des gefallenenen Königs mit Thränen, seine Feinde mit Spott.

Gustav Adolph, als Kind und Knabe, war kal . verständig, freundlich, wahr, gerecht, offenbarte keine großen Eigenschaften, doch solche, die einen treuen, redlichen, festen und arbeitsamen König versprachen. Das Volk, welches das Genie Gustavs des Dritten nicht hatte dulden können, hoffte sich in seinem Sohn einst eines besonnenen und verständigen Königs zu freuen. Als der Prinz dem Jünglingsalter näher

kam, ward sein Schicksal und der Schein seines Gemüthes anders. Sein großer Vater fiel durch den Schuß eines Mörders; Argwohne, Verdachte, Kabalen aller Art umgaben ihn hinfort; Gerüchte, Zuflüsterungen, Winke bearbeiteten ihn; jeder, nach seinem Interesse, oder seinem Gefühl der Dinge, schob ihm von dem Seinigen in das Herz, um über dieses Herz etwas zu gewinnen: ein unvermeidliches Uebel bey solchen, wovon man weiß, daß sie einmal die Herren seyn werden. Und wenn dieß auch nicht war, wie konnte der Jüngling das Hören und Sehen lassen? Sein Vormund und Vaterbruder, der jetzige König Karl der Dreyzehnte, war gewiß der Mann nicht, bey welchem man an arge Plane gegen den königlichen Prinzen denken konnte — auch hat die Zeit ihn lange gerechtfertigt; — aber Factionen, die in Schweden nie gefehlt haben, hatten vielleicht ein Interesse, den Prinzen mißtrauisch zu machen. Gewiß ist es, daß in seinem ganzen Wesen und in der Farbe seines Charakters eine sichtbare Veränderung vorging, als die Jahre näher kamen, wo er zum Manne reifte und wo er die blutige Krone seines Vaters auf sein Haupt setzen sollte. Dieß war so auffallend, daß einige seiner Freunde noch diese Stunde glauben, es sey etwas Ungebührliches mit ihm vorgenommen; sie erzählen sich Geschichten von einem *** der ihm eine Art Trank gereicht haben solle, der, nach verschiedener Deutung, von einigen Philtrum, von andern ein Giftgemisch genannt wird. Seit dieser Zeit soll er spröd, unhold, und ungleich, und bisweilen bis zur Ungebühr aufbrausend und verdüstert geworden seyn. Auch seine Lehrer werden beschuldigt, daß sie es mit ihm versehen haben, und daß er ein ganz anderer Mann geworden seyn würde, wenn man nicht alles verkehrt mit ihm gemacht hätte. Du weißt wohl, solche Geschichten und Beschuldigungen haben bis auf einen gewissen Grad

immer ihren Schein und ihre Wahrheit; aber dieß läßt sich alles ganz natürlich erklären. Für die meisten Menschen ist die Zeit von dem vierzehnten bis achtzehnten Jahre eine entscheidende Epoche, sie werden dann ganz andere Menschen, als sie bisher gewesen: es sind die Jahre des leiblichen und geistigen Durchbruchs, Natur und Gemüth treten heraus, und plötzlich wird oft helle, was vorher dunkel, frisch, was vorher faul, stark, was vorher schwach gewesen; und umgekehrt. Dieß sieht man alle Tage nicht bloß an Königskindern. Zeit, Jugendschicksal, und Erziehung thun freylich das Ihrige, und deren hatte der königliche Jüngling sich freylich nicht zu loben. Sein Erzieher war ein Herr von Rosenstein, der jetzt Minister des Cultus und der Wissenschaften ist, ein Mann von Kenntnissen, aber völlig französisch gebildet, weswegen ihn Gustav als Lehrer seines Sohnes vielen andern vorzog. Man beschuldigt ihn, daß er ein Mann sey ohne Ernst, ohne nordischen Sinn und nordische Kraft, nicht geeignet für einen Knaben, welcher Ernst, Strenge und Religiosität als angebohrnen Keim in sich trug. Er konnte also, wenn er auch das Beste wollte, nie in das Gemüth des Prinzen eingreifen, und der Contrast und der Haß dieses Contrastes konnte den Jüngling leicht nach der entgegengesetzten Seite hin weiter treiben, als er sonst gelaufen seyn würde. Diese entgegengesetzte Seite faßte sein Lehrer in der Religion, Flodin. — — Doch man darf nicht alles glauben, was die Menschen sich von einander erzählen, am wenigsten darf man dieß in einem Lande, wo durch die unglücklichen politischen Spaltungen alles Partey ist; auch erzählt und glaubt die Welt gern das Schlimmste von denen, die viel um Prinzen und Könige sind. Das Gemüth des Jünglings war wohl von Natur so, daß es sich doch zu dem Düsteren und Nächtlichen geneigt haben würde.

Gustav Adolph, als er die Regierung antrat, war ernst, kalt, verständig, fromm, fest oder eigensinnig; gemessen und feyerlich in allem, was er that und sagte; Weibern und ihren Freuden fremd: man sagt, aus Grundsätzen, denn von Natur war er ihrer sehr bedürftig. Manche meynen, man könne ihn in gewissem Sinn mit Philipp dem Fünften von Anjou, König in Spanien, vergleichen; sie erzählen, er sey nie spröder und schroffer gewesen, als wann er seine Gemahlin lange nicht gesehen habe. Doch freute ganz Schweden sich, als er König ward; denn daß er Wahrheit, Redlichkeit und Gerechtigkeit liebe, daran zweifelten selbst die nicht, welche sonst wenig von ihm hofften. Zwar kannte man sein strenges und sprödes Wesen nur zu sehr; doch hoffte man, die Freyheit der Herrschaft und eine geliebte Gemahlin werde ihm viel davon nehmen, und ihn sanfter, freundlicher, und glücklicher machen. Die ersten Jahre seiner Regierung waren still und glücklich; zwar hatte er sich wenig geändert, aber das Volk war immer noch leidlich zufrieden, vielleicht zufriedener mit ihm, als er mit seiner Lage: denn seine Freunde behaupten, er habe schon damals zuweilen geäußert, er sey unglücklich, weil er König sey. Der Reichstag zu Norrköping entzweyte ihn zuerst mit einem großen Theil seiner Unterthanen, besonders mit einem Theil des Adels, der sich durch königliche Gewalt verletzt glaubte. Seit dieser Zeit riß ihn das Verhältniß Europens und sein Gemüth unaufhaltsam in Verwickelungen hinein, aus welchen er sich mit seiner Kraft nicht wieder herauswinden konnte. Immer mochte es Wahrheit und Gerechtigkeit seyn, was ihm vorschwebte, er fühlte sie nur als Mensch, nicht als König; denn hätte er sie zugleich als Mensch und König gefühlt, so hätte er sich rüstiger bewegen und kühner handeln müssen. Jenes höchste Spiel des Lebens, was Politik heißt, verstand

Gustav Adolph nicht, jene Festigkeit Eines Zieles und Einer Idee, wo der große Mann in der bewegten Welt als der beweglichste spielt, so daß das, was den kleinen Menschen Wahrheit und Gerechtigkeit ist, darin oft kaum als Andeutung erscheint. So wie die europäischen Dinge nach seinem Gefühl schlechter und schlechter gingen, ward er nur düsterer und schroffer; alles verstimmte sich mehr und mehr in ihm, selbst Gott und die Religion: und von Zeichen und Wundern, die unmittelbar drein schlagen sollten, erwartete er, was der Mann nur von seiner Klugheit, seiner Tüchtigkeit, und seinem Muth erwarten soll. Schon 1803 und 1804 erzählte man sich Geschichten von ihm, die, wahr oder nicht wahr, doch immer in so fern wirkliche Geschichten waren, als sie mit dem Schein seines Charakters zusammenhingen. Je näher das große, politische Weltspiel den Gränzen Schwedens rückte, je größer die Noth ward, alle Kräfte aufzubieten, um Stürmen zu trotzen, die alles niederzuwerfen droheten, desto mehr versank der König in sich selbst, entfremdete sich der Welt und seinen Freunden, und ward der Starre und Eiserne, der ohne Bewegung durch den trotzigen Willen der Dinge zügeln wollte. Nun zeigte sich auch immer klarer, wie sehr er das Schwärmerische und Finstere liebte. Er unterhielt sich am liebsten von traurigen Gegenständen und tragischen Schicksalen der Könige und Männer, und auch wohl wegen ihres tragischen Schlusses waren es unter den schwedischen Königen vorzüglich Erich der Vierzehnte und Karl der Zwölfte, von welchen er zuweilen sprach; denn er sprach nicht viel. Deßwegen war ihm auch Gripsholm so lieb, und dort hielt er oft einen traurigen und freudelosen Hof; denn was allen andern ein Kerker schien, däuchte ihm ein freundlicher Aufenthalt. Hier saß er noch den Winter 1808, bis die Nachricht, daß die Russen in Finnland

eingebrochen, ihn endlich nach Stockholm und dem näheren Haga nöthigte. Es war, als wenn ein geheimer Zug seines Herzens ihm sagte, wie merkwürdig Gripsholm auch als sein Gefängniß werden würde.

Höre einige Anekdoten von dem Könige, die zu dem Tragischen seines Schicksals wunderbar genug passen.

Im Winter 1807, kurz vor dem Kriege, oder vielmehr im Anfange desselben, als nur erst in Pommern geplänkelt ward, ergriff Gustav Adolph die fixe Idee, das schöne Opernhaus in Stockholm niederreißen zu lassen und es auf einer andern Stelle wieder hinzubauen. Vergebens stellten seine Freunde ihm die Noth des Krieges, die vermehrten Bedürfnisse, und die ganze Wunderlichkeit des Einfalls vor, da durch die Niederreißung dieses Baues einer der schönsten Plätze Stockholms seine Hauptzier verlieren würde. Er blieb fest auf seinem Beschluß, und gab den Befehl, anzufangen. Auch riß man wirklich schon einiges Gemäuer hinter dem Opernhause nieder und ward nur durch den in Schweden und Finnland selbst ausbrechenden Krieg des folgenden Jahres gehindert. Nie hatte der König dieß Haus geduldet, und immer war er ungern hineingetreten; denn der blutige Schatten seines Vaters, der auf einem Maskenball dort erschossen ward, schien ihm warnend entgegen zu schweben. Aber nie hatte er vorher diese Idee gehabt, es ganz zu vertilgen. Auch mit seiner Trauergeschichte hängt das Opernhaus zusammen.

Im Frühling 1808 errichtete man eine Landwehr von 30000 Mann aus der blühendsten Jugend des Reichs, eine Maaßregel, welche die Noth des Augenblicks und das Beyspiel der meisten jetzigen Staaten zu rechtfertigen schien. Aber unverantwortlich schlecht war die Einrichtung und Behandlung dieser Landwehr, die theils in der Unordnung der Regierung,

theils in dem Widerwillen des größten Theils der Nation gegen den Krieg, theils auch in dem persönlichen Haß Vieler gegen den König lag; welches zusammengenommen Stockung in alle Angelegenheiten brachte. Diese Jünglinge wurden fast ohne Nutzen aufgeopfert, und brachten dem Könige nichts als Erbitterung und Verwünschung bey dem ganzen Volke. Denn diese Landwehr ging meistens aus den Hütten der Armen aus, welche gewöhnlich die treuesten Freunde der Könige sind. Die Landwehr der verschiedenen Provinzen hätte man von Offizieren und Unteroffizieren ihrer Regimenter üben, sie dann diesen Regimentern selbst einverleiben, und in ihren Gliedern fechten lassen müssen: so hätten sie Vertrauen, Ehre und Brauchbarkeit gewonnen. Aber was that man? Man bildete eigene Schaaren aus ihnen, und gab ihnen alte abgedankte, zum Theil liederliche und versoffene Offiziere zu Befehlshabern, oder auch Jünglinge, deren Ehre und Charakter freylich unbefleckt war, die aber vom Kriegsdienst nicht mehr wußten, als die, welche abgerichtet werden sollten. Kurz Organisation, Befehl, Behandlung, alles war so, daß die unglücklichen Jünglinge weder Ehre noch Zuversicht hatten; Ausrüstung, Waffen, Kleidung, alles war so schlecht, daß sie andern lächerlich, ihnen selbst erbärmlich vorkommen mußten. Dazu kam noch das Uebel, daß die wohlhabenden Bursche sich meist freykauften und nur die ärmsten bey den Fahnen blieben, da man doch diejenigen hätte behalten sollen, die sich besser hätten kleiden, nähren und den Waffen Ehre verschaffen können; ja man behielt — da man unter Stärkeren und Besseren doch die Auswahl hatte — solche, die an Wuchs und Stärke vierzehnjährigen Knaben gleich und den Beschwerden und Gefahren des Krieges nicht gewachsen waren. Diese Jugend ward größtentheils auf die Küstenflotte vertheilt; sie hatte grade den allerschwersten Dienst. Sie war

von Anfang an schlecht gekleidet, nach wenigen Monaten fast nackt; die Nahrung war schlecht und oft karg; Ordnung und Reinlichkeit waren nicht, wie sie hätten seyn sollen; schwere Arbeiten, häufige Nachtwachen, und endlich die kalten, langen Herbstnächte, auf offenem Meer, in unbedeckten Schiffen, unter der ganzen Strenge des nordischen Himmels so oft im Regen und Sturm zugebracht, mußten unausbleiblich Krankheiten zeugen. Auch begannen diese im September und October so wüthend zu rasen, daß der Name Landwehrseuche, wie der Name einer unheilbaren Todespest dem Uebel nach Stockholm vorauslief, ehe es noch selbst dahin kam. Im Anfange Novembers lief die Scheerenflotte bey Stockholm ein und setzte das Unglück und Schrecken ans Land, die man bisher nur aus der Ferne vernommen hatte. Es landeten an 5000 Jünglingen, außer mehreren tausend andern, die von der Landarmee einmarschirt waren. Es ist schrecklich — aber es ist wahr — keine Anstalten waren gemacht weder zu Lazarethen für die Kranken, noch zu Quartieren für die Gesunden. Zwey Tage lagen Krankenschiffe auf dem Strom, zum Theil offene Jachten, ohne daß man die Unglücklichen, die sie führten, in warme Zimmer gebracht, ja ohne daß man auf den Schiffen ihnen nur die nothwendige Nahrung, geschweige denn die nothwendige Arzeney, gereicht hätte; es war im November, wo es schon schneite und fror. Zwey Nächte durch campirten mehrere Tausend der Flottenlandwehr unter freyem Himmel auf den kleinen Inseln des Mälars in der größten Stadt Schwedens, wo ein feindliches Heer von 50000 Mann sich leichtes und bequemes Quartier verschaft haben würde. Die Schuld davon, wie es zu geschehen pflegt, wenn alles ungrad geht, ward auf den König, auf das Kriegscollegium, und Gott weiß, auf wen mehr geschoben; das Volk beschuldigte Einzelne, und sprach von Ver-

räthern, Buben und Dieben. Aber so traurig ist in verworrenen Zeiten der Zirkel des Unheils, daß Schuld und Unschuld oft auf ewig unauflöslich in einander verschlungen liegen. Die Fühllosigkeit der Bürger Stockholms kann man nicht anklagen; denn jeder, der solche aufnahm, glaubte, er nehme die Pest ins Haus. Endlich wurden sie doch untergebracht, aber die meisten nur, um bald die Lazarete, d. h. die Kirchhöfe, zu bevölkern. Ihr Hauptlazaret war das Opernhaus, das aus einem Freudenhause in ein Leidhaus verwandelt ward. Täglich fuhr der schwarze Todtenwagen hin und her, von den Flüchen und Verwünschungen des Volkes begleitet, welche alle auf den König zurückfuhren. Der Tod hörte hier nur auf, als nichts mehr zu würgen war, so wie das wüthendste Feuer zuletzt in der eignen Asche erlöschen muß. Drey Monate wanderten die schwarzen und stillen Leichenzüge durch die Stadt und erneueten jeden Tag das Gefühl von vergangenem und die Ahndung von künftigem Unglück. Eben so waltete das Unheil in mehreren Provinzen und klang die allgemeine Trauer vielfach zurück. Es war kein Dorf, keine Hütte, wo nicht ein geliebter Todter beweint ward. Edle Herzen bluteten vor Gram, das Unvermeidliche vorhersehend, andere rüsteten sich zu neuen Dingen. Vielfach war die Noth, die Furcht und die Hofnung, je nachdem jeder empfand, was gethan und gelitten ward.

Dieses Unglück der Landwehr ward von einer Gränze Schwedens bis zur andern gefühlt. Manches Wirkliche und Scheinbare konnte dem Könige aufgebürdet werden, wenigstens immer das Wirkliche, daß er bey einem Schicksal, das über seiner Kraft war, allein den Unbeugsamen und Eisernen spielen wollte. Viele des Volks wurden von ihm entfremdet, weil er sich ihnen entfremdete. Nebst dieser fürchterlichen Plage aber verdarb den König eine fatale Geschichte, die er mit seinen

Garden auf der Insel Åland gehabt hatte. Diese mit andern Truppen hatten im Herbst 1808 einen Landungsversuch in Finnland gemacht, wobey sie von den Russen zurückgetrieben und zur Wiedereinschiffung genöthigt worden; ich glaube, ein General Mellin commandirte sie. Bey dem Rückzuge begab sich der unangenehme Vorfall, daß 300 bis 400 Mann von andern Regimentern zu Gefangenen gemacht wurden, weil die Schiffe zum Einschiffen fehlten. Die Garden wurden beschuldigt, sie seyen zu eilig gewesen, sich zu retten, und haben die andern im Stich gelassen; der König ward böse und setzte sie zu gleichem Rang mit den übrigen Regimentern herab. Dieß gab böses Blut und wirkte gegen Gustav Adolph sehr nachtheilig; denn die Söhne der ersten und reichsten Familien des Adels und Bürgerstandes dienten in den Garden und hatten auf die Stimmung des ganzen Landes, vorzüglich auf die Stimmung der Hauptstadt, einen großen Einfluß. Man behauptet, schon auf Åland sey gegen den König etwas angesponnen worden, und nur mit Mühe haben ein paar der alten Befehlshaber den zornigen Ungestüm der gereizten Jugend von gewaltsamen Thaten zurückgehalten.

In solchem Zustande der Dinge, wo in Verwirrung, Gleichgültigkeit, Trauer, oder Haß alles erstarrte, scheint doch auch auf den König ein leichter Schein von der Farbe aller Gemüther zurückgefallen zu seyn. Der schlechte Gang der Dinge, zuweilen vielleicht auch ein dunkles Gefühl ihrer schlechten Leitung; ferner der Unmuth oder die Gleichgültigkeit, die sich auf manchen Gesichtern vor ihm spiegelten; die Vorstellungen und Warnungen, die einige treue und gewissenhafte Männer und Diener machten — alles dieß wirkte denn doch auf sein Gemüth und machte seine Hartnäckigkeit und Heftigkeit immer ungeduldiger. Aber tief in sich selbst vergrub er den Unmuth sei-

nes Herzens und die Düsterkeit seines Schicksals; er that die Augen zu, um das Gewitter nicht zu sehen, das seine schwarzen Donnerwolken über seinem Haupte thürmte. Aber zuweilen wieder, mitten in dieser unseligen Zeit, war er außerordentlich heiter, so, daß die Leute oft meynten, er müße herrliche politische Nachrichten erhalten haben; aber dann hatte er nichts gethan, als in fernen Ländern und aus fernen Sternen die Lösung eines Schicksals gelesen, das hier nicht mit Freuden auflöslich schien. Als Finnland verloren war und die Russen gegen Åland und Norrland droheten, als die Besatzungen der Flotte, wie die Fliegen wegstarben, und nach Hülfsquellen zu einem neuen Feldzuge vergebens gesucht ward, da wieß er bedeutend auf Spanien hin, und nannte mit geheimnißvoller Freude zuweilen das Jahr 1809, als das da große Entwickelungen bringen werde. Aber wie die armen Sterblichen sich verrechnen! Er las in Doctor Jungs Erklärung der Apokalypse im Jahr 1809 den Untergang seiner Widersacher, aber siehe, er ging vom Thron ins Gefängniß. Für einen König ist die Zukunft nirgends, wenn sie nicht in seiner Faust und seinem Kopf ist. So spielt das Menschenherz mit sich selbst und seinem Schicksal. Schon lange hatte Gustav Adolph in der Bibel gelesen, was nicht darin steht; schon oft hatte er in den letzten Jahren physikalische, astrologische, und theosophische Fragen gethan, die seine Leute erstaunten; vor allen aber bauete er auf Jungs Offenbarungen und Weißagungen.

Das Volk selbst war in einem ähnlichen Zustande kalter Gleichgültigkeit und trüben Hinstarrens in die Zukunft. Die Ansichten und Urtheile der Leiter und Führer, und die Schilderungen und Deutungen, welche sie über den König und sein Betragen ausgehen ließen, und welche bis zu den untersten Classen des Volks durchdrangen; das eigne Unglück, die

Noth, welche jeder bey sich fühlte und sah, oder welche mit verdoppelten Schreckensklängen durch die Posaune des Gerüchts aus der Ferne her wiederhallte; endlich das Vorgefühl und Mitgefühl des Verhängnisses, welches über dem Zeitalter schwebt, und als ein dunkler und prophetischer Keim der Dinge sich vielleicht in der Brust jedes Mitlebenden rührt — alles dieß mußte wohl Gesichte und Gespenster zeugen, zumal da das Schicksal selbst als ein erbarmungsloser und blutiger Würgengel mit dem geweihten Mordschwert umzugehen scheint. So geschah es denn, daß sich das Volk mit Ahndungen, Mährchen, und Prophezeihungen herum trug, die um so eher geglaubt wurden, je mehr von Tage zu Tage der Himmel um sie sich verdüsterte. Besonders ging ein altes Gespenstermährchen um, von einem Gesicht, welches Karln dem Elften erschienen, und worin blutige und gräuliche Thaten, welche man jetzt erleben würde, vorhergesagt seyn sollten. Lange vorher, als man an diese Zeit und ihre Männer und Begebenheiten gedacht, lief dieß Gesicht durch einige Hände als politische Seltenheit, ohne daß man seinen Ursprung wußte, wiewohl einige erzählten, es sey aus einer im Reichsarchiv befindlichen Originalurkunde abgeschrieben. In diesen letzten Jahren hatten sich mit dem Glauben an das Ungeheure und Schreckliche auch die Abschriften vervielfältigt. Hier hast Du es. Es paßt recht gut zur ganzen Tragödie der Zeit.

Karls des Elften Gesicht.

Ich, Karl der Elfte, heute König von Schweden, war die Nacht zwischen dem 16. und 17. December 1676 mehr als gewöhnlich von meiner melancholischen Krankheit geplagt. Ich erwachte um halb 12 Uhr, da ich von ungefähr meine Augen

auf das Fenster warf, und gewahr ward, daß ein starker Schein im Reichssaal leuchtete. Ich sagte da zu dem Reichsdrost Bjelke, der bey mir im Zimmer war: was ist das für ein Schein im Reichssaal? ich glaube da ist Feuer los. Er antwortete mir: o nein, Euer Majestät, es ist der Schein des Mondes, der gegen das Fenster glittert. Ich war da vergnügt mit diesen Antworten, und wandte mich gegen die Wand, um einiger Ruhe zu genießen, aber ich war unbeschreiblich ängstlich in mir, wandte mich wieder nach vorne hin, und ward des Scheins wieder gewahr. Ich sagte da wieder: hier muß es nimmer richtig zustehen. Ja, sagte der große und geliebte Reichsdrost Bjelke, es ist nichts anders, als der Mond. In demselben Augenblick kam der Reichsrath Bjelke ein, um sich zu erkundigen, wie ich mich befände. Ich fragte da diesen wackern Mann, ob er irgend ein Unglück oder Feuer im Reichssaal gewahr geworden? Er antwortete da nach dem Stillschweigen einer kleinen Weile: nein, Gott sey Lob! das ist nichts; es ist allein der Mondschein, der verursacht, daß es aussieht, als wäre im Reichssaal Licht. Ich ward wieder etwas befriedigt, aber, indem ich meine Augen wieder dahin warf, ward ich grade wie gewahr, daß es aussah, als wären Menschen da gewesen. Ich stand dann auf und warf meinen Schlafrock um, und ging an das Fenster, und öffnete es, wo ich gewahr ward, daß es da ganz voll mit Lichtern war. Da sagte ich: gute Herren, hier steht es nicht richtig zu. Ihr verlasset Euch darauf, daß der, welcher Gott fürchtet, sich vor nichts in der Welt fürchten muß; so will ich nun dahin gehen, um zu erforschen, was es seyn kann. Ich bestellte da bey den Anwesenden, herunter zu gehen zum Wachtmeister, um ihn zu bitten, mit den Schlüsseln heraufzukommen. Als er heraufgekommen war, ging ich im Gefolge

mit dem Mann zu dem geschlossenen heimlichen Gang, der über meinem Zimmer war, zur Rechten von Gustav Erichsons*) Schlafzimmer. Als wir dahin kamen, befahl ich dem Wachtmeister, die Thüre zu öffnen, aber aus Bangigkeit bat er um die Gnade, ihn damit zu verschonen. Ich bat darauf den Reichsdrost, aber auch er weigerte sich dessen. Ich bat darauf den Reichsrath Oxenstjerna, dem nie vor etwas bange war, die Thüre aufzuschließen; aber er antwortete mir: Ich habe einmal geschworen, Leib und Blut für Euer Majestät zu wagen, aber nie, diese Thüre aufzuschließen. Nun begann ich selbst, bestürzt zu werden, aber faßte Muth, nahm selbst die Schlüssel, und schloß die Thüre auf, da wir das Zimmer und sogar den Fußboden überall schwarz bekleidet fanden. Ich nebst meiner ganzen Gesellschaft waren sehr zitterig. Wir gingen da zur Reichssaalsthüre. Ich befahl dem Wachtmeister wieder die Thüre zu öffnen, aber er bat mich um Gnade, ihn damit zu verschonen; ich bat da die andern von der Gesellschaft, aber sie baten sich alle die Gnade aus, es nicht zu thun. Ich nahm da selbst die Schlüssel und öffnete die Thüre, und als ich einen Fuß hineinsetzte, zog ich ihn aus Bestürzung hastig zurück. Ich stutzte so ein wenig, aber dann sagte ich: gute Herren, wollt Ihr mir folgen, so werden wir sehen, wie es sich hier verhält; vielleicht daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will. Sie antworteten alle mit bebenden Worten: Ja. Wir gingen da hinein. Allzusammen wurden wir eines großen Tisches gewahr, von 16 würdigen Männern umgeben; alle hatten große Bücher vor sich, unter ihnen ein junger König von 16, 17, 18 Jahren, mit der Krone auf dem

*) Wahrscheinlich Gustav Wasas des Ersten, der Erich Wasas Sohn war.

Haupt und dem Scepter in der Hand. Zur rechten Seite saß ein langer, schöner Herr, von ungefähr 40 Jahren, sein Angesicht verkündigte Ehrlichkeit; und zu seiner linken Seite ein alter Mann von ungefähr 70 Jahren. Es war besonders, daß der junge König mehrmals den Kopf schüttelte, da alle diese würdigen Männer mit der einen Hand hart auf die Bücher schlugen. Ich warf dann meine Augen von ihnen weg, und ward straks neben dem Tische Richtblock bey Richtblock, und Henker gewahr, alle mit aufgezogenen Hemdärmeln, und hieben einen Kopf nach dem andern ab, so daß das Blut längs dem Fußboden fortzuströmen anfing. Gott soll mein Zeuge seyn, daß mir mehr, als bang war; ich sah auf meine Pantoffeln, ob etwa einiges Blut auf sie gekommen wäre; aber das war es nicht. Die, welche enthauptet wurden, waren meistentheils junge Edelleute. Ich warf meine Augen davon weg, und ward hinter dem Tisch in der Ecke eines Throns gewahr, der fast umgestürzt war, und daneben einen Mann, der aussah, als sollte er Reichsvorsteher seyn; er war ungefähr 40 Jahre alt. Ich zitterte und bebte, indem ich mich zur Thüre zog, und laut rief: welche ist des Herrn Stimme, die ich hören soll? Gott, wann soll dieß geschehen? Es wurde mir nicht geantwortet. Ich rief wieder: o Gott, wann soll dieß geschehen? Aber es wurde mir nicht geantwortet; allein der junge König schüttelte mehrmals den Kopf, indem die andern würdigen Männer hart auf ihre Bücher schlugen. Ich rief wieder, stärker denn zuvor: o Gott, wann soll dieß geschehen? so sey denn, großer Gott, so gnädig, und sage, wie man sich dann verhalten soll. Da antwortete mir der junge König: nicht soll dieß geschehen in Deiner Zeit, sondern in der Zeit des sechsten Regenten nach Dir, und er wird seyn von eben dem Alter und Gestalt, wie Du mich siehest; und der, welcher

hier steht, offenbart, daß sein Vormund aussehen wird, wie dieser; und der Thron wird grade in des Vormunds letzten Jahren an seinem Fall seyn durch einige junge Edelleute; aber der Vormund, der unter seiner Regierung den jungen Herrn verfolgt, wird sich da seiner Sache annehmen, und sie werden den Thron stärker befestigen: daß nie zuvor ein so großer König in Schweden gewesen, und nie nachher kommen wird, als dieser werden wird, und daß das schwedische Volk in seiner Zeit glücklich werden wird; und er wird ein seltenes Alter erreichen; er wird sein Reich ohne Schulden, und mehrere Millionen in der Schatzkammer hinterlassen. Aber ehe er sich auf dem Thron befestigen kann, wird es ein großes Blutbad werden, daß nie desgleichen im schwedischen Lande gewesen, und auch nimmer werden wird. Gieb Du ihm, als König im Schwedenlande, Deine guten Vermahnungen. — Und als er dieß gesagt, verschwand alles, und allein wir mit unsern Lichtern waren noch da. Wir gingen mit dem allergrößten Erstaunen, wie jedermann sich vorstellen kann, und als wir in das schwarze Zimmer kamen, war es auch weg, und alles in seiner gewöhnlichen Ordnung. Wir gingen da hinauf in meine Zimmer, und gleich setzte ich mich, diese folgenden Vermahnungen zu schreiben in Briefen, so gut ich konnte. (Die Vermahnungen liegen versiegelt, werden von König zu König erbrochen, gelesen, und versiegelt.) Und alles dieses ist wahr. Dieß bekräftige ich mit meinem leiblichen Eyde, so wahr mir Gott helfen soll.

Karl der Elfte,
heute König in Schweden.

Als auf der Stelle gegenwärtige Zeugen haben wir alles gesehen, wie Se. Königl. Majestät es aufgezeichnet hat, und

bekräftigen es mit unserm leiblichen Eyde, so wahr uns Gott helfen soll.

Karl Bjelke, Reichsdrost. U. W. Bjelke, Reichsrath. A. Oxenstjerna, Reichsrath.

Peter Granslén, Vice-Wachtmeister.

Ob auch aus diesem Gesichte etwas wird, wer will immer prophezeihen? Die größten und die kleinsten Zeiten haben das mit einander gemein, daß sie Wunder glauben und erleben. Die wunderbare Neigung, die Gustav Adolph zu Gripsholm trug, ward erklärt. Nachdem er verhaftet worden, führte man ihn die erste Nacht nach Drottningholm, wo er einige Tage blieb; dann brachte man ihn weiter von der Hauptstadt nach Gripsholm, wo er nun volle Zeit hatte, über König Erich und sein Schicksal nachzudenken. Im Junius vereinigte man seine Gemahlin und Kinder mit ihm, und den folgenden Winter gingen sie alle über das Meer nach Deutschland.

Während dieser langen Gefangenschaft rechtfertigte der König gewissermaßen sein früheres Betragen, so weit es ein König rechtfertigen kann. Nachdem die ersten Stunden nach seiner Verhaftung vorüber waren, wo Zorn, Wuth, Verzweiflung ihn in einen außerordentlichen Zustand setzten, war er wieder der alte, kalt, besonnen, feyerlich, ruhig, als sey nichts geschehen. Er ließ sich alles erzählen, was es draußen in der Welt gab, las alle Berichte und Protokolle über sich selbst, und blieb auch bey den bittersten Deutungen und Ausbrüchen des Hasses gegen ihn in der gewöhnlichen Fassung. Aber sein Hauptlesebuch blieb auch jetzt noch die Bibel. Er gab selbst manchem seiner Hasser die Ueberzeugung, daß er wirklich nach bestem Wissen und Gewissen regiert zu haben

glaube. Dieß erklärte er auch vor der ganzen Welt; denn als die versammelten Reichsstände ihm die Urkunde zusandten, worin sie ihm und seiner Familie auf ewig absagten, schrieb er, er habe sie mit ruhigem Gewissen, aber mit dem schmerzlichsten Gefühl gelesen. Auch die Haustugenden, wodurch er seinen Unterthanen immer Muster seyn konnte, warfen auf sein Unglück einen milden Glanz. Seine Königin war die tadelloseste, zarteste, schönste, und liebenswürdigste Frau, und hatte durch eine seltene Festigkeit bewiesen, was großherziger Stolz ist. Sein Sohn war ein anmuthiges Bild blühender Jugend. Von der Königin fiel Glanz, Ehre, Mitleid auf die Uebrigen zurück. So zogen sie als Verbannte aus dem Vaterlande ins Elend, nicht ohne begleitende Thränen, die auch eine schuldige Größe verdient, wenn sie von solcher Höhe herabstürzt.

Auch ohne sein Schicksal würde Gustav Adolph an den unglücklichen Erich den Vierzehnten erinnern, der in einem rohen Zeitalter, nicht wie ein gestürzter König, sondern wie ein gemeiner Verbrecher in Gripsholms Mauren gehalten ward, und seine hohe Rolle in Schweden trauriger schloß. Ihr Gemüth hat manche Aehnlichkeiten, nur mit dem Unterschiede, daß Erich ein Genie war, und seine Tugenden und Fehler einen höheren Schein trugen. Noch jetzt zeigt man das abscheuliche Loch, worin er hier beynahe zwey Jahre saß. Es ist ein runder Käfich im dritten Stock des südwestlichen Rundelthurms, etwa acht Fuß im Durchmesser, so gemauert, daß die Wache rund herum gehen konnte, die Fenster und Oeffnungen mit starken Eisengittern verwahrt. In der hölzernen, auch mit Eisen beschlagenen Thür, ist ein dreyeckiges Loch, wodurch man ihm wahrscheinlich das Essen reichte. Von einem Ofen ist gar keine Spur, wohl aber ist noch die Spur von den

Füßen des unglücklichen Königs. Die Gitteröffnung, welche durch eine andere Oeffnung des großen Thurms, worin dieß Gefängniß steht, gegen die Südwestsonne ins weite Freye sieht, hat ihn gewiß oft wieder in die Begier und Lust der Welt hineingelockt; so viel ist er davor gestanden, daß seine beyden Füße in den Brettern des Fußbodens abgedrückt sind. Noch jetzt geht der zürnende und unruhige Schatten Erichs hier um. Diese Sage, dieser Glaube ist allgemein im Schlosse, und nicht gern wagt sich jemand unbegleitet in die Nähe seines Gefängnisses. Außer diesem großen Geist gehen hier viele kleinere Geister rund, und traurige Verhängnisse scheinen auf Gripsholm zu ruhen. Hier war es, wo der Erbprinz von Baden vor wenigen Jahren von Schweden Abschied nahm, um nach Deutschland zurückzureisen. Den Tag vor seiner Abreise war sein Schatten zwey glaubwürdigen Männern erschienen, die es sogleich mehreren des königlichen Hofes erzählten: den folgenden Tag warf er um, und starb.

Erich der Vierzehnte war Gustav Wasas ältester Sohn, und sein Nachfolger, ein Mann von großen Eigenschaften, die aber in Disharmonie unter einander lagen. Er war ein Genie, hatte aber mit den meisten nordischen Genies das Unglück gemein, daß er mit seinem Gemüthe leidenschaftlich und maaßlos hinfuhr: ein gefährliches Unglück, wenn man die Königsrolle spielen soll. Erich war von Natur schön und stattlich, und beyde, seine geistigen und körperlichen Vorzüge waren durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet: man glaubte damals noch, ein Fürst müsse auch etwas lernen. Er war deutscher und lateinischer Sprache kundig, und schrieb und sprach die letzte sehr fertig; er liebte die Dichtkunst, und man hat mehrere geistliche Lieder von ihm, die er in den Tagen seines Unglücks dichtete; mathematischen und physischen Wissen-

schaften war er sehr ergeben, vor allen der Astrologie; beredt war er von Natur und durch Uebung, und trug sich als Prinz und als König mit Stolz, Ernst und Anstand; er liebte Pracht und Glanz, und alles, was zum hohen Schein der Dinge gehört; in seinem Gemüthe war eine dunkle Welt voll Phantasieen und Uebersprünge: er war wechselsweise mild, fröhlich, zutraulich, dann wieder heftig, jäh, argwöhnisch, kurz, er war zuweilen ein genialischer Phantast, etwas, das dem kleinen Menschen oft, dem großen immer gefährlich wird; von Freude zur Schwermuth, von Furcht zur Hofnung ging er leicht über, zweifelte oft an dem Wirklichen, und glaubte an das Unmögliche. So lassen sich seine Heyrathsgeschichten erklären, und die Aefferey, welche Elisabeth mehrere Jahre mit ihm treiben durfte.

Erichs Jugend war nicht glücklich. Sein Vater liebte ihn nicht, und zog die jüngeren Brüder vor, vorzüglich seinen zweyten Sohn Johann, das rechte Widerspiel Erichs. Bey Gustav dem Ersten war viele Kunst, Klugheit, List, und eine Strenge und Sprödigkeit, die zuweilen Härte und Grausamkeit heißen kann: große Regenteneigenschaften, wodurch er unter Aufruhren und Getümmeln den selbstgebauten Thron nur behaupten konnte. Gustav hatte in sich kein Maaß, Erichs große und gute Eigenschaften zu fassen: durch Milde und Freundlichkeit hätte er sie zum Segen seines Volks hervorheben und entwickeln können; durch Strenge und Bitterkeit trieb er sie von dem Sonnenschein des Lebens in das dunkle Herz zurück, woraus sie späterhin in furchtbaren Widerstreiten mit der Welt hervorbrachen.

Erich hatte es nicht leicht, zu regieren. Er war kein Enkel und Urenkel von Königen; auch seinem Vater hatten die Großen nur gehorcht, weil sie mußten; bey der größten Beständigkeit

des Charakters und Betragens, bey dem schärfsten Hinblick auf Ein Ziel der Herrschaft, war Gustav mehr als einmal in Gefahr gewesen, von der Höhe, wohin Glück und Kraft ihn aufgeschwungen, wieder herabgestürzt zu werden: in vierzig Jahren hatte er sie kaum an Gehorsam gewöhnen können. Immer noch schien ihnen der König nur der erste seines Gleichen, seine Majestät schien nur noch persönlich, Beleidigung und Unrecht, von ihm empfangen, schien persönlich gerächt werden zu dürfen: Magnaten wollen nie fühlen, daß ein König ist, wie ein heiliger Patriarch an Gottes Statt über alle, der Einzelne so wenig beleidigen kann, als ein Vater seine Kinder; daß zwischen ihm und den Ersten von ihnen, oder seinem ältesten Sohne, eine weitere Kluft ist, als zwischen diesem und dem niedrigsten Bettler; sie wollen nie fühlen, was Hamlet sagt:

— — — — Die Majestät
Stirbt nicht allein, gleich einem Strudel zieht
Sie mit, was nah, ist ein gewaltiges Rad,
Auf höchstem Bergesgipfel stehend: es sind
An seinen ungeheuren Speichen tausend
Und tausend kleinere Dinge fest gemacht;
Es fällt — und jeden kleinen Anhang und Gefolg
Reißt mit der rasselnde Sturz; denn nie allein
Seufzt je ein König, alles Volk ächzt mit.

Hier war es schwer für Erich, schwerer für ihn ward es durch seine Brüder, die der Vater in mehreren der schönsten Provinzen ihm gleichsam als eben so viele Mitherrscher zur Seite gesetzt hatte. Sollte das Reich und Regiment bestehen, so mußten sie dem Einen Herrn und Könige als Unterthanen gehorchen lernen: das thaten sie

ungern. So kam zu altem Argwohn und Haß neuer; denn seines ältesten Bruders Johann, welcher des Vaters Liebling gewesen, hatte Erich sich nie zu loben gehabt. Es war eine alte Zwietracht, wozu neue Unruhe kam, die Herzog Johann von Finnland durch mancherley Verdachte, Bewegungen, und Anlegungen dem Könige machte. Dieß ward schlimmer, als er wider Erichs Willen und des Reiches Vortheil eine polnische Prinzessin heirathete, und dem polnischen Könige, der in Liefland mit den Schweden Krieg hatte, Geld lieh. Erich forderte ihn zur Rechenschaft und zum Gehorsam auf, Johann rüstete sich in Finnland gegen seinen König, ward in Åbo belagert, gefangen, und auf Gripsholm in Haft gebracht. Dieß betrübte und verwirrte die ersten Jahre Erichs, und gab Anlaß zu manchen Ränken, Spaltungen, Argwehnen, und Gewaltthaten: wo Parteyen sich regen, ist es dem herrlichsten Mann unmöglich, immer gerecht zu seyn.

Nach diesen Geschichten hatte Schweden Krieg in Liefland und mit Dänemark, einen schweren Krieg, der oft mit Glück, nie mit Unehre geführt ward, aber wie alle Kriege das Volk drückte. Erich war unschuldig daran; doch murreten viele, einige trauerten, mehrere freueten sich. Es gab verdächtige Anspielungen, tückische Widersetzlichkeiten, noch tückischere Aeußerungen über Erich. Er mußte strafen; aber durch unzeitige Milde und launische Sprünge verrieth er, daß er nicht verstand, was das heißt, königlich strafen. Erichs Lage ward immer schwieriger, sein Gemüth von Tage zu Tage düsterer; sein böser Bruder Johann, obgleich gefangen, schreckte ihn; Gerüchte und Flüsterungen kamen zu wirklichen Ränken und Hinterlisten. Im Jahr 1567 wurden mehrere Magnaten verhaftet und auf das Schloß zu Upsala gesetzt, wohl alle nicht so ganz unschuldig. Unter ihnen waren einige

des verehrten Namens Sture, welcher auch Gustav oft geschreckt hatte. Der unglückliche Erich, von allen Furien eines finstern Gemüthes, von wirklichen und eingebildeten Gefahren gestachelt und gejagt, ward endlich ein König Saul zwischen Samuel und David. Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, Johann sey von Gripsholm entronnen, Erich ward von verzweifelndem Wahnsinn ergriffen, er lief, und ermordete einen der Sturen. Nach dieser blutigen That rannte er sinnlos durch Feld und Wald, ließ dort seinen alten Lehrer Beurreus, der ihn zu trösten und zu besänftigen suchte, niederstoßen, und gab den Befehl, mehrere andere der Gefangenen zu tödten; welches auch geschah. Nach einigen Tagen folgte auf die Spannung und Wuth Ermattung und Reue; voll Furcht und Niedergeschlagenheit ergab er sich plötzlich der Milde, mehr als recht und sicher war: er erklärte für Unglück und Unrecht, was er im bösen besitzenden Wahn gethan, er erkannte die Todten unschuldig, gab die übrigen Gefangenen frey, und lösete auch seines Bruders Johann Bande, welcher vier Jahre auf Gripsholm gesessen.

Doch allmählich kam ihm Besinnung und Kraft wieder; er fühlte, daß er unköniglich gethan hatte, ward sich auch bewußt, daß die Todten nicht alle unschuldig gestorben waren, und wiederrief die Geständnisse, die er in einem Zustande gethan, wo er weder den Mann, noch den König fühlen konnte. Die Brüder und die Großen mußten ihm wieder gehorchen, und seine geliebte Beyschläferin Catharina als Königin, und seinen Sohn Magnus als Thronfolger anerkennen. Aber Erichs Schicksal war voll. Johann war frey, und bewieß nun, daß diejenigen Freunde Erichs recht gerathen hatten, welche, als er ihn 1563 fing, wollten, er solle den hinterlistigen Aufrührer sterben lassen. Die Furcht vor ihm, und die

Ränke, Argwohne, und Schrecken, die sich an seine Person hängten, hatten Erich so ungleich und endlich auf einige Tage wahnwitzig gemacht. Er war jetzt wieder Herr seines Verstandes und Muthes; aber die Unzufriedenen hatten ein Haupt, seine Freunde wendeten sich meist von ihm, wendeten auch die Unterthanen ab, und im Herbst 1568 ward er in Stockholm gefangen. Doch hatte er in dieser letzten Zeit mit dem Schwert in der Hand gegen den Aufruhr gestanden. Nun offenbarte sich alle Tücke. Man erkannte ihn und seine Kinder unwürdig und unfähig des Throns, welchen Herzog Johann bestieg; man warf ihn, gleich einem gemeinen Verbrecher, in ein Gefängniß, wo er aller Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens entbehrte, und dem Spott, Hohn und Mißhandlung seiner Feinde ausgesetzt war. Unter andern vergriff ein schwedischer Edelmann, Namens Olof Stenbock, sich auf das gräulichste an ihm. Ein Bruder dieses Olof war unter den Gefangenen getödtet; dieß fühlte Olof nur, er fühlte nicht mehr, daß Erich ihm einmal das Leben geschenkt hatte, das ihm für ein Verbrechen gegen die Sicherheit und Heiligkeit des Königs mit Recht abgesprochen war. Er hatte die Wache bey dem Unglücklichen, mißhandelte ihn mit dem bittersten Hohn und Schimpf, schlug und stieß ihn, und zerschmetterte ihm endlich einen Arm, so daß man ihn in seinem Blute auf dem Boden liegend fand. Dieß strafte König Johann nicht; aber viele Jahre nachher büßte Olof dafür: denn König Karl der Neunte, der nicht besser war, als Johann, brauchte auch diese Unthat, um dem Gehaßten an das Leben zu kommen. So saß Erich lange ohne alle die kleinen, unschuldigen Hülfen, womit der Unglückliche oft noch die Zeit täuschen kann, bis man ihm endlich einige Bücher und Papier zukommen ließ, die ihm lange versagt gewesen; auch die süße Gemeinschaft seiner geliebten

Catharina ward ihm zuweilen vergönnt. Hier machte er nun Noten über sein Schicksal und seine Feinde, er schrieb Lieder und Reime, die beweisen, daß er nicht so verrückt war, als man den Schweden noch immer einbildete. Denn unter den Gründen seiner Absetzung war auch sein immer noch fortwüthender Wahnsinn als einer der triftigsten angeführt.

Von diesen Noten Erichs hat Celsius in seiner Geschichte Erichs uns eine kleine Probe gegeben. Die Originalpapiere liegen im Reichsarchiv. Dieses Stück bezieht sich besonders auf sein Verhältniß zu seinem Bruder Johann und zu Nils Sture, den er in Upsalaschloß erstach. Erich argumentirt so bündig und genau, als wenn er eben einem Professor der Logik zu Füßen gesessen hätte, und es ist auch keine Spur von Geistesverwirrung, oder nur von erbitterter Heftigkeit darin. Hier ist es:

Herzog Johann ist mein Unterthan, sowohl nach allem ordentlichen Gesetz, als nach seiner eignen Verpflichtung.

So mag er mich, seinen König, nicht richten nach Schwedens Gesetz.

Urtheil mag nicht gegen Urtheil gehen von einerley Personen.

Einmal haben die Reichsstände mir das Recht gegen Herzog Johann zuerkannt; so mögen die Reichsstände es nun nicht zu entkräften.

Wer gesetzmäßig geladen ist, und ohne gültige Verhinderung nicht erscheint, der versäumt sein Recht.

Herzog Johann ward gesetzmäßig geladen, und wollte nicht kommen, und hatte keine Verhinderungen.

Also hat er sein Recht versäumt.

Der, welcher meine Feinde verstärkt, beweißt Feindschaft.

Herzog Johann hat die Feinde mit Geld verstärkt.
Also hat er mir Feindschaft bewiesen.

Niemand kann zugleich zweyen Herren dienen, er hasse denn den einen, und liebe den andern.

Herzog Johann hat gesagt, er könne es nicht lassen, mit dem Könige von Polen zu halten.
Also muß er mich hassen.

Was des Reichs Schaden ist, muß der König nicht leiden.
Herzog Johann verlangte, daß die Finnen ihm schwören sollten, um sie damit von dem Reiche zu sondern, dem Reiche zur Verminderung.
Ich war damals in Schweden am Regiment.
Also durfte ich es nicht leiden.

Judices debent secundum bona testimonia judicare.
Dux Magnus, ipsius Secretarius, Petrus Sastorp, Doctor Lemnius, Alexander Citharoedus, famuli Domini Abrahami sunt boni testes.
Igitur Judices juste judicarunt.

Der, welcher des Reichs Unfrieden befördert, er ist des Reichs Feind.
Herr Nils Svantessohn *) beförderte des Reichs Feinde.
Also war er des Reichs Feind.

Der, welcher mit des Königs Hauptpanier entweicht, hat den Königsfrieden gebrochen.
Herr Nils war mit des Königs Hauptpanier entwichen.
So hatte Herr Nils Svantessohn den Tod verdient.

Einen Bußgesang muß ich Dir doch herschreiben, den er

*) Sture, den Erich im Schlosse zu Upsala entleibte.

im Gefängniß gedichtet hat, und den die schwedische Gemeinde noch jetzt an Festtagen singt: ein rührendes Gemählde eines bedrängten Gefangenen, der sich, sein Unglück und seine Sünde mit Gott tröstet. Ich habe versucht, ihn in alter, einfältiger Sprache zu übersetzen, so sehr das jetzt möglich ist. Hier ist er:

O Gott, wem soll ich klagen,
Meinen Kummer, Leid, und Verzagen,
Ueber manche Missethaten mein,
Begangen in meinem jungen Leben?
Ich hoffe, sie sind mir vergeben
Für Christi Tod und Pein.

Ich bin ein armer Gefangne
In dieser Welt hier so lange,
Wie ein Schaaf auf einem Eyland allein;
Ich kann von hinnen nicht kommen,
Gott sende seinen Geist denn, den frommen,
Wann von der Welt meine Heimfahrt soll seyn.

Wie mannichfalt bin ich angangen,
Mit Sünden und Sorgen befangen,
Wie in einem Netze ein Fisch!
Gottes Wort, das kann mir wohl helfen,
Will ich mich nur recht ihm ergeben,
Und macht Muth und Gewissen frisch.

Schlafe ich oder wache,
So bekenn' ich meine schlechte Sache

Christo dem Herren mein.
O Gott, du wollst mich bewahren
Vor Satans List und Gefahren,
Aus dem Finstern hilf dem Diener dein.

So bitte ich dich, Herre Christe,
Daß du wollest wissen mein Bestes
In dem letzten Athemzug mein.
Hilf mir so muthiglich streiten,
Meinen Feind von mir vertreiben,
Entschlafen, erwachen in der Freude dein.

O Gott, in deine Hände befehle
Ich meinen Geist, Leib und Seele,
Und alles, was mein ist, gar.
Ich habe nicht können bedenken,
Wie die Welt sich lässet versenken,
Als ich in meiner Wahlmacht war.

Ich konnte es nicht lassen, über die letzten drey Strophen wie ein Kind zu weinen. Für wie viele Große und Kleine sind sie der Text des mühevollen Lebens:

Jag hafver ej kunnat betänka,
Huru verlden låter sig sänka,
När jag i min välmagt var.

Es ist wahr, das Trauergeschick der Könige und selbst der Tyrannen versöhnt bey den Nachkommen so leicht, was ungerad und unrecht von ihnen gethan ward; aber, so wie man die Geschichten lieset, setzet sich unwillkührlich aus dem Ganzen gleichsam ein dünner Schatten des Lebens ab, ein allgemeines

poetisches Bild dessen, was sich vor uns auf Erden begab und bewegte. Erichs Menschlichkeit, Freundlichkeit und Milde spielen so wundersam durch seine Aufwallungen von Zorn und Strenge, und durch die Listen und Bübereyen böser Feinde, daß man sich hüten muß, ihn nicht viel herrlicher zu glauben, als er war; denn auch das Idealische und Genialische seines großen Gemüthes überdeckt seine Gebrechen; am meisten bedeckt sie die Grausamkeit seines schändlichen Bruders. Nachdem er von einem Gefängniß in das andere an mehreren Stellen hin und her geschleppt war, kam er im Herbst 1571 nach Gripsholm, wo er beynahe zwey Jahre saß. Von da brachte man ihn nach Westerås, und die letzten drey Jahre seines Lebens verwahrte man ihn auf dem Schlosse Oerbyhus in Upland. So lange Erich lebte, war Johann in Unruhe; diese Unruhe ward immer mehr Angst, je mehr das Volk begriff, durch welche schändliche Ränke, und durch wie viele ungerechte Beschuldigungen Erich um Thron und Freyheit gebracht war. Johann wollte sich endlich vor dem Gefährlichen sichern. Durch seine Räthe und sogar durch mehrere Bischöfe hatte er sich bestätigen lassen, daß es keine Sünde sey, Erich mit Gewalt von der Welt zu schaffen. Im Februar des Jahres 1577 schickte er seinem Vogt den Befehl, ihn zu tödten, wie es am füglichsten gehen wolle, entweder durch Gift, oder durch Oeffnung aller Adern, oder durch Erstickung mit Betten. Der Vogt zeigte dem Gefangenen des Königs Willen; ruhig vernahm ihn Erich, ließ einige Geistliche holen, und bereitete sich, wie ein Christ, zur langen Reise, nahm den 22sten Februar das heilige Abendmahl, und aß den 26sten Februar eine vergiftete Erbsensuppe, wonach er bald starb. Seine Leiche ward unköniglich abgeführt, und in Westerås noch unköniglicher beygesetzt. Johann, uneingedenk des Gottes,

der alle irdischen Dinge ausgleichet und richtet, setzte die höh-nende Inschrift über seinem Staub: Translatum est regnum, et factum est fratris mei. Reg. III, 2, 15. Diese las man, bis Gustav der Dritte ihm ein Monument errichten ließ, seines Namens und seines Schicksals würdig, mit diesen Worten:

ERICO XIV.
REGI. SVEC. GOTH. VANDAL.
AUGUSTO.
NATO MDXXXIII.
BELLIS TERRA MARIQUE GESTIS CLARO.
DISSIDIIS DOMESTICIS SUCCUMBENTI.
SCEPTRO, LIBERTATE, TANDEM VITA SPOLIATO.
A. MDLXXVII.
HIC INDULGENTE DEMUM FRATRE PAX CONCESSA EST.

GUSTAVUS III. MONUMENTUM POSUIT.

Unter den Anklagen dieses Königs war auch seine ungleiche Heyrath mit seiner Geliebten, Catharina, Magnus Tochter. Ihr Vater war von geringer Abkunft, Trabant, oder ein kleiner Offizier. Erich hatte unter Königinnen und Prinzessin-nen eine Gemahlin gesucht; es war ihm nie geglückt; war es eine Schande und ein Verbrechen, daß er sein Herz dahin wandte, wo er Liebe, Unschuld und Schönheit fand? Catha-rina war keine gemeine Dirne; sie war mit Erichs Schwestern in ihrem Frauenzimmer erzogen. Unter den Bildern des Schlosses hängt ein schönes Bild von ihr; ist es ähnlich, so war sie gewiß eine der edelsten Frauen, und vor Tausenden für den Purpur gebohren. Einfalt, Lieblichkeit, Freundlichkeit spricht aus allen ihren Zügen, es ist unmöglich, mehr Huld

und Unschuld in ein Gesicht zu legen. Neben den vielen schwedischen Frauen, Königinnen, Fürstinnen, und Edlen, die hier zu sehen sind, behält Catharina den Preis. Sie behält ihn auch wohl durch ihr Leben, und durch die Großheit, womit sie das Unglück trug: der sicherste Prüfstein, ob Hoheit oder Nichtigkeit im Gemüthe ist. Ihr Lob, von ihren Zeitgenossen ausgesprochen, ist desto zuverlässiger, je toller der Haß gegen Erich und sein Geschlecht wüthete. Alle erzählen einstimmig, daß sie durch Zärtlichkeit, Liebenswürdigkeit, Sittsamkeit, und Standhaftigkeit ein Muster der Weiber war. Sie überlebte ihren unglücklichen Gemahl noch lange, und gewann die allgemeine Achtung und Verehrung. Gustav Adolphs Gemahlin ist ihr im Unglück mit edlem Stolz und hoher Tugend gleich gestanden. Von Erichs Töchtern wurden einige an schwedische Große vermählt, deren Geschlechter vielleicht noch blühen. Sein Sohn Magnus, welchen Erichs Brüder und die Stände des Reichs bald nach dem wahnwitzigen Unglück von Upsala als Kronprinzen erkannt hatten, sollte getödtet werden, als man im Jahre 1569 seinen Vater nach Åbo ins Gefängniß führte. Man that das Kindlein in einen Sack und gab ihn einem Hofdiener, daß er ihn aus der Stadt trüge und abthäte. Diesen aber scheint des Kindes gejammert zu haben; genug, er gab ihn in die Hände eines schwedischen Edelmannes aus dem Geschlechte der Sparren, der grade zur Stadt gefahren kam. So ward Magnus gerettet, wie Oedipus, Cyrus, und die Gründer Roms weyland, aber ihm war nicht bestimmt, wie sie, wieder im Leben zu erscheinen. Sparre nahm ihn mit sich, und schickte ihn aus dem Reiche. Er ward in Pohlen in katholischer Lehre von Jesuiten erzogen, und war ein schöner, talentvoller, gelehrter Jüngling, der in Polen und Rußland von mancherley wechselnden Schicksalen umhergetrieben, und

endlich im Anfange des folgenden Jahrhunderts bey den Russen gestorben seyn soll.

Auch König Johann saß vier Jahre auf Gripsholm. Er hatte als Aufrührer und Anstifter gegen seinen König und Herrn das Leben verwirkt, und es ward ihm abgeurtheilt. Erich schenkte es ihm, und ließ ihn in seinem Gefängnisse fürstliche Behandlung und die Gemeinschaft seiner Gemahlin, Catharina Jagellonica, genießen. Wir haben gehört, wie schändlich er es ihm vergalt. Die Geschichte erzählt, daß Erich, als ihm auf dem Tage zu Stockholm im Jahre 1568 unter andern Beschuldigungen und Mängeln, weswegen er des Throns entsetzt und gefangen gehalten werden müsse, auch vorgerückt ward, daß ein unheilbarer Wahnsinn ihn besitze, im bittern Schmerz seinem Bruder zugerufen habe: Ich bin nicht wahnwitzig; damals war ich es, als ich einem Freunde nicht gehorchte, der mir rieth, Dir, schlimmer Verräther, den Kopf vor die Füße zu legen. Während dieser Gefangenschaft Johanns gebahr seine Gemahlin ihm mehrere Kinder, unter andern auch Siegmund, der nachher König von Schweden und Polen, und schlecht und elendig war, wie sein Vater. Noch weiset man das Zimmer, wo die Fürsten lebten, ganz in dem Zustande, wie es damals war. Man sieht noch die Bettstelle, worin sie schliefen, die Stühle und Schemel, worauf sie saßen, und mancherley Zierrathen, geschnittene Bilder, und Getäfel im Stil jener Zeit. Das Zimmer ist lang und schmal, niedrig, aber nicht unfreundlich. Zuweilen, wann der Raum knapp gewesen, ist in spätern Zeiten wohl jemand vom Hofe dort einquartirt worden. Aber auch von diesem Zimmerchen erzählte der Kastellan uns Spukgeschichten, und wie einmal ein Hoffräulein mitternächtlich im bloßen Hemd herausgejagt

worden: es ist billig, daß es nicht geheuer ist, wo ein Königsmörder gewohnt hat.

Doch ich habe Dich in das Schloß und seine Geschichten und Gespenster hineingeführt, ohne Dir zu sagen, wie es aussieht. Davon sollst Du nun etwas vernehmen.

Die Ueberlieferung sagt, Leben und Namen habe Gripsholm zuerst erhalten von einem alten schwedischen Edelmann Bo Jonsson Grip. Dieser war ein reicher und vielbedeutender Mann in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, und Reichsdrost unter König Albrecht von Mecklenburg. Wie das Schloß nun ist, ist es gebaut von Gustav Wasa, dessen Söhne es für ein trauriges Verhängniß einweiheten. Zu seiner Zeit ward es für eine Festung gehalten, und war fast rings mit Wasser umflossen. Es bestand aus vier Rundelen mit ungeheuren Thürmen, deren Mauern unten 12 bis 15, und im höchsten Geschoß 8 bis 10 Fuß dick sind. Im vorigen Jahrhundert ist manches umgebaut, auch hat man an der Südostseite noch einen Flügel zugesetzt; doch ist die alte, äußere Gestalt meistens geblieben. Drinnen hat Gustav der Dritte das Meiste verändert, und nur einige wenige Säle und Zimmer mit ihren Geräthen und Verzierungen als Bilder der alten Zeit ungestört stehen lassen. Er legte ein hübsches Theater an, richtete eine schöne Kapelle ein, und hatte doch noch Raum zu mehr als 200 großen und kleinen Zimmern. Dieß war einer seiner Lieblingsplätze und würde auch der meinige seyn, wenn ich König von Schweden wäre: in den glücklicheren Tagen seiner Regierung, von 1772 bis 1780, flog Gustav oft hieher, und feyerte Spiele und Feste. Von außen ist an dem Schlosse alles noch alt, und weckt nichts, als alte Erinnerungen. Gleich der Vorhof erinnert an glorreiche Schwedenzeiten; da liegen zwey ungeheure Metallkanonen,

die unter dem Czar Iwan Wasiljewitsch gegossen sind, und als Tropäen des großen Feldherrn Pontus de la Gardie unter Johanns Regierung über das Meer schifften. Aber was soll ich Dir, der in Deutschland so viele alte Burgen und Schlösser gesehen hat, noch eines mehr beschreiben, das doch im Ganzen eben so aussieht, als die andern? Viel merkwürdiger ist das Innere des Schlosses, besonders die herrlichen Bilder und Denkmäler, die ein rechter historischer Spiegel sind. Ich schwamm hier in meinem Element, und ich muß Dir deshalb von meiner Freude ein wenig vorschwatzen und erzählen. Ich wollte, ich könnte Dir es geben, wie ich es empfunden habe. In Schweden ist mit Gripsholm nichts zu vergleichen, es seyen denn die Antiken im königlichen Museum, deren Gustav und seine Freunde in Italien wirklich manche schöne zusammengebracht haben. Sehr interessant war es mir, hier auch wegen der vielen Conterfeye schwedischer Männer und Frauen; mir ward dabey oft zu Muthe, als verstünde ich besser, was mir die sieben Monate, die ich nun in Schweden gelebt habe, oft noch dunkel gewesen ist: die vielen Bilder, die, lebendig und doch todt, einen allgemeinen Schatten der Dinge hinwerfen, schienen mir über Manches ein Verständniß zuzuwinken, worüber es mir in der schwedischen Geschichte und dem schwedischen Charakter bisher noch nicht hatte hell werden wollen. Die meisten Bilder hier sind Conterfeye merkwürdiger Personen, nicht allein aus der schwedischen Geschichte, sondern aus allen Nationen, vorzüglich viele Deutsche, die durch die Verwandschaften der schwedischen Könige mit den meisten deutschen Fürstenhäusern hieher gekommen sind. Einige sind meisterhaft gemahlt, besonders die aus dem sechszehnten Jahrhundert, zum Theil vielleicht ächte Originale von den berühmten Künstlern, die damals in Deutschland lebten. Daß

Digitized by Google

man gute Meister gesucht habe, ist auch daraus begreiflich, daß die meisten dieser Bilder als Geschenke der Könige und Fürsten an die Könige Schwedens hieher kamen. Von den schwedischen Bildern sind viele von einem berühmten deutschen Mahler, Namens Klöcker,*) der unter Karl dem Elften und Zwölften in Stockholm lebte. Er ward unter dem Namen Ehrensträle (Ehrenstrahl) geadelt. Ich meyne, er war von Hamburg. In dem Schlosse und den Kirchen und öffentlichen Gebäuden Stockholms habe ich viele andere historische, allegorische und christlich mythologische Bilder von ihm gesehen. Er hat oft Kühnheit und Leichtigkeit der Composition, viel Geist und Leben, aber meistens ein schlechtes Colorit, oft zu grell, häufiger grau und verbleicht, fast wie Guido Renis.

Ich fange mit den Schweden an.

Es sind mehrere Bilder alter Könige, unter diesen auch das Bild des großen italisch-ostgothischen Königs Totila, den der Patriotismus der Schweden sich auch noch gern zueignet. Es ist mit solchen Münzen, wie mit den Degen und Helmen der Attila und Skanderbeg, die man in mehreren Zeughäusern

*) David Klöckner, gebohren zu Hamburg 1629, war schwedischer Legations-Secretair bey dem Friedenscongreß zu Münster. Nach geendigten Geschäften legte er sich, seiner Neigung zufolge, auf die Mahlerey, die er bey Georg Jacobs zu Amsterdam erlernte. Worauf er wieder nach Schweden zurückgieng, und bey der Königinn Eleonora Hofmahler wurde. Carl Gustav ließ ihn eine Reise in Italien machen, wo er die Manier des Pietro Beretino auswählte, und 1661 in Schweden zurückkehrte. Er mahlte daselbst meistens Bildnisse und Thiere. Sein Meisterstück, worin er sich selbst gleichsam übertraf, ist das Gemählde der Krönung Karls XI, welches man in dem königlichen Schlosse von Drottningholm sieht. Er ward in den Adelstand erhoben, und bekam den Beynamen Ehrenstrahl. Klöckner starb zu Stockholm 1699.

Füeßli's Künstlerlexikon S. 344.

zeigt; sie sind aus der Phantasie gegriffen, oder nach Münzen gemahlt.

Nun folgen die Sturen. Sten Sture der Jüngere ist ein edles, stolzes, männliches Gesicht, voll Freundlichkeit und Milde, nicht sehr hineinspielend in die gewöhnlichen National-physiognomieen Schwedens.

Ganz Schwedin ist seine Gemahlin Christina Gyllenstjerna. Es ist ein schönes, geistreiches Bild. Muth, Entschlossenheit, Verstand, Klugheit, Feinheit blitzen aus der glatten Heiterkeit der Züge allenthalben hervor; besonders scheinet Verschmitztheit vor, was wohl bey Weibern immer der Fall ist, welchen als Königinnen und Kaiserinnen Männerrollen zugefallen sind.

Auch ihr verrufener Zeitgenosse ist hier zu sehen, Christian der Zweyte, blutigen und gehaßten Andenkens in Schweden. Dieß Bild ist dem ähnlich, das ich an mehreren Stellen in Kopenhagen und in dem Rathhause zu Lübeck gesehen habe: das Geistvolle, Unruhige, Gewaltige leuchtet aus Augen und Stirn. Aber deutlich sieht man es der Wildheit und dem Trotz der Züge an, daß der Mahler bey seiner Arbeit daran dachte, daß Christian der Tyrann genannt ward.

Der Saal Gustavs des Ersten wird noch gezeigt, wie er zu seiner Zeit war. Er ist rings mit Holz umtäfelt, und die Balken, welche die Decke tragen, ragen unverhüllt hervor, wie man es hie und da kaum noch in Bauernhäusern sieht. Noch steht das Bett, worin er schlief, der Stuhl, worauf er saß, und mehrere andere Geräthe, alles einfach und unge-künstelt. Sein Bild und Erichs des Vierzehnten hängen da, nebst manchen andern, und wenn ich nicht irre, sieht man hier und in dem nächstfolgenden kleinen Zimmer auch die Bilder seiner Frauen und seiner andern Söhne. Er ist in mehreren Stellungen und Maaßen gemahlt, und in verschie-

denen Altern. Ein kleines, hübsches Conterfey von ihm nennt man die Arbeit Erichs des Vierzehnten, der neben andern Kenntnissen und Talenten auch das besaß, gut zu zeichnen und zu mahlen. Gustavs Bild ist sehr schwedisch, und hat mich an mehr als einen der jetztlebenden Schweden erinnert, die ich irgendwo gesehen. Verstand, List, Festigkeit, Strenge, kurz, die höchste Kunst des Lebens, die des Herrschens, sprechen alle seine Bilder in einem vorzüglichen Grade aus. Von seinen Kindern ist Karl der Neunte ihm der ähnlichste, obgleich der Knochenbau seines Gesichts und die Form desselben weniger edel ist. — Erich hat eine herrliche, breite Stirn, und trotzige, seelenvolle Augen, er ist schöner, als der Vater, weitblickender; erst wenn man ihn lange angesehen, entdeckt man etwas Wildes, eine Ahnung von Gefahr, welche all das schöne Gemüth und die Festigkeit, die man zuerst gewahrt, niederzureißen drohet. Oder sehen wir vielleicht, was wir historisch wissen? — Johann, Gustavs zweyter Sohn, scheint bey dem ersten Anblick der schönste; aber je mehr man ihn betrachtet, desto glatter, schlüpfriger, und widerlicher wird er, fast bis zur Weichlichkeit und List weiblicher Künste; auch das Gesicht zieht sich unten in weiblicher Verlängerung und Weichheit hinab. Man sieht, er war das Muttersöhnchen: wie ähnlich auch er dem Vater scheine, so sieht man doch ganz etwas Anderes, sobald man seine schöne Mutter, Margaretha Leionhufrud, erblickt: das ist ein schönes, aber sehr besonnenes und listiges Gesicht, klar und glatt, wie Christina Gyllenstjerna, aber lüsterner und üppiger. — Einen edleren Ausdruck hat Gustavs letzte Gemahlin, Catharina Stenbock, und wie ein unschuldiges und liebliches Kind voll Einfalt und Freude hängt Erichs Catharina unter ihnen.

Gustav Adolph hast Du oft gesehen. Von seiner Tochter

Christina giebt es mehrere Bilder, und Ein außerordentlich schönes, das wohl aus Rom, der Pflegerin der neuen Künste, hieher geschickt worden. Sie hat ihr Gesicht für sich, unter allen schwedischen Männern und Frauen erinnert keine Aehnlichkeit an sie; von ihrer Mutter, die eine schöne Frau, aber eben so weich und schwermüthig, als Christina fest und heiter, war, hat sie doch einen großen Schatten. Genieen, für alle Welt, häufiger über aller Welt gebohren, haben oft so allgemeine Züge, daß man sie an kein Volk heften kann, eine Dämmerung vieler Aehnlichkeiten, die aber völlig verfliegen, sobald man sie heller ansehen will. Das Leichte und Gemüthlose, kurz, das bewegliche Künstlerische begegnet uns hier, ein Gesicht, fast wie das eines schönen Vogels. Die allerschönsten Augen, die geistvolleste Stirn, die feinste Nase, der wollüstigste Mund, und doch das Ganze ohne eine feststehende Begier oder Trieb.

Die drey Karle sind Deutsche, auch den Gesichtern nach, höchstens solche Aehnlichkeiten des Schwedischen, als zwischen so verwandten und ungemischten Völkern, als die Schweden und Deutschen sind, sich finden müssen. — Karl Gustav der Zehnte ist von jenen Gesichtern, die man lieb hat, sobald man sie sieht, weil sie das Beste und Menschlichste des ganzen Geschlechts ausdrücken. Es ist nichts Gewaltiges, nichts Geistvolles, nichts Schönes hervorspringend, das zuerst reize; aber es ist das Große und Gute an sich, welches angeschaut werden muß, um ganz empfunden zu werden. Als ich das Bild zuerst ansah, war mir, als hätte ich viele solche Gesichter gesehen, und ich ward allmälig inne, daß es in der That so sey. Aehnlichkeiten dieses schönen Männergesichts habe ich viele gesehen, und zwar meistens unter Bauersleuten und solchen, die Bauern ähnlich leben: es sind die starken, völligen Gesichter im großen Stil, woraus man drey, vier Gesichter, oder vielmehr

hübsche Gesichtchen der feinen und pfiffigen Menschen scheint schnitzeln zu können. Anfangs scheinen in diesen großen Gesichtern alle Züge zu verschwimmen, sie scheinen nur Masse zu haben, und ihre Inhaber scheinen auf den ersten Blick fast unbedeutend; aber je länger man sie ansieht, desto mehr gewinnen sie, und endlich findet man eine Schönheit und Herrlichkeit darin, die alles übertrift, was man so gewöhnlich Schönheit nennt: eine Festigkeit, die von sich nichts weiß; eine Klugheit, die keiner Klugheit bedarf; eine Güte und Redlichkeit, die ganz auf eigener Genüge ruhet. Ich habe in Holstein einmal einen Bauern gekannt, einen rechten Karl den Zehnten, ihm ähnlich, als wär' es sein Großenkel gewesen, einen ruhigen, freundlichen, klugen, und frommen Mann, der verdient hätte, der Herr über Millionen zu seyn. Karl der Zehnte sieht wirklich nur, wie ein tüchtiger Bauer aus; doch ist er mir hier das erste Gesicht von allen. Und welch ein Mann, welch ein König und Kriegsfürst war er! Mein Begleiter erzählte uns von ihm eine Anekdote, die ihn ganz charakterisirt. Als er nach Christinens Abdankung gekrönt ward, traf es sich, daß der Erzbischof von Upsala, dessen Amt es mit sich bringt, den Königen die Krone auf das Haupt zu setzen, derselbe Mann war, in dessen Hause der Jüngling Prinz Karl vormals als Student gewohnt hatte, da der Erzbischof nichts weiter war, als Professor der Geschichte und Politik. Als der Greis ihm nun die Krone aufsetzte, flüsterte Karl ihm freundlich zu: Mein Alter, wann spalten wir wieder Holz zusammen? Karls Beschäftigung war es nehmlich damals in den kurzen und unholden Wintertagen oft gewesen, auf des Professors Hofe Holz zu sägen und zu spalten, damit der Leib der nöthigen Bewegung nicht entbehrte. Man ließ die Fürsten damals noch als Menschen aufwachsen, und es

wurden Männer. Ich habe vielfältig gefunden, daß große Männer, die bey seltenen Eigenschaften des Kopfes noch Treue und Milde als die größte Zugift besaßen, Karls Gesicht, oder tüchtigen Bauerngesichtern ähnlich sehen. So ist der Kopf des unvergleichlichen Trajan, so unter denen, die ich hier sah, Christian der Vierte von Dänemark, der mir deßwegen so lieb war. Gustav Adolph hat auch etwas davon, aber viel weniger.

Ganz anders ist Karls des Elften Bild. Er ist mehr ein Aehnling seiner Mutter; er sieht, wenn man will, nicht aus, wie ein freundlicher, fröhlicher, gutmüthiger Bauer, sondern wie ein strenger, ernster, mühseliger und trüber Bauer, der seine Arbeit tüchtig thut, aber wenig Freude daran hat. Sein kleineres Gemüth drückt auch immer die bewußte Klugheit aus, die in manchen Bildern fast wie sich selbst belächelnde Schlauheit aussieht. Auch dieser war ein großer König, aber kein so liebenswürdiger Mensch, als sein Vater. Den Haß, womit die Schweden ihn verflucht haben, verdienten seine Arbeiten für das Vaterland nicht.

Was soll ich von Karl dem Zwölften sagen? Es sind hier viele Bilder von ihm. Auf einem Bilde von Ehrenstråle, das ihn als Kind darstellt, ist er unbeschreiblich schön. Er erinnert mich an ein anderes schönes Bild, das sich hier findet. Es ist das Conterfey Friederichs des Zweyten von Preußen, wie der Knabe etwan im zwölften oder vierzehnten Jahre aussah. Ich habe kaum etwas Schöneres gesehen. Dabey fiel mir wehmüthig ein, was er und was Deutschland mit und durch ihn hätte werden können, wenn dieser Knabe, wie er in diesem Bilde erscheint, zum deutschen Jüngling und Mann gebildet worden wäre. Ich habe in Schweden auch irgendwo ein Bild Gustavs des Dritten gesehen, welches ihn in diesem

Alter darstellte, mit einer unbeschreiblichen Geistigkeit und Beweglichkeit, doch an nichts so Großes erinnernd, als die Knaben Karl und Friederich. Auch Gustavs Eltern und Geschwister sind hier in mehreren Bildern; ich hatte sie schon auf dem Schlosse zu Stockholm und zu Drottningholm gesehen. Auch seine Mutter Luise, seine Schwester Sophie, und sein Bruder Karl, der jetzige König Karl der Dreyzehnte, haben außerordentlich viel Geist; weniger erscheint davon in seinem Vater Adolph Friederich und in dem verstorbenen Herzog von Ostgothland Friederich, die sich damit trösten können, daß die meisten Zuschauer bey ihren Bildern aufschreyen: o, welch ein schönes Gesicht! Ein paar recht widerliche Gesichter sind Friedrich von Hessen und seine Gemahlin Ulrika Eleonora, nicht bloß durch die Erinnerung, daß sie ein paar schlechte Menschen waren. Friedrich ist ganz das Bild eines übermüthigen, hoffärtigen, und satten deutschen Barons, wie man vor funfzehn und zwanzig Jahren deren sehr viele sah, mit dem Ausdruck jenes Gefühls, worin die Worte leserlich geschrieben stehen: ich bin reich und wohlgeboren, habe Schlösser und Forsten, Wein im Keller, und Mädchen in den Kammern, mein ist die Welt, und das Pöbelvolk sind meine gebornen Knechte, und das von Gottes und Rechts wegen. — Seine Gemahlin Ulrika Eleonora sieht Karl dem Zwölften etwas ähnlich; aber das Gesicht ist breiter und starrer; aus den Augen, die zuerst geistvoll scheinen, blinzelt einem eine dumme Tücke entgegen; der Mund verräth Weichlichkeit und Gierigkeit, und über dem Ganzen schwebt der Schatten einer halb freundlichen, halb beschämten Gleißnerey.

Außer diesen königlichen, giebt es noch eine Menge anderer schwedischer Bilder. Daß ich vor allen auf den großen Axel Oxenstjerna sah, ist sehr begreiflich. Es ist ein sehr schöner

Kopf, fast in der Form, wie anmuthige, vierzehnjährige Buben, oder achtzehnjährige Jungfrauen ihn zu haben pflegen. Große und genialische Menschen fallen oft in die Aehnlichkeit mit dem Jugendlichen und Kindlichen, oder vielmehr, sie bleiben darin: es ist damit, wie mit Karl des Zehnten Bauerngesicht. Dieses Bild ist eines der anmuthigsten, seelenvollesten und herrlichsten im Schlosse, die schöne Großmutter Friedrichs des Zweyten, Sophie Charlotte von Braunschweig etwa ausgenommen, deren Gesicht wirklich ein menschlicher Himmel ist. In Axels Kopf liegt bey einem tiefen Ernst sehr viel Milde, ein Schimmer geistiger Beweglichkeit, worin die höchste Centralkraft des mannichfaltig spielenden Gemüthes ist. Fünf Meilen von hier, in Jäders Kirche, liegen seine Gebeine; nahe dabey ist auch das Schloß Fiholm, wo er zu wohnen pflegte. Ich habe es leider nicht gesehen: unsere Zeit war dießmal zu eng. Noch sollen die Häuser da stehen, die er selbst gebauet hat. Unser W. erzählte uns darüber eine Familienanekdote. Axel hatte einen Sohn, Namens Johann. Als der Vater mitten in seinem Bau war, hatte dieser eben eine Reise durch die Südländer vollendet. Axel fragte den Jüngling, der Rom, Florenz, und Venedig gesehen hatte, wie ihm seine Anlagen zu Fiholm gefielen. „Vater, antwortete er kurz, sie sehen aus wie Viehställe.“ „Ganz recht, erwiderte der Alte erzürnt, nach mir soll auch Vieh darin wohnen.“ Wirklich war Johann Oxenstjerna ein Tropf; und doch war Axel so schwach, ihn an die Spitze der Friedensbotschaft nach Osnabrück zu stellen, wo er für Schweden und für die Protestanten nicht eben am ritterlichsten kämpfte.

In einem der Vorsäle findet man viele andere Bilder solcher schwedischer Männer und Frauen, die weder auf Thronen noch Rathsstühlen gesessen, aber durch ihre Art und Kunst und

Schicksal mehr anziehen, als die Bepurpurten. Man sieht mehrere berühmte Reichstagsmänner aus dem Bauernstande in ihrer Landestracht, Gelehrte, Mahler, Poeten, Astronomen, auch ein paar Hofnarren, Gesichter und Hofämter, wovon man in unsrer traurig ehrbaren und langweiligen Zeit nichts mehr sieht noch hört. Unter den Poeten nenne ich Dir Bellmann, welchen Gustav der Dritte hat mahlen und hier aufhängen lassen. Er war oft der Genosse seiner Freuden, und soll ein sehr fröhlicher und geistreicher Mann gewesen seyn. Seine Lieder klingen noch täglich von Mund zu Mund, und in allen lustigen Gesellschaften werden sie gesungen. Ich kenne die Sprache noch zu wenig, um gültig über ihn urtheilen zu können; denn wegen der geschwinden Uebersprünge von dem einen zu dem andern, und wegen der vielen Anspielungen auf Sitten und Stellen, die nur in Schweden liegen, ist er wohl der schwerste schwedische Dichter, und es möchte wohl nicht übel seyn, wenn jemand sich hinsetzte und einen historischen Commentar über ihn machte, ehe dunkel und vieldeutig wird, was jetzt noch die meisten kennen und verstehen. Viele Schweden behaupten, er allein wiege mehr, als die ganze schwedische Akademie, zu deren zierlicher Innung er nicht gehörte. Ich kann das nicht entscheiden; aber das weiß ich, daß seine Scherze mich in mancher guten Gesellschaft ergötzt haben. Sein Kopf ist schön, voll Fröhlichkeit und Jugend und einer recht kindlichen Gutmüthigkeit. Leider ist das Costum, worin er gemahlt ist, gar zu altfränkisch.

Hier hängt auch ein deutscher Mahler, Namens Behm. Er war Hofmahler unter Karl dem Elften, und brachte seinen Sohn, den Knaben Karl den Zwölften, einmal in Verhaft. Dieser hatte nehmlich gesagt, Behm sähe aus, wie ein rechter Pavian. Er sollte widerrufen; trotzig erklärte er, er wolle um

den kleinen Bucklichten kein Lügner werden, denn wahr sey es doch. So hieß ihn sein Herr Vater denn einige Stunden in Haft gehen. Der Prinz hatte nicht Unrecht; denn es ist ein vollkommenes Affengesicht, mit äffischer List und Tücke.

Merkwürdig sind zwey andere Bildersäle als Contraste. Der eine enthält die bedeutendsten Zeitgenossen Gustavs des Ersten unter Regenten und Fürsten, der andere die Zeitgenossen Gustavs des Dritten. Hier, in dem Zwischenraum von beynahe drey Jahrhunderten, sieht man Zeiten und Weltalter einander gleichsam gegenüber. Dort alles noch frisch, kräftig, eigen, gewaltig, rauh, hier alles schon schwach, geistig, zerstückelt, kleinlich, geschliffen; dort in den Gesichtern zu viel Masse, hier oft kaum die nöthige Zuthat. Wenn man immer solche Säle hätte, so brauchte es nicht vieler Worte, um die Klüfte und Geister zu zeigen, die zwischen den Zeiten liegen. Durch den neuen Saal lief ich nur ein paarmal durch — sein Inhalt war mir leider verständlich genug — und hielt mich zu dem alten. Er ist wirklich alt. Es war Gustavs des Ersten Speisesaal, und seine Verzierungen und Geräthe sind unverändert geblieben bis auf den heutigen Tag. Hier stehen, die sich im Leben so feind waren, ruhig neben einander, Luther und Leo der Zehnte, Ferdinand der Erste und Solymann der Zweyte, Franz der Erste und Karl der Fünfte, Philipp der Zweyte und Elisabeth, Philipp der Großmüthige und Heinrich der Jüngere, Schärtlin und Alba, Georg von Frunsberg und Clemens der Siebente: kurz, hier sieht man alle merkwürdigsten Namen, die von 1500 bis 1550 als Kaiser, Könige, Päbste, Fürsten, Feldherren, Gelehrte, in Europa eine Rolle spielten. Diese Bilder gehören auch als Kunstwerke zu den besten des Schlosses. Die beyden Bauernköpfe sind hier wieder Martin Luther und Georg Frunsberg; der letzte

vielleicht der schönste Kopf von allen: seine gutmüthige Bravheit und Klugheit führt uns unwillkührlich wieder zu Karln dem Zehnten zurück. Als Charakterköpfe möchten neben Luther, Alba, Heinrich der Achte, Wolsey, Clemens der Siebente, und Friedrich der Weise leicht die merkwürdigsten seyn. Das verdeckte, verschlossene, und scharfe Bild Karls des Fünften verliert nicht neben dem Kopf Franz des Ersten. Sein Conterfey war mir hier widerlich, wie allenthalben, wo ich es gesehen; es liegt darin eine Härte und ein Uebermuth, mit einem üppigen und lüstern sich bewußten Faun gepaart, der uns nicht an das Beste des französischen Charakters erinnert. Ich weiß überall nicht, wie Franz zu dem Gerüchte des Guten und Redlichen gekommen ist, das in so manchen Geschichten von ihm umläuft. Dieß verdankte er wohl dem Unglück, daß er gegen den geschickteren Kärl gewöhnlich unterlag. Mancher ist durch Unglück geadelt, der sonst sehr unadlich erscheinen würde. Sein Leben war ja doch wüst, unruhig, und planlos, und von Weibern und weibischen Launen abhängig, denen ein tüchtiger Mann nicht lange dienstbar seyn kann, und sein liebenswürdiger und gütiger Vorgänger, Ludwig der Zwölfte, hatte bey den Gedanken an seine guten Einrichtungen für das Volk nicht ganz Unrecht, als er sagte: aber was hilft es, dieser große Junge wird alles wieder verderben. Den deutschen Fürsten sieht man fast allen an, daß sie tüchtig waren, und jeder ein Mann für sich. Was für Weibergesichter sind ihre Enkel geworden! Die mächtigsten Köpfe sind die, von Heinrich dem Jüngern und Friedrich dem Weisen. In dem ersten liegt eine so furchtbare Gewalt, daß man wie zurückzittert; der zweyte sieht sehr klug aus, fast hinterlistig, gar nicht gütig. Doch man muß nicht vergessen, daß bey Fürsten Strenge ohne Güte besser ist, als Güte ohne Strenge.

Dieß war mein liebster Saal, wo ich am längsten verweilte. Doch, mein lieber Bruder, ich weile Dich hier zu lange. Das Sprechen von Bildern giebt doch kein rechtes Bild. Den vierten Tag fuhren wir von hier zu Schiffe nach Stockholm, von dem freundlichen Städtchen Mariefräd aus. Der Wind war gut, und der schöne Mälare mit seinen vielen Inseln und Vorgebirgen, und den Geschichten, die man von den meisten Stellen zu erzählen wußte, gab viele Lust. Ich fühlte hier, wie lustig es ist, eine Fabelgeschichte zu haben, wie die Schweden, wo an tausend und tausend Stellen Götter, Könige, Prinzessinnen, Helden, und Riesen genannt werden. Das erhält muthigen und frischen Sinn im Volke, und selbst das kleine Politische und Nationale idealisirt sich unbewußt. Den 12ten Juny landeten wir in Stockholm, nicht weit von der schönen Kirche, wo die Könige begraben werden.

H. von Pl.

Berlin, im September 1810.

Unsere neue Universität wird am 15ten October, dem Geburtstage des Kronprinzen, begonnen werden. Doch bleibt die feyerliche Einsetzung derselben, mit Ertheilung der Befugniß, alle akademischen Würden zu verleihen u. dgl., noch bis Ostern ausgesetzt, indem für dieß erste halbe Jahr bloß die hier anwesenden Professoren und Studenten beschäftigt werden sollen. Schon seit langer Zeit war eine Commission mit der Einrichtung derselben beauftragt. Sie bestand aus den *Staatsräthen* Uhden und Süvern und dem Prof. Schleiermacher. Ersterer ist erst vor *wenigen Wochen von einer Reise zurückgekehrt*, die er durch *einen beträchtlichen* Theil Deutschlands gemacht hat, um mehrere Docenten auf fremden Universitäten in Hinsicht ihres Lehrvortrags kennen zu lernen, und manche Unterhandlungen an Ort und Stelle zu schließen. Von den Lehrern an der neuen Universität sind bis jetzt bekannt geworden: in der theologischen Fakultät: Schleiermacher, Dekan, Marheinecke und de Wette; in der juristischen: Schmalz, Prorektor, Savigny, Dekan, Biener; in der medicinischen: Reil, Hufeland, Rudolphi, Horkel, Kohlrausch, Gräfe; in der philosophischen: Fichte, Dekan, Wolf, Buttmann, Heindorf, Spalding, Bernhardi, Böckh, Hermbstädt, Klaproth, Tralles, Grüson, Hirt, Niebuhr, Oltmanns, Lichtenstein, Illiger, Weiß. Außerordentliche Professuren erhielten: v. d. Hagen, altdeutsche Literatur, Zeune, Geographie, Thaer, Oekonomie, Rühs, Geschichte. Prof. Heindorf legt seine Stelle am Berlinischen Gymnasium nieder; jetzt ist er mit der Ausarbeitung des Lectionskatalogs beschäftigt, weil Wolf, Professor der Beredsamkeit, noch abwesend ist, aber in kurzem erwartet wird, und über den Thucydides und Tacitus Collegia angekündigt hat. Die Philologie ist überhaupt am reichsten besetzt.

Ueber die Feyerlichkeiten, die am 15ten October statt finden werden, ist noch nichts bekannt geworden; an den Hörsälen im Universitäts-Gebäude, ehemals das Palais des Prinzen Heinrich, wird noch fortdauernd gearbeitet.

Inhalt.

Digitized by Google

Vaterländisches Museum.
Fünftes Stück. November 1810.

Ueber unsere Sprache.

So wie die Gabe der Sprache, welche die junge Menschheit bey ihrem Entstehen aus den Händen Gottes empfing, den Menschen am kenntlichsten von seinen lebendigen aber vernunftlosen Mitbewohnern des Erdkreises unterscheidet; so unterscheiden sich auch vorzüglich durch die verschiedenen Sprachen die Völker der Menschen, welche daher das früh bevölkerte Morgenland nach Zungen, wie nach Stämmen ordnete.

Die Göttlichkeit des in der Sprache verliehenen Geschenks, erhellet nicht nur aus ihrem Werthe für uns, sondern auch aus etwas offenbar wunderbarem, welches nicht allein bey Verleihung der ersten Sprache, sondern auch im Entstehen aller Sprachen statt fand, und, auf gewisse Weise, bey jedem Kinde auf erstaunenswürdige Weise wiederholt wird.

Ein einziges Volk ausgenommen, welches von Anbeginn an, auf ganz eigenthümliche Weise von der Vorsehung geleitet

ward, können wir allen Nationen, bis auf einen Zustand der Kindheit, mehrentheils noch roher Kindheit, nachspüren; niemals sie in einem Zustande der Unmündigkeit antreffen. Jede ihrer Sprachen trägt das eigenthümliche Gepräge des göttlichen an sich, welches darin besteht, daß es sich mit kräftigem Bildungstriebe aus lebendigem Keim organisch entwickele; sich entwickele nach einer Richtschnur, deren Weisheit der forschende Weise nicht genug bewundern kann, welche also gewiß nicht von Barbaren gezogen ward; wie denn überhaupt die Vorstellung jeder willkührlichen Verabredung zur Rede, einen lächerlichen Widerspruch mit sich selbst enthält.

Aehnliches werden wir gewahr beym Kinde. Indeß die Fähigkeit, aus verschiedenen einzelnen Wahrnehmungen zu allgemeinen Begriffen zu gelangen, noch bey ihm im Keime schlummert, und befangen von umgebender, bunter, mit allem Zauber der Neuheit wirkender Sinnenwelt, das Kind, in seinem beschränkten Thun, dem Thiere noch so ähnlich, nur Eindrücken von außen her, dazu sinnlichen Eindrücken offen scheint, erlernt es gleichwohl, ohne inne zu werden, daß es lerne, die Sprache, und weiß bald, durch wohl angewandten Gebrauch von Worten, welche allgemeine, ja sehr abgezogne Begriffe ausdrücken, deren es gleichwohl noch unfähig ist, sich verständlich zu machen, und das auf eine Weise, über die wir staunen müssen, und deren Unmöglichkeit sehr erweißbar, ja keines Erweises zu bedürfen scheinen würde, wenn nicht die tägliche Erfahrung uns die Wirklichkeit derselben lehrte.

Dieses Wunderbare sollte gleichwohl uns nicht befremden, denn der Finger Gottes, wir mögen ihn erkennen oder nicht, ist bey allem, was wir thun. Unser ist das Wollen, dessen wir uns bewußt sind; die Weise, wie wir unsern Willen ausführen, liegt außer unserer Kunde. Jede, auch noch so will-

kührliche Bewegung unserer Hand, jeder Schritt unsers Fußes, erfolgt auf eine uns unbegreifliche Weise. Jede dieser Bewegungen setzt die Anwendung eines so schnellen als wirksamen Mechanismus voraus, von welchem wenige Menschen auch nur einen unvollkommenen Begriff haben, und nicht Einer einen vollkommenen.

Und hätten wir ihn auch alle, so würde es doch hienieden uns immer unerklärbar bleiben, wie der bloße Wunsch — ein Gedanke — die Werkzeuge unsers Leibes in Bewegung setzen könne. Kennten wir den Bau unsers Leibes, wie ein Meister sein Werk, so würden wir uns dennoch, ohne jenen Finger Gottes, beym Wunsche der Anwendung unserer Kenntniß, in der Verlegenheit des Archimedes finden, der die Erde mit Hebeln bewegen wollte, wenn ihm ein Standort, auf die Erde zu wirken, vergönnet würde.

Zwar ein solcher Standort, aus welchem Hebel an die Erde gesetzet würden, ließe sich in einer Feenwelt denken, aber wer vermag sich einen Begriff zu machen von der Wirkung des geistigen Willens auf die Glieder des Leibes; und vorzüglich auf die organischen Werkzeuge der Sprache, welche, so vielfältig zusammengesetzt, so schnell zusammen wirken, und deren Wirkung so mannichfaltig, als erstaunlich ist?

Diese tägliche und wunderbare Erscheinung ist unsrer tiefsten Betrachtung werth; sie giebt offenbares Zeugniß von Beywohnung des Göttlichen in uns; sie zeigt uns von allen Seiten die kräftig in uns wirkende göttliche Kraft, das praesens numen.

Je älter die Sprachen sind, desto ungemischter; desto mehr haben sie auch reine Organisation, desto mehr Leben, Kraft und Schwung. In solchen kann man fast alle Worte auf Stammworte zurückführen, und von duftender Wipfelblüthe

des geistigen Sinnes, zwischen glänzendem Laube bildlicher Worte, zurückgehen auf die sinnliche Bedeutung, und so vom Zweige zum Aste, dann längs dem Stamme bis zur Wurzel gelangen. In solchen Sprachen sind die bildlichen Ausdrücke voll Lebens, weil der Hörer sogleich an die erste, sinnliche Bedeutung des Wortes erinnert wird, und dadurch die Phantasie, die sonst oft den Verstand stört, veranlaßt wird, ihm die Vorstellung des Uebersinnlichen zu erleichtern.

In gemischten Sprachen fehlt sehr oft dieses Leben, und das Gedächtniß wird überladen mit bedeutungslosen Worten, die aus einer andern Sprache, in welcher sie Leben hatten, als seelenlose Mumien hinübergeschleppt worden. Die französische Sprache hat viele todte Worte dieser Art; und in der englischen wimmelt es von solchen; die schöne italienische hat gleichwohl, durch Einmischung des Gothischen, deren nicht wenige; dasselbe muß statt finden im Spanischen und im Portugiesischen. In minderem Grade trift man es an in den skandinavischen Sprachen, doch haben auch sie solcher todten Worte mehr, als wir, weil, bey Odins Eroberung von Skandinavien, die nordischen Reiche einen nicht geringen Zusatz von asiatischer Sprache in die ihrige aufnahmen.

Einige Beyspiele von solchen Worten, die ich todte nenne, werden die Sache deutlich machen. The Heaven heißt auf Englisch der Himmel; daher, nach lebendiger Ableitung, heavenly himmlisch. Aber celestial heißt auch himmlisch. Es ist das lateinische coelestis. Im Latein hat es Leben, denn es kommt her von coelum, der Himmel. Da aber dieses Hauptwort nicht ins Englische aufgenommen ward, so ist das viersylbige Beywort eine Mumie, welche weder die Phantasie noch die Empfindung anspricht, deren Namen uns das Gedächtniß erzählt. Das englische Beywort lunar (mond-

lich) hat seine Wurzel im Latein; so auch mortal, tödtlich; der Mond heißt the moon, und the death der Tod. Das französische passion ist lebendig, denn es kommt von patir, leiden, und diese Ableitung ist, wie die des deutschen Wortes Leidenschaft, von tiefem Sinne. Aber das englische passion steht ohne heimische Wurzel, also verdorret, da. Noch schlimmer ist es, wenn Zeitworte, welche, weil sie Handlungen ausdrücken, des Lebens vorzüglich bedürfen, todte Worte sind. Solcher haben aber die Franzosen sehr viele, die Engländer noch mehr.

Unter den Sprachen Europens hat keine so wenige solcher todten Worte, wie die unsrige, welche voll warmen Lebens ist. Welchen Vorzug giebt ihr dieses Leben, an Klarheit des Begriffs, an Innigkeit der Empfindung, an nicht verfehlter, und schneller Wirkung auf beyde!

Alle selbständige Sprachen sind reich an nachahmenden Worten, das heißt, an solchen, welche, sey es durch den Laut, sey es durch Länge oder Kürze der Sylben, den Gegenstand, den sie bezeichnen, lebendig ausdrücken. Die in jeder Absicht wunderschöne griechische Sprache, hat auch diese Schönheit in hohem, vielleicht im höchsten Grade. Ihre nicht jüngere Schwester, die unsrige, hat sie auch. Donner, Blitz, Sonne, Mond, Schimmer, Wonne, Gram, Ruhe, Graun, Woge, Wölbung, Gesang, Wonnegesang; schroff, jäh, hell, dunkel, schnell, langsam, rasch, toll; schwingen, zittern, erschüttern, beben, wanken, schwanken, rauschen, rasseln, prasseln, lispeln, flüstern, rollen, sinken, schwinden; unter vielen Tausenden wählte ich nur diese.

Man wirft unserer Sprache Härte vor; aber, zu geschweigen, daß ihr manches als Härte angerechnet wird, was man als ausdrucksvolle Stärke preisen sollte, so wird es doch wohl,

dünket mich, weder den Engländern mit ihrem Zischlaute, noch den Franzosen mit ihrem Nasenton wohl anstehen, unsern vermeynten Mangel des Wohllauts zu rügen. Den Italienern, Spaniern, Portugiesen müssen wir wohl den Vorzug des Wohllauts einräumen; aber wie sehr wird dieser im Deutschen ersetzt, durch bestimmtes Maaß unserer langen und kurzen Sylben, welches unserer Sprache und ihren Schwestern, den skandinavischen und der holländischen, vor allen andern itzt lebenden Sprachen, wo ich nicht irre, gewiß vor der französischen, englischen, italienischen, spanischen und portugiesischen, einen dreyfachen, unschätzbaren Vorzug, für das Ohr, für den Verstand, und für die Empfindung giebt.

Mit Recht sagt Klopstock:

„Wohllaut gefällt, Bewegung noch mehr!"

Jene oben genannte Sprachen haben fast keine Bewegung (fast keinen Rhythmus), weil sie theils unbestimmtes, theils so schwach bestimmtes Maaß der Sylben haben, daß ihre Dichter die Sylben zählen, fast unbekümmert, wo die längere stehe, wo die kürzere. Sie entbehren daher des Reims nicht gern, und die Franzosen können ihn, wie es scheint, nicht entbehren, da hingegen einige Engländer, so mangelhaft der Rhythmus ihrer Sprache auch ist, doch die Fessel des Reims abwarfen. Schon Shakespeare oft; dann Milton. Wer könnte sich auch sein göttliches Gedicht in Reimen denken? Einige neuere Italiener legten auch den Reim ab.

Der wohl angebrachte Reim giebt Ohren, die sich daran gewöhnt haben, einigen, aber doch schwachen Ersatz für den viel edleren, aus dem Herzen der Natur genommenen, lebendigen Ausdruck, des die Empfindung begleitenden und darstellenden Rhythmus. Die Leidenschaft spricht immer in Rhythmus, der Reim ist ihr fremd.

Dennoch hat auch der Reim eine ihm eigenthümliche Grazie, aber eine dienende Grazie, die der Poesie wohl manchmal eine Zier anlegen darf, aber nicht ihre Herzensfreundin wird, da sie an ihren Empfindungen wenigen Antheil nimmt. Die höhere Grazie des Rhythmus ist aber mit der Poesie Ein Herz und Eine Seele, ist wie sie, Tochter der Natur; sie sind Zwillingsschwestern.

Da es aber freylich mehr natürlichen Mitgefühls von Seiten des Hörers erfodert, sich hinreissen zu lassen von der lebendigen Empfindung, die der Rhythmus gewährt, als mit Vergnügen den Reim zu hören, so möchte dieser wohl immer die größte Zahl von Liebhabern finden. Er, der es mit gezählten Sylben zu thun hat, mag sich denn auch der Zahl seiner Liebhaber erfreuen. Der Rhythmus wird die seinigen wägen, wie er die Sylben wägt.

In Vergleichung mit dem griechischen und lateinischen haben der deutsche, der ihm gleiche skandinavische, und der holländische Rhythmus einen weit kleineren Umfang. Der griechische Dichter kann eine viel größere Zahl von langen Sylben ununterbrochen an einander reihen; so auch von kurzen. Der Grieche giebt daher seinen lyrischen Gedichten eine weit größere Mannigfaltigkeit des Rhythmus, als wir den unsrigen geben können. Aber dieser Vortheil ist nicht so groß, als er wohl scheinen mag, und ich werde bald von einem Vortheile reden, den unser Sylbengesetz uns giebt, durch welchen jener mehr als aufgewogen wird.

Soll die Wirkung des lyrischen Rhythmus auf das Ohr, oder vielmehr durch dieses auf die Empfindung erreichet werden, so muß in Versarten, welche aus sich gleichen Theilen (Strophen) bestehen, das Ohr jeden dieser Theile als ein solches umfassen; nicht als ob jeder Hörer zu wissen bedürfte, wie

der Rhythmus wirke, aber so, daß dieser seine Wirkung an ihm nicht verfehle.

Pindars Siegshymnen, die Chöre der griechischen Tragiker, und des Komikers Aristophanes, bestehen aus Haupttheilen, deren jeder Eine Strophe, Eine Gegenstrophe, und einen dritten Theil hat, den die Alten Epodos*) nannten. Den aus diesen drey Theilen bestehenden Haupttheil nannten sie Systema. Manche Strophe besteht aus neunzehn Versen. Strophe und Gegenstrophe haben völlig gleichen Rhythmus. Nicht so der Epodos, welcher einige Verse weniger hat, und dessen Rhythmus, nach fein empfundener Wahl, von dem der Strophen abwich, um mit ihnen einen desto mehr harmonischen Haupttheil des Ganzen zu bilden. Ein solcher Haupttheil besteht also manchmal aus etlichen und funfzig Versen.

Man sieht leicht ein, wie schwer, ja wie unmöglich die Foderung an das Ohr scheinen müsse, den Rhythmus eines ganzen Systema so zu umfassen, daß es dessen Schönheit genießen, und sich diesen Genuß durch Wiederholung der Melodie in den folgenden Systemen, könnte erhöhen lassen. Aber dieser Foderung Genüge zu thun, ward dem Hörer, der zugleich Zuschauer war, erleichtert. Tanz und Gesang begleiteten den Rhythmus des Gedichtes. Denn diese Hymnen und Chöre wurden öffentlich aufgeführt. Bey der Strophe (Wendung) bewegten sich die Sänger des halben Reigens von der Rechten zur Linken, mit rhythmischem Schritt, bis zur Mitte der Bühne, mit Anspielung auf den Lauf der Wandelsterne, zu denen die Sonne gerechnet ward. Bey der

*) Epodos, zutönend, harmonirend mit den Strophen. So sagt Euripides Ἑκαβ. 1271—72 ὄνομα μορφῆς ἐπῳδόν; ein Name, der mit der Gestalt übereinstimmt.

Gegenstrophe (Gegenwendung) ging die andere Hälfte des Chors, gleichfalls in rhythmischem Schritt, zur Mitte der Bühne, von der Linken zur Rechten, anspielend auf den vermeynten Gang des ganzen Himmels, von Abend gen Morgen; und dann sang, deutend auf die Erde, welche man sich im Mittelpunkte der Welt dachte, der ganze in der Mitte der Bühne stehende Reigen den Epodos, den man den Standgesang nennen könnte.

Also, unterstützt von Tanz — jeder rhythmische Schritt ist Tanz — von Gesang, wahrscheinlich auch von begleitendem Tonspiel der Hand und des Hauches, erhielt der Rhythmus des lyrischen Gedichts eine so eindringende Wirkung, daß ihn ein nicht ungeübtes Ohr umfassen konnte; desto besser, wenn der Hymnus lang war, und also viele Systemen enthielt, und mit immer mehr erfaßter Melodie das hohe Vergnügen des Rhythmus immer zunahm.

Ich will nicht sagen, daß nicht auch ohne Begleitung von Tanz und Gesang, diese Hymnen dem Leser, auch durch ihren herrlichen Rhythmus, der bey jedem wahren Dichter immer voll lebendigen Ausdrucks ist, einen hohen Genuß gewährten; aber dieser Genuß ging mehr hervor aus den einzelnen schönen Theilen, als aus der Allschöne des Ganzen, welches, wo ich nicht irre, zu zusammen gesetzt war, als daß es ohne begleitenden Gesang und Tanz hätte können umfasset werden. Es ist mir nicht ausgemacht, daß der L e s e r solcher Hymnen einen höheren Genuß sollte gehabt haben, als der Deutsche bey Strophen deutscher Oden, deren Melodie er ganz umfaßt, empfindet; oder als der Grieche und der Deutsche bey gesetzlosen, feurigen Dithyramben empfand und empfindet, in denen der Dichter, vom Strome der Begeisterung, wie Orpheus Haupt von Fluten des Hebrus hingerissen, keinem Gesetze eines bestimmten Rhythmus folgt, sondern die Leiden-

schaft allein walten läßt, welche immer in Rhythmus spricht, und ungestört im besten, weil ihr eigenthümlichen. Im Reiche der Poesie waltet die Leidenschaft, und Rhythmus ist ihr Ausdruck.

Die Begeisterung kennet kein Gesetz, aber ihre Art und Weise zu handeln wird Gesetz.

Für die dithyrambische Poesie, von welcher, da Pindars Dithyramben verloren gingen, die Alten uns kein Muster ließen, möchten wir ohne Zweifel die größere Mannigfaltigkeit der griechischen Rhythmen vermissen; aber viel zu theuer würden wir gleichwohl, wenn es möglich wäre, diesen Vortheil erkaufen, da er nicht ohne Aufopferung der schönsten Eigenthümlichkeit unserer Sprache — welche doch die skandinavischen und die holländische mit ihr gemein haben — erkaufet werden könnte.

In unserer Sprache, und in ihren so eben genannten Schwestern — ist jedes Hauptwort, jedes Beywort, jedes Zeitwort, wenn es einsylbig ist, eine lange Sylbe. Mann, gut, thun. Jede Sylbe, welche nur Zufälligkeiten der Zeit, der Bedingung, der Zahl, des Geschlechts u. s. w. bezeichnet, ist kurz. Die Hauptsylbe, auf welcher der Begriff beruhet, bleibt immer lang. Des Mannes, die Männer; des guten; die guten; gethan. Sind Hauptwort, Beywort, oder Zeitwort mehrsylbig, so ist die Hauptsylbe, auf welcher der Begriff beruhet, immer lang; die andern sind kurz. Die Tugend, die Jugend, der Löwe; jugendlich, taugen. Alle einsylbigen Bindewörter, — und die meisten sind einsylbig — sind kurz. Ausgenommen, — und diese Ausnahme zeugt von dem tiefen Sinne des Gesetzes — jede Sylbe, auf welcher wir, des Sinnes wegen,

einen Nachdruck legen. Diese wird sogleich lang, sey sie auch ein sonst unbedeutendes Bindewort, oder ein Artikel.

Giebt ein gefälliger, die Empfindung nachahmender Rhythmus der Prose und dem Gedicht Anmuth und Lebhaftigkeit; so ist diese Eigenschaft unserer Sprache, welche uns bey jeder Sylbe, die einen Begriff ausdrückt, verweilen, über jede andre aber, welche nur Zufälligkeiten der Zeit, der Zahl, der Personen u. s. w. anzeigt, hinweg eilen läßt, diese Eigenschaft unserer Sprache, sage ich, ist das Leben selbst! Sie giebt ihr eine Vernunftmäßigkeit, die dem Philosophen, einen Ausdruck der Empfindung, die dem Dichter unschätzbar sind! Ich weiß nicht, ob irgend ein Vorzug der griechischen oder römischen Sprache diesem Vorzuge der unsrigen gleich komme. Wie oft gleitet in jenen die Zunge über die bedeutungsvollen kurzen Worte eilend dahin, und verweilet bey den langen, unbedeutenden Bindeworten oder dem Artikel, oder den Sylben, welche nur Zufälligkeiten eines Zeitworts anzeigen, dessen Hauptbegriff eine kurze Sylbe ausdrückt?

Wie vieles hätte ich noch vom Reichthum, von der Geschmeidigkeit, von der Fruchtbarkeit, von der Bedeutsamkeit, von der Zweydeutungslosigkeit, von dem in ihr enthaltenen tiefen Sinne, von der Kraft, von der Keuschheit, von der innigen Herzlichkeit unserer herrlichen Sprache zu sagen! Wie erhebt sie vor den andern Sprachen Europens, nach jedem Wettlaufe, ihr Haupt; es sey, daß man deutsche Uebersetzungen von Schriften der Alten, mit den Uebersetzungen eben dieser Alten in anderen Sprachen vergleiche, oder daß man deutsche Uebersetzungen aus den lebenden Sprachen mit Uebersetzungen deutscher Bücher in jene Sprachen zusammenstelle. Und welchen Rang nimmt die deutsche, als poetische Sprache, vor allen andern lebenden Sprachen ein; sie, die in edlem

und freyem Rhythmustanze daher schwebt, deren Worte, warm von Lebensblut, nicht nur Gedanken und Empfindungen bekleiden, sondern oft dem Gedanken neues Licht, neue Glut der Empfindung geben!

Seicht dem Seichten, und unbiegsam dem Kalten, öfnet unsere Sprache dem Denker ihre Tiefen, und schmeidiget sich wie Wachs, in warmer Hand des Empfindenden, zu jeder Bildsamkeit; mannigfaltig an Wendungen wie im Ausdruck, ist sie hehr in urkräftiger Eigenthümlichkeit und in edelster Einfalt.

Diese hohe Einfalt unserer Sprache mag wohl eben so sehr dem zarten Wahrheitssinne und der Herzlichkeit, welche beyde Grundzüge deutscher Gemüthsart sind, als ihrer Kraft und Fülle zugeschrieben werden, welche den Deutschen, der seine Sprache ganz inne hat, nie in Noth lassen, daher ihn nichts zur Uebertreibung des Ausdrucks reizet, weil ein dem Gegenstande sich eignender ihm nicht fehlen wird; da hingegen Schriftsteller, welche mit armen Sprachen zu thun haben, oft zur Uebertreibung ihre Zuflucht nehmen, weil der wahre Ausdruck ihnen fehlt; jenen Mahlern ähnlich, welche grelle Farben auftragen, weil sie die sanften Abschattungen der Natur nicht darzustellen wissen. Solche Uebertreibungen gehen aus der Bücherwelt ins gemeine Leben über, nicht ohne großen Nachtheil der Gemüthsart, welche von der Wahrheit je mehr und mehr sich entwöhnet. Bald werden alsdann seltne, edle Worte, diese kostbaren Schaumünzen der Rede, gäng und gäbe, und von den leersten Köpfen, gleich Rechenpfenningen im Spiel, ausgegeben werden. Der heilsame Gebrauch gesunder Worte wird dem Schwulst einer Bühne weichen, auf welcher Jünglinge gelehret werden, ihre Schönen anzubeten, weil zur Liebe ihre Herzen zu kalt sind.

Daß wir Deutsche mehr Sprachen erlernen, als irgend ein Volk, gereichet uns zur Ehre, auch zum Vortheil, und ist geeignet, uns in unsere eigene Sprache desto tiefere Einsicht zu gewähren, je mehr wir in Stand gesetzt werden, sie mit fremden Sprachen zu vergleichen; eine Vergleichung, welche für den Deutschen, der sie mit Kunde anstellt, gewiß sehr erfreulich seyn wird, und ihn an einen biedern und geistvollen Ritter der Vorzeit, Walther von der Vogelweyde, erinnern mag, der nach zurückgelegten Reisen und Feldzügen in Europa und Asien, als er heimgekommen war, frölich unter Deutschen sang:

Die deutsche Zucht hat mir vor allen
Den fremden Sitten wohl gefallen;
Und das war meiner Reisen Frucht,
Daß mir gefiel die deutsche Zucht!

Durch Erlernung fremder Sprachen setzen wir uns nicht nur in den Besitz ihrer geistigen Reichthümer, sondern wir bereichern auch noch auf andere Weise unsere Begriffe. Je tiefer wir in das Verständniß fremder Sprachen dringen, desto mehr werden wir inne, daß zwar jedes Volk für jeden sittlichen Begriff, für jede Empfindung, ein Wort habe, daß aber nicht immer das Wort in der einen Sprache mit dem Wort in der andern, vollkommen übereinstimme. Ich rede hier nicht von Worten, welche der Mißbrauch entwürdiget hat, sondern von jener Bedeutsamkeit der Worte, welche aus der innigsten Eigenthümlichkeit der Art und Weise zu denken und zu empfinden — ich möchte sagen, zu sehen und zu fühlen — bey jedem Volke entstand. Das Verständniß dieser verschiedenen Abschattungen desselben Hauptbegriffs, erweitert den Verstand und bereichert die Empfindung.

Diesen Vortheil werden aber nur wenige zu ergreifen

wissen; auffallender und allgemeiner ist derjenige, den uns die Kunde verschiedener Sprachen giebt, indem sie uns den Zugang zu den Schätzen des Geistes verschiedener Zeiten und verschiedener Gegenden aufschließt, also unsern hienieden immer durch Zeit und Raum beschränkten Wahrnehmungen und Wirkungen größern Spielraum öffnet, uns freyer macht, wofern wir dieser Freyheit recht gebrauchen, denn mißbrauchte Freyheit führt immer in engere Schranken zurück, als die ersten waren.

Und das ist leider der Fall vieler Deutschen geworden! Statt mit der Billigkeit, die der deutschen Gemüthsart eigen ist, das Fremde zu würdigen, überschätzte der Deutsche es, mit jener Schwäche, die ihm auch sehr eigen ist, und die er nur zu oft naiv genug ausdrückt, wenn er, Geringschätzung anzudeuten, sagt: „Das ist nicht weit her.“

Selbst die Muttersprache lag uns zu nah, wir versäumten sie lange Zeit, auf eine so unbegreifliche als thörichte Weise. Der pedantischen Ueberschätzung des Latein folgte bald, ging ihr dann zur Seite, verdrängte sie darauf, die Ueberschätzung des Französischen. Mög' eine bessere Nachwelt Mühe haben, es zu glauben, — deutsche Zeitgenossen von Klopstock — unter vielen Edlen und Großen nenne ich den Einen Größten und Edelsten — ließen Französinnen kommen, um ihre Töchter zu bilden; und so wie pedantische Schulfüchse unsere Sprache vulgarem (die gemeine) nannten, so wurden deutsche Kinder edler Häuser gewöhnt, die hohe, edle Muttersprache als Sprache des Gesindes anzusehen; und wie konnten sie anders, wenn es Hausgesetz war, bey der Tafel französisch zu sprechen; wenn jeder kindliche Wunsch, um bey den Eltern Gehör zu finden, sey es mündlich, sey es schriftlich, in der Sprache des Fremdlings vorgelegt werden mußte.

Die natürliche Folge war, daß sehr viele mehr Werth auf Kunde der französischen als der deutschen Sprache legten; daß jeder bemerkte Verstoß wider die Sprachlehre des Französischen gerüget ward, die gröbsten Fehler des Deutschen in seiner eigenen Sprache kaum bemerkt wurden.

Es war ein großer, nicht zu entschuldigender Mißgriff der europäischen Höfe, daß sie bey öffentlichen Verhandlungen unter einander, sich die Sprache einer benachbarten, mächtigen und ehrgeizigen Nation aufdringen ließen, welche natürliche Auslegerin aller in ihrer Sprache verfaßten Schriften werden mußte; einer Nation, die, eh sie mit dem hohnlachenden vae victis! (wehe den Besiegten!) das Schwert in die Wagschaale legt, keinen Vortheil unbenutzt läßt, welcher dahin führen kann. Dennoch hat dieser ungeschickte Mißgriff der Höfe lange nicht so arg wider uns gewirket, als jene, auf Unwissenheit gegründete Versäumniß und Geringschätzung unserer Sprache. Ich erinnere mich noch, in meiner Kindheit gehört zu haben, wie es an einem geistreichen, deutschen Mädchen, von deutschen Frauen, mit Hohn gerüget ward, daß sie, wie sie sagten, affectirt sey, und deutsche Briefe schreibe. Das gute Mädchen wollte doch nur seine Empfindungen ausdrücken!

Dieser lächerliche Aberwitz hat seit etwa 50 Jahren nach und nach abgenommen, aber noch itzt findet man seine Spur. Noch itzt versammlen sich Deutsche, und schwatzen französisch; noch itzt schreiben Deutsche an Deutsche, Brüder schreiben manchmal an Brüder, Kinder an Eltern, das Weib an den Mann, in französischer Sprache! Heißt das nicht, sich von den Seinigen entfremden? Ja, von sich selbst entfremden? Derselbe Gebrauch ist bey den nordischen Völkern eingeschlichen. Engländer, Italiener, Spanier und Portugiesen begreifen nicht, daß man aus Wahl mit Landsleuten in einer fremden

Sprache rede, oder sie in Briefen brauche. Diese alberne Sitte ist es desto mehr, da der Gebrauch einer fremden Sprache uns doch nie ganz eigen wird. Es bedarf nur einer mittelmäßigen Kunde des Französischen, um inne zu werden, daß selbst Friedrich dem Zweyten die Sprache, die er vor allen liebte, in der er sprach, schrieb, Verse machte, dennoch, obschon er umgeben war von französischen Akademikern, immer fremd blieb.

Seit einem halben Jahrhunderte haben endlich die Deutschen wieder angefangen, ihre kräftige, geistvolle und herzliche Sprache besser zu würdigen. Es kam, ohne sichtbaren Anlaß, für Deutschland ein Augenblick, wie die Vorsehung von Zeit zu Zeit den Nationen — ich weiß nicht, ob irgend einer mehr, als Einmal — sendet. Ein herrliches Gestirn von großen Geistern ging auf an unserm Horizon. Sie erinnerten, durch Werke, die mit dem Siegel der Unsterblichkeit an der Stirn hervorgingen, an der deutschen Sprache Kraft und Schönheit, die sich schon in manchen alten Werken denen, die sehen konnten, gezeigt hatten. Klopstock that, auch in Absicht auf Sprache, mehr, als irgend einer. Nicht nur schmeidigte sich gelehrig unter ihm dieses kräftige Roß, er gab ihm Flügel!

Die leeren Köpfe — sollte man nicht meynen, daß der Dummheit ein eigner Instinkt, so wie den schwachen Thieren, verliehen worden — blieben nicht etwa nur gleichgültig gegen den höhern Glanz, in welchem unsre Sprache sich zeigte, sie höhnten mit Bitterkeit. Ein desto bangeres, weil dumpfes Vorgefühl, sagte ihnen, daß seichten Köpfen und Herzen nichts gefährlicher seyn müßte, als wenn unsere kraftvolle und reiche Sprache, die in den Gesellschaften der großen Welt, damals weit mehr als itzt herrschende Sprache des Auslandes verdrängen würde. In dieser ist des Verabredeten viel, und sie bietet

jedem gewisse von der Mode gestempelte Formen und Ausdrücke dar, welche in der That, in einer beschränkten Sphäre — und ist wohl eine beschränkter, als die der großen Welt —? die Leichtigkeit der Unterredung begünstigen, und auch schalen Schwätzern einen Anstrich von Wohlredenheit zu geben scheinen.

Diese Gefälligkeit vermißt der Weltling in der deutschen Sprache. Ihr Reichthum macht ihn verlegen, denn sie setzt ihn in den Fall der Wahl, und schlechte Wahl zeigt schwaches Urtheil. Unsere Sprache giebt vielleicht mehr, als irgend eine andere unter den lebendigen Sprachen, das Maaß des Geistes und des Herzens dessen, der sie redet. Quelle indiscrétion! Eine solche Sprache kann dem Weltlinge keine Liebe abgewinnen! Sie ist ihm lästig, weil sie ihn beschämt. Auch kann er sich durchaus nicht an ihren Ernst, an ihre Wahrhaftigkeit, an ihre Herzlichkeit gewöhnen. Er hat keinen Sinn für sie, und sie versaget ihm.

Wer sie ganz inne hat, wer Sinn für sie hat, dem ist die deutsche Sprache lebende Zunge! Oder wollen wir sie mit einem Werkzeuge vergleichen, so ist sie eine volle Rüstung, mit Schutz- und Trutz-Waffen, unter deren Wucht der Schwächling erliegt, die sich aber dem Starken, der sie liebet, anschmieget, wie die Haut, und ihm das wird, was dem Achilleus die von einem Gotte geschmiedete Rüstung war, von welcher Homer singt, daß sie, weit entfernt, ihn zu beschweren, dem Helden sich angefügt, und wie auf Flügeln ihn erhoben habe.

Es liegt ein Schatz von Gesinnung in unserer Sprache; dieser sey uns heilig! Wir verloren vieles, aber alles, dessen Besitz wahren Werth hat, hat diesen in der Gesinnung. Nicht die Freyheit, sondern der empfundene Werth der Freyheit, macht der Freyheit würdig. Das Glück macht oft den Sieger; nur Muth und Weisheit machen den Helden.

An der Gesinnung müssen wir uns fest halten; unsere Gesinnung müsse bieder, wahrhaft, einfältig, herzhaft und herzlich seyn! Unsere reiche, kraftvolle, edle, herzliche Sprache bleibe ein Band des Vereins, wo andere Bänder rissen. Viele Edle legten große Gedanken und warme Empfindungen der guten Muttersprache in den Schooß. Diese sind Gemeingut für uns. Legen auch wir gute Gedanken ihr in den Schooß. Es vermehre sich das Gemeingut für unsere Kinder und für unsere Enkel. Falle unser Loos, wie es fallen mag, fern sey von uns jeder politische Kleinmuth! Ueben wir Treue in allen unsern Verhältnissen, und hegen wir freyen Sinn, bereit zu jeder Aufopferung des Aeußeren, ehe wir das mindeste von unserer Gesinnung aufgeben, oder aufzugeben scheinen!

Verdienen wir Achtung durch Tugend, geben wir der Tugend Gehalt und Bestand durch die Religion. Sie leite uns auch in den Verhältnissen dieser Zeit! Der umnachtete Steurer lenket auch zwischen Klippen sein Schiff, mit dem Blick gen Himmel!

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Rechtfertigung Philipps II. von Spanien,

gegen den Verdacht

einer Giftmischerey.

Calumniae ac maledicta, sine ullo veri falsive discrimine, avide accipiuntur, avide communicantur.

Strada.

Vielleicht weiß die Geschichte wenige Günstlinge aufzustellen, denen das Glück so oft gelächelt, die es zu so mancherley großen Erwartungen berechtigt oder verleitet hätte, um sie wiederholt zu täuschen, als Don Juan d'Austria. Dieser natürliche Sohn Karls V. ward, am Geburtstage seines Vaters, den 24sten Februar 1545, zu Regensburg geboren. Ein junges Frauenzimmer aus einem dortigen guten Hause, Barbara Blomberg, die dem Kaiser zugeführt worden, um ihn durch Gesang zu erheitern, ließ sich gefallen, für die Mutter des Neugebornen zu gelten. Aber Strada versichert, auf das Zeugniß des wohlunterrichteten Cardinals Cueva, sie habe nur ihren Namen hergegeben, um einer viel erlauchteren Person die Beschämung dieser Mut-

terschaft zu ersparen. Französische Schriftsteller tragen kein Bedenken, sie zu nennen: und Gründe überwiegender Wahrscheinlichkeit lassen kaum einen Zweifel übrig, daß es Karls geliebte Schwester, Maria, verwittwete Königin von Ungarn, seit 1530 Statthalterin der Niederlande, gewesen sey. Das noch nicht jährige Kind ward von einem Diener erprobter Verschwiegenheit, dem kaiserlichen Oberhofmeister Don Luis Quixada — ist es Zufall oder Vorsatz, daß Cervantes grade diesen wohlbekannten Geschlechtsnamen, unter den ursprünglichen seines fahrenden Ritters aufstellt? — nach Spanien überbracht, und der Gattin desselben, Magdalene Ulloa übergeben, die des schönen Knaben, welchen sie für die Frucht einer Verirrung ihres angebeteten Mannes hielt, mit mütterlicher Zärtlichkeit pflegte. So wuchs er auf Quixada's Landsitze Villagarcias de Campos heran, ahndete bis in sein funfzehntes Jahr nicht, daß er andern Eltern angehöre, und hat die rechten nie begrüßt. Denn erst auf dem Todbette entdeckte Karl, der am 21sten September 1558 verschied, dessen Daseyn seinem Nachfolger; Maria starb drey Tage früher; und noch verstrichen zwey Jahre, ehe Philipp die Entdeckung bekannt machte. Im Jahre 1561 ließ er, auf einer ohnweit Valladolid angestellten Jagd, Juan vor sich rufen, und da dieser seinem Könige, mit dem er nicht verwandt zu seyn glaubte, zu Füßen fiel, hob er ihn auf, schloß ihn in seine Arme, nannte ihm seinen Vater, und sich seinen Bruder. Aber in Ansehung seiner Mutter täuschte er ihn von Neuem. Don Juan übertrug die Zuneigung des Sohns auf Barbara Blomberg, und hat diesen Irrthum mit ins Grab genommen. „Der menschliche „Geist,“ sagt Strada sehr treffend, „mag an diesem Bey„spiele lernen, wie wenig er sich auf seinen Scharfsinn zu „Gute thun darf: da sogar ein solcher Fürst, dem es gelang,

„die verborgensten Geheimnisse seiner Feinde zu durchdringen,
„seiner eigenen Heymath und nächsten Verwandten so wenig
„kundig war, daß er sich zweymal in seiner Mutter betrogen,
„und immer einer fremden, nie der wirklichen gehuldigt hat."
Von der Zeit an ward Don Juan, mit seinen Vettern gleiches
Alters, den Infanten von Spanien und Parma, zu Compostella erzogen. Beyde übertraf er an körperlicher Schönheit,
und an schimmernden Vorzügen des Geistes sogar den letzten,
dessen wesentliches Verdienst von niemand übertroffen werden konnte. Das hielt ihn jedoch nicht ab, an diesem würdigen Gespielen seiner Jugend, bis ans Ende, mit eben so unerschütterlicher Liebe zu hängen, als es ihm unmöglich war,
Zuneigung gegen den von der Natur selbst verwahrlosten, widrigen Don Carlos zu empfinden, dem kein geltender Geschichtschreiber das Wort redet. „Du bist ein Hurkind!" warf ihm
Carlos vor. „Ja, das bin ich," antwortete Don Juan;
„aber ich habe einen bessern Vater, als Du!" Karl hatte
ihn zum geistlichen Stande bestimmt, und Philipp theilte diese
Absicht, aber die Neigung des Jünglings widersprach. Als
im Jahre 1565 Solyman II. Maltha durch eine ansehnliche
Heeresmacht befehdete, und die Insel hart bedrängt war,
wollte sich der kaum zwanzigjährige heimlich zu ihrer Vertheidigung einschiffen; und ohne eine Krankheit, die ihn in Saragossa zurückhielt, würde es schwerlich den Dienern des Königs gelungen seyn, die Befehle, welche ihm solches untersagten, geltend zu machen. Das Jahr 1568 eröfnete endlich
seiner Ungeduld die rasche Bahn kriegerischer Thätigkeit, indem
er zum General der Galeeren gegen die Seeräuber der Berbarey
ernannt ward, denen er glücklich Einhalt that. 1569 erhob
ihn Philipp zum Generalissimus des Königreichs Granada
gegen die empörten Mauren, die er zur Unterwerfung nöthigte.

1571 erfocht er bey Lepanto den glorreichen Sieg über die ottomannische Flotte, vor der ganz Italien zitterte, wobey 30000 Türken getödtet, 10000 gefangen, 15000 Christen-Sklaven befreyt, 30 feindliche Galeeren in Grund gebohrt, 25 verbrannt, und 130 erobert wurden. — Pius V. ehrte seinen Retter durch eine Predigt über die Worte: „Es war ein „Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes." Die seit einem Jahrhunderte zum erstenmal zur Hofnung aufgewachten Griechen erboten sich, das Joch des Großherrn abzuschütteln, und Don Juan zu ihrem Kaiser zu erwählen, wenn er ihnen Hülfe zuführen könnte. Aber der behutsame Philipp fürchtete die Eifersucht Venedigs, und des mit den Türken damals eng-verbundenen Frankreichs gefährlichen Angriff, während ein so entfernter Krieg den Kern seines Heeres beschäftigen würde; und ließ sich auf diesen lockenden Vorschlag nicht ein. Der Erfolg scheint ihn zu rechtfertigen. Denn, ohnerachtet der gewonnenen und künftig vorherzusehenden Vortheile, schloß die Republik 1573, unter Frankreichs Vermittelung, Frieden mit der Pforte, und trat ihr sogar Cypern ab. Don Juan eroberte unterdessen Tunis und Biserta, schleifte und verließ jedoch deren Festungswerke nicht, wie ihm Philipp befohlen, und bewog sogar Pabst Gregor XIII., bey seinem Bruder darauf anzutragen, daß er ihn zum König von Tunis erklären möchte. Aber das geistliche Vorwort vermochte in diesen Fällen über Philipp nichts. Der oft mit Undank belohnte Menschenkenner besorgte, der siegerhabene Jüngling werde den Stand eines Unterthans nicht lange ertragen, und wie er jetzt um Königreiche bitte, einst sie an sich reißen. Er entfernte daher den Geheimschreiber seines Bruders, Juan de Soto, welchen er für den Einbläser der ihm mißfälligen Ansprüche hielt, durch Ertheilung einer einträglichen Bedienung, und versprach sich

von dessen bestelltem Nachfolger, Juan Escovedo, bescheidenere Dienste. Aber auch dieser hing bald eifriger an dem Ehrgeiz seines untergeordneten Herrn, als an den Vorschriften des höheren. Im Jahre 1575 begehrte Don Juan zum Infanten von Castilien und zum Generalstatthalter von Italien erhoben zu werden. Jener Titel war aber noch nie dem unehlichen Sohne eines Königs von Spanien ertheilt, und statt dieser Würde bestimmte ihm Philipp die Verwaltung der Niederlande, deren durch Alba's Härte zur Empörung ausgebrochene Unruhen der seit kurzem verstorbene Don Luis de Requesens nicht beylegen können. Don Juan verlangte zur Erreichung dieses Zwecks so viel, und sein desfalls nach Madrid gesandter Geheimschreiber, Escovedo, bediente sich dabey so wenig abgemessener Ausdrücke, daß Philipp diesem darüber zürnte. Indessen ward der leicht gereizte Monarch darüber an seinem Bruder noch nicht irre, und legte vielmehr, bey einem sehr überraschenden Vorfalle, keinen geringen Beweis seiner Selbstbeherrschung ab. Als Don Juan, während einer Audienz im Escurial, das Mißgeschick hatte, den vierjährigen Infanten Don Fernando mit der Spitze seines Degengefäßes an der Stirn zu verwunden, und das Kind heftig zu schreyen anfing, war Philipp der erste, jenen zu beruhigen. „Auch wär' ich sehr unglücklich," sagte Don Juan, „wenn die Wunde bedeutend seyn sollte: denn „dieses Zimmer hat kein Fenster, um mich hinaus zu stür„zen." — „Selbst dann müßtest Du bedenken," erwiederte der König, „daß ein unvorsetzlicher Zufall Niemanden zum „Verbrecher macht." Aber die Versuchungen des jugendlichen Fürsten mehrten sich mit jedem Tage. Gregor XIII ließ ihm die Aussicht eröffnen, von den Niederlanden aus in England einzufallen, Marien von Schottland aus ihrem Gefängnisse zu befreyen, und mit ihr den Thron Britanniens zu theilen.

welchen sodann das schönste und liebenswürdigste Paar der Erde besitzen würde. Als Don Juan, gegen Ende des Jahrs 1576, verkleidet durch Frankreich reiste, machte er die persönliche Bekanntschaft des verführerischen Herzogs von Guise, begegnete sich mit ihm in schneller, gleichgestimmter, bis an seinen Tod unterhaltener Freundschaft, und war also schwerlich auf dem Wege, kühne Entwürfe einer bedachtsamen Prüfung ihrer Rechtmäßigkeit unterwerfen zu lernen. Er sollte Frieden stiften, und dürstete nach Eroberungen. Er sollte *nachgeben*; und diesem, ihm fremden, schweren Geschäft ward sogar der einzige Lohn verkümmert, der es ihm werth machen konnte, die Erfahrung, daß er Dank damit verdiene. Denn wie leise er auftrat, mit wie vieler Verläugnung eigner Willkühr er sich sogar den ständischen Vertrag gefallen ließ, vermöge dessen seine spanischen, italischen und deutschen Soldaten, die einzigen, worauf er sich verlassen konnte, das Land räumen mußten: es war ihm unmöglich, Zutrauen zu gewinnen. Am 1sten May 1577 hielt er seinen Einzug zu Brüssel, und kurz darauf mußte er heimlich aus Mecheln entweichen, um einem Anschlage auf seine Freyheit und auf sein Leben zu entgehn. Das bewog ihn, sich des Schlosses von Namur zu bemächtigen, um doch eine sichere Schutzwehr zu haben, und Escovedo nach Spanien zu schicken, der den König überzeugen sollte, daß nur Gewalt der Waffen Philipps Ansehen und die katholische Religion in den Niederlanden erhalten könne. Unterdessen trug ihm ein niederländischer von Adel die Selbstherrschaft der Niederlande an, die nie unter Philipps Gehorsam zurückkehren würden: aber Don Juan verwarf den Antrag mit Unwillen, und zückte sogar seinen Dolch gegen den Unterhändler. Auch verweigerte er irländischen Mißvergnügten, die sich unter päbstlicher Empfehlung an ihn wandten, die Annahme der Krone ihres Landes, bevor Phi-

lipp seine Bewilligung dazu ertheilt haben würde. Noch einmal begünstigte ihn das Schicksal. Umsonst stellte ihm Wilhelm von Oranien seine eigne Thätigkeit und die Schattenbilder des guten Erzherzogs Matthias und des nichtswürdigen Herzogs von Alençon entgegen. Sein Alessandro Farnese, der alle Feldherren überwog, führte ihm die verabschiedeten Spanier zurück, welche bereits das genuessische Gebiet erreicht hatten, und mit ihnen schlug er, am letzten Januar 1577, das Heer der Stände bey Gemblours, und setzte sich wieder in Besitz eines großen Theils der verlorenen Besitzungen. Doch gingen vielleicht die Treue des Unterthans und das Vertrauen des Oberherrn zugleich auf die Neige. Aufmerksame Geschäftsträger berichteten dem Könige, Don Juan bewerbe sich um die Hand der englischen Elisabeth, und begünstige in dieser Rücksicht die Gewissensfreyheit in den Niederlanden. Wer mag behaupten, daß ein Entwurf dieser Art, bey Charakteren, wie Don Juan, Escovedo, und Elisabeth selbst, außer allen Gränzen der Möglichkeit gelegen habe? Wie viel Philipp davon glaubte, läßt sich nicht bestimmen. Gewiß aber, daß Escovedo seinen Helden, wo nicht in diese, doch in andere geheime Verbindungen verflochten hatte, die dem Auge des scharfblickenden Mißtrauischen nicht entgingen. Der Unterhändler solcher Anschläge büßte die Tolldreistigkeit, sich nach Madrid gewagt zu haben, mit dem Leben. Sein persönlicher Feind, der Depeschensecretär des Königs, Antonio Perez, versuchte zweymal, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen; ließ ihn, da dieses nicht anschlagen wollte, nicht ohne Mitwissen Philipps, am hellen Mittage des 31sten März, durch gedungene Meuchelmörder anfallen; und es ist glaublich, daß er auf der Stelle umgekommen sey. Wenigstens verschwand er aus den Augen der Welt, und Don Juan selbst hielt ihn

für todt, und schrieb seinen Freunden Doria und Mendoza nach Genua: „Da man mir die Hände abgehauen hat, bin ich „entschlossen, mir im ersten Treffen den Kopf spalten zu „lassen.“ Aber der Tod vermied ihn auf dem Bette der Ehre, und suchte ihn auf dem Krankenlager. Schon am Sterbetage seines Vaters fühlte er sich so schwach, daß er den Oberbefehl des Heeres dem Herzoge von Parma übergab; doch starb er bald darauf in der Täuschung einer Schlacht, die ihm ein hitziges Fieber vorgaukelte, im Lager vor Namur, wohin er sich zurückziehen müssen, weil Mangel an spanischer Unterstützung, der sich unter solchen Umständen leicht erklären läßt, ihm nicht erlaubte, siegreich fortzuschreiten. Das Heer betrauerte ihn als Vater und Genossen. Sein großer Freund und Nachfolger, Alessandro, schrieb seinem Könige, es sey mit diesem einzigen Manne die kriegerische Tapferkeit selbst, und jede Kunst des Feldherrn zu Grabe gegangen. Nach altem Herkommen der Fürsten des burgundischen Hauses, ward er mit einer Krone auf dem Haupte beerdigt, und seinem Verlangen gemäß, die Gebeine desselben durch Frankreich nach Spanien abgeführt, und neben denen seines Vaters im Escurial beygesetzt; auch seine Getreuen, die er selbst nicht nach Wunsch belohnen können, von Philipp königlich versorgt. Seine vermeynte Mutter, Barbara Blomberg, damals Wittwe eines luxenburgischen Edelmanns Requel, die er sterbend seinem Bruder empfehlen hatte, erhielt in Spanien ein anständiges Auskommen. Ihrem Sohn, Pyrmus Conrad, den Don Juan für seinen Halbbruder hielt, ward die Wahl seines Standes überlassen, und da er unter dem Herzoge von Parma Kriegsdienste nahm, ein monatlicher Gehalt von funfzig Goldgulden ausgesetzt. Selbst Don Juans uneheliche Töchter begünstigte Philipp, ohnerachtet ihm sein Bruder deren Daseyn

auch im Tode noch verheimlicht hatte, das er selbst seinem Farnese verschwieg. Anna, mit einem vornehmen Fräulein aus dem Hause Mendoza erzeugt, befand sich eine Zeitlang im Kloster zu Madrigal, und ward in der Folge, wiewohl sie sich bethören ließ, dem falschen Sebastian, Gabriel Spinosa, anzuhängen, Vorsteherin der Benedictinernonnen zu Burgos. Juanna, Tochter der Diana Falanga aus Sorrento, vermählte sich in ihrem zwanzigsten Jahre dem Herzoge von Butero. Alle diese Gnadenbezeugungen vermochten jedoch nicht, den König von dem Verdachte zu befreyen, daß er den frühzeitigen Tod seines noch nicht vier und dreyßigjährigen Bruders durch verbrecherische Mittel herbeygeführt habe. Gram und Unruh konnten ihn ohne diese veranlassen. Aber es zeigten sich unverkennbare Spuren des Giftes an dem Leichnam; und gleichzeitige Franzosen, der ehrliche Mezeray selbst, und viele Andere nach ihm, haben Philipp für den Giftmischer erklärt. So verfolgt den Argwöhnischen der Argwohn. Auch müßte der Geschichtforscher sich begnügen, eine Vermuthung nicht aufzunehmen, die zu widerlegen er nicht im Stande wäre; wenn er nicht, glücklicher Weise, für die Beschuldigten, einen über allen Einwurf erhabenen Zeugen des Gegentheils aufstellen könnte. Der hat in Zeiten gesprochen, und es ist unerklärlich, warum seine Aussage nicht längst dem unverbürgten Gerücht ein Ende machte. Philipps unbescholtenster Gegner, der ihn mit dem Degen und mit der Feder bekämpfte, das gefeierte Haupt der Hugenotten, der Mann, von dem Voltaire selbst mit Ehrfurcht redet, den er als den vollkommensten Charakter in seiner Henriade aufgestellt hat, Duplessis Mornay mag reden. Die Geschichte seines Lebens, welche zu Leyden 1647 in einem Quartbande herausgekommen, bis zum Jahre 1606 unter seinen Augen von seiner Gemahlin geschrieben, eine lange

nicht genug benutzte Hauptquelle für die Kunde jener Zeitverhältnisse, enthält S. 46 und 47, was folgt:

„Ein Vorfall, der Duplessis betraf, führt die Entdeckung „eines andern herbey, welcher großes Aufsehen machte, dessen „Urheber wenige kennen, und keiner genannt hat. Als die „katholischen Provinzen und Stände sich gegen Don Juan „d'Austria verbanden, um die spanische Knechtschaft abzuschütteln, beschworen alle Aebte diesen Vertrag. Aber einer „derselben, der Abt von St. Gertrud, mehr erbittert oder „beleidigt, als seine Amtsbrüder, wandte sich durch einen „brüsselschen Einwohner Maßon, an einen treflichen Giftmischer aus Marseille, Guerin, daß er den Don Juan aus „der Welt schaffen möchte. Gegen 20000 Gulden versprach „dieser, solches vor dem Ende des Octobers zu bewirken. Der „Abt zahlte die Hälfte baar voraus. Da jedoch in der Folge der „Prinz von Oranien nach Antwerpen berufen ward, und die „protestantische Religion Fortschritte machte, verließ dieser Abt „und die Mehrzahl der übrigen die Stände, bildete mit dem „Adel und den Städten von Artois und Hennegau eine eigene „Partey, und vereinigte sich inniger mit dem Herzoge von „Alençon, als jene. Damals unterhandelte er auch mit „Guerin, daß er den Prinzen von Oranien, wie Don Juan, „vergiften solle. Deßhalb kam dieser Giftmischer Guerin nach „Antwerpen, während der Herzog von Alençon das Schloß „Bintsch in Hennegau belagerte, und Don Juan starb wirklich am 1sten October 1578, wie jener dem Abte versprochen „hatte. Einige französische Edelleute verließen die Belagerung, „um Antwerpen zu sehn, unter ihnen der junge Avantigni, „besuchten Duplessis, und speisten bey ihm zu Nacht. Mit „ihnen schlich sich auch Guerin ein, den die Gäste für einen „Freund des Duplessis hielten, Duplessis für einen Freund

„seiner Gäste ansah. Der bediente sie auf seine Weise, und
„reichte dem Wirth einigemal über Tisch eine Speise zu.
„Sobald sich dieser nun schlafen gelegt hatte, empfand er
„unglaubliches Brennen im Magen, und die Natur half sich
„durch ein heftiges Erbrechen, das drey Tage hindurch nicht
„aufhörte, ohne daß er sonst an Fieber oder Schmerzen litt,
„und sein Puls oder sein Harn sich verändert hätte. Obwohl
„nun weder Duplessis, noch die Aerzte eine Ursache davon
„angeben konnten, trug jener doch Bedenken, auf eine solche
„zu rathen. Seine Freunde glaubten ihn ohne Rettung ver-
„loren. Doch siegten endlich Jugend und Stärke, ohnerach-
„tet er einen ganzen Monat lang so schwach blieb, daß er nicht
„drey oder vier Stufen ersteigen konnte, ohne am ganzen
„Leibe zu schwitzen. Die Ursache entdeckte sich, als Guerin
„einige Monate hernach, unter dem Vorwande, die rückstän-
„digen 10000 Gulden von Maßon, der ihn angehetzt hatte,
„einzutreiben, wieder nach Antwerpen kam, um seinen An-
„schlag gegen den Prinzen von Oranien zu vollführen, der bey
„Zeiten vor diesem gefährlichen Giftmischer gewarnt ward.
„Ein Oberst zu Antwerpen, Adam Verhulst, der ihn gefangen
„nehmen müssen, starb drey Tage hernach in Raserey, weil
„ihm, wie man damals glaubte, der Gefangene eine Salbe
„angestrichen hatte. Jedoch wegen Ermangelung vollständigen
„Beweises, durfte diesem, nach Landesbrauch, der Prozeß
„nicht gemacht werden."

Kein gewissenhafter Freund der Wahrheit wird sich jemals erlauben, Philipps Lob zu preisen, oder die Schuld verringern zu wollen, die ihn mit Recht trifft. Aber sie ist groß genug, um der Uebertreibung nicht zu bedürfen. Irrige Grundsätze, an denen er mit Hartnäckigkeit hing, haben, was als Freund und Feind mit ihm in Berührung stand, unglücklich gemacht,

und großen Anlagen und Eigenschaften, womit ihn die Natur nicht sparsam ausgestattet, eine falsche, verderbliche Richtung gegeben. Setzt man hinzu, daß jeder Anhänger der Freyheit, unter seinen Zeitgenossen und bey der Nachwelt, Philipps Gegner ist; daß der Argwohn des ganzen Europa gegen ihn in Waffen stand; daß Leidenschaftlichkeit und Klugheit es für Pflicht halten durften, das Schlimmste von ihm zu glauben und zu verbreiten: so ist es sehr erklärlich, daß selbst nach Jahrhunderten ihm die Gerechtigkeit nicht zu Theil werden kann, die manchen ärgeren Despoten wiederfährt. Selbst das Schicksal, das seine Entwürfe scheitern ließ; das ihn in dem Innersten seines Hauses und seines Gemüths, wie auf der großen Schaubühne der Welt verfolgte; das ihn, nach zwey und vierzigjähriger Anstrengung, mit dem peinlichen Bewußtseyn betrogener Hofnungen, ohne eine freundliche Aussicht der Zukunft, zu seinen Vätern versammelte: dieses Schicksal, dessen strenge Vergeltung vielleicht den Unwillen höherer Wesen zu besänftigen fähig wäre, ist wenig gemacht, die Menge zu versöhnen, die immer dem Unglücklichen Hohn spricht. Philipps Name erinnert an alles, was verhaßt und schimpflich ist, und Ferdinand der Katholische fand Lobredner. Geschichtschreiber und Dichter wetteifern, jenen zu verurtheilen, und bewundern glückliche Gewalträuber, ohne zu erröthen. Fast wäre es Obliegenheit, die Scham über sie zu bringen, der sie entsagt haben. Doch mögen sie gewähren! Wie wenig Lehren hätte die Menschheit, wenn sie bloß solche dafür erkennen wollte, die immer in der Wahrheit bestehn! Einige Verdienste Philipps sind jedoch so ausgezeichnet, daß weder die Stimme seiner ehrenwerthen Widersacher, noch derer, welche diesen Namen nicht verdienen, die Anerkennung derselben überschreyen kann. Er schützte Elisabeth von England

gegen den verderblichen Unwillen Mariens; er warnte Sebastian von Portugal vor dem unüberlegten Zuge nach Afrika; er übte schwere Meisterschaft über die Aufwallungen des Augenblicks; er beförderte unparteyische, gewissenhafte Rechtspflege; er wußte Männer von Kopf in allen Ständen zu unterscheiden, und ausgezeichnete Künstler durch Achtung und Belohnung zu ehren. Schon der wahrheitsliebende Grotius bemerkt, daß die, von der Mehrheit der Geschichtschreiber als Beweise angeführten Manifeste des Prinzen von Oranien gegen ihn, die ein Franzose, Villiers, abgefaßt, der erst Advocat, hernach Geistlicher, und endlich des Fürsten Rath gewesen, viele Verläumdungen und Rabulistereyen enthalten. Und Schiller fand gleichfalls gerathen, in einem Meisterstücke der Bühne, Philipps Charakter nicht ganz von der schwarzen Seite aufzufassen. Aber um mancher Leser willen ist es vielleicht nicht überflüssig, zu erinnern, daß dieser Philipp nur ein Geschöpf des Dichters ist, dessen Willkühr freylich niemand einzureden hat, so lange sie nicht für historische Wahrheit gelten soll. Als solche aber gehört der philosophische Schwärmer Posa weder in das sechszehnte Jahrhundert, noch an den Hof oder in die Gunst Philipps. Als solche läßt sich die Unterwerfung, welche Philipp dem Großinquisitor beweist, nicht rechtfertigen. Denn Philipp hielt mit fester Hand das von Ferdinand dem Katholischen, einzig zu politischen Zwecken, und unter langer Weigerung des päbstlichen Hofes, eingeführte Tribunal der Inquisition, unter seiner Abhängigkeit, und bediente sich desselben, um keines herkömmlichen Vorrechts zu achten. Daher bestand er nicht darauf, es in Mailand oder Neapel durchzusetzen, wohl aber in den Niederlanden, die seinen Stolz durch beschränkte Steuer-Bewilligungen gekränkt hatten, und deren freye Verfassung durch dessen Einführung untergraben werden sollte. Als der

Infant Don Carlos, im Jahre 1568, auf seines Vaters Geheiß verurtheilt ward, war der durch Alter abgestumpfte Erzbischof von Sevilla, Don Fernando Valdes, nur dem Namen nach Großinquisitor; seine Geschäfte verrichtete ein vom Könige bestellter rüstiger Coadjutor, der Bischof von Siguenza. Nie herrschte ein Geistlicher über Philipp, ihr Einfluß diente vielmehr seinem Willen; und erst dessen Thronerben erlagen dem Gebrauch eines gefährlichen Mittels, dem ihre Kraft nicht gewachsen war. Das ist das Loos aller Nachfolger eines Despoten, durch welches die Nachwelt freylich wenig gebessert, oder die Mitzeit eines Tyrannen getröstet wird. Aber wenn die Geschichte vor dem Räthsel der Bestimmung dieses durch ewig erneuerte Willkühr bedrängten Lebens verstummt, so scheint sie dem Glauben die Hand zu bieten, welchen, unter den gebildetsten Völkern aller Zeiten, das Bedürfniß eines besseren Daseyns erzeugt hat.

F. L. W. Meyer.

Fragment

aus der von dem Institut Frankreichs im Jahre 1810 gekrönten Schrift:

„über die Herrschaft der Gothen in Italien.“

Das Institut hatte im Jahre 1808 folgende Frage aufgegeben:

> Welches war der öffentliche und privatrechtliche Zustand der Völker Italiens, während der Herrschaft der Ostgothen? Welches waren die Hauptgrundsätze der Gesetzgebung Theodorichs und seiner Nachfolger; und welches war der Unterschied, welcher zwischen den Siegern und den Besiegten festgesetzt ward?

Der Gelehrte wird die Wichtigkeit der Frage sogleich von selbst erkennen; Montesquieu war von dem Reiz, den diese Untersuchung versprach, bestimmt worden, sie zu unternehmen; es ist zu bedauern, daß er verhindert ward, diesen Vorsatz auszuführen. Die Schwierigkeiten, die zu besiegen waren, werden die Gelehr-

ten gleichfalls leicht ahnden, ohne daß es nöthig wäre, hier dabey zu verweilen. Aber auch für ein größeres Publikum scheint die Lösung dieser Frage nicht ohne Interesse zu seyn, wiwohl einige Bildung immerhin vorausgesezt wird, um das Vergangene an die Gegenwart anzuknüpfen, und der daraus entspringenden Lehre sich zu erfreuen.

Alle Gleichnisse hinken; auch die Völkerwanderung, wiewohl die größte Umwälzung, die seit der römischen Weltherrschaft bis auf die neueste unserer Tage statt fand, verstattet keine durchgeführte Vergleichung mit den Begebenheiten, welche die gegenwärtigen Geschlechter betroffen: allein die Verhältnisse zwischen den Besiegten und Siegern, die damals statt fanden, liegen uns so nahe, daß der Verständige die Aehnlichkeit, wie die Verschiedenheit, leicht auszumitteln im Stande seyn wird.

Zum bessern Verständniß des nachfolgenden Fragments, welches den Schluß der von dem Institute ausgezeichneten Abhandlung ausmacht, werden die nachfolgenden Worte nicht überflüssig seyn.

Italien war die Beute nordischer, germanischer Völker geworden. Die Ostgothen, angeführt von ihrem Häuptling oder Könige, Theodorich oder Dieterich, wie er eigentlich genannt werden sollte, drangen am Ende des fünften Jahrhunderts, aus dem Oriente in die Halbinsel vor, und gründeten daselbst ihre Herrschaft, welche bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts dauerte, da sie von des byzantinischen Kaisers Justinian Feldherren, Belisarius und Narses, besiegt wurden.

Die Römer in Italien waren, während sechzig Jahren, mit den Gothen keineswegs zu einem Volke verschmolzen, denn die Verschiedenheit der Religion — die Römer waren Katholiken, die Gothen Arianer — und der Abscheu der erstern gegen die

eingedrungenen Barbaren, hinderte diese Vereinigung. Nach einer sechszigjährigen Herrschaft wurden die Gothen von Justinians Feldherren besiegt und vertrieben, das Schicksal der Römer aber um nichts gebessert, wiewohl zunächst ihre sehnlichsten Wünsche nun erreicht waren.

Alle, die mit einigem Selbstgefühl, mit einigem Adel der Seele begabt sind, haben stets die Unabhängigkeit ihres Volks fremdem Joch vorgezogen, wie sanft dieses auch seyn mag, und welche Vortheile immerhin daraus sonst für sie entspringen mögen. Einige römische Bürger, würdig besserer Zeiten, hatten den Ruhm ihres Vaterlandes überlebt, und bewahrten, in der Mitte eines allgemeinen tiefen Verderbens, die edlen Gesinnungen edler Vorfahren. Ihre Zahl war gering ohne Zweifel, sie konnten für die Gothen nicht gefährlich werden; aber der übrige Theil des Volks war auch von eitlem Hochmuthe belebt, und verachtete tief die Barbaren, ohne jedoch von den edlen Gesinnungen beseelt zu seyn, welche dem Sklaven selbst in seinen Ketten noch Achtung verschaffen können. Zu diesem eiteln Hochmuth, womit der große Haufe der Römer auf die Gothen herab sah, gesellten sich noch andere mächtiger und allgemeiner wirkende Ursachen des Unwillens der Unterjochten; dieß war die Verschiedenheit der Religion zwischen beyden Völkern. Theodorich, wie trefflich auch sein Regiment war, konnte es doch nie bewirken, daß er allgemein und von Herzen von den Römern wäre geliebt worden; hätte er auch die guten Gesinnungen eines Titus, die strengen moralischen Grundsätze eines Marc Aurels, mit der Gewandheit und Umsicht eines

Augusts und den militairischen Talenten eines Julius Cäsar oder Alexander verbunden; so würden ihm dennoch die Römer es nie verziehen haben, daß er ein Ketzer und Fremdling war. Ueber den geringsten Fehler, den er beging, schrie das Volk, oder, was noch weit gefährlicher war, jeder Fehler vermehrte den innern geheimen Groll; während daß eben dieses Volk weit größere Verbrechen bey einem katholischen Fürsten und Römer großmüthig entschuldigt haben würde.

Ein langer Frieden von mehr denn vierzig Jahren, die Aufrechthaltung der altgewohnten Gesetze, der blühende Zustand des Landes, alle diese Wohlthaten verschwanden in Nichts, wenn man bedachte, daß man sie von den Händen eines Barbaren und eines Ketzers empfing. Und wie hätte man diese gehässigen Eigenschaften der Könige vergessen können, da das fremde Volk, welches sie begleitet hatte, über ganz Italien verbreitet war, und da jeder Schritt den edlen und stolzen Römer an sein Joch und an seine Sklaverey erinnerte?

Diese Gefühle waren in gewisser Beziehung ohne Zweifel achtungswerth. Das Glück des gebildeten Menschen hängt nicht allein von seinem physischen Wohlseyn ab; die Ideen und die Gefühle üben eine noch weit größere Gewalt über ihn aus. Allein, konnten die edlen Römer, wahrhaft würdig besserer Zeiten, vernünftiger Weise hoffen, daß sie mit einem so entarteten Volke das unschätzbare Gut, welches sie verloren hatten, wieder erlangen würden? — Doch wir schmeicheln uns so oft, das erreichen zu können, was wir lebhaft wünschen!

Der dumme Hochmuth und der Fanatismus des großen Haufens machte wenigstens die Mißvergnügten sehr zahlreich. Aber was konnte man erwarten von diesem Volke, im Fall eines allgemeinen Aufstandes? Die Insurrection so verweichlichter und so wenig zum Krieg tauglicher Menschen hätte den

Gothen nichts als Verachtung einflößen können. Man bedurfte also fremder Hülfe, man bedurfte der Unterstützung der rechtmäßigen Imperatoren, die zu Konstantinopel ihren Thron hatten, und nach diesen hin mußte sich der sehnsuchtsvolle Blick der hassenden Römer wenden. Aber angenommen, daß man mit ihrer Hülfe dahin gelangte, die Gothen zu vertreiben, welches Schicksal konnte alsdann das nun befreyte Land erwarten?

Italien hatte die Aussicht, eine Provinz des griechischen Kaiserthums, und von Statthaltern geplündert und schlecht vertheidigt zu werden, denn die Kaiser, es war sicher zu erwarten, bedurften ihr Heer bald viel nothwendiger an andern Orten, folglich hatte man die gewisse Aussicht, Italien von neuem dem Einfalle anderer Barbaren ausgesetzt zu sehen. Inzwischen war es leicht abzunehmen, wie das Land von solchen Fürsten, von einem so verdorbenen Hofe, wo Verschnittene, Pfaffen, Weiber und Verruchte aller Art und jeden Geschlechts sich um die Gewalt stritten, werde regiert werden. Aber das Volk wägt nicht das für und wider ab, sein Blick trägt nicht in die Ferne, es überläßt sich vagen, dunkeln Gefühlen, deren Wirkungen eben deshalb um so mächtiger sind. So waren denn der Römer heißeste Wünsche an die Kaiser des Morgenlandes gerichtet, welche sie befreyen sollten; ihre Wünsche wurden erfüllt. Sie erhielten endlich wahrhaftig einen römischen, einen katholischen Kaiser wieder; aber sie hatten auch Zeit genug, ihren Fanatismus und ihre unsinnige Anhänglichkeit an so verächtliche und verworfene Fürsten bitter zu beweinen.

In den letzten Regierungsjahren Theodorichs wurden bereits die geheimen Gesinnungen der Römer laut genug.

Nach dem Tode von Anastas bestieg Justin *) den Thron zu Konstantinopel, und legte alsbald einen Beweis von seiner Rechtgläubigkeit durch das berüchtigte Decret ab, welches er gegen die Ketzer erließ, ein Decret, welches mit geheimer Freude durch ganz Italien von den rechtgläubigen Römern aufgenommen ward. Man kannte den Einfluß, den damals bereits Justinian auf den schwachen Kaiser hatte, man glaubte jenes geheime Absichten zu errathen.

Während daß diese beunruhigenden Maaßregeln von dem Hofe zu Konstantinopel ergriffen wurden, und Theodorich um so vorsichtiger ward; so wurden von einigen Römern selbst mehrere Senatoren und andere ihrer Mitbürger dem Könige angegeben, als wären sie mit dem Kaiser in geheimer Verbindung, um das Joch der Fremden abzuschütteln. Vor andern ward ein Mitglied des Senats, Albinus, dessen beschuldigt; er ward verhaftet; Boethius, sein Amtsgehülfe, der in seinem Herzen die Gesinnungen eines edlen Römers der Vorzeit bewahrte, jede Gefahr verachtend, eilte herbey, um den Senat, um seinen Collegen zu retten; allein jetzt ward er selbst des gleichen Verbrechens angeklagt, er ward ins Gefängniß geworfen, er büßte mit dem Leben die edle That, so wie der Senator Symmachus, sein Schwiegervater; und Albinus theilte gleiches Loos mit ihnen.

Theodorichs Verdacht im allgemeinen war nicht ohne Grund, die Folge der Begebenheiten hat ihn nur zu sehr gerechtfertigt; allein er hatte Unrecht, die hergebrachten Formen zu verletzen, auch weiß man nicht mit Gewißheit, ob die Beklagten außer den geheimen Wünschen, welche sie mit allen ihren Landsleuten theilten, hochverrätherische Verbindungen

*) Er regierte von d. J. 518 bis 527.

wirklich eingegangen waren. Eines weit unbegründeteren Verdachts wegen, aus Ursachen, die oft weit weniger verthei- digt werden konnten, ließen die Kaiser von Byzanz gleichsam täglich unglückliche Schlachtopfer ihres Verdachts mit dem Leben büßen; allein dieß waren gesetzmäßige und katholische Fürsten, man verzieh ihnen, während Theodorich dieses seines strengen und nie ganz zu vertheidigenden Verfahrens wegen, beladen mit dem Fluche seiner römischen Unterthanen, in die Grube stieg. Gleich nach seinem Tode (er starb im J. 526 d. 30 Aug. in einem Alter von ein und siebenzig Jahren) kamen fabelhafte Gerüchte, die im Stillen durch Priester und Legendenmacher verbreitet wurden, in Umlauf, vermöge welcher der ketzerische König durch sein tragisches Ende von der rächenden Gottheit gezüchtiget worden seyn sollte; und diese Gerüchte wurden von dem Volke, das nicht einen Augenblick an deren Wahrheit zweifelte, begierig aufgenommen. Wir, die wir von jenen Zeiten entfernt und frey von den Leidenschaften sind, welche damals die Gemüther bewegten, wir werden unsere Thränen den trefflichen Senatoren nicht versagen, die, vermöge eines schönen Irrthums schöner Seelen, ihre eigenen schönern Gesinnungen bey dem Volke zu finden wähnten, indem sie es für fähig hielten, seine Freyheit wieder zu gewinnen. Wir werden aber auch Theodorich beklagen, daß er am Ende eines glorreichen Lebens, sich in der Nothwendigkeit befand, entweder mit Härte gegen seine Unterthanen zu verfahren, oder den Thron, den er inne hatte, in seinen Grundfesten erschüttert zu sehen; wir werden ihn um so mehr beklagen, daß er gezwungen ward, seinen wohlverdienten Ruhm zu beflecken, indem er die beschützenden Formen der Unschuld nicht achtete. In der peinlichen Lage zwischen den Wünschen und Hofnungen der Besiegten, und den stolzen

Ansprüchen der Sieger, denen er den Thron verdankte, that er viel Gutes, und vermied großes Uebel. Das Ganze, neu und besser, in so schwierigen Verhältnissen, zu bilden, war über seine Kräfte, seine Mittel und den allzukurzen Zeitraum, den die Natur einem Menschenleben vergönnt. Vergleicht man ihn mit den Fürsten seiner Zeit, so kann man ihm die erste Stelle nicht versagen; vergleicht man ihn mit dem Ideale eines Regenten über ein freyes Volk, so blieb er weit unter demselben. In den trockenen und brennenden Sandwüsten Afrika's wird man nicht den reichen Glanz einer üppigen Vegetation suchen, so wenig als man Männern, wie Sully und Heinrich IV, in einem frühern Mittelalter zu begegnen hoffen darf, eben so wenig, als man auf Völker stößt, die solcher Könige und solcher Minister werth gewesen wären.

Nach Theodorichs Tode bestieg sein Enkel, Athalarich, der noch nicht sein zehntes Jahr erreicht hatte, den Thron; seine Mutter, Amalasuintha, führte in seinem Namen die Regierung. Die Minderjährigkeit eines Königs, stets die schwache Seite der Monarchieen, mußte vornehmlich in der Lage, worin Theodorich das Reich im Innern und nach außen hin verließ, doppelt gefährlich scheinen. Amalasuintha suchte die Gemüther der Römer zu besänftigen, indem sie den Familien des Boethius und Symmachus die confiscirten Güter wieder gab; allein, die auf römische Weise eingeleitete Erziehung ihres Sohnes brachte bereits die Gothen, die am Hofe lebten, gegen sie auf, und diente zum Vorwande, den jungen König den Händen der Mutter zu entziehen; bald aber durch Ausschweifung in Liebe und Wein verdorben, starb Athalarich kurz nachher, achtzehn Jahre alt, im Jahre 534. Welche Kenntnisse Amalasuintha auch besitzen mochte, die schwache Hand eines Weibes war unvermögend, die Verwegenheit der

Gothen in Schranken zu halten, und das laute Mißvergnügen der Römer zu beschwichtigen. Nun aber beging die Königin auch noch mehrere große Fehler, welche ihren eigenen Untergang herbey führten, und den Thron ihres Vaters umstürzen halfen; es sey genug, der vorzüglichsten zu erwähnen.

Drey angesehene Gothen, die sich am widerspenstigsten zeigten, wurden von Amalasuintha als Statthalter in entfernte Provinzen gesandt, und einer nach dem andern daselbst durch Meuchelmörder umgebracht. Dieß unmoralische und wenig kluge Mittel zu gleicher Zeit, vollends wenn es von einem Regenten angewandt wird, um seiner Feinde sich zu entledigen, indem es nur seine eigene Schwäche offenbart, ermangelte auch in diesem Falle nicht, gleiche Wirkung hervorzubringen. Täglich wuchs das Mißvergnügen der Gothen, es ward immer lauter; Amalasuintha dachte bereits Italien zu verlassen, und sich unter den Schutz der Byzantinischen Kaiser zu begeben, deren Plane auf die Halbinsel, durch die innern Streitigkeiten unter den Gothen, immer mehr reiften und ein gutes Ende versprachen.

Ferner hielt Hilderich, damals König von Afrika, seit Thrasamunds Tode i. J. 523, mehrere Jahre bereits seines Vorfahren Wittwe, Amalafrede, Theodorichs Schwester, im engen Gefängniß, wo sie später ihren Tod fand. Amalasuintha ließ im Namen des jungen Königs, Athalarich, ein Schreiben an den König der Vandalen, voll von Bitterkeit und eitler Drohungen abgehen. Dennoch wäre es besser gewesen, so zu verfahren, als sey man von der That nicht unterrichtet, da man sie nicht bestrafen noch ungeschehen machen konnte; was aber darauf folgte, war noch weit weniger verständig. Justinian, *) welcher nach Justin den Thron zu Konstantinopel

*) Er regierte v. d. J. 527 bis z. d. J. 565.

bestieg, sandte Belisar ab, um Afrika zu erobern, und Amalasuintha gab den Befehl, ihn in Sicilien, wo er vor Anker ging, aufs ausgezeichnetste zu empfangen und ihm alles das zu gewähren, was er etwa bedürfen möchte, um in seinem Unternehmen glücklich zu seyn; indem sie nicht bedachte, daß die Griechen, einmal Herren von Afrika, bald auch die Eroberung Italiens unternehmen würden.

Endlich aber beging Amalasuintha den größten Fehler, der ihr selbst das Leben kostete, indem sie nach dem Tode Athalarichs den Prinzen Theodahad,*) Amalafredens ihrer Tante Sohn aus erster Ehe, zum Mitregenten neben sich auf den Thron setzte. Dieser Fürst, der als ein niederträchtiger, von gemeiner Habsucht und schmutzigem Geize beseelter Mensch bekannt war, in gleicher Verachtung bey den Gothen wie bey den Römern, unfähig, die entstandene Zwietracht unter den erstern beyzulegen, und bey den letztern sich beliebt zu machen, ließ kurz nach seiner Erhebung, Amalasuintha, seine Wohlthäterin, erdroßeln, oder, wenn er auch nicht den Befehl dazu gab, so ließ er es geschehen, und strafte die schändliche That nicht.

Justinian aber forderte, nachdem ihm die Eroberung Afrika's durch die Besiegung der Vandalen gelungen war, von den Gothen das Vorgebirge Lilybäum in Sicilien, welches Theodorich, als Mitgift, seiner Schwester Amalafrede bey ihrer Verheyrathung an Thrasamund, König der Vandalen, mitgegeben hatte, und welches nach Besiegung dieser, Belisar nun als ein dem Kaiser zustehendes Eigenthum ansah. Amalasuintha verweigerte es an Justinian zurückzugeben, aber der Kaiser erneuerte seine Ansprüche nach ihrem Tode, und die Weigerung der Königin, so wie ihre Ermordung, dienten

*) Er regierte v. d. J. 534 bis in d. J. 536.

ihm gleichmäßig zum Vorwande, um den Krieg gegen die Gothen in Italien anzufangen.

Belisar landete in Sicilien, und bemächtigte sich der Insel im J. 535. Theodahad war, vermöge seiner niederträchtigen Natur, alsbald bereit, nichts weiter, als der Stellvertreter des Kaisers in Italien zu seyn; als er aber vernahm, daß ein gothisches Heer in Dalmatien glücklich gegen des Kaisers Völker gefochten hatte, so änderte er eben so schnell seine Meynung, und wollte seine Krone vertheidigen; allein die Verrätherey seines eigenen Schwiegersohnes, der zu Reggio die Gothen befehligte, erleichterte dem kaiserlichen Feldherrn die Landung in Italien, welcher sich im J. 536 des untern Theils der Halbinsel, und endlich Roms selbst bemächtigte.

Theodahad ward abgesetzt, ermordet, und Vitiges *) zum Könige vom Heer ausgerufen. Dieser trat endlich bereits auf immer an die Franken dasjenige ab, was die Ostgothen noch in Gallien besaßen, um die dort in Besatzung liegenden Völker gegen Belisar zu gebrauchen, und um von den fränkischen Königen Hülfe zu erhalten, in welcher Hofnung er sich jedoch betrog. Vitiges schlug sich muthig drey Jahre lang gegen die Griechen, aber er unterlag; er ward zu Ravenna eingeschlossen. Belisarius bemächtigte sich der Stadt und des unglücklichen Königs; die darin liegenden Gothen wurden freygegeben, ein Theil kehrte auf seine Ländereyen zurück, ein anderer ward der Leibwache des griechischen Generals einverleibt, welcher den Krieg für beendigt hielt, und, von Justinian zurückberufen, den vormaligen König Vitiges mit sich nach Konstantinopel führte.

*) Gegen Ende des Jahrs 536, abgesetzt von Belisar gegen Ende des Jahrs 539.

Einige Städte waren indeß noch von den Gothen besetzt, welche, als sie die geringe Eintracht der Generale Belisars im Lande, und ihr unbesonnenes Benehmen bemerkten, wiederum Muth faßten, einen Gothen, Ildebald, *) zum Könige ausriefen, und sich in kurzem wieder des Landes jenseits des Po bemeisterten. Aber Ildebald, durch eigne Schuld und unvorsichtiges Benehmen, ward, nachdem er kaum Ein Jahr regiert hatte, ermordet. Die Rügier riefen darauf Erarich, einen aus ihrer Mitte, zum Könige von Italien aus, der aber alsbald von den Gothen vertrieben und ermordet ward, während diese Totilas **) zum Herrn des Landes wählten.

Wäre Totilas unmittelbar auf den König Theodorich gefolgt, so würden die Griechen nie Italien erobert haben; aber ein unglückliches Geschick berief ihn zu spät auf den Thron; doch leistete er, was kaum möglich schien. Er schränkte die Griechen auf einige Plätze ein, und Belisar selbst, der wieder in das Land gesandt wurde, aber ohne Geld und Truppen, konnte Totilas nicht vertreiben; dieser bemächtigte sich vielmehr der Inseln Sicilien, Sardinien, Corsika und Corfu, und machte von da eine Landung in Epirus. Jedoch endlich ward er von dem berühmten Eunuchen Narses in Italien geschlagen, er starb einige Tage nach der blutigen Schlacht an einer empfangenen Wunde. Sein Nachfolger Tejas hatte gleiches Schicksal, er blieb i. J. 553 auf dem Schlachtfelde. Dieß war der letzte Krieg der Gothen in Italien; doch bedurfte es noch einiger Zeit, um das Volk ganz zu besiegen. Einige Gothen blieben in Italien, der größte Theil ward nach Griechenland gesandt, andere zerstreuten sich jenseits der Alpen. Die Ge-

---

*) i. J. 540.

*) Von d. J. 541 bis zu d. J. 552.

schichte dieses unseligen Kriegs ist dem Vorwurfe fremd, den wir hier behandeln, aber der Zustand Italiens, während dieses Kriegs, ist es nicht.

Die Könige Theodahad und Vitiges achteten die von Theodorich eingeführte, oder vielmehr die durch ihn geheiligte Regierungsform, denn er ward gleichsam als eine National-Gottheit verehrt, und alles, was von ihm seinen Ursprung ableitete, ward mit jedem Tage um so heiliger gehalten. Justinian selbst, nachdem er Herr des Landes geworden, bestätigte die Verordnungen, welche Theodorich und Athalarich, ja selbst die, welche Theodahad erlassen hatte. Die gothischen Abgeordneten konnten mit Recht zu Belisar sagen: „Wir haben nichts an der alten, von den Kaisern eingeführten Verfassung geändert, wir haben den Römern ihre vormaligen Gesetze gelassen, alle bürgerliche Aemter und Würden sind ihnen geblieben, wegen ihrer Religion sind sie nicht verfolgt worden, wir sind durch den Kaiser Zenon im rechtmäßigen Besitze der Regierung, wir sind keine Usurpatoren.“ Darauf ihnen Belisar nichts, als dieß zu erwiedern vermochte: „Zenon hat Euch abgesandt, um einen Tyrannen zu vertreiben, nicht aber, um das Land für Euch zu behalten; Stehler und Hehler sind in gleicher Verdamniß.“

Freylich hat das sogenannte Kriegsrecht, während eines höchst erbitterten achtzehnjährigen Kampfs die Civilgesetze zuweilen zum Schweigen gebracht; allein wenn man hievon absieht, da es niemand anders erwarten konnte, so findet man nicht, daß weder Theodahad noch Vitiges sich es hätten beygehen lassen, die alte Ordnung der Dinge abzuschaffen, und ein militairisches oder revolutionaires Regiment einzuführen. Unter Vitiges zog sich Caßiodor, weil die Stimme der Gerechten nicht mehr gehört ward, von den Geschäften zurück; von

der Zeit an fehlen uns die Urkunden, so daß wir nicht mit Gewißheit sagen können, bis zu welchem Grade etwa eine solche Veränderung statt fand. Aber alles läßt uns vermuthen, daß in dieser schrecklichen Zeit, da man die Gesinnungen der alten Einwohner des Landes nur zu wohl kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, ein mehr kriegerisches Regiment aufkam.

Als Totilas Rom zum erstenmale einnahm, führte er einen guten Theil der Senatoren mit hinweg, die ihm als Geißel für das Betragen der Römer dienen sollten; es ist wahrscheinlich, daß mehrere von ihnen geopfert wurden, als ein neuer Verrath ausbrach, und schon zu Vitiges Zeit hatten andere in ähnlichen Verhältnissen dasselbe Schicksal erlitten. Man war bis zu dem Punkte gekommen, daß man weiter auf keine Regierungsform mehr Rücksicht nahm, sondern bloß den Kampf auf Leben und Tod vor Augen hatte. Doch ist zu bemerken, daß die katholischen und römischen Schriftsteller die Gothen eben nicht wegen empörender Grausamkeit anklagen, die man gleichwohl, während eines solchen Kriegs, hätte erwarten sollen. Die greuelhafteste That und fast die einzige der Art, deren Erwähnung geschieht, ist die Einnahme, die Plünderung und Zerstörnng von Mailand unter Vitiges. Prokop erzählt, daß dabey dreymahlhunderttausend Einwohner männlichen Geschlechts seyen niedergehauen worden, und daß die Stadt dem Erdboden gleich gemacht worden wäre. Allein diese Erzählung scheint wenig Glauben zu verdienen, denn wir finden kurz nachher, daß Mailand aufrecht steht, und Prokop, als ein etwas leichtfertiger Geschichtschreiber, nimmt es nicht so genau mit einigen Hunderttausenden mehr oder weniger. Es ist wenig glaublich, daß die Bevölkerung Mailands damals so bedeutend gewesen wäre, und auf keinen Fall kommt ein anderes

Beyspiel eines ähnlichen Niedermetzelns, bey Einnahme einer Stadt durch die Gothen, während dieses Kriegs vor. Doch möchten wir die Sache nicht ganz leugnen, aber es ist zu bedenken, daß zehntausend Burgunder, die den Gothen zu Hülfe gekommen, oder die vielmehr über die Alpen gezogen waren, um zu plündern, daß diese vorzüglich zu diesem Unglück beygetragen hatten, wenn indeß auch die Gothen die greuliche That allein begangen hätten; so konnten sie doch noch einigermaßen, und dieß war zufolge der Erzählung von Prokop, selbst entschuldigt werden, denn die Mailänder waren gegen den König aufgestanden, während dieser Belisar zu Rom eingeschlossen hielt. Der Urheber dieser Empörung war der Erzbischof von Mailand, Datius, welcher das Glück hatte, nach Konstantinopel zu entkommen, und der wohlverdienten Strafe der Gothen zu entgehen; lieber würde man vernehmen, daß er das Schaffot hätte besteigen müssen, und daß die tausend Unglückliche wären gerettet worden; denn fürwahr, es ist nicht das Amt der Priester, Empörungen anzuzetteln.

Vitiges griff die Stadt Rom nicht von der Seite der Peterskirche an, welche außerhalb der Stadt lag, auch benutzte er nicht die Vortheile, die ihm die Lage der St. Pauls Kirche anbot, um Rom von dieser Seite einzunehmen, wo die Festungswerke am schwächsten waren; er erlaubte nicht, daß man die Priester, welche den Gottesdienst in diesen Kirchen versahen, in ihrem heiligen Geschäfte störte, aus Achtung für die von den Katholiken so verehrten Apostel.

Weit mehr hatten die Römer von ihren vermeynten Befreyern zu leiden. Wirklich dauerte dieser Krieg, der, wenn man die Uneinigkeit zwischen den Gothen betrachtete, in kurzer Zeit hätte beendigt seyn müssen, achtzehn Jahre, und mit jedem Tage ward er verderblicher für die Einwohner des

Landes, durch die größere Wuth, mit der er geführt wurde, durch die Ausartung der Krieger in immer größere Rohheit, durch die Einfälle der Barbaren in das Land. Wenn man aber vernimmt, daß elende Hof- und Weiberränke, daß die Eifersucht, welche Belisars Ruhm erweckte, daß die Schwäche und Indolenz des Kaisers der Grund dieser längern Dauer des Kriegs waren; so muß man mit Recht sich wundern, daß die Römer nicht früher und gänzlich von ihrer blinden Anhänglichkeit an die Kaiser von Byzanz zurückkamen.

Während der ersten Belagerung Roms durch die Gothen, als Belisar die Stadt vertheidigte, und das Volk den bittersten Hunger, das tiefste Elend litt, hörte man bereits einige Stimmen, welche sagten: Warum schickt der Kaiser kein größeres Heer, wenn er Italien retten will? Während der sechszehn folgenden Jahre hatte man aber Musse genug, diese Bemerkung zu erneuern. Belisars Heer behandelte, nach der Einnahme von Neapel, die Eingebornen und Einwohner der Stadt mit einer empörenden Grausamkeit, der größte Theil ward durch den wilden Söldner ermordet; der Pabst machte dem Anführer des Heers, bey seiner Ankunft in Rom, deßhalb bittere Vorwürfe. Derselbe Belisar führte auch aus der Hauptstadt mehrere Senatoren hinweg, die ihm als Geißel dienen sollten, und durch die Ränke jener beyden berüchtigten Weiber, der Theodora und Antonina, der Gemahlinnen des Justinian und Belisar, welche ihre Männer als Sklaven beherrschten, ward ein Pabst abgesetzt, ins Elend verwiesen, und wahrscheinlich ermordet. Nachdem Belisar, i. J. 540, Italien verlassen hatte, so erlaubte sich das Heer, das von seinen Stellvertretern schlecht bezahlt ward, alle Arten von Druck und Plackerey gegen die, welche es vom vermeynten Joche befreyen sollte. Allein, von was für Völkern war auch dieß kaiserliche

Heer zusammengesetzt! Isaurier, Armenier, Bulgaren, Hunnen, Heruler, Sklavonier, Longobarden, mit einem Worte, Barbaren aller herumirrenden Horden von Europa und Asien machten dessen vorzüglichste Bestandtheile aus; ein zusammengerafter Haufe wilder und roher Menschen, ohne Vaterland und ohne Ehre, bereit, sich an den Meistbietenden zu verkaufen, seine Feldherren zu verrathen, und Freund und Feind zu ermorden. Zugleich waren die Grenzen nach Norden und Westen hin schlecht vertheidigt, durch die Einfälle der Burgunder, der Franken und Alemannen ward das Land verheert, und dessen unglückliche Einwohner ausgeplündert, zu welchem Volke sie auch immer gehören mochten.

Andere tausendfache Leiden, die gewöhnlichen Folgen des Kriegs, drückten Italien. Oft werden ansteckende Seuchen erwähnt; man weiß, daß zu Justinians Zeiten die Pest vom Oriente aus nach Europa gebracht, und durch die Kriege, die er führte, fortgepflanzt ward. Die Hungersnoth quälte andere Theile des Landes, besonders zu Vitiges Zeit. Prokop und andere Schriftsteller berichten, daß im Picentinischen allein funfzigtausend Landleute damals verhungerten, daß die Menschen sich unter einander auffraßen, daß die Eltern ihren Hunger mit dem Fleisch ihrer Kinder stillten, und daß zwey Frauen, in der Nachbarschaft von Rimini, nach und nach siebenzehn Männer tödteten und verzehrten, die allmählich in ihrer Hütte eingekehrt waren, daß aber der achtzehnte sie dagegen selbst tödtete und auffraß. Doch lassen wir die Fabeln; das, was ihnen zum Grunde liegt, ist nur zu wahr; nie hatte man eine so verheerende Hungersnoth gekannt. Und kann man sich des schmerzhaftesten Gefühls erwehren, wenn man vernimmt, daß ein Bösewicht, Namens Bessas, General in des Kaisers Dienst und Commandant zu Rom, während der Belagerung

der Stadt durch die Gothen, den Einwohnern derselben die Lebensmittel nur zu den höchsten Preisen überließ, und denen, welche sie nicht aufbringen konnten, die Erlaubniß verkaufte, aus der Stadt zu wandern, um auf diese Weise das Wenige, was den Unglücklichen blieb, noch abzunehmen, während die Belagerer sie wenigstens zum Theil frey abziehen ließen. Als die Gothen sich der Stadt bemeisterten, fanden sie Frauen und Töchter der Senatoren in Lumpen gehüllt, welche an den Hausthüren um Almosen und ein Stück Brot bettelten.

Als Belisar zum erstenmale Italien verließ, ward ein gewisser Alexander dahin geschickt, der das Land systematisch ausplündern sollte, und er entsprach ganz den hohen Erwartungen, die man von ihm gehabt hatte; keiner von denen, die von den gothischen Königen Gehalt gezogen hatten, erhielt denselben ferner von diesem kaiserlichen Beamten ausbezahlt; dagegen aber bereicherte er sich selbst, sandte viel Gold nach Konstantinopel, wo er bey dem Kaiser und der allmächtigen Theodore sehr in Gunst war, auch trug er mit großer Gleichmuth den Beynamen Forficula, den man ihm gab. Mit solchen Maßregeln und mit solchen Buben belohnte der Kaiser die uneigennützige Anhänglichkeit sonder gleichen, welche die alten Einwohner Italiens ihm bezeugten.

Fünf male ward Rom in dieser Zeit von den streitenden Theilen genommen und wieder erobert; allerdings hatte die Stadt vormals schon vieles erleben müssen, allein das blieb ihr noch übrig, ganz menschenleer gemacht zu werden. Totilas führte die Einwohner hinweg, und verpflanzte sie in die südlichen Provinzen des Landes; als Belisarius zum zweytenmale sie einnahm, so erzählt man, daß kaum fünfhundert Menschen noch darin waren, und daß die Hunde kaum ihre Nahrung daselbst hätten finden können. Welche Gefühle aber mußten

in Belisars Brust sich regen, als er diese alte Hauptstadt der Welt, wo die öffentlichen Denkmäler so große Erinnerungen weckten, in solchem Zustande fand! Wie verschwindet alle menschliche Größe, wie verschwinden die berühmtesten Städte, die größten Reiche von der Erde!

Der Eunuch Narses machte endlich zwar so vielem Elende ein Ende; aber es war nur ein kurzer, vorübergehender Sonnenblick. Die Exarchen, die ihm folgten, plünderten das Land für sich und ihre Herren; Italien ward endlich wieder eine Provinz des römischen Reichs, aber es ward zugleich dem Auswurfe des Hofes von Konstantinopel preis gegeben, der hieher kam, um sich zu bereichern.

Allein diese elenden Beamten vermochten nicht, die Grenzen des Landes zu vertheidigen; Barbaren drangen in den folgenden Jahrhunderten von allen Seiten ein, die habsüchtigen Griechen wurden endlich vertrieben, aber das schrecklichste Loos, welches einem Volke zu Theil werden kann, traf Italien, das Loos nehmlich, daß es allmählich in mehrere Völkerschaften aufgelöset ward, daß alle gemeinsame Nationalkraft zerstört wurde, und daß der Nationalgeist dem kurzsichtigen Geiste der einzelnen Fürsten und Communen des Landes weichen mußte, welches alles den Fremdlingen die dauernde Herrschaft in dem schönsten Theile Europens auf immer zusicherte.

Laßt uns nun einen Blick auf das Ganze zurückwerfen, und die Frage, welche den Vorwurf dieser Abhandlung ausmacht, genau beantworten.

Der öffentliche und privatrechtliche Zustand der Völker Italiens war, im Allgemeinen zu reden, während der gothischen Herrschaft, in Hinsicht auf die Form derselbe, als unter den vorhergehenden Kaisern, wenn wir von den Veränderungen

absehen, die durch den späterhin ausgebrochenen Krieg veranlaßt wurden. Wirklich war die Verfassung, es waren die bürgerlichen und peinlichen Gesetze, die Religion und die Rechte der Geistlichkeit der alten Einwohner Italiens, es war der Zustand der Wissenschaften und Künste, es war die Polizey, das Finanz-System, wenig bedeutende Veränderungen abgerechnet, demjenigen gleich, was vordem üblich gewesen war. Folgendes mochte etwa der wesentlichste Unterschied seyn.

Statt eines Eingeborenen saß ein Fremdling und ein Ketzer auf dem Thron, der seinem Volke, in dessen Begleitung er in das Land gekommen war, und dem er den Thron verdankte, ausschließend das Kriegswesen vorbehielt, und wiewohl es gewiß ist, daß die Römer bereits, seit längerer Zeit, unter den Cäsaren, das Kriegshandwerk meist aufgegeben, und fremden Söldnern größtentheils überlassen hatten; so waren diese Fremden, bis auf Odoaker, doch nur Söldlinge, sie hatten keine Landgüter zugetheilt erhalten, sie waren keine Mitbürger des Staats; dieß wurden sie erst unter Odoaker und Theodorich.

Fürs andere herrschte, obwohl die alten Formen beybehalten wurden, dennoch ein ganz anderer Geist in der Regierung, und das zwar, während des größten Theils der gothischen Herrschaft, zum größten Glück für Italien. Theodorich wollte, daß nach außen hin Friede erhalten werde, und daß Recht und Gerechtigkeit im Innern herrsche. In seiner eigenen Hand hielt er die Zügel, deren sich nichtswürdige Schleicher und Ränkemacher unter den schwachen Kaisern bemächtigt hatten. Amalasuintha war weniger glücklich, als er, allein dennoch von gleichem Geiste beseelt; einige seiner Nachfolger würden denselben Weg befolgt haben, wenn sie nicht einen Krieg zu führen gehabt hätten, der alles das Gute verhinderte, was sie hätten thun können.

Drittens war der vorzüglichste Unterschied, wenigstens unter Theodorich und während der Regierung seiner Tochter, oder seines Enkels, verglichen mit dem Zustande unter den Kaisern, dieser: Italien genoß im Auslande einer hohen Achtung, und im Innern einer vollkommenen Ruhe, welches beydes man den Thaten des großen Königs, der Achtung, welche sie einflößten, und der Erinnerung an sie verdankte. Kein fremdes Volk wagte es, in das Land einzudringen; in dem blühenden Zustande des Ackerbaues, in dem Ueberflusse, der im Lande herrschte, zeigten sich die wohlthätigsten Folgen, deren die Römer, während der zweyten Periode der gothischen Herrschaft, nur durch Justinian beraubt wurden.

Was die Fundamental-Principe der Gesetzgebung Theodorichs betraf, so war er einsichtsvoll genug, um nicht zu viele Neuerungen vorzunehmen, dagegen so viel Gutes zu bewirken, als mit Hülfe der alten Formen und Gesetze, welche er beybehielt, möglich war; ein Verfahren, das um so weiser erscheint, wenn man seine besondere Lage beachtet. Wenn die Klugheit ihm von der einen Seite diesen Weg einzuschlagen empfahl, so ward er von der andern durch das Bedürfniß dazu gezwungen, und günstige Umstände erleichterten ihm das Geschäft. Die Gothen kannten, wie dieß mit verschiedenen andern barbarischen Völkern der Fall war, die einen Theil des Reichs besetzten, vor der Eroberung von Italien keine Verfassung oder Regierungsweise, die sich unter ihnen, bis zu einem gewissen Punkte, ausgebildet und entwickelt gehabt hätte; sie waren zuvor in Wahrheit nichts weiter, als unruhige Söldner der Kaiser; sie kannten nur eine gewisse militärische Ordnung, waren jedoch nicht fremd mit den Gesetzen und Gewohnheiten des Reichs, indem sie, seit mehr denn einem Jahrhunderte, bereits sich in demselben aufgehalten hatten:

ganz anders verhielt es sich z. B. mit den Franken, als diese in Gallien einfielen. Theodorich aber von seiner Seite wünschte auch die alte Ordnung der Dinge möglichst beyzubehalten, da er behauptete, ein rechtmäßiger Nachfolger der Kaiser zu seyn, und von dem Imperator des Orients das Land abgetreten erhalten zu haben; auch hatte er bey Verfolgung dieses Zweckes keine Schwierigkeiten von Seiten der Gothen zu überwinden, da diese nur Ländereyen und einen guten Sold begehrten, und, im Gefühl ihres Unvermögens, die bürgerlichen Stellen zu bekleiden, sie mit Freuden den älteren Einwohnern des Landes überließen.

Was endlich den Unterschied zwischen dem Sieger und dem Besiegten betraf, so bestand er vornehmlich darin, daß die Gothen allein mit der Vertheidigung des Landes und dem Kriegsdienste beauftragt waren, wozu hinwiederum die Römer gänzlich unfähig zu seyn schienen. Als Belisar Rom, mit einem kleinen Haufen gegen das gesammte gothische Heer vertheidigte, konnte er kaum unter den Einwohnern so viele finden, um seine Soldaten, während der Nacht, an den Orten, wo die geringste Gefahr war, durch sie ablösen zu lassen, um den Feind auf diese Weise zu täuschen, indem sie gleichsam den Dienst von Strohmännern versahen; zu Meutereyen waren sie freylich stets bereit, allein den offenen, freyen Krieg liebten sie nicht.

Uebrigens aber wurden die Gothen und Römer durch dieselben Gesetze regiert; die Gewalt der Groß-Officiere der Krone, sämmtlich Eingeborne des Landes, erstreckte sich eben sowohl auf ihre Landsleute, als auf die Fremden, die in Italien angesiedelt waren; ja den unteren römischen Beamten, den städtischen oder den Curialen waren die Gothen gleichmäßig unterworfen, in so fern es nicht den Kriegsdienst betraf. Sie,

die Gothen, mußten die vorzüglichsten Abgaben gleich den andern Einwohnern entrichten; sie hatten, mit Ausnahme einiger alteinheimischen Gebräuche, wovon wir nicht viel mehr, als das Daseyn wissen, kein besonderes Civilrecht; kein empörender und erniedrigender Unterschied, in Hinsicht auf die Strafgesetze, fand zwischen beyden Völkern statt, wiewohl wir dergleichen bey andern, in den ehemaligen Provinzen des römischen Reichs angesiedelten Barbaren vorfinden. Wenn die Gothen ihre besonderen Richter in den Provinzen hatten, so scheint diese Neuerung mehr der Sprache wegen, als aus anderen Gründen eingeführt worden zu seyn, denn in allen bedeutenderen Rechtsstreiten scheinen sie gleichfalls den Groß-Officieren der Krone, sämmtlich Männern von Geburt, gleich den alten Einwohnern des Landes, unterworfen gewesen zu seyn.

Kein Theil des römischen Reichs, der von den Barbaren überschwemmt ward, hatte sich eines so glücklichen Looses, als Italien unter den Gothen, zu erfreuen; dennoch waren die alten Einwohner keines Theils so unzufrieden. Die Verschiedenheit der Religion, der Sprache, der Sitten, fand gleichfalls an andern Orten statt; die alten Einwohner in den übrigen Theilen des vormals weströmischen Reichs wurden außerdem mehr mißhandelt; aber sie hatten nicht den Stolz der Römer in Italien, und da sie nie eine so bedeutende Rolle gespielt hatten, so hatten sie auch nicht so viel zu vergessen.

Werfen wir aber einen Blick auf die folgende Geschichte Italiens, von der Zertrümmerung der gothischen Herrschaft bis auf die jüngste Zeit, welche Gefühle bestürmen alsdann unsere Brust!

Als die Gothen besiegt, vertrieben und zerstreut waren,

konnten die entarteten Griechen und Römer die Grenzen des Landes nicht schützen; kein Belisar, kein Narses ward weiter gefunden. So überschwemmten denn alsbald die Longobarden, ein weit roheres und wilderes Volk, als die Gothen, Italien wieder, neue Kriege brachen aus; die byzantinische Herrschaft ward immer mehr beengt, schwer aber war es, zu sagen, wem von beyden Theilen man sich in die Arme werfen sollte. Als endlich die Longobarden allein Herren des Landes zu werden schienen, als sie milder unter milderem Himmel zu werden anfingen, da drangen die Franken über die Alpen vor, und besiegten die Longobarden; aber das Schicksal des Landes ward dadurch wenig gebessert. Deutsche Könige, welche sich römische Kaiser nannten, wollten den leeren Titel geltend machen, und verheerten das Land. Die Päbste, welche von Pipin und Karl dem Großen Landstrecken zum Geschenk bekommen hatten, wollten sich nicht mehr mit der geistlichen Herrschaft begnügen, sie wurden Landesherren, strebten nach Vergrößerung, nach weltlicher Herrschaft, und unterhielten immerwährende Spaltungen im Innern des Landes. Jahrhunderte hindurch dolchten sich die Welfen und Gibbellinen nieder, das ganze Volk schien in einen meuchelmörderischen Banditenhaufen auszuarten, indeß der untere Theil des Landes in die Hände der Sarazenen und Normänner gefallen war.

Endlich erscheint ein glücklicher Moment, die Freyheit der Städte steigt aus den Trümmern neu und herrlich hervor. Ihre Unabhängigkeit ward begründet: allein wenige verstehen es, den großen, theuer errungenen Schatz innerhalb ihrer Mauern zu bewahren. Dieser Communalgeist selbst, der allen Nationalgeist tödtete, trug dazu bey, das Land den Fremden zur Beute zu überliefern, da die später aufkommende spießbürgerliche Gesinnung jeden freyen Blick über das Ganze trübte.

So herrschten denn die Fremdlinge im Lande, die gleichwohl immerhin von den Eingebornen Barbaren genannt wurden. Wirklich aber behielt dieß Volk, troß alles Wechsels, troß der namenlosen Leiden, was schwer zu fassen und doch wahr ist, stets ein gewisses Gefühl seiner selbst, eine gewisse Kraft und Würde, es verdiente ein besseres Loos.

Wie viel anders aber würde sein Schicksal gewesen seyn, wenn es unter der Herrschaft der Gothen den Geist der Zeit hätte fassen wollen; wenn die Römer ihre eigene Lage, die des Reichs und des damaligen Europa hätten begreifen können. Weder der eitle Hochmuth auf hohe Ahnen, die ihr Angesicht verhüllen würden, wenn sie es wüßten, daß solche Nachkommen ihnen gefolgt wären, noch das weibische Wehklagen, noch die im Stillen vergossenen Thränen, und das leere Hoffen auf einen günstigen Wechsel des Zufalls, der immer erwartet wird, und nie erscheint, weil die Götter ihre Gaben nicht an Unmündige verschwenden, vermag in solchen Zeiten eine Hülfe zu gewähren.

Hätten die Römer sich mit den Gothen vereinigt, wären sie mit einander verschmolzen, und wäre aus diesem Vereine, wie dieß z. B. in Gallien geschah, ein neues Volk erwachsen; hätten sie, statt immer Römer zu seyn, Italiener werden wollen: wie viele Thränen würden sie ihren Nachkommen erspart haben!

Allein der Einzelne versucht es so selten, seine besondere Lage richtig zu beurtheilen, wie sollte dieß ein Volk mit Glück zu thun im Stande seyn, da unter dessen verschiedenen Theilen so mannichfaltige einander widerstrebende Leidenschaften und Vorurtheile den freyen Blick umwölken, und den innern Krieg stets von neuem anfachen, und die Unentschlossenheit verewigen?

Nur Ein Mittel giebt es in solcher Zeit, das Hülfe gewährt.

das Rettung verspricht, nehmlich das Erscheinen eines außerordentlichen Mannes, der die streitenden Elemente bekämpft, der sie besiegt, der für das Volk denkt, handelt, ihm dient, und es am jähen Abgrunde des Verderbens errettet. Aber solche Menschen sind seltene Erscheinungen, und am wenigsten bey einem Volke zu erwarten, das bereits so tief gesunken ist. Schwer aber büßen die Enkel die Versäumniß der Väter, bis daß sie, würdiger *eines bessern Schicksals, den Zufall* mit Glück *benutzen, um das schmachvolle Joch zu zerbrechen.*

G. Sartorius.

(Diese Preisschrift erscheint nächstens bey dem Verleger des Vat. Museums.)

Das Zeitalter der Kreuzzüge.
(Aus Fr. Schlegels historischen Vorlesungen, gehalten zu Wien im Sommer 1810.)

Achte Vorlesung.

So wie man in der Beschreibung der Wallfahrten nach dem gelobten Lande bemerkt hat, daß anfangs vorzüglich eine schwärmerische Andacht die frommen Pilger zum heiligen Grabe führte, viele dann nachfolgten, aus Begier, seltsame Abenteuer zu bestehen, und um der überstandenen, nach glücklicher Heimkehr sich rühmen zu können; wie endlich noch andere, schlauer, mit den zurückgebrachten Schätzen des Morgenlandes einen Handel zu treiben anfingen, manche einzelne, dadurch gereizt, schon in dieser Absicht hinzogen, so war es auch im Ganzen mit den großen, bewaffneten Pilgerfahrten der Kreuzzüge, mit den verschiedenen Epochen derselben, und den darin hervorglänzenden Charakteren beschaffen. Der erste Heerzug unter dem frommen Gottfried von Bouillon, war ganz das Werk der Begeisterung und der Andacht; daher war auch hier die Kraft am unwiderstehlichsten, und mit einem glücklichen Erfolge ge-

krönt. In den nachfolgenden Zeiten, besonders in dem Heldenkampfe des löwenherzigen Richard mit dem ritterlichen Saladin, war der ursprüngliche Zweck schon mehr aus dem Auge verloren, und der romantische Geist kriegerischer Ruhmbegier und Abenteuer, die beseelende Triebfeder aller Thaten. Als man endlich planmäßiger verfuhr, das griechische Kaiserthum lateinisch machte, und einsah, daß Aegypten erst gewonnen werden müsse, um Palästina sicher zu behaupten, als die Flamme religiöser Begeisterung in Ludwig dem Heiligen noch einmal empor loderte, da war die erste, wahre Kraft doch schon erloschen, die allein so große, ganz neue, und nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, unwahrscheinliche, und an das Unmögliche gränzende Unternehmungen auszuführen vermag; und am Ende waren es die italienischen Seemächte, besonders Venedigs großer Handelsstaat, die von den mühsam errungenen Erwerbungen am längsten einiges erhielten, und allein den bedeutendsten Vortheil zogen. So ist oft der Gang der menschlichen Begebenheiten! Ein großer Gedanke, ein mächtiges Gefühl ergreift den Geist, und hebt, wie den einzelnen Menschen, so auch ganze Zeitalter, plötzlich hinweg über alle Schranken der Gewohnheit, ja über die größten, unübersteiglich scheinenden Hindernisse; wenn aber dann die schnell befriedigte Sehnsucht in dem Besitze des errungenen Gegenstandes erkaltet, wenn über den Bestrebungen, ihn zu erreichen, der Zweck selbst vergessen worden ist, so gefällt sich der aufgeregte Muth noch in dem Gefühl seiner eigenen Thätigkeit, spielend mit der Gefahr, und herrliche Kräfte verschwendend, bis endlich sie sich selbst verzehrt haben, und dann die kluge Benutzung des äußern Erfolgs für den nächsten Gewinn und Vortheil allmählig an die Stelle tritt, und allein übrig bleibt; für einen Vortheil, der, den kurzen Blick des Berechners täuschend, so oft wieder Nachtheil wird. —

Unter der großen Menge außerordentlicher Charaktere und Helden, welche die Geschichte dieser Zeit darbietet, ist vielleicht keiner so geeignet, die ganze Macht des damals herrschenden Rittergeistes zu schildern, und wie man über dem Ritter selbst den König vergaß, als der Charakter Königs Richard Löwenherz, seine an das Wunderbare grenzenden Heldenthaten, seine gefahrvolle Heimkehr, Gefangenschaft, und sein Unglück, die aber doch seinen Löwenmuth nicht zu beugen vermochten, wenn gleich für sein Königreich und eine planmäßige Verwaltung desselben, bey einem so ritterlich durchstürmten Leben nicht zum besten gesorgt war. Charaktere wie dieser, oder auch des Gottfried, und anderer von Andacht beseelten, ritterlichen Kreuzhelden, sind mehr geeignet, von der Phantasie eines Tasso ergriffen, der Mitwelt und Nachwelt in bezaubernden Gemählden hingestellt, als von dem Forscherblick eines Tacitus enthüllt und erklärt zu werden. Es unterscheidet dieß überhaupt die Charaktere und Helden des Mittelalters von denen des Alterthums, daß mehr die Phantasie oder irgend eine große Idee das Ganze ihres Lebens leitet und beherrscht, als ein Plan des Verstandes. Nur der Charakter Alexanders des Großen macht hier von den andern großen Griechen und Römern eine Ausnahme, und ist, wie meistens auch der Charakter der orientalischen Helden, denen des Mittelalters darin ähnlicher, daß mehr die Phantasie und Begeisterung vorherrschend bey ihnen ist, als ein berechnender Verstand; daher bey allen Kämpfen, Gefahren, Verwirrungen dieser Zeit, die Fülle von Leben, die sich über alles ergießt, und aus allem athmet, dieser Hauch und Zauber der Phantasie, der selbst die Leiden noch verschönt. Wie nach der alten, nordischen Sage, die seeligen Helden in Walhalla sich während des Tages an Kämpfen ergötzen, wenn die Sonne sich aber nun zum Abend neigt, werden die geschlagenen

Wunden durch Zauberkraft geheilt, die Helden versöhnen sich, und setzen sich freundlich vereint nieder zum festlichen Mahl; so hatten auch die ritterlichen Kämpfe jener romantischen Zeit oft keinen politisch bedeutenden, äußern Erfolg, und es hatte ein Heldenleben, hingebracht unter allen Abenteuern Europa's und des Morgenlandes, oft keinen andern Beschluß, als das Gefühl der Ruhe, wie am Abend des heißen Tages, das Gefühl rührender Erinnerung, *und* der Versöhnung *in* stiller, heiliger Einsamkeit. *Aber in diesem innern Gefühl war ein solches Heldenleben gewiß reicher,* als die Wirksamkeit jener Verstandesmänner der Staatengeschichte, die oft bloß durch die Stelle, wo sie stehen, obwohl im Innern arm, in das große Räderwerk der Weltbegebenheiten mächtig eingreifen, und, es weiter zu treiben, mehr mitwirken, als sie selbst empfinden.

Der Rittergeist indessen ist nur eine Epoche, eine Seite des Mittelalters, und wenn im Ganzen in den Charakteren und Sitten die größere Herrschaft der Phantasie, die Allgewalt einiger großen Ideen sehr auffallend ist, so würde man mit Unrecht dieser Zeit ihre großen Gesetzgeber absprechen. Alfred von England, der große Volksbildner Stephan in Ungarn, und der heilige Ludwig von Frankreich könnten dieß allein schon widerlegen. Von den deutschen Königen und Kaisern würde man viele nennen müssen, wenn man alle auszeichnen wollte, die nicht bloß tapfere Krieger, sondern denkende, das Ganze überschauende Feldherren, nicht bloß gewaltig wollende Alleinherrscher, sondern die innern Staatskräfte wohl kennende und abwägende Weltlenker waren. Die deutschen Charaktere zeichnen sich besonders durch die strengere und ernstere Heldenkraft aus; von dieser Kraft und Hoheit der Charaktere im Mittelalter könnte der Kampf Kaiser Friedrichs des Ersten mit Heinrich dem Löwen ein herrliches Beyspiel und Bild geben; wie dieser

mächtige, wohl die Gerechtigkeit ehrende, aber im Recht bis zur Grausamkeit strenge Kaiser, gegen seinen Freund zürnend, daß er ihn in den schweren italienischen Kämpfen verlassen hatte, nicht ruhte, bis er mit der Gewalt des Sturms den großen Helden, den mächtigsten nach ihm, ganz zu Boden geworfen, seine Macht zertrümmert und zersplittert hatte; und da er ihn nun zu seinen Füßen sah, sich dennoch der tiefsten Rührung um den alten Freund und Waffenbruder nicht erwehren konnte. Heldengefühle, wie diese, waren es eben, welche in damaliger Zeit mehr herrschten, als die Berechnung des kalten Verstandes, besonders bey den Deutschen. Die italienischen Charaktere des Mittelalters haben dagegen in ihrem frühen republikanischen Anstrich, in ihrer Neigung zu einer oft grausamen Politik, mehr Aehnlichkeit mit den Helden des Alterthums. Der eigentliche Rittergeist war bey keiner Nation des damaligen Europa so ausschließend herrschend, wie bey den Normännern; derselbe Geist und dieselben Sitten waren in dieser normännischen Periode auch England und Frankreich gemeinschaftlich, während diese beyden Reiche durch die Normandie so vielfach verbunden, und mit einander verflochten waren.

Der Mangel an Einheit, wegen dessen die Kreuzzüge vorzüglich mißlangen, betrifft nicht bloß die nicht übereinstimmenden Plane der einzelnen Heerführer und Unternehmungen, sondern auch die große Verschiedenheit in Geistes- und Sinnesart, in der äußern Lage und dem besondern Vortheil der einzelnen europäischen Nationen, war ein Hinderniß der Eintracht. Die Spanier waren zu beschäftigt, durch den Kampf gegen die Araber, in der eignen Heymath, als daß sie einen sehr großen Antheil an den Kreuzzügen hätten nehmen können; dasselbe gilt wegen der Entfernung, von den Nationen des äußersten Nordens. Das nördliche Italien und Deutschland,

das kaiserliche Reich, war ganz von dem großen Zwiespalt der Kirche und des Kaiserthums erfüllt und hingerissen, durch den Kampf der Guelfen und Ghibellinen in allen größeren und kleineren Theilen und Staaten, so durchaus beschäftigt, daß sie zwar mit großer Macht, wenn es einmal dazu kam, aber nur nach langem Zögern, und fast ungern an den Kreuzzügen Antheil nehmen konnten, wenigstens nie so bereitwillig dem allgemeinen Strom und Umschwung des Zeitalters folgten, wie die normannische Nation in England, dem normandischen Theile Frankreichs und in Neapel, und nebst diesen, die von einem ähnlichen Geiste beseelten Franzosen. Alle diese verwandten Nationen waren durch zahlreiche Bevölkerung und Kriegsmuth mächtig, durch keinen andern großen Gegenstand schon beschäftigt, und eben darum am empfänglichsten, sich für diesen zu begeistern. Vielleicht wären schon sie stark genug gewesen, die ganze Unternehmung allein auszuführen, die dann um so leichter hätte volles Gelingen und dauerndern Bestand haben können.

Die großen deutschen Kreuzzüge unter Kaiser Konrad dem Dritten, und Friedrich dem Ersten, waren durch die Wirkung des Klimas und durch die griechische Arglist am unglücklichsten. Friedrich der Zweyte begnügte sich, und war froh, nur einen sehr vortheilhaften Frieden zu Stande gebracht zu haben, und eilte heim in sein Sicilien. Einen festen Plan für das Ganze, und ein wahres Interesse an dem fortdauernden Gelingen hatten wohl nur das Oberhaupt der Kirche nnd die italienischen Seemächte. Beyde natürlich in sehr verschiedener Beziehung; daher es nicht zu verwundern ist, daß es ihnen nicht möglich war, die ungeordnete, aus so verschiedenen Nationen zusammengesetzte Kriegsmacht der verbündeten Christen, immer zweckmäßig und mit Einheit anzuwenden, sondern eher Erstau-

nen erregen muß, daß die ganze europäische Herrschaft in Asien nur noch so lange bestanden hat.

Unter den Wirkungen der Kreuzzüge ist die höhere Belebung und Erweckung des Rittergeistes die vornehmste. Zwar waren schon früher die Grundsätze der Ehre, der Waffenübung, und die ganze adliche Sittenlehre in eine bestimmte Form gebracht, in Stufen und Grade abgetheilt, und an gewisse Aeußerlichkeit gebunden, und damit schon das eigentliche Ritterwesen begründet worden. Den höchsten Aufschwung aber erhielt dieses, als der Ritter in dem geistlichen Kriegsorden, durch ein hohes Gelübde auf die große Sache der ganzen Christenheit hingewiesen, sich nun frey von der Lehensabhängigkeit, ja über alle National-Schranken erhoben fühlte, als ein unmittelbarer Dienstmann und Kämpfer Gottes und der gesammten Christenheit. Die drey großen geistlichen Ritterorden, welche Europa dem Morgenlande und den Kreuzzügen verdankt, sind die Quelle und das Vorbild aller übrigen gewesen; die Johanniter, welche bis auf die neuesten Zeiten den ursprünglichen Geist des Ritterthums in ihrem standhaften Kampfe gegen die Mahomedaner fortgesetzt haben; der deutsche Orden, welcher in Preußen den Grund legte zu der mächtigsten und blühendsten deutschen Colonie am östlichen Meere, und der Orden der Tempelherren, der nach einem kurzen Genusse großer Macht, durch die Habsucht des französischen Königs auf eine so grausame Weise vernichtet ward. In Rücksicht des Ideeneinflusses, den das Morgenland etwa auf Europa gehabt haben kann, unstreitig der merkwürdigste von den dreyen. In Frankreich, wo auch der erste blutige Religionskrieg in Europa gegen die irrgläubigen Albigenser geführt worden war, in eben jenen Gegenden, wo unter Ludwig dem Vierzehnten die wegen der Religion verfolgten, in Verzweiflung gerathenen Camisarden,

nach einem hartnäckigen Kriege ausgerottet wurden, in Frankreich erging auch die grausame Verfolgung über den Orden der Tempelherren, dessen Katastrophe in der Hinrichtung des letzten, wegen seiner Tugend verehrten Großmeisters Molay, weder der König, noch der Pabst, der ihm nachgegeben hatte, lange überlebten. Welches die Ideen waren, die in dem Orden herrschten, der nicht öffentlich bekannte Theil seines Zwecks, das konnte bey einem solchen schon in der Form so ungerechten Verfahren nicht an das Licht kommen; höchstens nur das, daß der Orden Geheimnisse hatte, nicht aber mit Bestimmtheit, welche es gewesen. Vernichtet ward der Orden nur in Frankreich, in andern Ländern ward zwar das vom Pabst gegebene Urtheil der Aufhebung erfüllt, aber es geschah mit Schonung; in einigen Ländern wurden die Tempelherren mit andern neu entstandenen geistlichen Ritterorden verschmolzen, ihre Güter diesen gegeben. Der Geist des Ordens ward nicht vertilgt, er lebte und wirkte im Stillen fort, und einen so kurzen Zeitraum er in der Geschichte einnimmt, so gehört er dennoch in die Reihe der merkwürdigsten Welterscheinungen.

Nebst dem Einfluß, welchen die weitere Ausbildung des Ritterthums auf die Verfassung Europas hatte, ist die Wirkung der Kreuzzüge auf den Handel, seine Ausbreitung und Richtung, eine der auffallendsten und sichtbarsten. So wie dieß beytrug, die Macht der Städte und des Bürgerstandes zu erhöhen und zu vermehren, so hat es auch mitgewirkt, die Künste zu entwickeln, und zu einer neuen Blüthe zu beleben. Doch beschränkt sich diese Einwirkung größtentheils auf den mächtigen Anstoß, welchen die große Begebenheit dem Geiste der Europäer gab, und auf den vermehrten, den bildenden Künsten so günstigen Reichthum der Städte. Die Voraussetzung, daß die europäischen Nationen in ihren ersten Dichtun-

gen und Kunstversuchen aus morgenländischen Quellen geschöpft, nach morgenländischen Vorbildern gearbeitet haben, verschwindet entweder ganz bey näherer Untersuchung, oder es bleibt doch nur ein sehr geringer Einfluß als Wahrheit zurück. Am ersten zeigt es sich in der Poesie, wie sehr die Phantasie der abendländischen Nationen, durch so viele neue, im Lichte der Begeisterung gesehene Gegenstände und erlebte Abenteuer ergriffen und erregt worden war. Dieses ist die eigentliche Zeit der Ritterpoesie, welche bey den Normännern und bey den Deutschen im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert blühte, und die später in der schönen Form und anmuthigen Erzählungsweise eines Ariost und Tasso, das Eigenthum des ganzen gebildeten Europa geworden ist. Die Deutschen hatten schon im karolingischen Zeitalter Heldengedichte und Minnelieder; das den Rittergedichten eigenthümliche Wunderbare kann um so weniger aus dem Orient allein entlehnt seyn, da es sich schon in der ältern nordischen Sage findet. Nur bekam die Phantasie durch die Kreuzzüge einen ganz neuen Schwung; ältere Heldengesänge wurden mehr vergessen, oder dem neuen Geschmacke verähnlicht. Die Ritterpoesie war das treue Abbild des ritterlichen Lebens, und dessen stäte Gefährtin, aber darum auch für uns der anschaulichste Spiegel der damaligen Sitten, die beste Erklärung zur Geschichte jener Zeit. Der emporstrebende Geist eines durch Handel und Kunstfleiß groß und mächtig gewordenen Bürgerstandes, zeigte sich dagegen in den stolzen Gebäuden, in deren Errichtung reiche Städte damals wetteiferten, und die durch ihre Kühnheit noch jetzt Bewunderung und Erstaunen erregen. Diese Kunst entwickelte sich nach der Poesie zunächst, und blühte in diesem Zeitalter. In der ältern karolingischen Zeit, und unter den sächsischen Kaisern hatte die Verbindung mit der griechischen Hauptstadt,

welche besonders unter den letzten statt fand, auch die Bekanntschaft mit der neugriechischen Baukunst, und die Nachbildung derselben veranlaßt, von welcher neugriechischen Art, Deutschland wie Italien, einige merkwürdige Denkmale besitzt. Jetzt aber kam in Deutschland, besonders in den Niederlanden und in England, mit dem neuen Schwunge des Geistes auch ein ganz neuer Geschmack in der Baukunst auf, den man gewöhnlich den gothischen nennt, der, außer den genannten Ländern, auch in Italien an dem bewunderten, von deutschen Meistern erbauten Dom zu Mayland ein großes Denkmal aufzuweisen hat. Was diese gothische Baukunst auszeichnet bey der Riesengröße des Totaleindrucks, ist eine Fülle der Künstlichkeit im Einzelnen; und eben durch diesen Charakter ist sie nicht bloß eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Kunstgeschichte, sondern zugleich ein lebendiges Denkmal des Mittelalters, und ein Spiegel der damaligen Sinnesart. Ganz aus dem deutschen Geiste ist diese eigenthümliche gothische, oder vielmehr altdeutsche Art und Baukunst hervorgegangen. Die Voraussetzung, daß dieselbe arabischen Ursprungs sey, ist um so ungegründeter, da einige Gebäude in Portugal und Sicilien, die wirklich in einem halb maurischen Geschmack gebildet sind, einen von jenem gothischen wesentlich verschiedenen Stil und Charakter zeigen. Der in Kirchen sich darstellenden Baukunst schloß sich die zunächst zur Ausschmückung der Kirchen bestimmte Mahlerkunst an; der Anblick prächtiger, bildreicher, griechischer Kirchen, mag sie von neuem belebt haben, weshalb auch die ältesten italienischen und niederländisch deutschen Gemählde den neugriechischen ganz ähnlich erscheinen, bis sich bald in beyden Ländern, ein eigener Charakter in der Mahlerey entwickelte, und die herrlichsten, ewig bewunderten Meisterwerke hervorbrachte.

Was die Europäer den Arabern an wirklich neuem Zuwachs von Kenntnissen und Wissenschaften verdanken, beschränkt sich vorzüglich auf einige chemische, medicinische, und astronomische Kenntnisse, und auf die Bekanntschaft mit einigen Schriften des Aristoteles, in einer vielverstümmelten, fast unverständlichen Uebersetzung, von denen sich schwerlich behaupten läßt, daß sie für die Geistesbildung des Abendlandes, ein großer Gewinn gewesen seyen. Zudem waren jene Mahomedaner, welche Palästina damals inne hatten, und mit denen die Christen zunächst in Verkehr kamen, ein rohes Volk. Die blühenden Zeiten des Chalifats waren längst vorüber. Gebildeter, als jene Völker waren die Araber in Spanien, aber zu groß der National- und Religions-Haß zwischen ihnen und den Christen, als daß sie so viel Einfluß auf die Cultur der Spanier hätten haben können, als sonst geschehen seyn würde.

Diese ganze Epoche, in welcher Christen und Mahomedaner in die vielseitigste Berührung kamen, wo der Orient und Occident nach einer langen Trennung zum erstenmal wieder auf einander einwirkten, lenkt die Betrachtung natürlich auf den Mann, dessen Geist seit zwölf Jahrhunderren der Geist von halb Asien geworden, und dessen unsichtbarer Beherrscher gewesen ist. Mahomed selbst erregt bey allen Unbefangenen diejenige Bewunderung, die Heldenkraft und Begeisterung, in starker Einheit auf ein Ziel gerichtet, einfach auch im Innern, allem Anschein nach ohne wesentliche Täuschungs- und Verstellungskünste, auf feste Ueberzeugung und unerschütterlichen Glauben an sich selbst gegründet, immer erregen müssen. Das Volk, das sein Werkzeng, und durch ihn des mächtigste Volk der Erde wurde, war schon vor Mahomed in alter angestammter Freyheit, den Ruhm der Waffen und die Liebe einer begeisterten Dichtkunst verbindend, mit den ältesten Sagen der

heiligen Urwelt nicht ganz unbekannt, und auch dadurch zu allem Hohen gestimmt, ein edles und erhabenes Volk zu nennen. Nach dem neuen Aufschwung, den die arabische Nation durch Mahomed nahm, erstreckte sich in kurzem ihre Herrschaft über die herrlichsten Länder der Welt, von den indischen Gewürzinseln, bis nach Portugal, und von dem Kaukasus bis tief ins innere Afrika. Mahomeds Lehre, auf die höchsten und reinsten Begriffe von der Gottheit gegründet, ohne die Vernunft durch unbegreifliche Geheimnisse zu stören, vor allen Tugenden, Großmuth, Freygebigkeit, und unerschütterlichen Heldenmuth lehrend, dabey doch nicht ohne lockenden Reiz für Phantasie und Sinnlichkeit, wie sollte dieser Glaube, der die Welt so lange beherrscht hat, nicht den Menschen von allen Seiten ergreifen und fesseln? Jener gefährliche und verderbliche Zwiespalt zwischen dem Staat und der Kirche, der die Christenheit theilte und zerrüttete, fand nicht statt in Mahomeds Reich, denn beyde waren in ihm Eins und verschmolzen. Auch als dem Menschen angemessener, und ausführbarer ließe sich Mahomeds Lehre rühmen, denn sie ist befolgt; Mahomeds Gedanken sind wirklich ausgeführt, und sein eigenthümlicher Geist ist der von halb Asien und Afrika geworden; da hingegen im Christenthum, wo oft das Leben und die Sitten der Einzelnen, wie ganzer Völker und ganzer Zeitalter, mit dem Geiste und den Lehren des Stifters in auffallendem und schreiendem Widerspruch stehen, die unvollkommene Annäherung an eine für Menschen nicht erreichbare Idee, dem Ganzen den Anschein eines nur halb gelungenen Versuchs giebt. Kaum ist es zu verwundern, wenn eine gewöhnliche Philosophie dieser Lehre nicht undeutlich den Vorzug, vor der christlichen giebt. — Aber die Weltgeschichte entscheidet anders, als jene auf den Schein gerichtete Philoso-

phie, und hat längst entschieden über das Verhältniß Mahomeds und des Christenthums, zur Cultur und Bildung des menschlichen Geistes. Der Geist des Stolzes und des Hochmuths, den Mahomeds Lehre bey allen jenen lobenswerthen Eigenschaften athmet, der so auffallend absticht gegen die Liebe und Demuth des christlichen Glaubens, dieser ist es, welcher seine Weltwirkung verderblich macht, und wodurch dem Reiche Mahomeds gleich von Anbeginn der Keim des Untergangs eingepflanzt war. Durch diesen Hochmuth, der fester als der stoische, auf den Glauben an den wahren Gott gegründet, je scheinbarer, und schwärmerisch zuversichtlicher, um desto verderblicher wirkt, bleibt der Geist der Anhänger Mahomeds, bald nach dem ersten Aufschwung der Bildung stehen, bis er endlich, auch bey edlen Nationen zu gleichgültiger Dumpfheit erstarrte. —

Jene Versuchung, von welcher die Schrift redet, das verführerische Anerbieten, durch welches der Stifter des Christenthums erprüft ward: die Reiche der Welt sollten sein werden, wenn er nur dem Geiste der Blutgier, des Hochmuths und Eigendünkels fröhnen wolle; dieser Versuchung vermochte Mahomed nicht zu widerstehen. Hätte er ihr widerstanden, wären die hochgesinnten Araber Christen geworden mit eben der flammenden Begeisterung, wie sie Mahomeds Lehre ergriffen, so würden die schönsten Länder des Erdbodens wahrscheinlich auch die glücklichsten und gebildetsten geworden, Asien und Europa statt zerstörender, die Erde und den Menschengeist spaltender Kriege oder kalter Entfremdung, in schönster Eintracht mit einander verbunden seyn. Der Geist des Stolzes aber, und eben jene Einheit des Staats und der Kirche in Mahomeds Reich, legten den Grund zu einem Despotismus, der alle weltliche und geistliche Gewalt in einer Hand umfas-

fend, *nicht bloß* die äußere Freyheit, sondern auch den Geist, in *seinen* Banden erdrückte.

Die Bekanntschaft mit einer dem bisherigen Glauben so ganz entgegengesetzten Denkart, hat ungleich größere Folgen auf die Denkart und Philosophie des Abendlandes gehabt, als einige verstümmelte Uebersetzungen aristotelischer Schriften. Der Unglaube und die Religionsverachtung, welcher Kaiser Friedrich der Zweyte *beschuldigt ward, fand* und findet wenigstens *in andern Erscheinungen* desselben Zeitalters seine *Bestätigung. Mit einigen* chemischen, medicinischen und *astronomischen* Kenntnissen, welche die Europäer von den Arabern erhielten, verbreitete sich sehr allgemein die Neigung zum astrologischen Aberglauben, zu alchemischen und magischen Künsten. Die Geheimnisse und verborgenen Lehren der Tempelherren, könnten auch einen Beweis mehr abgeben, von ganz neuen Ansichten, von einer großen innern Gährung in dem europäischen Geiste. Am sichtbarsten und auffallendsten war die Wirkung in der Philosophie; schon im zwölften Jahrhundert, ein Jahrhundert nach den ersten Kreuzzügen, zeigte sich in Arnold von Brescia, der erste Versuch, durch die Kraft der Philosophie die ganze Christenheit zu erschüttern, und die damalige christliche Verfassung der Kirche und des Staats umzustoßen. Es mußte Arnold das Schicksal haben, welches allen Urhebern einer zu früh begonnenen und mißlingenden Revolution zu Theil wird. Doch läßt sich die Reinheit seiner Absicht nicht verkennen, und die ungleich tiefere Philosophie und Begeisterung, von der er ausging, stellt ihn weit über die späteren Bekämpfer der Kirche, die glücklicher waren als er. Ohne so unmittelbar auf die Welt einzuwirken, traten viele andere, mit neuen, zum Theil gefährlichen und der Religion verderblichen Lehren und Systemen auf. Diesem Strom setzte

Digitized by Google

sich für die Erhaltung des Glaubens ein deutscher Mann von großer Kraft entgegen; Albertus Magnus war einer von den seltenen Geistern, welche wir von Zeit zu Zeit die ganze Masse aller vorhandenen, und in ihrem Jahrhundert nur zu erreichenden Kenntnisse in sich vereinigen sehen, wie etwa Aristoteles in dem seinigen. Man würde irren, wenn man glaubte, der Philosophie gebühre keine Stelle in der Weltgeschichte. Selbst bey den Griechen und Römern, wo die Philosophie und das Leben so ganz getrennt waren, hat sie ihren mächtigen Einfluß genug bewährt. Grade in jener Trennung und Opposition des Geistes gegen den Staat und den herrschenden Volksglauben, lag der wahre Grund des Untergangs aller alten Staaten. In der neuern Geschichte zeigt sich die Philosophie, von den Zeiten des Mittelalters an, in ihrer weiten Verbreitung zur öffentlichen Meynung geworden, noch deutlicher, als eine die Welt bewegende, sie wohlthätig erhaltende, oder gewaltsam erschütternde Kraft. —

Wie jede große Erschütterung, so haben auch die Kreuzzüge viele alte Bande gelöst, Freyheit, und mit ihr, wo die Anlage dazu da war, auch Anarchie befördert. Die im dreyzehnten Jahrhundert, vorzüglich in der letzten Hälfte desselben, in Italien und Deutschland herrschende Verwirrung war zunächst durch den zerstörenden Kampf der Kirche und des Kaiserthums, durch die gegenseitige Aufreibung der beyden höchsten Gewalten verursacht worden, kann also nicht den Kreuzzügen zugeschrieben werden, aber die allgemeine Bewegung und Auflösung ward durch sie noch beschleunigt und vergrößert. Schon die lange Entfernung des letzten großen, und auch durch den Geist machtvollen Kaisers Friedrich II. von Deutschland, legte für Deutschland den Grund zu jenem Zustande der Verwirrung; nachdem das Haus der Hohenstaufen, ein Jahrhundert lang

das mächtigste in Europa, in seinem letzten Sprößling auf dem Blutgerüste schrecklich geendet hatte, man bey zweifelhaften, kraftlosen, oder verworfnen Königswahlen gar nicht mehr wußte, ob Deutschland und die Welt noch einen wahrhaften, rechtmäßigen Kaiser habe, da erreichte sie ihre höchste Stufe. Jetzt konnte man mit Recht sagen, was ein Dichter in rednerischer Uebertreibung gesagt hatte bey dem Tode eines frühern Kaisers: daß das unglückliche Europa enthauptet klage. Wenn man die beyden höchsten Gewalten mit den Gestirnen verglichen hatte, die den Tag und die Nacht beherrschen, so konnte man jetzt sagen, das der Himmel verdunkelt, daß in dem Pabst und Kaiser, jene Sonne und jener Mond, die alle Augen erleuchteten, und alle Schritte lenkten, erloschen seyen. Aber noch schlug ritterlicher Muth in biedern Herzen, und ein Ritter war es, auf den sich die Augen der Welt richteten, ihn zur Rettung aufzufordern. Groß durch Tapferkeit und Glück, durch jede kriegerische und adliche Tugend, durch einen starken und umfassenden Verstand, war Rudolph von Habsburg noch größer durch Gerechtigkeit. Unermüdet, das danieder getretene Gesetz wieder empor zu heben, war er selbst Richter, und des Rechts Beschützer und Pfleger; der erste wieder, der minder durch die Gewalt seines siegreichen Schwertes, als durch die milde Kraft der Gerechtigkeit, zugleich Deutschland wieder herstellte, und ein großes Reich begründete, dessen Schicksale wir von jetzt an, eine der wichtigsten Stellen in der Weltgeschichte einnehmen sehen.

Noch einiges abgerissene aus Klopstocks Papieren.

I.
Verschiedene Arten über Gott zu denken. *)

Es giebt eine kalte, metaphysische, die Gott beynahe nur als ein Object einer Wissenschaft ansieht, und eben so unbewegt über ihn philosophirt, als wenn sie die Begriffe der Zeit und des Raumes entwickelte. Eine von ihren besonderen Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer Methode einhergeht, welche ihr so lieb sind, daß sie jede freyere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft. Ich verstehe hier durch Erfindungen,

*) Die Herausgeber hoffen nicht deßhalb angeklagt zu werden, daß sie weniges und so sehr fragmentarisches aus Klopstocks Nachlasse mittheilen; vielmehr Beyfall wegen ihrer Wahl aus dem vorhandenen zu verdienen. Obiger Aufsatz schien uns für die Geistesart des seltenen Mannes, und um so mehr, da er schlichte Prose ist, psychologisch bezeichnend. — Unwillkührlich schematisirend, wird der verschiedene Gang des menschlichen Denkens nach den drey Abmessungen des Raums durch die Sprache bestimmt: einigen Geistern ist natürlich,

neue oder mindestens feiner bestimmte Gedanken von den Vollkommenheiten des Unendlichen. Ich gebe zu, daß diese Art demjenigen, der noch nöthig hat, sich von dem Daseyn Gottes zu überzeugen, nützlich seyn könne. Wenn aber der, der weiß, daß die Sonne scheint, oder welcher eben so gewiß ist, daß Gott existirt, sich auf die beschriebene kalte Art über ihn zu denken allein einschränken wollte, der würde sich dadurch der nicht kleinen Gefahr aussetzen, gar zu selten oder beynahe gar nicht Gott, als den unendlich liebenswürdigen, als den über allen Ausdruck bewundernswürdigen zu denken; und auch sogar der Gefahr, welche er doch am meisten zu vermeiden glaubt, nicht wahr genug von Gott zu denken. Denn wer

---

sich in die Tiefe, mehreren, sich in die Breite zu bewegen, — man ist allgemein einverstanden, daß dem Klopstockschen Genius die Höhe zukomme. Zwar macht Erhebung der Seele und des Geistes, Anschauen des Unendlichen, eine Glückseligkeit aller Gemüther aus; man kehrt beseligt und gestärkt für alle Leiden, Freuden und Geschäfte, heim zum Gleichmuthe des Lebens; seinem Geiste aber war es eigen, mit Lust und Vorliebe in der höheren Region zu verweilen, sich schwebend zu erhalten, dort wo möglich erfahren, ja darstellen zu wollen. Il sait, wie ein französischer Dichter sich über ihn ausgedrückt hat,

— toujours hardi, toujours loin de la terre,
Planer sur l'aile du tonnerre
Et se reposer dans les cieux.

Mit Achtung und Verehrung muß uns für Robert Boyle die Nachricht von dessen immer gegenwärtigen Gottesfurcht erfüllen; in Klopstock aber erregte sie das wahrhaft künstlerische Verlangen, diese Seele auf den Flügeln ihrer, wo möglich noch gesteigerten, Andacht zu erblicken. — Irren wir, oder sollte nicht diese eigene und einsame Richtung seines Geistes, (die freylich einen verhältnißmäßig kleineren Kreis von Lesern seiner Werke bedingt,) mehr, als die glückliche Eroberung des miltonschen Stoffs und der homerischen Formen für das deutsche Vaterland, die poetische Auszeichnung und wahre Eigenthümlichkeit des Nationalwerks der Messiade ausmachen?

sich nicht genug erhebt, wer nicht so würdig als es einem endlichen Geiste nur möglich ist, von ihm denkt, der denkt auch nicht wahr genug von ihm. Ein solcher Philosoph wie ich meyne, sey es ein christlicher oder ein bloßer Philosoph, wird mir einwerfen, daß ich dieß zwar sage, aber nicht erweise. Und ich kann ihm doch hier weiter nichts antworten, als daß der Umstand, daß er den Erweis einer an sich selbst so klaren Sache verlangt, zwar viele, aber nur ihn nicht überzeugen wird, daß er seinen Verstand, durch metaphysische Grübeleyen denen er sich nicht einmal frey überläßt, sondern die er nach einer gewissen Schulmethode zusammensetzt, sehr eingeschränkt (kurzsichtig gemacht) habe. Weil uns über dieß alles diese Art von Gott zu denken beynahe unfähig macht, uns zu derjenigen Höhe, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben, so müssen wir auf unserer Hut seyn, uns nicht daran zu gewöhnen. Ein wahrer Philosoph, ich meyne einen den sein Kopf und nicht bloß Methode dazu gemacht hat, wird sich bisweilen darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern.

Es giebt eine zweyte, die ich die mittlere, oder um noch kürzer seyn zu können, Betrachtung nennen will. Die Betrachtung verbindet eine freyere Ordnung mit gewissen ruhigen Empfindungen, und nur bisweilen erhebt sie sich bis zu einiger Bewunderung Gottes. Solche Betrachtungen können sehr wahr, sehr fromm, und sehr werth seyn, oft wieder gedacht zu werden. Aber sie thun einer Seele, die recht innig strebt, Gott zu kennen, noch nicht genug, selbst in den Stunden nicht genug, wo ihr Verlangen nach dieser Erkenntniß durch ein gewisses unserer Einschränkung sehr natürliches Nachlassen gemildert ist. Sie haben überdieß oft die Unvollkommenheit, daß sie uns veranlassen, klein von Gott zu denken; nicht so

würdig als wir können, ist schon klein von Gott denken. Und dieß geschieht am meisten dadurch, daß sie uns unvermerkt, ohne unsern Vorsatz, oft wider unsere ausdrückliche Entschließung, verleiten zu glauben, Gottes Gedanken seyen wie unsere Gedanken. Kurz, die Eigenliebe eines frommen und diesen Augenblick vielleicht recht sehr frommen Mannes, verführt ihn, Gott nach sich zu beurtheilen.

Robert Boyle (und man wird doch nicht geneigt seyn, einen Mann, der in allen seinen Handlungen so viel edle Einfalt und ungesuchte Würdigkeit zeigte, einen Sonderling zu nennen, wenn er auch in Einer Sache anders, als fast alle Menschen gehandelt hätte; und noch weniger wird man denjenigen einen Heuchler nennen wollen, der durch sein ganzes Leben seine reine Frömmigkeit durch die völlige Vermeidung aller Scheinheiligkeit an den Tag gelegt hat,) Robert Boyle sprach den Namen Gottes niemals anders, als mit einer so tiefen Ehrfurcht aus, daß er nicht anders konnte, als nach der Aussprechung desselben eine Weile still schweigen, und erst nach diesem merklichen Innehalten, und mit nicht mehr entblößtem Haupte, seine Unterredung fortsetzen. Wie mochte dieser verehrungswürdige Mann seine Empfindung von Gott, wenn er allein war, ausdrücken, wenn dieser ernste, und von allem, was nur erschaffen ist, abgesonderte Tiefsinn, zuletzt in Erstaunen ausbrach? in Erstaunen über Gott, das höchste, außer der Liebe zu Gott, wozu ein endlicher Geist fähig ist.

(Ich muß mir Gewalt anthun, mich über diese höchste aller Glückseligkeiten so kalt auszudrücken, damit ich denjenigen, denen ich wünschte, daß sie sich einige Vorstellung davon möchten machen können, allen Vorwand, hier mein Blatt wegzulegen, benehme. Denn sie werden sich vermuthlich schon

haben einfallen lassen mich anzuklagen, daß ich in Prose poetisch würde, und sie also gar nicht auf eine Art unterhielte, welche die Regeln des Geschmacks erforderten. Welche Anmerkung! Als wenn man sich über das höchste was man denken kann, anders als mit einer gewissen Stärke ausdrücken könnte. Doch ich will Unrecht haben. Nun müssen aber auch meine Richter mein Blatt nicht weglegen, wenn ich auch noch so ernsthaft bleibe.)

— — — Sich auf der obersten Stufe dieser Erhebung zu Gott lange zu erhalten, ist in diesem Leben unmöglich; aber sich ihr durch mehr als Betrachtung oft und lange nähern, ist auch hier möglich, und die höchste aller Glückseligkeiten. Sich der obersten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt, und wen denkt sie? so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens so in Bewegung gebracht sind, daß sie mit derselben zu einem Endzwecke wirken; wenn alle Arten von Zweifel und Unruhe über die unbegreiflichen Wege Gottes ganz ohne Wirkung sind; — — —

2.
Ein Brief.

Braunschweig den 20sten Jul. 1752.
früh um 10 —

Gestern erwartete ich einen Brief von dir, mein Klärchen, und ich dachte, daß ihn Giseke, der diesen Morgen schon bey mir gewesen ist, mitbringen würde. Wenn dich nur nicht eine zu strenge Aufsicht verhindert hat, einen fortzuschicken. Denn bis zu der Verhinderung, ihn nicht zu schreiben, kann

jene doch wohl nicht gegangen seyn. Und wenn auch nur das erste ist, wie viel neue, tiefe Sorgen für dein Leben! Ach, meine Klärchen, wenn du wüßtest, wie ich bis zum Anbruch des Tages aufgewesen bin, wie ich um dich geweint, und für dich gebetet habe! Die ganze unaussprechliche Liebe dieser gewachten Nacht, will ich dir, sobald ich dich wieder sehe, ganz erzählen. Und du würdest mich, allein um dieser Nacht willen, lieben, wenn du mich auch noch nicht liebtest. Meine einzige, meine theure, meine, meine Moller — — wie kann ich es aussprechen? wie sehr, und wie ewig, bin ich dein! Und diese hohe, diese weitersehende Empfindung, dieser Gedanke der Ewigkeit, wie ohne Namen ist sie, und wie sehr dieß selbst alsdann, wenn ich bey dir bin, und so viel sage, und so viel verstanden werde. —

— Du aber, Großer, Großer Unaussprechlichster, Namenlosester unter allen deinen namenlosen Wundern, du dessen Allgegenwart jetzt um mich her ist, und vor dem ich mein stilles volles Auge bedecke — laß die leben, die schon ehmals der Inhalt meines Gebets war, und die du schon so oft für mich leben ließest. Wie jauchzend — (doch kann ich dir jauchzen?) so laß dich denn nur bey deinem höchsten und theuersten Namen: Schöpfer glücklicher Erschaffnen! mit der ganzen Seele nennen, die du mir gegeben hast! — — — — —

— Meine theure, meine einzige! ich würde hier nicht abbrechen, wenn mich nicht eine sanfte schauervolle Empfindung hielte, jezt weiter nichts mit irgend einem Erschaffnen zu reden.

Gedichte.

Die Hoffnung am Grabe Klopstocks.

1803.

Mit zugehalt'ner Wund' am Herzen,
Dem er entrissen ward, seh' ich ihm nach!
Ha! dem empor geschwung'nen vom entsunk'nen Staube!
Und mehr als Gestirnleben

Weh't ihm schon in der Strahlenbrust,
Und in das Saitenspiel dem Jüngling,
Der zu den offnen Armen
Der empfangenden Geisterjugend

An's Gestade der Ewigkeit nun hintritt! —
Siehe! an der Gotteshand des hohen Versöhners! —
Die Schrecken der hehren Gerechtigkeit vorbey! —
Hin zum Urquell der Liebe! —

Wo, umstrahlt vom Lächeln Gottes,
Ihn anwehet der Odem,
Der Sonnen anzündet und Sonnen auslöscht;
Der Oceane des Lebens,

Mit werdenden Gestirnheeren —
Siehe! aufleuchtende Sonnentrauben sie! —
In die hellwerdenden Schattenabgründe der Himmelwüsten hinströmt
Und sie wieder zurückzieht

Um die Lichtküsten der immerdauernden Veste,
Wo heranbraus't das Meer der Verwandlungen
Mit den Scherben zertrümmerter Sonnenwelten,
Siehe! die neugestaltet schon wieder hinwegge h'n! —

Und o! der in der heiligen Dichterweihe
Im Silbersturm
Auf die Erdenharfe des Sängers,
Und von ihr zu erwachenden Jahrhunderten

Herabkam, mit Himmelnachhall
In deine Gefilde, Teutonia,
Und lehrte deine Heldenjugend neuen Gesang,
Lehrte neue Sprach', und Empfindungen der Engel sie! —

Schönborn.

Nach dem Spanischen:

Quando contemplo el Cielo —

Erheb' ich meine Blicke
  Zu euch, ihr hellen, schönen Himmelssterne,
Und wende sie zurücke
  Zu meinem Erdenthal, von euch so ferne,
Und fühle hier die göttlichste der Gaben
Tief in Vergessenheit, in Schlaf und Nacht begraben:

Ach Lieb' und Kummer theilen
  Mein Herz alsdann mit bangem süßen Sehnen,
Und meine Augen weilen
  Entzückt an euch, und leise stille Thränen,
Entrollend auf die trauernd blassen Wangen,
Enthüllen euch mein seufzendes Verlangen.

O! sprech' ich, lichte Höhe,
  Du Tempel aller Herrlichkeit und Schöne,
Den ich dort glänzen sehe,
  Und hör' im Geist den Einklang deiner Töne —
O welch ein Schicksal bannte meine Seele,
Für dich gebohren, fern in diese Erdenhöhle!

Herder.

Als die Blume abgefallen war.

1807.

Fraget nicht, warum ich weine?
Laßt mir meinen Schmerz.
Ach es giebt der Freuden keine
Mehr für dieses Herz.

Auf den freundlich grünen Auen
Sprossen ohne Zahl
Blumen, lieblich anzuschauen,
Frey, nach eig'ner Wahl.

Unter allen, die da blühten,
Wählt' ich eine nur;
Sie zu pflegen, sie zu hüten,
War ich auf der Flur.

Eh' der junge Morgen lachte,
Kam ich schon zur Au',
Lauschte, bis sie sanft erwachte,
Neu verschönt im Thau.

All mein Sinnen, all mein Streben
Lenkte sich nach ihr.
All mein Wünschen, Glück und Leben
Gab die Blume mir. —

Diese Blum' ist abgefallen,
Und ihr Platz ist leer. —
Ach, die eine von den allen
Blühet nun nicht mehr.

Ob sie jenseits mir erscheine? —
Du verstummst, o Herz! —
Fraget nicht, warum ich weine?
Laßt mir meinen Schmerz.

Johannes.

Ode auf Bergeshöhe.

July 1810.

Der die Erde gründete, mit dem Gürtel
Sie umzog des Meeres, und, ein reicher Säemann,
Unerschöpflich Fülle des Lebens ausstreut,
Denkt er auch meiner?

Dessen ewigquillendes Lichtreich allen
Sonnen spendet glänzende Strahlenströme,
Daß sie leuchten tausendmaltausend Welten;
Denkt er auch meiner?

Sternenheere fliegen, wie Sonnenstäubchen,
Auf sein Wort durch endlose Himmelsräume;
Wie die Lämmer weidet der große Hirt sie —
Denkt er auch meiner?

Unterwürfig seinem Gesetz, umkreisen
Alle Wesen ewig den Thron des Herrschers;
Ist der Macht des Herrlichen Liebe gleich, so
Denkt er auch meiner!

Joh. Ulrich Hegner.

Der Genügsame. *)

Sonne, wende dein Gesicht,
Laß die letzten rothen Strahlen
Nur der Hügel Spitzen mahlen!
Früchte reifet zwar dein Licht,
Lieblich duften Ros' und Nelken,
Aber mein Vergißmeinnicht will welken.

Evan, schleuß mit mir den Bund;
Schone meiner, ich will trinken,
In den Schooß des Freundes sinken,
Aber bänd'ge meinen Mund,
Mögen Aug' und Lippe brennen,
Laß mich nur nicht ihren Namen nennen!

*) Aus einer Sammlung der Schriften des verstorbenen Dr. Unzer in Altona, die nächstens erscheinen wird.

Gluth für Künste sey mein Ton,
Farb' und Steine will ich wissen,
Staub von Obelisken küssen,
Aechzen mit Laokoon;
Nur Apoll muß mir verzeihen,
Daß auch Nonnenbilder mich erfreuen.

Taumelnd, Dichtkunst, will ich mich
Mit dir freu'n, mit dir mich härmen,
Einsam durch die Nächte schwärmen;
Laß mich aber gnädiglich
Nicht mit Wolkengöttern ringen,
Laß verständlich mich zu Menschen singen.

Dankbar nehm' ich Ruh' und Glück
Aus der blinden Göttin Händen;
Will sie mir den Rücken wenden,
Geb' ichs willig halb zurück.
Nur daß Brüder nie mich meiden,
Liebes Schicksal, wirf mich nicht mit Freuden!

Berichte aus Deutschland.

I.

*** im September 1810.

Von dem Schuldenwesen neuerworbener Länder.

In Preußen ließ der alte Geist des Volks die alten und neuen Fehler der Verfassung lange nicht zum Vorschein kommen. Jener gute Geist regierte in dieser Verfassung, oder er regierte sie. Vielleicht würde er noch eine geraume Zeit diese glückliche und verdiente Herrschaft fortgesetzt haben, wenn sie nicht von dem Unglück der Zeit zu schnell überwunden worden wäre. Derselbe gute Geist ringt nun nach einer neuen, in sich kräftigen und wohlgeordneten Verfassung, und dient unterdessen, anstatt dieser.

Auf dem Wege zu demselben Ziele treffen wir mehrere und besonders Einen alten Staat an, der in Rücksicht seiner zunehmenden Länder- und Titel-Vergrößerung und seines Verlangens, sich zu Einem vollendeten Ganzen zu constituiren, als ein neuer angesehen werden darf.

Er suchte sich bisher mit unermüdetem Bestreben, mit ruhmwürdiger Aufmerksamkeit und Vorliebe für die besten Anregungen der Zeit, eine neue Verfassung zu geben, während er mit der täglich erneuerten Noth dringender Bedürfnisse, unter wiederholten Kriegsstürmen zu kämpfen hatte, die um

so verderblicher sind, als die menschliche, unvertilgbare Friedenshofnung jeden Friedensschluß für einen unverletzlichen, und jede Unterbrechung eines Kampfs für einen ewigen Frieden hält, um desto schrecklicher getroffen zu werden von jeder Kriegserneuerung.

Dieser Staat bezeiget einen stets regen Eifer für die Wissenschaften und sucht — die *Eingeweihten* in dieselben, ohne einheimische *Vorurtheile* oder *Vorliebe aus allen* Ländern deutscher *Zunge eben so ehrend und herbeyziehend, als aus* seinen *eigenen Ländern — einen gleichen* Eifer zu erwecken; so daß er sich hierin jedem andern Staate gleichstellen kann, uud von keinem übertroffen wird.

Die Weisheit seiner Regierung scheint bey der gänzlichen Umformung seiner Verfassung — fremde Anstalten nachahmend nnd eigene neue erfindend — dem Geiste seines sehr achtungswerthen, ächt deutschen Volks voraus zu *eilen*, um dieses in allen seinen *alten* und *neuen* Ländern zu *einem* kräftigen, gemeinschaftlichen Wetteifer hervorzurufen, und für ihn und in demselben zu stärken.

Sogar der, nicht zu billigende, den *Wissenschaften* — die keiner einzelnen Erdscholle angehören — sonst fremde Haß gegen das Ausländische, welcher sich hie und da zu äußern und zu befriedigen sucht, kann nur in kräftigerer Erweckung der Eingebornen, wenn auch nicht eine Rechtfertigung finden, doch große, gegenseitige Nacheiferung hervorbringen. Eine neue Constitution scheint bestimmt zu seyn, einen großen Theil der Verwalter derselben erst durch und nach sich zu bilden, und dadurch ein neues, vereinigtes und einstimmiges Volk in verschiedenartigen Ländern zu erziehen. Daher wird — wie dieß immer sich ereignet — die künftige Generation erst ganz über die Weisheit einer lobenswürdigen Regierung verständiget, und

zur würdigen Lobrednerin derselben und der neuen Verfassung gebildet werden. Dieß wird besonders durch eine freywillige Ausübung der letztern geschehen, welche von der innigen Ueberzeugung ihres Werths unzertrennlich seyn muß. Diese schöne Harmonie zwischen dem Geiste des Volks und der Staatsverwaltung und Staatsverfassung kann allein einen großen und den eigentlichen rechten Glanz auf die letztere werfen, und zugleich die Anregung zu ihrer Erhaltung, zur Abwendung aller Ausartungen und zu Verbesserungen ertheilen, die aus dem Geiste des Volks, aus seiner täglich steigenden Bildung, aus seiner angestammten Deutschheit, und aus seiner innigen Consolidirung unmittelbar hervorgehen.

Bis dahin hat dieser Staat, auch wenn er künftig von den Drangsalen naher oder entfernter Kriege verschont bleibt, bloß in seinem Innern mit äußerst großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er hat täglichen Widerstand zu erwarten; er hat mit kleinlicher Anhänglichkeit an das Veraltete, mit Haß gegen alles Neue, und mit einer furchtbaren Erbitterung gegen alles Ausländische zu kämpfen, und sein großes Ziel unter Umständen zu verfolgen, die leichter einen hohen Sinn ermatten, als erhalten, oder noch mehr erheben können. Alle diese, gewiß vorübergehenden Uebel, müssen sich auch auf seine Finanzverfassung werfen, indem sie die Schwierigkeiten vermehren, die für dieselbe aus den Erschöpfungen aller Art entstehen, welche die Folgen stets erneuerter Kriege, langen Ungemachs, und besonders des größten, nehmlich des außerordentlichen Unglücks sind, daß auf seinem Territorium zu oft und in zu kurzen Zeiträumen nach einander das Kriegstheater aufgeschlagen werden mußte. Unter solchen Umständen ist es zu rühmen, daß dieser Staat, ob er wohl zu neuen, vielfältigen, oft nur von dem Augenblick gebotenen und für den Augen-

blick berechneten und erhobenen Steuern, und zu neuen Anleihen immer von neuem seine Zuflucht nehmen und seiner Finanzverfassung mehr das Zeichen der Noth, und der überall Betrug ahnenden Vorsicht, als der Liberalität aufdrücken mußte, — nie die Zinsenzahlungen für seine neuen Anleihen eingestellt, und dadurch den großen Vortheil errungen hat, daß im Wechselcours seine Zinscoupons immer dem baaren Gelde gleich standen, ungeachtet seine Staatspapiere einen, wenn auch — nach Verhältniß seiner und der Weltlage — unbedeutenden Verlust erlitten.

Freylich hat dieser ruhmwürdige Staat sich dieses einseitige, hier privilegirende, dort ausschließende Glück verschafft, indem er nicht alle seine Staatsgläubiger im gleichen Grade zu beglücken suchte, sondern nur die neuen; indem er dadurch einen tödtlichen Zwiespalt in die ersten Stiftungsanstalten zu legen schien, oder wagte, wodurch er seine, so eifrig gesuchte, innere Consolidirung, auf lange Zeit hinaus aufhalten, und, statt seine alten und neuen Theile innig zu vereinigen, eine Feindschaft zwischen beyden gleichsam der Verfassung selber einpflanzen kann.

Dieser Staat hat nehmlich einen Theil seiner älteren, und, man könnte sagen, unter diesen gerade die heiligsten Schulden, von seiner Vorsorge und Theilnahme, nehmlich von dem Glück der übrigen, besonders der neueren, und von der öffentlichen Creditgewährung ausgeschlossen. Er hat gerade die seiner Schulden langsamen Liquidationen und unbestimmten Nachlaßgeboten unterworfen, welche er bey seiner glücklichen Vergrößerung durch fruchtbare Länder, durch einträgliche, höchst industriöse, mit großem Welthandel beglückte Städte übernommen hat. Die Zugabe einer nicht unbedeu-

tenden Schuldenlast zu dieser Vergrösserung war zwar äußerst lästig, aber dennoch durch feyerliche Verträge geheiliget.

Die verzögerten oder verweigerten Unterhandlungen über den gebotenen Capitalnachlaß ersparten oder verzögerten die Interessenzahlungen, und bereiteten in so fern für die Gläubiger und für den Schuldner eine gleich große Gefahr, als in dem letztern das Gefühl der Verbindlichkeit zur unverkürzten Capitalzahlung allmählig ganz erlöschen konnte oder mußte.

Jede Regierung, die sich öffentlich in allen ihren Instituten, in ihrer ganzen Gesetzgebung zum Rechten bekennt, und die nur in einigen Punkten, oder gar in einem einzelnen — von einem rechtlich scheinenden Macht- sowohl, als Noth-Gefühle gereizt — den Nutzen wählt, oder die Noth bedenkt und das Recht vergißt; — jede solche Regierung wird von dem Schicksale — das keines Unrechts Strafe vergißt und versäumet — härter gestraft, als sogar die, welche überall und offen aus der Macht und aus dem Nutzen ihr Recht ableitet.

Die erste würde hart genug bestraft werden, hätte sie auch keine andere Strafe zu befürchten, als die in dem unbestechlichen Urtheile jedes rechtlichen Menschen, dem sie sich freywillig unterworfen hat, enthalten ist.

Diese Strafe wird so nachsichtlos, als schleunig verhängt.

Ein Credit, welcher zu seiner Begründung oder Befestigung ein halbes Recht und einseitige Opfer nöthig hat, wird zerstört, indem er erzeugt werden soll. Er ist eine zweydeutige Zwittergeburt; er ist eine Halbheit, die, wie nützlich sie auch für den Augenblick erscheinen möge, doch im ewigen und durchaus schädlichen Widerspruche mit dem unverletzlichen Ganzen der ehrlichen Deutschheit stehet.

Es giebt Staaten in Deutschland, die mächtiger, reicher,

selbständiger wurden durch einverleibte Standesherrschaften und Reichsstädte, indem sie zugleich dieser neuen Länder alte Staatsschulden übernahmen und übernehmen mußten. Diese Schulden waren theils ein Erbtheil aus alten Zeiten, theils sogar die Schmerzensgelder, welche die Kriege und Begebenheiten verursacht hatten, aus denen die Einverleibung jener Städte und Länder in einen größern Staat, und überhaupt die Stiftung mehrerer großen deutschen Staaten hervorgieng.

Nun klagten hie und da die Gläubiger der einverleibten Länder und Städte öffentlich: daß sie das zu harte Schicksal einer unverdienten Armuth treffe; daß sie ihre Interessen entbehren müßten; und daß sie nur durch einen, im Allgemeinen gebotenen Nachlaß eines großen, aber erst künftig nach der Nachgiebigkeit der Gläubiger zu bestimmenden Theils ihrer Foderungen, den ungewissen Ueberrest der letztern sichern, und für diesen das Anerkenntniß einer Nationalschuld, und die Hofnungen auf künftigen Interessen-Empfang gewinnen könnten.

Möchten sich alle neue deutsche Staaten den Ruhm ganz und ungestört erwerben, nach einer, zu innerer Zuverlässigkeit führenden Organisation dergestalt gestrebt zu haben, daß sie sich selber treu bleiben durch ehrliche Unterstützung der alten und neuen Theile, so wie des Ganzen aus den Theilen. Möchten sie minder nach irgend einer Bedeutsamkeit in den allgemeinen Welthändeln — welche nach innerer Würde und nach dem Grade ihrer Rechtlichkeit mindermächtigen Staaten als Zugabe verliehen wird — schätzen, als nach dieser bescheidenen Würde der Gerechtigkeit, die zuletzt am längsten vorhält, sogar gegen den unvermeidlichen Druck übermächtiger und widerwärtiger Weltereignisse.

Die Deutschen dürfen und können, in ihrer gegenwärtigen

Lage, nach keinem andern Ruhme streben, als nach dem, von ihrer alten, angebornen, rechtlichen Ehrliebe und von ihrer ehrliebenden Rechtlichkeit weder abgewichen zu seyn, noch abweichen zu wollen.

Alles freche politische Spiel ist ein Einbruch in den alten, ehrwürdigen, deutschen Nationalgottesdienst; ist eine gotteslästerliche Zerstörung der deutschen Ehrlichkeit. Wo jener und diese wahrzunehmen sind durch willkührliche politische Verhängnisse, welche von Mindermächtigen der ganz Unmächtige in Deutschland erfahren muß, da ist das höhere Verhängniß kaum vermeidlich, das den alten Fluch anschaulich macht, welcher sagt: mit dem Maaße, womit Du missest, soll Dir wieder gemessen werden.

Durch das eigene, bloß politisch-nützliche Thun wird das fremde erweckt, bekräftiget und gerechtfertiget; und wenn in solchen Verhältnissen die größere Macht den größeren Nutzen zu gewinnen vermag: so wird ihr auch immer eine fast ungesuchte Entschuldigung zu Theil, weil ihr nur zu oft, von der unterthänigen und schmeichelnden Welt das Macht- als ein Rechts-Vermögen zugerechnet wird. Dieses Glücks hat sie sich dann besonders zu erfreuen, wenn sie überall eine gleichsam unwillkührliche Achtung gegen die Rechtlichen an sich trägt, und — wo es die Umstände verstatten — zum Vorschein kommen läßt. Die letztern entbehren dagegen, unter allem Unglück, einer verdienten Selbsterhebung nicht, weil sie sich ihrer guten Bestrebungen bewußt sind, wähnend, daß das dunkle Verhängniß, von welchem sie niedergeworfen werden, nicht verschuldet sey. Selbst die politische Uebermacht zögert dann ein wenig, das Unvermeidliche über solche Ehrlichkeit zu verhängen, ungeachtet sie umgekehrt wie ein verheerender Sturm, ohne Schonung und Barmherzigkeit, über

die Mindermächtigen hinfährt, welche sich, — sogar nach ihrem Beyspiele, — an einem politischen Thun und an Gewaltäußerungen — so weit sie es vermögen — zu vergnügen suchen.

Wenn nun diese untergehen, müssen sie trostlos zu sich sagen: wie Eure Werke, so ist auch Euer Lohn!

Nach der bescheidenen Würde der Gerechtigkeit — und nur nach dieser — müssen demnach die deutschen Staaten streben.

Möchten sie den hohen Ruhm, dieß unveränderlich zu wollen, nie, und am wenigsten bey der Wahl der Mittel zu demselben, aufzuopfern!

Möchten sie daher überall die Sicherheit ihres Finanzzustandes begründen durch unbedingte Anerkennung alter heiliger Schulden! Ein geschmälerter Ruhm ist immer ein verlorner.

Möchten diese zufälligen, beschränkten Betrachtungen, und die, mit reinem Sinn ausgedrückte Achtung für den guten Willen Aller und besonders der einzelnen Regierung, die eine rechtliche und in ihrem Innern befestigte Staatsverfassung zu stiften sucht, beglückt werden durch Erfüllung guter, rechtlicher Wünsche für die alten Gläubiger neu erworbener Länder, die — als ebenbürtige den alten einverleibet sind, und sowohl für der letztern alte Schulden, als für die neuen des ganzen Staats haften müssen.

Die Erfüllung dieser Wünsche kann den Gläubigern kaum nützlicher seyn, als jedem deutschen Staate selber, in so fern die Grundzüge desselben einerseits auf ehrliebender Rechtlichkeit, und andererseits auf öffentlichem Vertrauen beruhen sollen.

Georgius.

2.

Alphabetisch-kritisches Verzeichniß des noch im Manuscript vorhandenen leibnitzischen Briefwechsels mit Gelehrten, Künstlern und Geschäftsmännern.

(Beschluß.)

Gerbillon; Sinica; ein langer Br. aus dem russ. Lager bey Nischon in der Gr. Tatarey, August 22. J. 1689 an den P. Antoine Verjeas zu Paris, einer an P. La Chaise. O. *Novissima Chinica.*

Guericke, Otto von. J. 1671. G. erklärt sich ausführlich über verschiedene Punkte seines physikal. Systems.

Giannini, Comte, Ministre d'état et Envoyé extr. de S. A. S. de Modéne. Inh. unter andern Uebergang eines Sohnes des Grafen zur protest. Religion, und deswegen genommene Flucht.

Gobien, Jesuit. Sinica.

Goerz, Ministre d'état et Grand Maréchal de L. A. E.

Goldbach, Christ., etliche Br. math. Inhalts.

Graevius, J. G. Ein besonders interessanter Fascikel; auch scheinen diese Briefe zum Druck bestimmt gewesen zu seyn, weil bey den Originalen leserliche Abschriften liegen; und L. hat mehr als gewöhnlichen Fleiß auf das Latein und den Stil verwendet.

Grew, Nehem. S. Lond. 2 Br. von ihm, 1 von L.

Grandius, Gido. Prof. Pisanus. Mathemat.

Greiffencranz, von, Canzler K. Friedr. von Schweden. Ein starkes Packet von 1688—1715.

Griendt, Jo. Francisc. Ein Opticus zu Nürnberg; ein Verzeichniß der optischen Instrumente, die er verfertigte. J. 1671.

Grimarêt, J. 1712, 13.

Grimaldi, Sinica.

Gröning, D. J. Hamburg.

Grote, Freyherr; aus Frankfurt, Wien, zum Theil die Negociation um die Investitur der Churwürde betreffend, aber kaum lesbar. Es liegen in diesem Pack auch mehrere Br. von und an Bernstorf; auch höchst unleserlich.

Grupen, Christ. Ulr. J. 1715, zum Theil Leibnitzens Mutter und deren Verwandtschaft betreffend.

Guilielmi, Dominicus, Bononiensis.

Guidi, Abbé, attaché à la cour d'Hannovre, Neuigkeiten des Tages.

Gloyn glaubt, nicht genug anerkannte Verdienste um die Hannöv. Succession in England zu haben.

Habbeus, in K. dänischen Diensten; zur Geschichte und Kenntniß der Denkart Leibnitzens; durch H. Empfehlung ist L. in Hannöv. Dienste gekommen.

Hackmann, Fried. Aug. In der Folge Prof. poës. et Moral. in Helmstädt, vorher vermuthl. Secretär bey der Herrschaft oder einem Minister; viel auf Reisen, schreibt daher abwechselnd deutsch, ital., franz., engl., lat. aus Modena, Wien, London :c. Literatur u. Zeitgeschichte. Es liegen dazwischen manche durch ihn bestellte Br. an Gelehrte, Minister Bernstorf, die Churfürstin.

Häufling, anspach. Rath. Mathematik, sonderl. mathem. Theorie der Musik; inliegend ein Br. von Vignolles,

welcher Anmerk. über diese Theorie des H. enthält, von diesem beantwortet.

Haes, Secretär zu Kassel, Rechenmaschine, Papier und seine Arbeiten, eine von H. erfundene Steganographie betr.

Halley, Edmund, 2 Br. L. an ihn. In dem einen, von 1705, in Beziehung auf die Nachricht, daß H. ein bisher für verloren gehaltenes Buch des Apollonius, de Sectione, aufgefunden habe, das Epigramm:

Idem qui nasci teneris dedit ante cometis
Ex orco veteres suscitat historias.

Halyfax, Lord, Chef de la Tresorerie de la Gr. Br. Vom 15 April 1715; darin das Epigramm:

Anglia Neptuno conquesta est, Gallica pacta
Irrita ludibriis esse pudenda suis:
Quid Dunkerka vacat, si proxima Mardika surgat,
Longaque sit statio, quae modo lata fuit?
Cui Deus: Hac poteras cauisse, o filia; falli
Plus semel illusus foedere dignus erat.
Ipse tamen tuear; quatit et mox ipse tridentem,
Et subito est cumulus, quae modo fossa fuit.

Hamberger, Georg Albr. Empfiehlt G. Liebknecht.

Hamrath, preuß. Geh. Rath. Ueber Bernoulli's Erfindung einer mit ☿ gefüllten, wenn sie geschüttelt wird, immer leuchtenden Röhre. Der K. schickt dem Bern. dafür eine goldene Medaille. Dieser dankte, und machte ein Epigramm, wovon L. die 2 letzten Disticha mittheilt:

Sol novus exoritur forti de gente Borussa,
Hinc prius ignotum fulget in orbe decus;
Hujus dum jubaris radius mea tecta subintrat,
Lumine mercurius vividiore micat.

Hansch, M. G. Viele von ihm, wenige von L.

Hansen, (v. Ehrencron) aus Paris. J. 1677—80. Liter. Neuigkeiten; wenige Br. von L.

Hardt (von der). Ein dickes Convolut, munterer Ton in den H. Briefen, als Beylage eine Dissert. über Bileams Esel; wenige Br. von L. Einige Br. von L. an H. sind abgedruckt in der A. L. Z. 1796.

— Richard, aus Stockholm.

Harduin, Jo. Ein Br. L. an ihn, J. 1696.

Harris, John. Ein Br. an L. nebst Antwort.

Hartsoeker, Nic. Physik. Inhalts.

Heems, Conseiller et Ministre de l'Empereur à la cour de Berlin; einige Br. über diplomatische Zeitverhältnisse. J. 1703.

Heineccius, Jo. Mich., aus Helmstädt und Goslar.

Heinson, J. C., Gen. Sup. zu Aurich; theol. Streitigkeiten, die ministerielles Mißfallen erregten. S. Churfürstin Sophie.

Helmontiana ou pensées philosophiques et théologiques du Baron Francois Mercure de Helmont, communiqués à Madame Sophie Electrice d'Hanovre et à Leibnitz; mit einem Urtheile des Letztern über die Meynungen des H. und einem Epitaph. auf ihn.

Heraeus, Conseiller et Antiquaire de S. M. Imper. et Catholique, viele an, nur 1 von L. J. 1715.

Hermann, J., meist aus Pavia an und von L. Mathem. Inhalts.

Heron, du, Envoyé de la France à Wolfenbutel.

Herseler, Ernst, ein Astrolog. 1 Br. an L. S. Mercure hist. Avril 1700. S. 383—86.

Hertel, Conseiller de LL. AA. SS. à Wolfenb. Ein dickes Packet, liter. und polit. Zeitgeschichte.

Hertius, Jo. Nic. 1 Br. histor. Inhalts.

Heugel, Eques Silesius, Duci Wurtenb. Olsn. a Consiliis; unterstützt L. mit Beyträgen zum Codex I. G. dipl.

Hobbes, Th. Ein Br. von L. an ihn, ohne Jahrszahl, über des erstern System de Cive.

Hodann, L. Secretär, ein starkes Packet.

Hoffmann, Fried. Halensis; Vieles.

Homberg, ein Br. über seinen Phosphor.

Horbius, Jo. Henr. Literatur.

Horchius, Henr. Herbornensis. Philosophie u. Literatur.

Hortensius Maurus, Abbas, am hannöv. Hofe. S. von ihm: Sophie, Churfürstin von Hannover, im Umrisse, S. 29.

Hopital, Marquis de, Viel, mathem. Inhalts.

Hottinger, Jo. Jac. Theol. Tigur.

Huetius. Diese Correspondenz ist im 4ten St. der Anecdota hist. eccl. von J. D. Winkler abgedruckt.

Hugens, Seigneur de Zulichen, viel, mathem.

Hugo, Ludolph, Varia.

Hugony, Capitaine au régiment de Picardie, von 1705—16. Freundschaftliche Briefe. H. kam, von Leibn. empfohlen, erstlich in K. preuß. Dienste. Einiges, die Zeitgeschichte und L. betreffend.

Huldenberg, hieß vorher Erasmi, wurde geadelt, Resident zu Wien; unter andern die Negociation wegen Lauenburg und Hadeln betreffend.

Hutton, D., polit. und liter. Inh. H. schreibt bald engl. bald franz.

Huyssen, Conseiller de guerre du Tzar; Literatur und polit. Angel.

Jablonsky, D. E., viele von ihm, nur etliche von L.

Jacquelot; L. vertheidigt gegen ihn seine Theodicee, und besonders harm. praestab.

Ilgen, preuß. Minister; ein Brief von diesem an L., dabey ein collegialischer Bericht über das Anerbieten eines Casp. Roediken, wenn er unterstützt würde, einen characterem universalem zu erfinden. (Pasigraphie.) L. hat vieles daran eigenhändig geändert und zugesetzt, um die Sache nicht ganz so unthunlich vorstellen zu lassen, als in dem Berichte geschah.

Imhof, von, herzoglich braunschw. Minister, eine Zeit lang in Paris, Wien, Barcellona; ziemlich viel.

Jordanus (Vitalis) aus Rom 1689, Brief nebst L. Antwort, mathemat.

Josepho, P. Aug. Thomas a S. Josepho Collegii Hornaei Schol. piarum Vicerector, Mathemat. Unter andern eine Auflösung des Leibn. Problems: Dato numero possibili $\frac{a}{x}$ invenire ut $x + \frac{a}{x}$ aequetur quadrato rationali.

De l'Isle, ein Brief, handelt von Du Pin und Massillon, eine Recension ihrer sämmtlichen Schriften, Paris 1702.

Juncker, Christian, Prof. Jen. Darunter ist besonders ein Brief L. merkwürdig, der allerley, was er an Spener zu tadeln findet, enthält, den er sonst hochschätzt. Er schließt: caeterum haec ego non ex malo animo profecta conseo, sed humana quadam infirmitate; neque eo minus magni facio doctrinam et pietatem viri.

Junius, ein Brief von L. über den Anatocismus.

Justel correspondirt mit L. erst aus Paris, hernach aus London, wo er Bibliothekar beym K. Wilhelm war, in den

J. 1672—92. L. muß einen besondern Werth auf diese in der That auch reichhaltige Correspondenz gelegt haben; er hat Abschriften aller Briefe verfertigen lassen, diese den Originalen beygelegten Abschriften corrigirt, und theils mit Anmerkungen versehen. Im Tom. V. u. VI. Opp. kommen Stellen vor, wo er dieser Correspondenz gedenkt; einmal nennt er Justeln optimum virum. Gedruckt aber ist meines Wissens nichts. J. arbeitete viele Jahre an einem Werke de commoditatibus vitae, zu dessen Ausgabe L. ihn ermuntert.

Kelp, Just. Joann., Amtmann zu Otterсberg, giebt Nachricht von einem Chronicon mspt. Verdense.

Kemmerich, D. H., Lic. Gelegenheitl. ein Verzeichniß seiner Schriften, 14 an der Zahl. Jöcher hat ihn nicht.

Ker of Kersland, ein schottischer Edelmann auf Reisen. Einige Briefe L. von 1715, 16. enthalten dessen Gedanken über den damaligen polit. Zustand in England, sehr lesenswerth. S. Churfürstin Sophie.

Kestner, H. E., Prof. Rintel. Ein starkes Paquet.

Kettwig, Mentetus Ictus Embdanus, nimmt in einigen ausführlichen Briefen das Hobbes. System gegen L. in Schutz. L. bezeugt dabey große Hochachtung für Hobbes, sagt: qui mihi est inde a puero lectus, wundert sich nur, eum virum ingeniosissimum in geometricis tantopere errare potuisse, und rechnet dieß inter singularia mentis humanae, quorum rationem reddere difficile est.

King, Gregory, Chevalier Heraut d'armes d'Angleterre, 1 Br. an L. und 1 von L. Dieser rühmt K. Kenntnisse in der polit. Rechenkunst.

Kirch, Gottfr., meldet L. seine astron. Beobachtung der Kometen, Sonnenflecken ꝛc. aus Berlin.

Knorn, Christ. Fried., grubenhag. Gen. Superint. zu Clausthal und Osterode. Nicht viel Bedeutendes.

Kortholt, viele Briefe von ihm aus Berlin, Rostock, Danzig, Kiel, bis 1716; nicht so viele von L.

Koch, Prof. Helmstad. Viele an, nur etliche von L. nicht bedeutend.

Kochansky, Adam de, Jesuit. Viele Briefe an und von L.

Koenigsmann, Andr. Lud., Prof. Kilon. Einiges über Philosophie im Allgemeinen.

Kohl, Francisc., Theod. Kilon. Ein Brief von 1716 nebst einem Mspt. cogitationum crit. in difficiliora auctorum loca pentadecas prima.

Krosic, Baro de, Astronomie und deren Verbesserung betr. Nichts v. L.

Kensike, M. Jo. Christ., schickt L. ein auf ihn verfertigtes griechisches Lobgedicht von Hamburg 1711, wofür dieser bescheiden danket.

Lanczynsky, russ. Leg. Sec. zu Wien. L. hatte den berühmten Zürcher Scheuchzer dem Kaiser Peter zum Leibarzt empfohlen, Sch. sich auch dazu geneigt erklärt. L. erkundiget sich wegen des weiteren Erfolges; sein Schreiben an Peter, welches außer dieser Empfehlung sonst noch einiges enthält, liegt dabey.

Leuwenhoeck, 2 Br. von L. an ihn.

Le Long, père de l'Oratoire, ein starkes Convolut Briefe von und an ihn, meist hist. liter. Inhalts. Dazwischen liegt auch ein Brief von Polycarpus Lyser, Superint. zu Wunstorf 1708, desgleichen ein Brief von L. über einen Apparat, den er besaß zu einer Ausgabe des Martinus Polonus.

De la Loubere. Mehrere Briefe von und an ihn; einer

von 1691, den calculum infinit. betreffend von L., desgleichen Chinensia.

Ludolf, Jacob u. Wilhelm u. a. Ein starkes Convolut. cf. Opp. tom. VI. u. Otium Hanov.

Ludewig, W. P., theils deutsch, theils lat.

Lubienitz, poln. Resident in Hamburg, schreibt an J. H. Hofmann, Secret. des H. Joh. Friedrich.

Magalotti, Comte Ministre d'état du Grand Duc de Florence, hat etwas drucken lassen über die Existenz Gottes.

Marchesini, die Geschichte des Hauses Este und die Zeit-Politik betreffend.

Marchetti. S. des H. A. Salfeld's N. Beytr. I. 2.

Magliabecchi, ein starkes Convolut.

Mabillon. 1 Br. von ihm.

Masham, Lady, des berühmten Cudworth's Tochter. L. trägt ihr kurz sein metaphys. System vor, bezeugt seine Hochachtung für Locke, der ihn durch die Lady grüßen ließ, in deren Hause er lebte, und meldet, daß er über Locke's treffliches Buch Annotationen aufgeschrieben habe. Der Lady Briefe sind engl.

Mariotte, l'Abbé. Viele Briefe von ihm, die Lehre von den Barometern und andern phys. Gegenständen betreffend, oft mit Zeichnungen und Formeln. Auch ein von Leibn. durch Mariotte's Vermittelung einem Franzosen abgekauftes Geheimniß, dem Eisen die Kaltbrüchigkeit zu benehmen.

Melani, Alessandro, braunschw. Agent in Rom. Diesem schrieb L. einigemal italienisch.

Mencken, L. O. Ein starkes Convolut, betrifft großentheils die *Acta Eruditorum*, und diesen einzurückende Artikel, überhaupt nova litteraria. Ein Brief M. von 1681

ladet L. zum Mitarbeiter ein, an den nun stückweise herauszugebenden A. E., worauf L. beyfällig antwortet. Auch von Burckh. M. Briefe.

Menecati, S. J., kaiserl. Beichtvater; L. empfiehlt sich ihm in einigen Briefen.

Meurer, J. Ulr. Prof. Giessensis; besonders über ein von diesem projectirtes Werk, wie Morhof's Polyhistor.

Meibom, Heinr. auch Herm. Dietr. Erster berichtet in einem Brief über ein alchymist. Experiment, bey welchem durch Zuthat eines kaum sichtbaren Atoms eines Pulvers 6 Loth Bley über 10 Loth wurden, und etwas Gold enthielten.

Meier, Gerh. *Brem. Hamburg.* Joach. *Goetting.* Melchior Daniel, *Hannov.*

Meinders, Herm. Adolph, K. preuß. Rath u. Historiograph.

Michelotti, Petr. Ant. Ein Brief desselben nebst L. Antwort, J. 1715, physiolog. mathemat. Inhalts, die Secretion und Circulation der Säfte im thierischen Körper betr.

Mieg, L. C., mehrere Br. an L., nur einer von L. In einem vom 13 März 1707 beklagt sich M., daß ihm L. den vor 10 Jahren geliehenen codicem scriptorum Wormatiensium, worum er schon etliche male obnixe gebeten, noch nicht zurückgeschickt habe. „Ea es justitia et aequanimitate non minus atque eruditione toti litteratorum orbi perspectus, ut non possim mihi persuadere, Te me penitus eodem privaturum."

Molanus, Abb., betreffen größtentheils das negotium irenicum, zum Theil auch Münzen, über welche M. Leibnitzen zu Rathe zieht.

Monceau, enthält als Beylage einen schönen Br. Leibnitzens an Beauseaubre, der ihn um Unterstützung bey seiner Hist. de la réformation gebeten hatte.

du Mont, General, über Beybehaltung der Piquen.

Morel, ein Franzose, der sich zu Arnstadt aufhielt, Conseiller du Comte de Schwarzbourg. Ein merkwürdiger Br. Leibn. vom 10 Dec. 1696 steht Opp. II. 284. Mehrere über Münzen; über den Quietisme und die reine Liebe zu Gott, wobey L. sehr oft den Satz einschärft: je ne reconnois l'amour de Dieu qu'en ceux qui temoignent de l'ardeur pour prouver le bien général. Vieles über den P. Nicaise, mit welchem M. im Briefwechsel stand, der theils durch L. ging; auch über Pelisson. M. trägt schöne Gedanken vor über den Werth des wahren, reinen Christenthums, und betrachtet den Mysticismus und Pietismus von der besten Seite, Bewunderer selbst von Jacob Boehm; correspondirt auch mit Gichtel. L. Antwort fein, schonend und gründlich, sehr interessant.

Morhof, etliche Briefe von M. einer von L.

Mosheim, J. Laur., bittet den 16 Sept. 1716 L. um Unterstützung bey seiner Geschichte des Servetus. L. antwortet.

Müller, Philipp, aus Magdeburg und Jena. In einem Br. L. vom 15 Aug. 1698 heißt es: „quod pacem attinet cum pontifice Romano, de qua mentionem facis, et redintegrandae ecclesiae unitatem, ego eam magis votis quam spe praecipio. Multa enim in ecclesia R. credenda agendaque imponi videntur hominibus, in quae nostri, quantum intelligo, consentire non possunt.

Muys, Prof. Franeck. 1 von und an ihn.

Muratori. In diesem Pack. findet sich nicht nur die Br. L., welche Dutens Opp. IV. hat abdrucken lassen, und italienische Br. von Muratori, sondern auch noch Br. anderer an L. über die Streitigkeit der H. von Modena und Ferrara mit dem Pabste wegen Commacchio, und Leibn. Antworten.

Naudé, Prof. Berolin. Theol. u. liter. Inhalts.

Nessel, kaiserl Bibliothekar zu Wien.

Neumann, Casp. Philolog. u. Physik.

Newton. Ein Brief L. an ihn $\frac{7}{17}$ März 1693, und N. Antwort vom 16 Oct. d. J. Beyde voll der verbindlichsten Versicherungen. Dabey liegen auch 1) Extrait d'une lettre de Londres, worin der Bericht enthalten ist, den die von der dortigen Societät der Wissenschaften dazu ernannte Commission über den Streit wegen Erfindung des calculi differ. abgestattet hat. 2) Conjecturae de sphalmis typographicis in Newtonii philos. nat. princip. mathemat. von unbekannter Hand. 3) Ein lat. Aufsatz über den Widerstand bey der Bewegung der Körper, mit der Ueberschrift: R. Domino Newton à Londr. Aug. 1689, von eben der Hand.

Nicaise, von und an ihn; ein starkes Convolut, wovon das Wenigste gedruckt seyn möchte. Es sind darunter auch Briefe an Morell, Spanheim ꝛc.

Nitsch, Friedr. Prof. Giessensis an L., 1 von L.

de Nomis, Marquis am Hofe zu Hannover, Schwiegersohn des Herrn von Bothmar.

Oberg, von, franz. u. deutsch, aber von zwey verschiedenen dieses Namens, unbedeutend.

Oldenburg, viele von ihm, lat. J. 1670—77. von L. 2, wovon wenigstens einer schon im Commercio gedruckt ist.

Orban, Jesuit, Beichtvater des Churf. von der Pfalz, ein starkes Convolut vermischten Inhalts.

Oudin, Casimir, Literatur, bes. hist. med. aevi betr.

Overbeck, Adolph Theobald, Conrector zu Wolfenb. Vieles, mathem. Inhalts. L. scheint die Kenntnisse dieses Mannes sehr geschätzt zu haben; seine Briefe sind fast lauter Abhandlungen.

Palmieri, Francisc. Comes, erst bey der K. Christina, hernach am Hofe des Churf. zu Hannover, zuletzt bey der K. Charlotte Sophie von Preußen, wo er 1701 starb. Die Königin ließ ihm eine Grabschrift setzen, die hier in Abschrift beyliegt. L. schickt ihm Kritiken über einige theatralische Arbeiten desselben.

Pape, Jo. Heinr. Ictus Luneb. L. erhält von ihm eine verbesserte Ausgabe seiner Jugendschrift *de conditionibus*, von der er selbst nicht wußte, ob der Verleger, dem er das Mspt. gegeben, sie zum Druck befördert habe. In eben dem Briefe, in welchem er dafür dankt, sagt er auch, daß er kein Exempl. besitze von der Schrift, die er auf Verlangen des Ministers von Boineburg unter dem Namen Georgius Uliconius Lithuanius de negotio electionis Polon. geschrieben.

Papenbroch, Jesuit. Dabey auch 1) einige Briefe des Jesuiten Janning von 1687—1706. 2) eine Correspond. des seel. Hofrath Jung und des K. sardin. Staatsraths Rangon, über ein vom Jesuiten Papenbroch an Leibn. geliehenes und von diesem zurückgeschicktes Mspt. Ditmari.

Papin, Hess. Casselscher Prof. u. Arzt. Ein starkes Packet meist Mechanik betreffend, in Ansehung deren L. und P. in den Grundsätzen nicht völlig einig waren, weshalb sie ausführl. Erklärungen einander zuschickten, sonderlich in den

Br. von 1695—99. Da P. mit seiner Lage in Cassel nicht mehr zufrieden war, empfahl ihn L. nach England. S. die Br. von 1707 f.

Paullini, Christ. Franz, sächs. eisenach. Leibarzt, enthält einige interessante Briefe von L.

Pelisson, nur einer von ihm, 2 an ihn von L.

Pelnitz (Poelnitz) Hofdame der K. v. Pr. Eine interessante Correspondenz, in welcher L. bisweilen sehr galant und witzig sich zeigt. J. 1702—15.

Petersen, D. Jo. Wilh. Einige lat. Briefe von keiner Bedeutung.

Pfaff, Christ. Matth. Alle vom J. 1715, literarischen Inhalts. Keine Spur von dem Briefe, in welchem L. dem Pfaff eingestanden haben soll, daß es ihm mit seiner Theodicee nicht Ernst gewesen sey. V. Opp. Praef. gen. p. VII. seq.

Pfanz, Christoph; eine Abhandlung de momentis grav. liegt dabey, sonst unbedeutend.

Pfeffinger, Luneb. Ein starkes Convolut 1699—1716; doch wenige von L. In einem dankt er ihm für seinen Vitriarius illustratus.

Philipp, Bibliothekar zu Dresden; Br. aus Hamburg, polit. u. liter. Neuigkeiten, keine Antworten von L.

L'Abbé de St. *Pierre*, von d. J. 1715—16, das Project des ewigen Friedens betreffend.

Pinson, P. Sinica, Mathematica.

Placcius, Vincent. 1676—98. Literatur.

Pratisius, herzogl. Leibarzt, Br. von 1679—83, zum Theil ziemlich drolligt.

Pregizer, (Jo. Ulr.) v. J. 1671—91, das Mittelalter betreffend; besonders von den Alterth. des Kl. Weingarten.

Pritius, (Jo. Georg) 1 an und 1 von L. Leibnitz schreibt 1715, daß er Willens sey, ein System seiner Philosophie herauszugeben, wenn er Musse fände.

Pufendorf, (Sam. v.) 1 Br. an L. 1693, den Codex diplom. I. G. betreffend, wozu P. einige Hülfsmittel anzeigt; 3 Br von L. J. 1690—93. Beyde Philosophen waren bekanntlich sonst nicht in der besten Harmonie.

Quesnel (le Père). 2 Br. von ihm nebst Antworten von L. J. 1706. 7. schön.

Rabener (der Berliner und der Leipziger). Jener v. J. 1697, dieser 1716, nebst Antworten.

Raby (Mylord), außerordentl. Gesandter der K. Anna am Berliner Hofe, von 1707—10. Die Briefe stehen zum Theil Opp. II. part. II. p. 75 seq. Die übrigen betreffen Politica. Ein Brief von 1707 enthält allerley Interessantes von Karl XII. und K. Stanislaus, die L. beyde nebst K. August in Sachsen gesehen hatte.

Ramazzini, von 1690—96.

Rechenberg (Adam) 2 Br. an L. 1 von ihm, 1708.

Reffuge, Marquis, Lieut. gén. des armées de France, ist L. behülflich gewesen bey den Untersuchungen über die Genealogie des Hauses Este; worüber viele Briefe da sind, von 1697 bis 1706.

Rehtmeier, Phil. Jul., 3 Br. an L.

Reimann, Jacob Fried., hist. Inhalts; nur etliche Antworten von L.

Reinerding. Der eine dieses Namens, bey der Bibliothek in Wolfenbüttel, meldet in einer langen Reihe von Briefen alles, was bey der Bibliothek vorfiel, neue Einrichtungen, Besuche 2c. Der andere schreibt aus dem Haag in den J. 1715, 16. Inliegend ein langer Brief Leuwenhoeck's an

L. nebst Antwort, die animalcula spermatica und andere physikalische Gegenstände betreffend, vom J. 1716.

Reiske, Rector in Wolfenbüttel, varia litteraria.

Remond, von 1713—16.

Reuschenberg, Baron, Domherr in Hildesheim, meist theolog. Streitigkeiten, besonders das Ansehen des Concil. Trident. betreffend.

Reyher, der bekannte Mathematiker.

Ritmeyer, Prof. zu Helmstädt; nur 1 Br. von L.

de la Roque, Abbé à Paris, von 1677—94. Varia litteraria.

Rödeken, zu Berlin, beschäftiget sich mit der Erfindung einer allgemeinen Sprache (heißt hier, wie fast immer, nur so viel als Schrift,) schickt eine Probe an L.

Ruhlmann, Schwarzb. Rudolst. Rath und Historiographus.

Runckel, Andr. Wolfgang de, Senior der philos. Facultät zu Frankf. an der Oder, von 1707. 1 Br. an und 1 von L.

Rymer, Thomas, engl. Historiograph. Etliche Br. von und an L. Auch liegt dabey ein Br. L. an D. Petit, regiarum chartarum apud Turrim Londinensem custodi.

Sloane, Hans, Secret. Societ. Lond., von 1700—11. S. schreibt englisch, L. lateinisch. Literarische Neuigkeiten, besonders physikalische. Ausführl. über die Annahme des gregor. Kalenders, Festsetzung des Osterfestes, worauf sich auch die Copie eines Briefes des Astronomen Wallis bezieht.

Smith, Thom., ein engl. Theolog. Ein starkes Convolut von 1693—1710, lateinisch; reichhaltig an liter. Neuigkeiten der Zeit. Von allen diesen Briefen sind den Originalen

sorgfältige Abschriften beygelegt, woraus sich vermuthen läßt, daß L. sie zum Abdrucke, in einer Sammlung, die er vorhatte, bestimmte.

Sparwenfeld, Baron v., ein Schwede. Viele Briefe, hauptsächlich Sprachforschungen betreffend.

Spanheim, Ezech., von 1693—1710.

Spedazzi, Abt. Aus Wien von 1714—16. Meist polit. Neuigkeiten.

Stebbing, begleitet das Geschenk seiner Genealogical history of the Kings and Queens of England mit einem Br. an L. Es liegt dabey ein Zettel, worauf L. einige grobe Fehler verbessert hat, z. B. Hesse-d'Arenstadt st. Hesse-Darmstadt.

Spener, Philipp Jacob und dessen Sohn Jac. Karl. Br. nicht bloß an L., sondern auch an einige andere, z. B. den Archivar Hoffmann. Von den meisten, außer den Originalen, auch Abschriften, bey mehreren Beylagen, wenige Antworten von L. J. 1670—1716.

Sperling, O. Nordische Geschichte und Alterthümer.

Spinoza; dessen Briefe an Oldenburg und Albert van der Burch, mit Anmerkungen von L. über den Inhalt dieser Briefe, und die Ethik des Spinoza.

Spizelius, Th.

Stapel. Alberici Chronicon betreffend, welches zu Antwerpen für 12 Rthlr. gekauft wurde.

Steinberg, von, Oberhofmarschall zu Wolfenbüttel.

Stepney, engl. Gesandter zu Berlin, Regensburg, Wien. 1692—1704.

Struve, Burch. Gotthelf; nicht bedeutend.

Sturm, Leonh. Christoph; Burch. Gotthelf und Johann Christoph. Die Briefe von und an den letzten betreffen

meist den Leibnitzischen Begriff von der Körper-Substanz.

Tenzel, W. E., ein starkes Convolut, mehr Briefe von T. als von L. Es liegen auch einige mitgetheilte Briefe anderer, 3 Briefe von Cellarius dabey.

Teuber, Godofr., zu Zeiz, hauptsächlich die Rechenmaschine betreffend, die in Zeiz verfertiget, und wobey T. behülflich seyn sollte.

Thevenot, zu Paris, Literatur.

Thomasius, Godofr., ein Bruder des Christ. Th., Arzt zu Nürnberg, schreibt schön Latein. Leibn. schreibt den 7 December 1691, was sonst schon bekannt ist: me Norimberga primum chemicis studiis imbuit, nec poenitet adolescentem didicisse, quod viro cautioni esset. Nam postea crebro pulsatus sum, non tam mea, quam principum gratia, apud quos mihi aditus erat, nec defui curiositati, sed ita, ut circumspectione temperaretur. Vidi Becheri naufragia, aliorumque mihi notissimorum hominum, qui spe chemica tamquam secundo vento ferebantur etc. Auch ein Brief von Christ. Thomasius, nebst L. Antwort.

Thorel, Abbé zu Paris.

Tiede, hauptsächlich die Verbesserung des Kalenders betr.

Toland, John. Aus dieser Correspondenz ist einiges in das Leben der Churfürstin Sophie, einiges in des Herrn A. Salfelds Beyträge eingerückt.

Tolomei, sonst auch Ptolomeus, Jo. Bapt., Theologus Romanus; die chinesische Mission, Leibn. Studien etc. betreffend.

Treuer, Gottl. Samuel, theils lat. über philosoph. Gegen-

stände, J. 1708, theils französisch, 1713, 14. Ein Br. aus Paris vom 6 Oct. 1713 enthält eine Menge Anekdoten von den dortigen Gelehrten, z. B. daß der A. Bignon sich ein Landhaus habe bauen lassen, welches ihn 300,000 Franken kosten werde; daß Malebranche sich 75 Jahre alt à merveille befinde.

Trojet, Isaac, Verleger der Theodicée in Amsterdam. L. Brief an ihn beweiset, daß er Grobheiten derb zu beantworten auch verstand.

Tschirnhausen; ein starkes Convolut, meist mathematische, theils ausführliche Erörterungen, einer genauern Untersuchung wohl werth. Aus etlichen Briefen des Sohnes erhellet, daß der berühmte Tschirnhausen so verschuldet starb, daß ein Bankerott entstand, der den Sohn in große Verlegenheit setzte.

Turretin, der Genfer Theolog, schickt L. seine Schriften, empfiehlt Reisende.

Varignon, eine beträchtliche Anzahl Briefe, meist mathemat. Inhalts.

Velschius, oder Georg Hieronymus Welsch, zu Augsburg. 1 Br. über mancherley Literarisches der damaligen Zeit.

Verjus, P., Bruder des Comte de Crecy; Sinensia et alia historica. Ein Brief, welcher großes Lob des Leibnitz. Codex diplomat I. G. enthält, ist im Original, und drey Abschriften in diesem Convolut.

Vignoles, de, reformirter Prediger zu Brandenburg; histor. Inhalts, auch einige diplomata ex Copiario capituli Brandenburgensis.

Volder, Baron de; metaphys. und mathemat. Inhalts. V. streitet gegen Leibnitzens metaphysisch mathematische Ideen.

Vota, P., Beichtvater des K. von Pohlen; Sinensia.

Einiges von ihm kömmt im Leben der Churfürstin Sophia vor.

Urlsperger, Sam., meldet, daß Leibn. Erklärung der lutherischen Lehre vom Abendmahl in England eine gute Wirkung gehabt habe, weil man gesehen, daß diese nicht, wie viele sich einbildeten, Transsubstantiation sey. L. meldet dieß auch der Churfürstin. Der engl. Journalist (Memoirs of Litterature not. I. no. LX. p. 237.) nennt aber den Verfasser des Buches *Theodicaeus.*

Wagner, Gabriel. Mit diesem wunderlichen Menschen (s. Jöcher) hat L. viel zu thun gehabt, und viele Geduld dabey bewiesen. In einem 5 Bogen starken deutschen Briefe von 1696 vertheidigt L. gegen ihn den Werth der Logik. Zur Geschichte dieses unpraktischen Philosophen enthalten diese Briefe manche Belege. L. schreibt einmal an Madame de Kielmansegge, geborne Gr. Platen über diesen homme à chimères, wie er ihn nennt: Je ne connois que trop par mon expérience l'intractabilité de cette façon de philosophe, mais moins il s'attire vos bontés, Madame, plus votre charité est grande de l'empêcher de perir au moins pendant qu'il est parmi nous.

Wagner, R. O., Prof. Math. Helmst. Viele lateinische und deutsche Briefe an L., keiner von diesem. W. scheint mehr Praktiker als Theoretiker gewesen zu seyn, und wurde bey der Rechenmaschine zu Rathe gezogen.

Wallis, Jo. Viele von den hier aufbewahrten Briefen der beyden großen Mathematiker sind in ihren Werken bereits abgedruckt.

Wassenaer, Baron d'Obdam. Aus dieser Correspondenz erhellet unter andern, daß Leibnitz ungenannt ein Manifest für Karl VI. als König von Spanien verfertigt hat; wie in

dem literar. Anzeiger des Herrn von Aretin ausführlicher von mir berichtet ist.

Wedel, G. Wolfg., Prof. Jen. Ueber Chymie, Alchymie, Vereinigung der mosaischen Schöpfungsgeschichte mit dem Kopernikan. System.

Wedel, de, K. preuß. St. Minister. L. schlägt in einem Briefe an W. vor, nach gewissen aufgegebenen Gegenständen statistische Berichte aus allen Königl. Landen unter der Direction eines eigenen Collegii einzuziehen.

Weigel, Erhard, von und an L. von 1679—93, mathematischen, besonders arithmetischen Inhalts.

Weiler, Generalin von; in einem Br. vom 9ten Oct. 1713 erkundigt sich L. sehr genau nach dem Prätendenten, Chevalier de St. George, und den Umständen seines Aufenthalts am lothringischen Hofe; von ihr etliche verbindliche, schöne Briefe; einer von L. an sie steht Opp. V. 562.

Werlhof, J., Prof. Helmst. Sehr interessant; unter andern über Präscription, pacta nuda, indicia in criminalibus, nach Grundsätzen des N. R. und der legislat. Klugheit.

Weselau, de, von Regensburg und Wien, politische Tagesneuigkeiten.

Westerloo, Marquis de, Grand d'Espagne, Chevalier de la toison d'Or etc. Die Correspondenz von 1713—16 betrifft politische Ereignisse und Aussichten; die Briefe des Marquis verrathen einen feinen Staatsmann.

Wetstein, Buchhändler zu Amsterdam. L. wünscht, daß der vierte Theil der Oeuvres de Pelisson, worin verschiedene Excerpta aus Leibnitz. Briefen vorkommen, die ihm übel ausgelegt werden könnten, möchte zurückgehalten werden, bis Correctionen oder Zusätze angebracht wären. Aber es war zu spät.

Widow, Senator zu Hamburg; Briefe an L. v. J. 1710; von L. an W. stehen einige Opp. V. 472. ff.

Wilkins, Dav. 1 von u. 1 an L. 1715, literar. Inhalts.

Willerding, J. C.; ein langer Br. von L. gegen W. über die Anwendbarkeit des longobardischen Rechtes auf deutsche Lehen, und damit zusammenhängende historische Punkte.

Witsen, Bürgermeister zu Amsterdam, über Völkergeschichte und Sprachen; L. hat durch W. Proben von mehrern südlichen und nördlichen Sprachen erhalten; seine Briefe sind überhaupt interessant, von 1694—1708.

Witte, de, ein Br. von u. an L., woraus sich sehen läßt, wie L. Streitigkeiten über den Rang behandelte.

Wolf, Christian. Ein starkes, und wie man leicht denken kann, vorzüglich interessantes Convolut, von 1704—16. W. schickt 1709 d. 20 Dec. an L. die ihm zugeeignete mathematische Disputation, L. macht in einer ausführlichen Antwort über ihren Inhalt und die angehängten Theses treffliche Bemerkungen. Im 2ten Br. giebt W. von seinen bisherigen Studien Rechenschaft. Die Gegenstände der folgenden Br. sind meist mathematisch; in mehreren beklagt sich L. über Keils Grobheit beym Streit über die Erfindung des calculi infinitesimalis.

Wolf, Christoph, Hamb. Dessen philologische Arbeiten betr., von 1712--14.

Wotton, Wilh. Noch einige ungedruckte Br. von und an L. Einer der Leibn. steht Opp. VI. 217.

Woodward, Geologie in Beziehung auf Moses, 1713—14.

Zacagni, aus Rom, histor. Inhals, 1704—5.

Zanuello auch Zanichelli. Ein Br. L. von 1714, ein sonderbares chymisches Experiment, reductionem mercurii ex ferro betreffend.

Inhalt.

Vaterländisches Museum.
Sechstes Stück. December 1810.

Die Kalmar-Union.

Dieser Verein wird in der Geschichte der Welt immer eine der merkwürdigsten Epochen bleiben. Um so auffallender ist es, daß darüber so wenig aufgezeichnet, und dieses wenige so unvollkommner und höchst ungenügender Art ist. Die Geschichtschreiber der beyden Nationen, welche die Haupt-Rollen bey diesem Verein machten, der Dänen und Schweden, haben in ihren Darstellungen den Haß nicht von sich legen können, der das Erbtheil dieses uneinigen Bundes war, und was darüber im Auslande, besonders in Deutschland aufgestellt ward, ist in der That eines so wichtigen Zeitraumes in der Geschichte so wenig würdig, daß es nicht des Nennens werth ist.

Daß dieser alte, einst so mächtige Bund grade jetzt wieder zur Sprache gekommen, wird kein Geheimniß mehr seyn, eben so wenig, als es räthselhaft geblieben ist, welche Macht die Erneuerung dieses längst erloschenen Vereins von neuem in Anregung brachte. Diese frischen Umstände, gepaart mit der geschichtlichen Wichtigkeit jenes längst vergangenen Zeitraums, machen die nähere Bekanntschaft mit dem Entstehen, den Wirkungen und dem Ausgange der Kalmar-Union für unser Zeitalter um so wichtiger, und die Vergangenheit, worin dieser Bund lebte und wirkte, erhält einen neuen Reiz durch das Hinstreben des eitlen Begehrungs-Vermögens der gegenwärtigen Zeit nach einer gleichen vereinten Gewalt. Aber, wie gesagt, es würde ein vergebliches Bemühen verrathen, etwas nur einigermaßen Befriedigendes darüber aufzustellen, wenn man seine Zuflucht bloß zu den alten Beschreibungen dieser Union nehmen müßte. Zum Glücke hat die neueste Zeit ein Werk über diesen so lange brach gelegenen Theil der Geschichte hervorbringen sehen, das alle Foderungen, welche eine strenge und gerechte Kritik daran machen kann, befriedigt; es ist betitelt: Kalmare Unionens Historia, författed af Peter Adolph Granberg, wovon der 2te Theil im Jahre 1809 in Stockholm herauskam. Der Verfasser ist neuerdings auch außerhalb Schweden durch seine Geschichte: Gustav IV. Adolph, von einer vortheilhaften Seite bekannt geworden. Der ruhige, leidenschaftlose Ton, der sich in der Darstellung dieser für das Vaterland des Verfassers unglücksreichen Periode findet, herrscht auch durchgehends in seiner Geschichte der Kalmar-Union, ohne daß der Freymüthigkeit etwas dabey vergeben, oder auf irgend eine Weise Zwang angethan wird. Im Gegentheil erscheint der Darsteller durchgehends als Feind der Herrschgierde, der Unterdrückungs- und Vorzugs-Sucht,

und behandelt diese, den Verfall der Staaten herbeyführende Untugenden nach Gebühr, wo er sie findet, auf dem Throne oder beym Bauernstande, beym Adel oder in der Rathsstube. Vielleicht läßt sich dem Verfasser eine mehr als bloße Unparteylichkeit gegen seine eigene Nation vorwerfen. Die Furcht, parteyisch gegen andere Völker zu werden, die zu weit getriebene Sorgfalt, selbst den Schein davon zu vermeiden, machten ihn zu strenge gegen die Fehler seiner Landsleute, zu sehr preisend die Tugenden und Vorzüge, die er bey ihren Feinden antraf: ein Fehler, der durch seinen reinen Willen geadelt ist, und den unsere Zeitgenossen sich sonst eben nicht vorzuwerfen haben.

Daß die Geschichte, nicht von dem nützlichen, geschäftigen Leben unter dem Schirmdache des Friedens, die Kunst geborgt hat, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, das ist so gewiß, als es nicht die glücklichen Zeitalter sind, die uns die lehrreichsten Beyspiele geliefert haben. Die häuslichen Tugenden bleiben von der Mitwelt unbemerkt, werden fast nie von der Nachwelt bewundert. Ihre Belohnung liegt in der Ausübung selbst, und nie nach Celebrität strebend, können sie auch keine verlieren. Es gehört zu den sehr unreifen Begriffen, zu wähnen, ein Land sey glücklich in Verhältniß der Helden, die es hervorgebracht hat. Jeder große Mann trägt die Merkzeichen der Gefahr an sich, die ihn hervorweckte; jede große Handlung setzt ein Bedürfniß voraus, welches dem glücklichen und demnach freyen Bürger fremd ist. Auch ist es nicht genug, daß wir mit den Namen der großen Männer, welche die Geschichte aufstellt, Bekanntschaft machen; wir müssen wissen, durch welche Verdienste sie zu ihrer gefeyerten Größe gelangt sind. Es ist nicht hinreichend, daß wir den Helden bewundern; wir müssen selbst beurtheilen können, ob es seine Tapferkeit war,

die ihn zu den Siegen verhalf, für welche er gepriesen wird, ob auch seine Tugenden unsere Achtung verdienen, oder ob er vom blinden Glücke und unbesonnener Tollkühnheit in den Tempel des Ruhms hineingeschleudert wurde.

Es ist ein Beyspiel ohne Gleichen in der Geschichte, daß drey Reiche, von deren Thronen das schwächere Geschlecht ausgeschlossen war, sich freywillig der Regierung einer Frau unterwarfen, sich zu einem Staate vereinten, und bey verschiedenartigen Gesetzen und Regierungsformen sich verbanden, einer gemeinsamen Beherrscherin anzugehören. Und doch ist es vielleicht noch unbegreiflicher, daß die, auf diese Weise entstandene Monarchie, von ihren Nachbaren, die sie im steten Schrecken hätte erhalten können, ihrer Schwäche wegen, verachtet wurde; daß das Band, welches Dännemark, Schweden und Norwegen vereinigen sollte, dazu geknüpft schien, um diese Reiche in einen gemeinschaftlichen Untergang hinabzuziehen, und daß endlich eine grausame Staatsklugheit diesen Bund mit demselben Schritt zerstörte, der aller Wahrscheinlichkeit nach dessen Auflösung für immer hatte abwehren sollen. Aber, auf einmal erheben sich diese Reiche aus ihrer tiefsten Erniedrigung. Christierns Henkerbeil, das die Freyheit ausrotten sollte, zernichtet bloß die Despotie der Einzelnen, und die Finsterniß des Aberglaubens wird durch das Licht einer reinen Glaubenslehre erhellt. Friedrich und Wasa treten auf, und Dännemark wie Schweden erheben sich zu einem bedeutenden Range in der politischen Umwandlung, die Europa vornimmt.

Die Geschichte der Kalmar-Union umfaßt einen Zeitraum, der selbst in der allgemeinen Weltgeschichte die wichtigste Epoche füllt. Beym Entstehen der Union herrschte noch die Nacht des Mittelalters. Der bleyerne Scepter der Hierarchie drückte

Digitized by Google

schwer auf Europa, das Feudalsystem erkannte die Heiligkeit desselben an, um ungestört alle Gewalt ausüben zu können, zu welcher die Religion ihren Namen leihen mußte. Aber Roms unersättliche Raublust vertheilte nachgerade durch eigene Schuld den Nimbus, der den Thron des Aberglaubens umgab, und selbst die Kreuzzüge haben der Aufklärung, die von Osten her ausgehen sollte, den Weg gebahnt. Die Einnahme Konstantinopels trieb die Wissenschaften nach Italien, woselbst der Handel sich bereits Reichthümer gesammelt hatte. Das Pulver, wie die Magnetnadel, wurden aus Indien nach Europa gebracht, und die Buchdruckerkunst verbreitete die Kenntnisse, welche der Geist der Menschen gegenseitig auszutauschen hat. Bald darauf durchsegelte Columbus den bis dahin unbefahrnen Ocean, um neue Welten aufzufinden, und es schien, als ob durch einen elektrischen Schlag die ganze Forschbegierde der Menschen geweckt wäre. Roms Gewalt, die Huß zu Boden warf, wurde durch Luther und Calvin erschüttert, und der Denker wagte es nun, an der Hand der Vernunft seinen Weg fortzuschreiten, ohne sich von dem Gaukelwerke der Einbildung leiten zu lassen. Daß diese Umwälzungen nicht ohne Blutvergießen vor sich gingen, das — ist wahr! mehr noch, daß jene Entdeckungen nicht selten von Verbrechen begleitet wurden, die ihnen mitunter die Verwünschungen des fühlenden Menschen zuziehen mußten. Aber ihre Wohlthaten haben das Ungemach überwogen, das in ihrem Gefolge war, da eine Wohlthat, die fortwirkend ist, tausende von vorübergehenden Unbilden ausgleicht, und selbst die Verwilderungen der Menschen den Menschen veredelt haben.

Wenn wir noch jetzt eine Aehnlichkeit unter den nordischen Völkern sowohl in der Sprache, den Sitten, als Neigungen wahrnehmen, um wie viel größer muß diese Aehnlichkeit

gewesen seyn, ehe ihre Sprache und ihre Sitten dem südlichen Europa seine Verfeinerung abgeborgt, bevor die Begierden durch ungleiche Regierungsarten eine verschiedene Richtung erhalten hatten? Schweden, Dänen und Normänner erkennen eine gemeinschaftliche Abkunft, ihre Lebensweise war stetswährend dieselbe gewesen, und kaum daß ihnen eine Verschiedenheit des Klimas bekannt war. In Kriegen und Fehden bestand ihr Glück. Zuweilen in Gemeinschaft, oft unvereint, verbreiteten sie Schrecken über Galliens und Albions Küsten, und Odens Lehre, gleich geliebt und geehrt von allen, nährte ihre hohe Achtung für Tapferkeit, wie ihre unbedingte Verachtung aller Gefahren. Die Religions-Veränderung sänftelte ihre Raublust herab, ohne ihre Begierden zu verändern. Die heidnischen Nachbaren gaben ihnen steten Anlaß zu Kriegszügen, und wenn es daran fehlte, schufen sie sich Fehden unter einander selbst. Durch die Lehre, die Rom ihnen gab, entstand ein allgemeiner Aberglaube, und die alten Gebräuche, die der Wahn beybehielt, untergingen bloß ähnliche Veränderungen, da sie von einer geistlichen Macht umgeschaffen wurden, deren Gewalt mit gleicher Unterwürfigkeit fast von ganz Europa anerkannt wurde.

Man sollte meynen, daß es ein leichtes gewesen wäre, die Gesetze dieser Völker zu vereinigen, da die Natur selbst ihren Beystand dazu bot. Auch entwarf Margarethe einen Plan, der, von der Staatskunst genau erwogen, ihren Beyfall gewinnen muß. Vielleicht versagte man ihr den Beystand, der erforderlich war, um das Werk zu vollenden, das sie begonnen hatte; vielleicht sind auch die Klagen über ihre Regierung, wovon die Annalen Schwedens voll sind, erst später unter ihrem Nachfolger entstanden, und von einem gedrückten Volke hinzugefügt, das Ursachen, und deren zufällige Folgen mit einander verwech-

selte. Mit gleichen und festen Schritten ging Margaretha dem Ziele zu, das sie längst ins Auge gefaßt hatte; mit einer Güte, die — es kann seyn — oft bloß angenommen war, aber immer gleich verführerisch blieb, unterdrückte sie das Mißvergnügen, noch ehe es ausbrach, und kam durch Herablassung dem übermüthigen Stolz zuvor, den sie besiegen wollte. Keiner von den Regenten, die nach ihr den Thron bestiegen, besaß ihren Verstand, keiner ihre Umsichtigkeit. Die Feudalgewalt, welche sie in die ihr angemessenen Gränzen zurückgebannt hatte, brach hervor, sobald Margaretha nicht mehr da war. Die schwankende Staatskunst fiel nun von Stufe zu Stufe, sie mißbrauchte oder vergeudete ihre Kräfte, und versäumte immer den Augenblick, von dem sie hätte können Nutzen ziehen.

Wenn wir uns zuweilen der Vorstellung überlassen müssen, daß ein höheres Wesen unabänderlich unsere Handlungen vorher bestimmt, ihnen im Voraus die Richtung giebt, die so oft grade gegen unsere Wünsche gewandt, so unvereinbar mit unsern Absichten ist, so wird die Geschichte der Kalmar-Union uns besonders zu dieser demüthigenden Betrachtung Veranlassungen geben. Es bedurfte einer Kette von Unglücksfällen und ungewöhnlichen Ereignissen, um ein Band zu lösen, für dessen Dauer so viele Beweggründe sprachen, das von der bessern Pluralität gebilligt wurde. Es ward erfordert, daß der erste Regent, der das Steuer dieser neuen Monarchie führen sollte, durch Schwäche und Mißgriffe die Unzufriedenheit bey dem schwedischen Volke hervorwecken mußte, welche die Ehrsucht bey jeder sich darbietenden Gelegenheit zu beleben, und zu ihrem Vortheil zu lenken versteht. Es war nöthig, daß zwey Könige nach einander den Thron verließen, und ihn all den Stürmen Preis gaben, die fast unzertrennlich von einer jeden neuen Königswahl sind. Es erforderte endlich, daß Einer die norwegische und schwedische

Krone erlangen mußte, ohne die Fähigkeit zu besitzen, sich weder die eine noch die andere zu erhalten, weniger noch die dritte erwerben zu können. Wie war es möglich, daß nach so vielen Umwälzungen eine Einigung unter diesen geschiedenen Völkern gedeihen konnte! Jedes hatte seinen besondern Reichsrath, jedes seine eigenen Gesetze. Die eine Nation war von der andern getrennt, sowohl durch die sich ausbedungenen Vorrechte, auf welche die Vereinigung beschworen war, als durch die vielfältigen Ursachen, die sie einander zum Mißtrauen, wie zum Haß gegenseitig gegeben hatten!

Nur einem so gedankenlosen und eigensinnigen König, wie Erich, konnte es gelingen, die Grundveste zu untergraben, die Margaretha gelegt hatte. Sein widersinniges Benehmen, sein hartnäckiger Beschluß, seine Reiche zu übergeben, da er ihre Fundamental-Verfassungen nicht zerstören konnte, gaben die Anleitung zu dem Hasse zwischen Schweden und Dännemark, der einmal entflammt, nicht wieder erlöschen konnte. Christophers Schlauheit und Verstellungen reichten nicht hin, um Karl Knutsons Herrschsucht zu entwafnen, und die nemlichen Mißgeschicke, wegen welcher der Aberglaube Erich anklagte, verhinderten Christophern, die Fehler seines Vorgängers zu verbessern; der Tod zernichtete seine Plane, ehe er sie ausführen konnte.

Nachdem es Karl Knutson geglückt war, die Vereinigung zu brechen, zeigte sich auch bald das Streben der Aristokraten, durch öftern Wechsel ihrer Könige Vortheil zu ziehen. Der einzige Ausweg, der noch übrig war, durch Vorsicht und eine gewissenhafte Erfüllung ihrer gethanen Versprechungen sich die schwedische Krone zu erhalten, wurde weder von Christian noch Johann gewählt. Die Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, die unter dem Schutze, oft im Namen der dänischen Monarchen verübt wurden, hatten das schwedische Volk gegen ihre Gewalt

empört, sie konnten sie nie wieder befestigen. Christian der Zweyte wagte den letzten Versuch, des Beynamens werth, der in den Annalen der Welt für immer seinen Ruf brandmarken wird, da er durch Morden den Thron, auf welchem seine Vorfahren bereits gewankt, erhalten, durch besoldete Büttel den Eidbruch vertheidigen wollte, den seine eigene Nation mit Entsetzen mißbilligen mußte. Aber die Rache stürzte den Tyrannen, ehe er die Früchte seiner Grausamkeit ernten konnte, und die Kalmar-Union ward zum Schreckbilde für die Schweden, denen sie Auftritte so grausamer Art ins Gedächtniß zurückruft, als der Norden fast nie erlebt hat.

Hätte Erich auf eine gerechte Weise den Klagen abgeholfen, die vor seinen Thron gebracht wurden, hätte er die Grausamkeit seiner Vögte, wo nicht bestraft, doch wenigstens abzuwehren gesucht, so würde Engelbrecht keine Rechtfertigung für seinen Aufstand gehabt, und der Norden nicht so bald mit den Schwächen seines schwachen Königs bekannt geworden seyn. Ueberall, so wie in Allem hat die Geduld ihre Grenzen, und die Kälte des Nordens, wie die Wärme des Südens, verwandeln die Empfindungen nicht, zu welchen die Natur einem jeden seine Anrechte gab. Wenn ein Volk um sein Eigenthum gebracht, wenn es seiner persönlichen Sicherheit und seines häuslichen Friedens beraubt wird, dann muß es Abänderung seiner unglücklichen Lage zu erwirken suchen, indem es keine andere Rettung sieht, und nichts, was ihm lieb ist, mehr zu verlieren hat. War es Erichs Wunsch, als Despot über ein unterdrücktes Volk zu herrschen; war es seine Absicht, daß seine Beamte das Volk aussaugen sollten; warum suchte er dann nicht gleich vom Anfange an das Mißvergnügen zu dämpfen, warum ließ er es zu, daß einer seiner Unterthanen ein Kriegsheer, stärker als das, welches er ins Feld stellen konnte, zusammenbrachte,

ohne durch irgend einen wirksamen Schritt solch ein drohendes Vornehmen zu hindern, oder sich nur im mindesten zu bemühen, durch Versprechungen zu besänftigen, oder durch Gewalt zu schrecken.

Ein so sonderbares Benehmen läßt sich nicht erklären, ohne mit Erichs Charakter, ohne Rücksicht auf seinen Standpunkt im Leben, eine nähere Bekanntschaft gemacht zu haben. Es gehört der Nachwelt zu, die Fehler der Könige zu enthüllen, ihren Ruhm zu sichten; ein Vorrecht, daß der Mitwelt abgesprochen wird. Es ist Pflicht der Untersucher, nur den Menschen zu zeigen, wie er ist, geschieden von den zufälligen Attributen der Geburt und des Glücks. Lange genug muß die Wahrheit oft die Verachtung zurückhalten, womit manchem Gewaltigen der Erde, erst von der Nachwelt sein wohlverdientes Recht wiederfährt. Nicht selten seufzt ein Land lange Zeiträume durch unter dem Druck, den es sich durch seine Schwächen, nicht durch seine Sünden zuzog. Vergeblich ist das Bemühen der Lobredner, um die wahre Größe zu verewigen, so lange der Blick von Jahrhunderten noch auf die sich mit gleichen Lorberen schmückende Untauglichkeit hinstarrt. Dem Verdienste werden die Opfer geraubt, die auf dem Altare der Eitelkeit brennen, und die Welt wird nie ihre eigene Ehre zu achten verstehen, so lange sie noch Unwürdige daran Theil nehmen läßt.

Erich war einer von den Alltagsmenschen, die durch dasselbe Mittel dem Abscheu der Welt entgehen, durch welches sie der Aufmerksamkeit derselben unwerth bleiben, durch ihre völlige Werthlosigkeit. In welchen Stand Glück oder Geburt sie auch versetzt, sie erheben sich nie durch eigenes Verdienst über ihren niedern Horizon. Ohne sich in grobe Laster zu verlieren, ziehen sie sich nicht selten die Folgen derselben zu; sie werden nicht gehaßt, immer verachtet. Weniger gefesselt durch die Achtung

fürs Sittengesetz, als von ihrer eigenen Eingeschränktheit, werden sie durch Schwäche von manchen Missethaten abgehalten, von jeder Tugend durch ihre Trägheit. Wenn sie nach etwas streben, geschieht es aus Eigensinn, da sie den Zweck ihrer Wünsche nie zu beurtheilen verstehen. Erlangen sie, wonach sie streben, so wissen sie wieder nicht, es zu gebrauchen, da Ueberlegung sich nie in ihren Planen findet, und ihre Beschlüsse keine Früchte des Nachdenkens sind. Vom Reichthum sinken sie nicht selten zur Armuth herab, ohne durch ihre Freygebigkeit, die sie nie geübt, dahin gebracht zu seyn. Bloß durch äußere Umstände werden sie zu so vieler Wirksamkeit getrieben, als es bedarf, um ihr werthloses Daseyn zu erhalten, und nicht der Verstand, der Instinkt ist es, der ihre Handlungen leitet.

Erich besaß keine der Eigenschaften, die der Thron fodert. Mit der Begierde nach einer uneingeschränkten Gewalt, hatte er weder Klugheit, zu erwerben, noch zu erhalten, was er besaß. Mit dem Unverstande eines kurzsichtigen Staatsmannes verband er eine eben so große Ungeschicklichkeit als Feldherr. Aufgeblasen von dem geringsten Erfolge, erschreckt durch die kleinste Gefahr, drohte er abwechselnd dem Feinde, vor dem er floh, und suchte sich mit dem zu verbinden, dessen Vortheil es war, ihn gedemüthiget zu sehen. Mit einem Heere, dessen gleichen kein derzeitiger Monarch in Europa zu seinem Gebote hatte, war er nicht im Stande, ein kleines Herzogthum zu bezwingen. Dännemarks, Schwedens und Norwegens Beherrscher erschöpfte seine Kräfte in einem unaufhörlichen Kampf gegen das kleine Herzogthum Schleswig, und nach einem 26jährigen Kriege, der Erichs Staaten entvölkerte, seine Flotten zerstört hatte, war noch der nehmliche Streit unabgemacht, noch die nehmlichen Feinde zu besiegen. Niedrig und grausam, selbst in seinem Privatleben, konnte dieser König seine Leidenschaften nie zügeln,

so wenig wenn die Dankbarkeit es befahl, als wenn der Anstand es von ihm erheischte. Eifersüchtig auf alles, was seine Gewalt angieng, unbekümmert über alles, was seine wahre Ehre betraf, spielte er ohne alle Scheu mit seinen Versprechungen, selbst dann, wenn Worthalten sein größter Vortheil war. Eben so unvorsichtig und voll Tücke, als Margaretha klug und vorsichtig gewesen war, schien er bloß auf den Thron gesetzt zu seyn, um das zu zerstören, was sie erworben hatte, und die nordische Semiramis würde einen höhern Rang unter den ungewöhnlichen Menschen, die uns Bewunderung abzwingen, einnehmen, wenn der von ihr auserkohrne Nachfolger nicht einer Ehre Abbruch gethan hätte, die ihrem Verstande gebührt, und die der Neid selbst ihr nicht absprechen kann.

Es läßt sich nicht in Abrede seyn, daß die Könige, die auf Erich folgten, Schweden wie ein erobertes Land betrachteten. Daher ihr stetes Mißtrauen, ihre unersättliche, vielfältige Art und Weise, Geld zu sammeln; ihre große Sorgfalt, es aus dem Lande zu schaffen, sobald sie ein Sümmchen zusammengebracht hatten. Die Erfahrung hatte sie überzeugt, daß die Großen in Schweden sich nur deshalb einem Oberhaupte unterwarfen, damit die neuen Vorrechte, die sie sich während jedem Interregnum zugeeignet, von dem neuen Regenten sanctionirt würden. Nie sicher für den nie ruhenden Privat-Egoismus, glaubten die Könige, es nicht versäumen zu dürfen, alle Vortheile zu ernten, die sich darboten. Es bedurfte blos eines geringen Fehltritts, zuweilen war die strenge Ausübung der Gerechtigkeit hinreichend, sie um einen Thron zu bringen, den sie mit vieler Mühe erworben hatten. Sie sahen daher in den Zwisten unter den bedeutendsten Familien die beste Garantie für die Fortdauer ihrer Herrschaft, und auch die Aussicht, diese Großen einst selbst zu unterjochen. Eine Staatskunst, die dem Zeitalter an-

gemessen war, und den Grund zu dem vielen Unglück legte, das darauf folgte.

Hätten die Plane ausgeführt werden können, die Christopher während seinem kurzen Leben entwarf, besonders die, welche seine Staats-Klugheit geheim hielt, und die erst nach seinem Tode bekannt geworden sind, so würde seine Sorgfalt die Fehler verbessert haben, welche die Auflösung des nordischen Bundes drohten, ehe er die Regierung antrat. Was für ihn noch möglich gewesen wäre, das war zu spät für seine Nachfolger. Ein einziger unvorsichtiger Schritt stürzte Christiern, und Johann erlangte die schwedische Krone durch Versprechungen, die unmöglich zu erfüllen waren. Schon hatte eine hundertjährige Anarchie alle Gesetze entkräftet, und die Gewohnheit, die Regenten zu wechseln, war zum Bedürfniß geworden, als Christiern der Zweyte wie Monarch des Nordens gehuldigt wurde.

Christiern war von der Natur mit all den Eigenschaften ausgerüstet, die einen großen Mann bilden. Eine vernachlässigte Erziehung gab ihnen eine falsche Richtung, und statt der Wohlthäter seiner Völker zu werden, ward er ihr Henker. Der Scharfblick, womit er Mißbräuche entdeckte, wurde nicht vom Nachdenken begleitet, um durch langsame und sichere Mittel zu dem Ziele zu gelangen, wo wahrhaft große Regenten nur allein sich ihre Lorberen brechen. — Aufgebracht über jedes Hinderniß, das sich seinen Wünschen entgegenstellte, folgte er ohne eigene Beurtheilung dem Rath, der am mehrsten seiner Ungeduld entsprach. Sein Verstand war schon früh reif geworden, eben so früh waren seine Sitten verdorben. Er war nicht grausam ohne Zweck, aber es giebt keinen Zweck, der die Grausamkeit entschuldigen kann, und die gekünstelten Gründe, wodurch einige neuere Schriftsteller sich bemüht haben, seine

Verbrechen zu beschönigen, werden immer vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit und Menschlichkeit der Verachtung begegnen, die Lobrednern gebührt, die, als Sklaven, ihre Tyrannen verewigt haben.

Bey diesem allen wird man in jenen Zeiten auch nicht immer ein Volk gewahr, das für seine Freyheit kämpfte. Die Annalen der Welt vertauschen nur zu oft das Geschrey der Parteyen mit dem Seufzen der Unterdrückten. Nur zu oft wird man in jenem Zeitalter den Aristokratismus ansichtig, der sich mit dem Namen der Freyheit bläht. Man sieht ihn Schritt vor Schritt vorwärts steigen, und endlich die Höhe erklimmen, von wo aus er der königlichen Würde alles nimmt, bis auf den Namen, und den Vorzug, äußere Ehre, Titel und Auszeichnungen an seine Mitbuhler vertheilen zu können. Während diesem Kampf zwischen dem Despotismus und der Anarchie würde man sich vergeblich nach Helden umhersehen, die, sich selbst vergessend, dahin streben, ein unterdrücktes Volk zu retten. Engelbrecht erhebt sich, aber er fällt durch die Hand eines gedungenen Mörders, und bleibt ohne Nachfolger, bis Sten Sture auftritt, und dem schwedischen Bauer seine Gerechtsamen, die er so lange eingebüßt hat — wieder giebt. Diese Handlung wird als Verbrechen gestempelt, sie empört beyde Parteyen, die Sture mit gleicher Kühnheit zu erzürnen wagt, aber das ganze Vertrauen des Volks vermag ihn nicht zu retten gegen diesen gedoppelten Anfall. Mit einer offenbaren Uebermacht zeigt sich jetzt die Aristokratie in ihrer ganzen Despotie. Sie kann nun nicht mehr vom Könige gezügelt werden, dessen Gewalt sie sich zugeeignet hat. Hunderte von Regenten entstehen. Jede Stadt hatte ihren Despoten, jede Landschaft ihren eigenen König, und der, welcher den Thron besitzt,

wagte es nicht, ohne Erlaubniß in die Schlösser der Magnaten, die ihre Namen führen, einzukehren.

Die Begebenheiten, welche das Glück und das Ansehen der Staaten ändern, sind keine Geburten des Augenblicks. Sie können unerwartet entstehen, wenn gleich die geheimen Wirkungen, die sie zum Daseyn bringen, Jahrhunderte durch gleich den Umwälzungen der Natur, die Städte unter ihren Schutt begräbt, gegährt haben. Um die Geschichte der Kalmar-Union zu entwerfen, wird es nöthig sein, vorher den Zustand der nordischen Reiche, und ihre Verhältnisse gegen einander, zu der Zeit, als dieser bewährte Verein entstand, darzustellen.

Aus der Dunkelheit, womit die ältesten Annalen aller Völker umhüllt sind, steigt Dännemark so wie Schweden mit den Umwälzungen, die Odens Ankunft in Norden bewirkte, hervor. Die Götterlehre, welche diese Länder annahmen, war zusammengesetzt, um Helden und Eroberer zu bilden, und sie paßte sich für einen Himmelsstrich, unter welchem die Mühsale und Abhärtungen des Lebens einheimisch sind. Wenn man einen Blick auf diese Völker wirft, so wird es nicht mehr befremden, ganze Schaaren von Kriegsmännern ausziehen zu sehen, um neue Wohnungen aufzusuchen, zu deren Sitten es gehörte, dasjenige als das ihnen angewiesene zu nehmen, was sie bedurften. Sie hielten jeden Menschen in gleichem Grade berechtigt zu allem, was die Natur hervorbringt. Dännemark erstreckte zuerst seine Waffen jenseits des Meeres, Kanut stürzt die Macht der Angelsachsen, und setzt sich auf Englands Thron. Aber diese Monarchie hatte sich zu schnell ausgebreitet, sie mußte bald wieder fallen. An Siege und Eroberungen gewöhnt, hatte jeder Königs-Sohn Ansprüche an einen Thron; jeder hielt sich für fähig, das Erbtheil, das er von seinen

Vorfahren erhalten, zu vergrößern, und unter mehreren Regenten verkleinerte sich nachgrade eine Macht, deren getrennte Theile sich einander bald selbst zu zerstören suchen. Unter diesen Verwirrungen bricht dennoch ein hellerer Tag hervor, und Waldemar vergrößerte die Ehre, wie die Macht seines Reichs. Eine neue Umwälzung, und alles ist verloren; eine Kette von Mißgeschick oder Verbrechen, und Dännemarks Selbständigkeit ist dahin. Mord und Aufruhr führen zum Throne; der Scepter wird Händen übergeben, die vom Blute der Brüder befleckt waren; Ausländer theilen den Raub mit einheimischen Unterdrückern, und der Staat scheint am Rande seines Unterganges zu seyn. Ein neuer Waldemar sammelt die zerstreuten Kräfte, erwirbt sich eine Gewalt, die ihn verhaßt macht; durch Ueberlistungen, die seinen Namen eben nicht ehren, erhält er verlorne Länder zurück, wodurch er das Reich aus seiner Ohnmacht hebt, es wieder zu seinem einstmaligen Ansehen bringt, und bis zu seinen einst inne gehabten Grenzen ausdehnt. Nach seinem Tode suchte zwar die Aristokratie ihre alte Macht wieder zu erlangen, indem sein Tochter Sohn, Prinz Olof Hakanson, von Norwegen zum Könige erwählt ward, aber dieser junge König bekam seine Mutter zur Vormünderin, und Margaretha verstand es, auch unter einem andern Namen zu regieren. Olof starb, und auch dieser Tod war nicht im Stande, Margarethens Herrschaft zu ändern. Sie bestieg zwar den Thron nicht, aber sie behielt die Regierung, und erklärte, sie nicht ehe nieder legen zu wollen, bis man mit ihr in Gemeinschaft einen König erwählt hätte. So entstand denn die Kalmar-Union, durch Margarethens Staatsklugheit. Dännemark ward der neuen Monarchie einverleibt, die sie stiftete, und nachdem sie selbst ihren Nachfolger ernannt hat, übergiebt sie ihm ein Reich, welches in geschickten Händen,

ein Schrecken Europas, und der Beherrscher seiner Nachbarn hätte werden können.

Norwegens Geschichte wie Dännemarks enthält eine Kette solcher Handlungen, wovon die Annalen jener Zeiten voll sind. Immer neue Zwiste um den Thron, und unaufhörliche Kriege mit den Nachbarn. Gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts finden wir Norwegen und Schweden vereint. Die Krone war auf Magnus Erichson vererbt, und in seiner Familie geblieben. Håkan Magnusen verliert Schweden durch seine Verbindung mit Waldemars Tochter; aber diese Prinzessin erwirkt die dänische Krone für seinen Sohn, und besteigt selbst den norwegischen Thron, da dieser Sohn in seiner zarten Jugend seine Tage beschließt. Während der Zeit war mit dem norwegischen National-Charakter eine Veränderung vorgegangen, über deren Ursachen uns die Geschichte keine Aufklärung giebt. Dieses Volk, das noch kurz vorher so schwer zu regieren, so eifersüchtig auf seine Rechte, so stolz und kühn in seinem Benehmen war, dieses Volk zeigte eine Untergebenheit für Margaretha, die kein Monarch im Norden erwarten konnte. Nicht genug, daß Sie als Königin anerkannt wurde; auf ihren Wink ward auch ihrer Schwester-Tochter-Sohn gehuldigt, und Norwegens Thron erhält ein neues Regenten-Geschlecht. Wenn man auch zugiebt, daß es Margaretha allein verstanden hätte, durch ihre persönlichen Eigenschaften der Normänner ganze Ergebenheit zu gewinnen, so finden wir doch noch unter den nachfolgenden Königen ein heimliches Mißvergnügen, das nie laut wird, in stillem Unwillen fortbrütet, eine Unzuverlässigkeit bey ihren Verbindungen, eine Sucht, ihre Regenten zu wechseln, welches alles von der veränderten Sinnesart einer Nation zeugt, die sonst so leicht zum Aufstand, so schwer zum Gehorsam zu bringen war. Diese Veränderung zeigt sich nicht

ehe, als nach der großen Pest, die in jenem Jahrhunderte Europa heimsuchte, und unter der Benennung der schwarzen Seuche bekannt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß Norwegen hierdurch mehr, als die benachbarten Länder gelitten hat, und daß ein bedeutender Volksmangel lange die Ursache dieser eingetretenen Ohnmacht gewesen sey. Auch mag der Aberglaube von diesem Zufalle Nutzen gezogen haben, um das geistliche Joch noch schwerer aufzulasten, da es zum System der römischen Kirche gehörte, alle natürlichen Wirkungen für unmittelbare Schickungen der Vorsehung zu erklären, und die Priester, des Volks Leichtgläubigkeit als das beste Leitseil, um es zu regieren, gebrauchten. Gewiß ist es, daß Norwegen während der Kalmar-Union weniger unglücklich, als Schweden gewesen ist; wenn indessen Schwedens Unruhen zur Vermehrung seiner Leiden beytrugen, so halfen sie ihm auch seine Selbständigkeit vertheidigen; und, wie groß ist ein Volk, das sich erhebt, mit dem ganzen Gefühl seines Werths, selbst wenn es unterdrückt ist, gegen ein unterjochtes, das nichts dagegen thut, als — seufzen.

Aus allem bisherigen geht hervor, daß der eigentliche Grund zu den Zwisten, die während der Kalmar-Union vorfielen, nicht in Norwegens oder Dännemarks Geschichte aufzufinden ist; wohl aber in Schwedens alleinigen Schicksalen, und in der uralten Staatsverfassung, von der, troß allen Umwälzungen, sich dennoch die Spuren ihres Ursprunges erhalten haben. Um die Entwickelung dieser Kräfte zu verfolgen, sind die Handlungen zu betrachten, die ihnen ihre frühere Richtung gaben, so wie das Entstehen der einzelnen Gewalten, die der königlichen Gewalt Troß boten, nachdem sie vorher im Stande gewesen waren, das Volk zu unterdrücken.

Die Lehre, welche Roms Staatsklugheit unter der Be-

nennung: Christenthum, in Schweden einführte, brachte eine große Veränderung sowohl in den Sitten der Bewohner, als der Regierungsart des Landes hervor. Neue Tugenden entstanden, aber durch den Verlust alter Vorzüge. Man lernte wohlthätig seyn, weil man mit der Armuth bekannt wurde, die bisher diesem Lande fremd gewesen war. Die Normänner verbreiteten über die südlichen Küsten Europas keinen Schrecken mehr, wogegen sie ihre ungetauften Nachbaren mit Mord und Brand heimsuchten, und ein weichliches Klosterleben, Gottesdienst genannt, zu achten anfingen. Es kam dem schwedischen Reichsrath seit den ältesten Zeiten zu, im Namen des Königs Urtheile zu fällen, und ihm seine Rathschläge zu geben, wozu Alter und Erfahrung ihn am besten berechtigte. In diese ehrwürdige Versammlung drängten sich Roms Diener ein, und bildeten nun, nachdem sie sich mit den gesetzkundigen Richtern, (den Lagmännern) die bisher die Sprecher und Vertheidiger des Volks gewesen waren, vereint, einen Reichsstand, der alle Rechte des Volks ausübte. Ehe die Folkungarne *) zum Thron gelangten, war diese höchste Würde bloß das Ziel für den Ehrgeiz der Großen des Landes gewesen. Birger Jarls Kunstgriffe, die Krone an sein Haus zu heften, schloßen alle übrigen Familien von der Mitbuhlerschaft aus, brachten aber unter seinen eigenen Nachkommen dieselben Unfälle wieder hervor, die bereits zwey der mächtigsten Geschlechter ausgerottet hatten. Uneinigkeiten zwischen den Königen und ihren Brüdern führten zu innern Kriegen unter den getheilten

*) Der Stammvater dieses Geschlechts Folke, Filbiters Sohnes Sohn, hatte König Kanut des Heiligen in Dännemark Tochter zur Frau. Das Geschlecht der Folkungarne, (der Folkeschen Kinder) kam gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts zur Regierung.

Gewalten. Die Prälaten, die während diesen, ihre Macht befestigten, zeigten den Hellsehenden unter dem Adel, wie leicht es ward, die Menge nachgerade an Unterjochung zu gewöhnen; und auf die nehmliche Grundlage, auf welche der geistliche Stand seine Gewalt bauete, errichtete auch der weltliche Adel die Gerechtsame, die er an sich zu reißen gewußt hatte. Das Band zwischen dem Volke und dem Regenten wurde durch eine Religion erschlafft, die für Geld Gelübde lösen und die heiligsten Verbindungen aufheben konnte; von noch gefährlicheren Folgen ward diese geistliche Gewalt für die Staaten-Bündnisse. Eine listvolle Aefferey mit den eingegangenen Verpflichtungen getrieben, hatte die Regenten dahin gebracht, daß sie unter ihren eigenen Unterthanen Geisseln und Gelübde-Bürgen wählen mußten, von welchen sie zur Worthaltung angemahnt, und die auch dafür verantwortlich gemacht wurden. Dadurch entstand eine Vermischung unter den Gehorchenden und Befehlenden, und so mußte die Gränzlinie verschwinden, die den Thron umgab.

Vielleicht hat nie eine Familie im Privatleben mehr Achtung genossen und auf dem Throne mehr Unglück gehabt, als die Folkische (Folkungarne). Je größer Recht einer von ihnen an die Krone durch seine Geburt hatte, um so weniger wurde er von den Umständen begünstigt, um so mehr fehlte es ihm an Kraft und Entschlossenheit, seine Macht zu vertheidigen. Magnus Ladulår schien der einzige zu seyn, der Birjer Jarls Geist geerbt hatte; er erhielt sich auf dem Throne, von dem er seinen Bruder herabgestürzt hatte. Nicht lange nach seinem Regierungsantritt wagte die Aristokratie einen Versuch, der den Zweck nicht verkennen ließ, wohin er zielte. Ein Ausländer, am Hofe des Königs angestellt, hatte sich seine Zuneigung erworben. Einigen von Adel verdroß dieses, sie brachten den

Fremdling um. Aber Magnus Birgersohn wußte sich bey seiner Gewalt zu erhalten, selbst indem er sich stellte, als ob er so etwas leiden müßte. Die Umstände nöthigten ihn, für eine Zeit seinen Verdruß zu verbergen, und sich zu stellen, als ob er das Vorgefallene billigte. Aber bald zeigte es sich, daß seine Nachsicht Verstellung gewesen war, und eine schwere Strafe ward den Verbrechern. *) Dieser Vorfall diente dazu, die

*) Dieser Günstling, ein Däne von Geburt, hieß Ingemar. Daß er sich aufgeblasen und ungezogen, wie Günstlinge es mitunter zu thun pflegen, gegen die nahm, die ihm keine besondere Achtung bezeigten, das geht aus den schwedischen Annalen zur Genüge hervor. Die mit dem Könige nahe verwandten Folkungarne beschwerten sich dieserhalb bey ihm, und da dieses nichts fruchtete, wandten sie sich an Ingemar selbst, und gaben ihm den wohlgemeynten Rath, seine Unarten abzulegen. Seine Antwort ging dahin: „daß, da er ihnen nichts schuldig wäre, er ihnen auch keine Rechenschaft über sein Benehmen zu geben hätte". Nun erst ward seine Züchtigung beschlossen. Ingemar hatte die Königin nach dem Schlosse Gallaqwist begleitet. Dort fanden sich auch die Aeltesten der Familie Folke mit ihrem Gefolge ein, ließen den Favoriten greifen, und auf der Stelle tödten. Der König, weit entfernt, diese gesetzlose Gewaltthat zu mißbilligen, lobte im Gegentheil den Patriotismus, der keinen ausländischen Uebermuth dulden wollte, und ging nach diesem Vorfall, der sich im Jahre 1279 zutrug, mit diesen Edelleuten auf die nemliche Weise um, als zuvor. Während des Sommers 1280, ein volles Jahr nachher, ließ der König sich durch den Haupturheber dieser harten Rache, Birger Philipson, auf dessen Schlosse Ibo bewirthen. Die übrigen Theilhaber wohnten dem Gastgebote mit bey. Der König lud die Gesellschaft zu einem ähnlichen frohen Mahle nach Gallaqwist ein, wo er sich den Sommer über aufhielt. Alle fanden sich ohne allen Argwohn ein. Aber der Wirth von Gallaqwist bewirthete seine Gäste auf eine andere Weise, als der von

Kühnheit der Großen des Landes zu beugen, und die schlauen Verordnungen, die Magnus ergehen ließ, gewannen ihm die Liebe des Volks, welches sein Andenken mit einem Beynamen ehrte, (der Heilige) der einfach und ausdrucksvoll, wie die Einfalt der damaligen Zeit, aber ehrenvoller als unsere marmornen Monumente ist. Magnus regierte glücklich und gut, aber er hinterließ seinen Söhnen seine Ehrsucht zum Erbtheil, und setzte sie in den Stand, seinem Beyspiel zu folgen, da er sie zu Herzögen über besondere Provinzen gemacht hatte. Die schrecklichsten Umwälzungen waren die Folgen dieser unglücklichen Staatseinrichtung. Birgern, zu regieren geboren, fehlten die Eigenschaften, die ein König bedarf, und seine Brüder versäumten nicht, in ihren Herzogthümern seine schwachen Kräfte, als Führer des Staatsruders, auf die Probe zu stellen. Ein Zwist, der ausbrach, wurde zwar durch Torkel Knutson bald gedämpft, aber sein Tod gab einen neuen Vorwand, ihn zu rächen, und nun brachten die vielen Unbilden von allen Seiten einen unversöhnlichen Haß in der königlichen Familie hervor.

Ido. Sie wurden gefangen genommen und nach Stockholm gebracht, wo die drey angesehnsten, Johann und Birger Philipson, Johann Carlson nebst mehrern Edelleuten hingerichtet wurden. Keiner von ihnen war unter 80, einige 90 Jahre alt. Ihre, so wie der übrigen Theilhaber, selbst ihrer Frauen Güter fielen dem Könige zu, und das besage des Urtheils: nach der lex Julia Majestatis. Ein römisches Recht, das weder derzeit, noch je nachher in Schweden eingeführt ist. Die Geistlichkeit erhielt ihren guten Antheil an dieser reichen Erbschaft: Ursache genug, nun dieß Unrecht recht zu finden. Das Volk dachte anders, und meynte, daß ein König sich keiner rabulistischen Ränke bedienen, und nicht durch das, was im Auslande Rechtens seyn mag, sich das Eigenthum seiner Unterthanen zutheilen lassen müßte.

Birgers Feigheit glaubte diese Uneinigkeiten nicht besser enden zu können, als durch die Ermordung zweyer seiner Brüder, die er durch eine vorgeheuchelte Freundschaft ins Garn lockte. Es ist Trost für die Menschheit, daß dem Verbrechen nicht immer das Gelingen folgt, welches die Gewalt zu versprechen scheint, daß selbst den gekrönten Verräther oft grade dort die Strafe trifft, wo er Belohnung für seine Tyranney erwartete. Solch eine Gerechtigkeit übte auch hier das Schicksal, das Birger um die Früchte seiner Wünsche brachte; nur zu bedauern ist es, daß sich die Rache dabey bis über seine Kinder erstreckte, und ein junger, unschuldiger Prinz sein Haupt dem Schwerte darreichen und mit seinem Blute das Unrecht versöhnen mußte, das seinen Vater aus dem Reiche verbannte. Auf Birgers blutigen Thron wird sein Bruder-Sohn erhoben, und Norwegens Krone fällt diesem jungen Prinzen, wie Erbe seines Großvaters zu. Schonen, Halland und Blekinge werden Schweden einverleibt, aber die königliche Macht war untergraben, und Magnus findet beym Antritte seiner Regierung leere Schatzkammern und eine eingeschränkte Gewalt. Leichtgläubig und unzuverlässig, nachlässig und sorglos, fehlte es Magnus weniger an Verstand, als an Ueberlegung. Er besaß mehr Fähigkeit, ein friedliches Reich zu regieren, als Festigkeit, die Unbilden auszurotten, die bereits eingewurzelt waren. Der Wachsthum der Privat-Despotie und der erstickende Aberglaube erforderten eine Vorsicht, die sein Leichtsinn vergaß. Zu stolz, um sich nicht der Magnaten Mißvergnügen zuzuziehen, erwarb er sich den Abscheu des Volks durch die Aeffereyen, die er mit dem Cultus der Kirche trieb, und der Haufe, der immer die Religion mit den äußern Formen und einzelnen Satzungen, welche Schwärmerey hinzufügt, vermischt, dieser Haufe sah mit Entsetzen seinen König eine Macht verachten, die er an-

betete, besonders da ihm sein Gottesdienst gestört wurde, dem der König durchaus beywohnen wollte, obgleich er in Bann gethan war. *Uneins* mit seinen Söhnen, mußte er die Regierung *mit ihnen* theilen. Es schien zwar, als ob durch des *ältesten* Tod seine Macht einen Zuwachs erhalten würde; aber der jüngste beerbte seinen Bruder, und da auch der — unvorsichtig genug seines Vaters Verbindungen *mit* Waldemar fortsetzte, zog er sich den *nehmlichen Unwillen zu.*

Magnus verstand es nicht, *von seiner eigenen* Macht *Vortheil zu ziehen,* auch dann nicht, wenn er es versuchen wollte. Mit der allgemeinen Ergebenheit der Norweger, mit einem guten Theile Schwedens auf seiner Seite, unterstützt von Dännemark, welches gute Gründe hatte, einem so leichtdenkenden Könige *anzuhängen,* hätte er im Stande seyn *müssen,* die kleine Anzahl Mißvergnügter im Zaume zu halten, die *er* unvorsichtiger Weise aus dem Lande drängte. Wahrscheinlich würde Albrecht ohne die Huldigung dieser Flüchtlinge es nie gewagt haben, die schwedische Krone anzunehmen, es wäre denn, daß der größte Theil der Bewohner seiner Wahl beygepflichtet hätte. Die Armee, durch welche der Herzog von Mecklenburg seinen Sohn Albrecht zum Könige von Schweden machen wollte, wäre nie siegend heimgekehrt, wenn die Regenten, die sie bekriegen sollte, nur einigermaßen Feldherren gewesen wären. Ein einziges Treffen endete die Sache. Hakan fliehend, und Magnus gefangen, verloren beyde mit einemmale die Hofnung, den schwedischen Thron zu besteigen, und der König von Norwegen entsagte ebenfalls seinen leeren Ansprüchen daran, um seinen Vater wieder in Freyheit zu setzen.

So bahnte ein eingebohrner König Albrechten den Weg zum Throne; innere Unruhen allein bezeichneten seine Regierung. Berufen zu einem Lande, dessen Gesetze, Sitten und Gewohn-

heiten er nicht kannte, erhoben zu einer Würde, zu der die Geburt ihm kein Recht gab, konnte er sich nicht lange auf einem Throne erhalten, der während mehr, denn zwey Jahrhunderten ein sicheres Verderben für die mehrsten, die ihn zu besteigen gewagt hatten, geworden war. Man muß gestehen, daß die Lage, worin sich die Regierung befand, als er sie antrat, eine der schwierigsten war. Durch eine Reihe schwacher Regenten und lange Vormundschaften hatte der Reichs-Rath bereits den Grund zu der Aristokratie gelegt, die während der Union sich erst recht entwickelte. Die Einkünfte der Krone waren zum größten Theil versetzt, an Kirchen und Klöster verschenkt, oder wie Lehne weggegeben. Es war demnach nicht möglich, daß Albrecht die Pracht, die er so sehr liebte, unterhalten konnte, ohne sich immer mehr und mehr in Schulden zu vertiefen. Seine weitgreifenden Absichten verleiteten ihn zu immer neuen Staatsfehlern, wodurch das schwedische Volk nur noch aufgebrachter wurde. Um die Krone in seiner Familie erblich zu machen, mußte er im Lande selbst eine Partey zur Unterstützung haben. Dieserhalb rief er Ausländer herein, die er im Reiche vertheilte, und die ihm allein ihr Glück zu verdanken hatten. Diese, größtentheils Abenteurer ohne Grundsätze und ohne Sitten, sahen in den ihnen Untergebenen nur Sklaven. Ihr Benehmen gegen das Volk war trotzend, und schon daß sie Ausländer waren, hätte das Mißvergnügen erzeugen müssen, und wären auch sonst keine gültige Ursachen dafür vorhanden gewesen. Der König, der diesen Fremdlingen aus eigener Gewalt Frauen aus den vornehmsten und reichsten Familien verschaffte, glaubte sie dadurch zu naturalisiren. Aber — so leicht ward es nicht in Schweden, das Indigenats-Recht zu erhalten, und der König vermehrte dadurch bloß auf der einen Seite den Neid, während er auf der andern, die

natürlichen Rechte der Eltern, wie die eingebildeten der Verwandten kränkte. Auf diese Weise verschleuderte Albrecht seine Zeit, bis die Noth ihn zwang, sein Betragen zu ändern. Als unvorsichtiger Jüngling hatte er das verbracht, was er gehabt, und um die Räthe und Prälaten zu gewinnen, heuchelte er eine Reue, eben so niedrig, als unwahr. Er versprach, daß er nie wieder die Stellen des Landes mit Ausländern besetzen wollte, er zeigte eine Unterwürfigkeit für den Reichs-Rath und die Kirche, die deutlich genug eine bloße Verstellung verrieth. Wenn Albrecht hiedurch die Unterstützung zu erhalten hoffte, die er nöthig hatte, so fand er sich sehr betrogen. Je mehr es der Aristokratie schmeichelte, den König gedemüthigt zu haben, je weniger wollte sie das gewonnene Uebergewicht wieder verlieren. Albrecht merkte, daß ihm nicht getraut wurde, er wagte es jetzt, seine Verstellung von sich zu legen, und einen Schritt zu thun, der nothwendig seinen Untergang nach sich ziehen mußte. Indem er erklärte, daß der größte Theil der Domänen, welche der Krone ihre Einkünfte gebracht hatten, auf eine unrechtmäßige Weise in andere Hände gekommen wären, foderte er nicht weniger, als daß jeder dritte Morgen Landes im ganzen Reiche, geistlichen wie weltlichen Besitzern gehörig, dem Könige, als Ersatz für das, was er verloren, zufallen sollte.

Ein so unverschämtes Begehren mußte ihn stürzen, ein solcher Eingriff in die Gewaltsame der Geistlichkeit diesen vielvermögenden Stand aufbringen, und Albrecht mit Bannstrahlen umgeben. Aber daran war dieser Monarch gewohnt, er fürchtete geistliche Waffen nicht mehr. Er verachtete den Bann, und fing an, seine Beschlüsse auszuführen. Alsobald brach ein bürgerlicher Krieg mit all den Greueln, die ein solcher mit sich führt, aus. Die Anhänger des Königs, gehaßt und verfolgt,

glaubten sich an den Schwächern wegen der Gegenwehr rächen zu müssen, die ihren Gewaltthaten bey den Großen des Landes begegnete. Mord und Plünderung ging vor ihnen her, und nur der Gewafnete konnte seine befestigte Wohnung gegen sie schützen, für den harmlosen Bewohner der Hütte, wie den einsamen Wanderer, gab es keine Hoffnung, keine Möglichkeit, den umherstreifenden Räubern zu entgehen.

Ohne Zweifel hatten Albrechts Rathgeber das Mißvergnügen geahndet, und den Aufstand vorhergesehen, der durch sein unverschämtes Begehren entstehen mußte. Es gehörte zur Staatskunst der Regenten, ihre Unterthanen durch Eingriffe in ihre Rechte zum Aufstand zu zwingen, damit sie dann die sich so Vergessenden auf eine recht tyrannische Weise strafen konnten. Schweden schien in dem Zustande zu seyn, um dort mit Erfolg solch einen Plan ausführen zu können. Der Reichsdrost Bo Johnson, der Mächtigste im Lande, war gestorben, und hatte die Vollstreckung seines Testaments mehreren anvertraut, die von seinen Lehngütern inne hatten, von welchen demnach nicht die Einigkeit zu erwarten stand, die zu einer kraftvollen Gegenwehr erfordert wird. Von den Magnaten wagte keiner in seinem Namen dem Machtbefehl zu widersprechen, der vom Throne herab gegeben war, und die Einwohner, im Allgemeinen an Druck gewohnt, wußten schon, daß sie nichts, als ihre Herren zu vertauschen hatten. Dännemark und Norwegen waren erst neulich ihrer Regenten beraubt, und die Regierung einer Frau anvertraut, die nur den einen Thron bestiegen, und noch keine Beweise von dem Verstande gegeben, wodurch späterhin alle ihre Handlungen bezeichnet wurden. Von holsteinischen und deutschen Fürsten unterstützt, schien es für Albrecht nicht schwer, die kleine Anzahl der Unterthanen, die ihm zu widerstreben wagten, zu unterdrücken, und selbst nachdem sie eine fremde

Hülfe ins Land gerufen hatten, der Name Margaretha ihren Aufstand schützte, und sie sich selbst bewafnete, gegen ihn zu kämpfen, sahe er diese Macht noch als sehr geringe gegen die seinige an, und verließ sich auf seine wohlgeübten Truppen, denen auch vielleicht nichts, als ein geschickter Anführer fehlte, um zu siegen.

Der Norden hat sich keiner Königin mit so ungewöhnlichen Eigenschaften, als Margaretha zu rühmen gehabt. Mit einer männlichen Seelenstärke und einem fast männlichen Ansehen verband sie die Herrschlust ihres Geschlechts, und die Kunst, durch eine scheinbare Herablassung alles, was ihr entgegen trat, zu besiegen. Waldemars Klugheit schien auf seine Tochter vererbt, und durch diesen Uebergang verfeinert zu seyn. Frühe verheirathet mit dem schwedischen Erbprinzen Håkan Magnuson, ward sie doch nur allein Königin von Norwegen, da grade diese Vermählung dazu beytrug, ihren Gemahl um die schwedische Krone zu bringen. Håkans Tod gab ihr Gelegenheit, in ihres Sohnes Namen die Regierung anzutreten. Es ist bereits erwähnt worden, daß ihr die Regentschaft unbestritten verblieb, selbst in Dännemark, da dieser Sohn nicht mehr war; und vielleicht sahe sie in ihrem hellen Geiste bereits damalen voraus, daß Schweden einst diesem Beyspiele folgen würde. Margaretha verstand es, von den günstigen Augenblicken Vortheil zu ziehen, ohne ihren glücklichen Wirkungen durch eine vorschnelle Eile zu schaden. Mit klaren Blicken übersah sie den Weg, der zu dem Ziele ihrer Beabsichtigungen führte, und ließ sich weder durch Schwierigkeiten abschrecken, noch durch kleine momentane Vortheile davon ablenken. Sie besaß die Fehler, die man oft den Helden beymißt, Liebe und Ehrsucht; aber sie besaß dabey eine Weisheit, die man nicht selten bey den Helden vermißt, eine Standhaftigkeit, die man nur bey ihnen

antrift. Sie lebte in einem Zeitalter, dessen Ueberzeugung eine bis zum höchsten Grade getriebene Andacht foderte; dieserhalb zeigte sie nie Geringschätzung selbst gegen die Alfanzereyen, die ihr aufgeklärter Verstand nicht billigen konnte. Sie sah, mit welcher Gewalt Rom die Gewissen beherrschte; daher fesselte sie die Geistlichen durch Wohlthaten, überzeugt, daß dieser Stand ihre Gewalt, in der Hofnung, mit Theil daran zu nehmen, gerne vermehren würde.

Hatte Margaretha gleich mit Wohlbehagen Albrechts widersinnige Vornehmungen angesehen, und mit Ungeduld den Augenblick abgewartet, wo er entthront würde; so stellte sie sich doch, als ob sie bloß aus Mitleid die Krone annähme, die ihr von den mißvergnügten Schweden angeboten wurde. So bereit sie auch war, ihre Absichten zu unterstützen, so viele Schwierigkeiten schien sie dagegen zu haben, und nicht ehe, als bis die von ihr selbst vorgeschriebenen Bedingungen eingegangen waren, verstand sie sich dazu, ihren Namen einer Empörung zu leihen, die ihr ein neues Reich erwerben sollte. Diese Bedingungen verschafften ihr eine uneingeschränktere Gewalt, als Albrecht und alle seine Vorgänger gehabt hatten. Aus Erkenntlichkeit dagegen vermehrte sie mit einer kleinen Anzahl Truppen das Heer, das ihre neuen Unterthanen gegen ihren gewesenen König aufgestellt hatten, sie selbst blieb in Warberg, um den Ausgang des Kampfes abzuwarten.

Albrecht, in einer weit gefährlicheren Lage, benahm sich mit ungleich weniger Vorsicht. Auf seine Macht trotzend, verachtete er seine Gegner, und verhöhnte die Königin, die sie sich gewählt hatten. Er war seiner Sache so gewiß, daß er darauf schwor, die Mütze, die er gewöhnlich zu tragen pflegte, nicht ehe aufzusetzen, bis er Margaretha überwunden hätte. Er gab ihr die niedrigsten Schimpfnamen, und sandte ihr, um

sie zu erinnern, daß die Nähnadel die einzige Waffe sey, die ihr Geschlecht brauchen müsse, einen kleinen Wetzstein zu *). Mit einem zahlreichen Heere, das er in Deutschland zusammengebracht, eilte er, die Mißvergnügten zu bezwingen. Verschiedene deutsche Fürsten nahmen an seinem Zuge Theil. Eine glänzend geharnischte Reuterey machte die Stärke aus, worauf er sich besonders verließ. So ausgerüstet zog er nach Westgothland, wo seine Gegner ihn bey Falköpinge erwarteten.

Ein tiefer Morast trennte beyde Heere. Der Mösseberg deckte den rechten Flügel der Mißvergnügten. Albrecht vernahm den Rath seiner Hauptleute, aber nicht in der Absicht, ihn zu befolgen. Hingerissen von seiner Tollkühnheit, angespornt von den jungen Streitern, die seinen Fahnen folgten, wagte er es, mit seiner ganzen Reuterey durch den Morast zu setzen. Der Ausgang bewieß die Unvernunft dieses Wagestücks. Da seine Reuter nicht im Stande waren, durchzukommen, war es ihnen auch unmöglich, das Fußvolk zu unterstützen, das angegriffen und geschlagen wurde. Albrecht ward mit seinem Sohne und mehreren seiner Freunde zu Gefangenen gemacht, da ihre im Sumpf stecken gebliebene Pferde sie nicht mehr retten konnten. Auf diese Weise machte der Deutschen Niederlage Margaretha siegen.

Margaretha, die Verstand genug gezeigt, ihren Aerger über Albrechts Begegnung zu verbergen, besaß nicht den Edelmuth, Beleidigungen zu vergeben. Sie war zu klug, ihre Empfindlichkeit zu zeigen, so lange Albrecht ihre Absichten auf den schwedischen Thron noch streitig machen konnte; aber die belei-

*) Solche Wetzsteine (Schwed. Brynsten) wurden derzeit zur Schärfung der Nähnadeln, die damals in Schweden wenigstens noch kostbar waren, gebraucht.

digte Eitelkeit brach hervor, als sie ihren Feind gefangen sah, und sie vergaß nicht, sich zu rächen. Um Albrecht an sein vorhin erwähntes Gelübde zu erinnern, zwang sie ihn, eine große Mütze von Walmar *) zu tragen, und neckte ihn sonst auf mancherley Weise, wobey die Unarten, die er sich gegen sie erlaubt hatte, das Stichblatt machten. Diese Art Rache war sowohl dem Geschmack der damaligen Zeit, als Margarethens Gemüthsart angemessen. Die überspannten Begriffe von Ehre, durch den Geist der Chevalerie im Süden eingeführt, hatten seit den ältesten Zeiten nie aufgehört, im Norden zu herrschen, und machten dieses zu einer der schwersten Strafen, welche die verfeinerte Grausamkeit erdenken konnte; auch fand Albrecht sich tiefer herabgewürdigt durch Margarethens Verhöhnungen, als durch die Fesseln, womit sie ihn wirklich belegen ließ.

Noch war Margarethens Sieg nicht so vollständig, als ihre Privat-Rache. In einigen Provinzen Schwedens ward Albrecht noch als gesetzlicher König anerkannt, und unter diesem Vorwande wurden die grausamsten Verfolgungen gegen alles, was zu seinen Widersachern gehörte, verübt. Ein Rudel Deutscher, bekannt unter dem Namen: Hutbrüder, (Schwed. Hattebröder) **) vertheidigte Stockholm. Das Mißtrauen zwischen ihnen und der Bürgerschaft hatte schon lange in Geheim gebrütet, nur auf Gelegenheit gelauscht, auszubrechen. Die Anar-

*) Ein grobes, graues Halbtuch, worein jetzt in Schweden die Festungs-Gefangenen gekleidet werden.

**) Hut war derzeit der allgemeine Name für Mütze, und noch jetzt wird dieses Wort in der nehmlichen Bedeutung in mehreren Gegenden Schwedens gebraucht. Man hält dafür, daß den Hut- (Hatte) Brüdern diese ihre Benennung von einer Art zugespitzten Mützen geworden, die sie zum Andenken an Albrechts Gelübde, da er gegen Margaretha zu Felde zog — aufsetzten.

chie, die das Land beherrschte, ward diese Gelegenheit. Vergeblich hatten die Bürger der Stadt gesucht, durch Eyde und Betheurungen sich die Sicherheit zu vergewissern, zu der sie in ihren eigenen Mauern berechtigt waren. Diese falschen Zusicherungen begünstigten bloß die Ausführung der tückischen Vorsätze, worüber diese Ausländer brüteten. Zu feige, diejenigen offenbar anzugreifen, die sie fürchteten und haßten, verschworen sie sich zu einem heimlichen Ueberfalle, und führten ihren hinterlistigen Plan während einer langen nordischen Nacht aus. Die angesehensten Bürger Stockholms wurden ergriffen, Mord und Plünderung endeten den Auftritt, bey dem über 200 Bürger geopfert wurden. Jetzt herrschte die Gewalt dieser Hutbrüder uneingeschränkt über Stockholm; eine Anzahl Bauern, die sich vereinigt hatten, um den Streifereyen dieser Räuber Einhalt zu thun, wurden von ihnen in Upland zusammengehauen.

Auf diese Weise bildete sich eine neue Partey. Die Hauptstadt, die von der Landseite belagert wurde, konnte nur von der See her mit Lebensmitteln versorgt werden. Ein Haufen Abenteurer übernahm diese Verproviantirung, und erhielt dieserhalb den Namen der Vetaliner oder Vitallien-Brüder. *) Sie, die sich als Anhänger Albrechts ansahen, betrachteten Schweden, Dänen nnd Normänner wie ihre Feinde, und ihre Seezüge bestanden in Plünderungen an den Küsten dieser Länder. Die Raublust vergrößerte ihre Anzahl, so wie ihre Kühnheit. Bald war Stockholm in eine Diebeshöhle verwandelt, und keine Flagge vor ihren Angriffen sicher. Der Strand zwischen der Mälar- und der Ost-See ward zum

*) Victualien werden in den alten schwedischen Schriften Fitalie-Waaren genannt, und es scheint, als wenn diese Wortverdrehung von den in Schweden derzeit lebenden vielen Deutschen herrührt.

schrecklichen Zeugnisse ihrer Verheerungen, und eine allgemeine Unsicherheit vertrieb allen Handel aus dem Norden.

Dieser letzte Umstand vermogte die Hansestädte, einen Waffenstillstand zu bewirken, durch welchen Albrechts und seines Sohnes Losgebung erfolgte. Nach sieben Jahren ward das Gefängniß dieser Fürsten geöffnet, nachdem sie Bedingungen unterschrieben hatten, die sie außer Stand setzten, je wieder den schwedischen Thron zu besteigen, ohne in ihnen die Hoffnung darauf zu tilgen. Stockholm, das während drey Jahren den Hansestädten anvertrauet ward, sollte für Albrechts Lösegeld haften, im Fall er es auf keine andere Weise würde aufbringen können, und Margaretha sah sich endlich im friedlichen Besitze von ganz Schweden. Bey dieser Sicherheit konnte sie die ohnmächtigen Einbildungen verachten, durch welche Albrecht sich noch schmeichelte, den Scepter wieder zu erlangen, der seinen Händen entrissen war. Eine Königin, welcher der ganze Norden gehorchte, hatte von eines vertriebenen Königs eiteln Planen nichts zu fürchten, und es war überflüssig, daß er den Ansprüchen auf ein Reich entsagte, das er nicht erobern konnte, und das ihn nicht anerkennen wollte.

Ward Margaretha von der Ehrbegierde beherrscht, über weite Länder zu regieren, so hatte sie nun ihren Zweck erreicht. Die erste ihres Geschlechts, die den Norden beherrschte, war sie durch das, was sie bereits gethan, des Ruhms würdig, den ungewöhnliche Menschen verdienen, aber — ihr Geist strebte nach einer noch seltenern Ehre. Um für immer diese Staaten unter einen Regenten zu vereinigen, die geschiedenen Völker, die unaufhörlich ihre Kräfte zu ihrem gegenseitigen Verderben verwandt hatten, in einander zu verschmelzen, eine eingewurzelte Eifersucht, die fast immer zwischen aneinander grenzenden Reichen statt hat, auszurotten, mit einem Worte,

eine Monarchie zu erschaffen, mächtiger als die mehrsten jener Zeit, war der Endzweck der Wünsche und Pläne Margarethens. Mit einer sicher gehenden Vorsicht hatte sie sich diesem Ziele genähert. In den Reichen, die sie beherrschte, fand sie die Gewalt der Regenten eingeschränkt durch die Geistlichkeit und den höhern Adel. Norwegen erwies ihr mehr Untergebenheit, und Waldemars Schlauheit hatte in Dännemark alles, was er beabsichtigte, durchgesetzt. Dagegen war in Schweden durch Uneinigkeit in der königlichen Familie die Gewalt der Geistlichkeit und des Adels vergrößert worden, und von dem Glanze der Krone nichts als ein leerer Name geblieben. Es wäre vergeblich gewesen, gegen beyde diese Stände ihre Macht zu versuchen, mit einem derselben mußte sie ihre Gewalt theilen. Margaretha fand, daß sie für den Augenblick am wenigsten aufopferte, wenn sie ihr Vertrauen der Geistlichkeit gab, und daß sie durch ihre Vermittelung alles würde gewinnen können. Die Finsterniß des Zeitalters legte den von Rom kommenden Befehlen einen göttlichen Werth bey, und die, welche sie verkündeten, theilten diese Heiligkeit. Die Prälaten fanden sich durch dieses Vertrauen geschmeichelt, und frey von den Lasten, die den Bürger drückten, sammleten sie nur für sich. Ihr Ansehen war nicht erblich, und ihre Nachfolger konnten nur durch ihre Anhänglichkeit an die Regierung sich die Vortheile sichern, die mit ihren Aemtern nicht verbunden waren. Unbegrenzt war ihr Einfluß über die andere Geistlichkeit, so wie ihre Gegensprechung das gewisseste Mittel war, um die Bewunderung des Volks zu gewinnen. *)

*) Im Vorbeygehen mag hier die Bemerkung stehen, daß dieses, wie alles diesem ähnliche, was weiterhin über die Geistlichkeit gesagt wird, bloß und allein Bezug auf die usurpirende Gewalt der Kirche im 14ten Jahrhun-

Eine falsche Regierungskunst glaubt, daß die Verstellung der Staatsklugheit unentbehrlich sey. Diese hatte Margaretha inne. Ihr großer Zweck: ihre Gewalt so uneingeschränkt als möglich zu machen, konnte ohne Unterdrückung des mächtigern Adels nicht erreicht werden. Während sie an die Geistlichkeit ihre Gunstbezeugungen verschwendete, verstand sie es, sich nachgrade die Güter zuzueignen, die den reichen Familien angehörten, und die adelichen Ländereyen mit Abgaben zu belegen, die bisher die allgemeinen Lasten gar wenig hatten mit tragen helfen. Sie kam dem Mißvergnügen des Volks durch die große Herablassung, womit sie dessen Klagen anhörte, zuvor. Die Bauern konnten ihrer Königin nicht böse werden, die so viele Theilnahme für ihren gedrückten Stand zeigte, die da erklärte, daß der gemeine Mann durch Mißbräuche von ihren Beamten gedrückt würde, denen sie nicht hätte zuvorkommen können. Eine geheuchelte Andacht trug mit bey, sie beliebt zu machen, und die Ergebenheit, die sie für den Brigitten-Orden zeigte, beweißt, wie weit sie es in der Verstellung gebracht

---

dert hat. Von der religionswidrigen Einmischung der Päbste in Sachen des Staats, der Politik und des bürgerlichen Vereins überhaupt ist hier die Rede, nicht von der christlichen Religion selbst, die über alle weltliche Händel weit erhaben ist. Der Geist des wahren Christenthums bleibt in allen, bloß dem Namen und dem äußern Cultus nach geschiedenen Religionsparteyen derselbe. Der Kern kann durch die Schaale nicht verwandelt werden. Das Sittengebot, vom Christenthume gefodert, macht in seiner Erfüllung den Katholiken wie den Protestanten zu gleich ehrwürdigen Bürgern der moralischen Welt, und nur der, mit dem Geiste der Religion Unbekannte, kann derselben seine Ehrfurcht versagen, so wie der, dem sein Bewußtseyn die Achtung für sich selbst verbietet, auch keine für das äußerst reine Sittengesetz der christlichen Religion aufzubringen im Stande ist.

hatte. Es gehörte zu den allgemeinen Vorurtheilen der damaligen Zeit, daß die Klöster einen hohen Grad von Heiligkeit gewährten, nicht allein denen, die in ihren Mauern nach ihren Vorschriften lebten; auch über die, welche sich in ihren Verein einzeichnen ließen, erstreckten sich die heilbringenden Verdienste der Mönche und Nonnen. Auch diesen Kunstgriff vernachlässigte Margaretha nicht. Sie ließ sich nicht nur als Kloster-Schwester in *Wadstena einschreiben*, sondern sie *ließ auch* Nonnen und Mönche *zusammenrufen*, um allen die Hände mit vieler Demuth zu küssen. Es heißt, daß bey dieser Gelegenheit ein uneingeweihter Bruder seine Hand mit der Kutte bedeckt hingereicht habe, Margaretha aber hätte diese Bescheidenheit nicht gebilligt, sondern in der Eigenschaft einer Kloster-Schwester die bloße Hand küssen wollen.

Mit dieser Gabe, sich die Zuneigung Aller *eigen* zu *machen*, war es nicht anders möglich, als daß es Margarethen mit den mehrsten ihrer Vorsätze gelingen mußte. Um ihren großen Plan, die Vereinigung des Nordens, zu bewerkstelligen, mußte sie ihren neuen Thron mit einem Regenten versehen. Margaretha, zu befehlen gewohnt, wollte sich nicht *aufs neue* den Banden der Ehe unterwerfen, und, so viele Gewalt die Liebe auch in ihrem Herzen besaß, so war der Ehrstolz darin doch herrschend. Wenn sie indeß ihre Macht mit keinem Eheherrn theilen wollte, so wünschte sie doch, die Krone in ihrer Familie zu erhalten, und wählte deßhalb zu ihrem Nachfolger ihrer Schwester-Tochter Sohn, Heinrich von Pommern, Sohn Herzogs Wratislaw VII. Um diesen Thronfolger *willkommner* zu machen, nannte sie ihn Erich, ein Name, der *lange* im Norden beliebt war, und bey welchem die Schweden sich an mehrere ungern verlorne Könige erinnern konnten. Früh nahm sie den jungen Prinzen an ihren Hof, um ihm die Regierungs-

kunst zu lehren, die sie selbst ausgeübt, und um dieser Wahl mehr Glanz zu geben, nahm sie ihn zu ihrem Sohn an. Hatte gleich Margaretha auf diese Weise verfügt, wer ihr Nachfolger seyn sollte, so wollte sie dem schwedischen Volke doch den Schatten seiner alten Freyheit gönnen, und es seinen König selbst ernennen lassen. Norwegens Reichs-Rath hatte bereits Erichs Erbrecht bey Margarethens Huldigung beygepflichtet, und der schwedische, obwohl ungern, ihn als Regent anerkannt. Aber die Königin wollte dem Volke glauben machen, daß es noch sein altes Wahlrecht besäße. Sie ließ es dieserhalb bey den Mora-Steinen zusammenrufen; der Altar, an welchem seit undenklichen Zeiten die Schweden ihren Königen gehuldigt hatten. Hier wurde Margarethens Pflegesohn ausgerufen, und, daß er dort zum Könige erwählt war, einem Steine eingehauen, um es der Nachwelt zu verkünden. Dieser Vorgang ward von einem andern begleitet, der ihre Macht wie ihre Anhänger noch mehr vermehren mußte. Durch einen in Nyköpinge genommenen Beschluß wurde fast alles, was unter Albrechts Regierung angeordnet war, für gesetzwidrig erklärt. Die von ihm ertheilten Lehne sollten eingezogen, so wie die von ihm verpfändeten Güter ohne Lösegeld zurückgegeben werden; die adelichen Rechte, von ihm vergeben, wurden für ungültig erklärt, wenn sie nicht aus besonderer Gnade durch die nachfolgende Regierung erneuert waren. Ohne Zweifel ging Margarethens Absicht nicht so weit, daß diese Verordnung in ihrem ganzen Umfange ausgeführt werden sollte, auch wäre dieses vielleicht nicht einmal möglich gewesen. Aber jede Erlassung, die sie dieserhalb ergehen ließ, wurde wie ein Geschenk, für eine Wirkung ihrer Milde angesehen, und diese neue Gelegenheit, Wohlthaten auszutheilen und Furcht einzuflößen, mußte der Entwickelung des Plans vorausgehen, den

sie erst bey Erichs Krönung aufdecken wollte. Sie selbst hatte alle königliche Gerechtsame ausgeübt, ohne gekrönt zu seyn; aber sie wollte durch diese Ceremonie ihren Pflegesohn in das hohe Amt einsetzen, wofür sie ihn erzogen hatte, weßhalb sich auf ihren Zusammenruf die Vornehmsten der drey nordischen Reiche im Jahre 1397 in Kalmar versammelten. Mit einer Pracht, die des Gegenstandes und Margarethen würdig war, ward diese Krönung gefeyert, und an dem nehmlichen Tage der Beschluß über die Vereinigung des Nordens aufgesetzt, doch erst einige Wochen nachher unterzeichnet. Der Grund zu diesem Aufschube liegt allein in dem Umstande, daß die Acte an dem Namenstage der Königin unterzeichnet werden sollte. Margaretha besaß zu viel Eitelkeit, um dieses ihrer Größe gebrachte Opfer auszuschlagen, sie sah es gerne, daß der Tag, der solch eine Epoche für drey Reiche ward, zugleich das Andenken an ihre gemeinschaftliche Beherrscherin erneuern würde. Sie hatte sich selbst ihre Ehrensäule in der Monarchie, die sie gestiftet, errichtet, und es fehlte nichts, als daß diese Stiftung ihren Namen zurückrief.

So viele unglückliche Folgen dieser Verein auch nach sich gezogen hat, so war er dennoch in Gerechtigkeit und Billigkeit gegründet. Eine völlige Gleichheit zwischen Schweden, Dännemark und Norwegen ward als die erste Grundlage dazu angesehen. Diese drey Reiche sollten für die Folge von einem Könige regiert werden; ihre Verbündete, wie ihre Nichtverbündete gemeinsam seyn, und der aus dem einen Lande verwiesene Verbrecher sollte keine Zuflucht in dem andern finden. Ohne die alte Weltgerechtsame aufzuheben, ward dem eingebohrnen Königs-Sohn ein Vorzug eingeräumt, grade so wie es in den ältesten schwedischen Gesetzen angeordnet war. In dem Fall, wo ein König, ohne Kinder zu hinterlassen, stürbe, war jede

einseitige Wahl untersagt, und Einigkeit den drey Reichen auf das dringendste anempfohlen. Alle alten Zwiste sollten vergessen seyn, und kein Krieg zwischen diesen drey Staaten mehr entstehen können, dessen Einwohner sich für die Zukunft als Brüder zu betrachten hätten. — Dabey sollte jedes Reich nach seinen eigenen Gesetzen regiert werden; diese Gesetze waren den verschiedenen Charakteren der Nationen am angemessensten, so wie den abweichenden Erscheinungen, die durch Himmelsstrich und Lebensweise entstehen. Keines dieser Völker besaß ein vollständiges Gesetzbuch, noch weniger eins, das für alle dienen konnte; aber selbst diese Schwierigkeiten waren leicht durch die Zeit zu überwinden. Das große Gebäude selbst war da, und Margarethens Nachfolger brauchten ihre Vorsorge nur auf den kleinern Ausbau zu verwenden.

Wäre das politische Band, das jetzt Nationen zusammen jocht, bereits im vierzehnten Jahrhundert gekannt gewesen, die nordische Monarchie würde sich die Aufmerksamkeit erworben und die Achtung zugezogen haben, welche die Vergrößerung von unbedeutenderen Staaten hervorgebracht hat. Aber die Staatsklugheit war der Zeit noch im Vatican gefesselt; Schweden und Dännemark kaum den Namen nach bekannt; Krieg oder innerliche Unruhen verheerten die größten Staaten von Europa, und die Wohlhabenheit hatte ihren Wohnsitz bloß in Italien. Die Macht der Araber in Spanien nahte sich ihrem Untergange; zwey Parteyen stritten in Frankreich um die höchste Gewalt, während ein wahnsinniger König auf dem Throne saß. Großbritannien wurde vom Aufruhr erschüttert, der deutsche Kaiser von seinen eigenen Unterthanen gefangen gehalten. Der griechische Kaiser, bereits ein Vasall der Osmanen, suchte vergeblich sich das Joch durch Hülfe aus Westen abzuwerfen. Timur, von den Küsten Indiens her, eroberte Rußland, und

verbreitete seine Waffen über Asien. Ein neues Königsgeschlecht hatte Polen ausgemergelt; Sigmund von Böhmen wurde von dem Feinde seines Glaubens geschlagen, und Ungarn fürchtete, die Gefahr mit seinen Nachbaren zu theilen. Ein neuer, innerer Zwiespalt der Kirche, schien die gigantische Macht Roms stürzen zu wollen, zwey Päbste stritten um den heiligen Stuhl, während sie einander gegenseitig verketzerten und wechselseitig in den Bann thaten. Durch die Kreuzzüge hatte der Handel eine andere Richtung genommen. Die indischen Waaren, die bisher vom schwarzen Meer zu Lande durch Rußland nach der Ostsee geführt wurden, fanden jetzt einen neuen Weg vom persischen Meerbusen nach der mittelländischen See, ein Tausch im Verkehr, der Reichthümer über Italien brachte. Hier schimmerte schon der Tag, welchem Europa seine Aufklärung verdanken sollte, hier hatte die Thätigkeit des Handels den Schlummer geweckt, und die Wohlhabenheit die Sitten verfeinert. Die kleinern Staaten in Oberitalien, hatten sich bereits gebildet, die Schweiz sah sich von der österreichischen Knechtschaft befreyt. Die Freystaaten Italiens, welche sich der Feudal-Gewalt entzogen hatten, gaben den Wissenschaften und Künsten neues Leben. Die Abkömmlinge des alten Roms fingen wieder an, die Arbeiten und die Sprache ihrer Vorfahren kennen zu lernen, und die wilden Sitten, die durch die Züge der Gothen über das südliche Europa verbreitet waren, wurden abgeschliffen. Neue Erfindungen brachten neue Bequemlichkeiten, man ehrte die Menschlichkeit, indem man sich selbst glücklicher fühlte, und fing an, ein Leben zu lieben, mit dessen Genuß man bekannt geworden war. Der Krieg selbst ward fast wie ein Spiel getrieben, man ging zu Felde, um Gefangene zu machen, für die ein Lösegeld erlegt wurde; selten brachen die Kämpfenden ihre Lanzen gegen einander, und ihre Schwerter

waren, wenn sie vom Tummelplatze kamen, höchstens von dem Blute ihrer Rosse gefärbt. Ward ein Pferd kollrig, oder riß es sich loß, so war dieses oft hinreichend, den Sieg zu bestimmen. Der ganze Trupp folgte nach, diesem wieder die Feinde, so schnell es seyn konnte, unter Gelächter über die Verwirrung ihrer Gegner, denen sie gute Bedingungen versprachen, wenn sie sich nur ergeben wollten.

Vielleicht gränzten diese Sitten an Verweichlichung, und vielleicht waren die alten Bewohner des Nordens achtungswerther ihrer Tapferkeit und ihres Muths wegen. Ob es einen schönern Anblick gewährt, ein Volk, dessen Gemüthsart verfeinert ist, oder ein anderes, das noch die ganze Rohheit der Natur mit seiner ursprünglichen Einfalt besitzt? — darüber kann gestritten werden. Gewiß ist es, daß diesen letztern Genuß uns die Geschichte nur selten schenkt. Von dem Augenblicke an, wo die Sagen der Vorzeit aus ihrer mythischen Dämmerung hervortreten, führen sie uns durch wilde Auftritte, zeigen Schreckbilder, erwecken unser Erstaunen, und scheinen für uns alle Gemählde glücklicher Länder verhüllen zu wollen, gleich als ob sie fürchten, die leidende Menschheit durch solche lichte Zeichnungen zu beleidigen. Man muß unsern Zeitgenossen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß diese Furcht verschwunden ist, sey es nun, daß die Ursache, worauf sie gegründet war, nicht mehr ist, oder daß das Menschengeschlecht sich so veredelt hat, daß es durch Vorstellungen von einer Glückseligkeit, die es selbst nicht mehr genießt, auch nicht mehr verwundet werden kann.

Auch in den Zeiten, worin die Kalmar-Union entstand und wirkte, werden wir selten frohe Aussichten antreffen, und das Gemählde der nordischen Völker am Ende des vierzehnten Jahrhunderts faßt die schwärzesten Schatten, die das Menschenge-

schlecht je überfinstert haben. Die Wildheit der Sitten, die man den heidnischen Völkern vorwarf, war noch nicht verschwunden, aber die alten Tugenden wurden nicht mehr geübt. Eine abergläubische Gotteslehre hatte die alte Redlichkeit vertrieben, die angeerbten Vorurtheile gelassen, und sie durch fremde vermehrt. Der Landfriede wurde oft anbefohlen, nie befolgt. Jedes Verbrechen konnte durch Geld gesühnt werden. Die Magnaten fuhren im Lande wie Despoten umher, und ließen ihr Gefolge sich auf Kosten des Landbauers unterhalten. Sogar der einzelne Abenteurer konnte in die Hütte des Landmannes brechen, seinen geringen Vorrath mit ihm theilen, ihn selbst mißhandeln, sein Vieh vor sich wegtreiben. Roms Ansehen selbst vermogte nicht, seinen Dienern zu steuern, und es war nichts ungewöhnliches, die Kirchen von Blut befleckt zu sehen. Diese Barbareyen wurden durch die Finsterniß, welche die Vernunft fesselte, unterhalten. Jeder vorurtheilsfreye Gedanke war Verbrechen, jeder Betrug, der dem heiligen Stuhl Gewinn brachte, Geboth des Herrn; die Geheimnisse der Natur ausforschen wollen, Vergehung gegen ihren Urheber. Alle Vorgänge, deren Entstehungs-Ursachen unbekannt waren, wurden als übernatürlich angesehen. Allgemeine Landplagen wollte man durch Processionen und Fasten abwehren. Das Volk versammelte sich in den Kirchen, um dort die Wahrheiten der Religion in einer Sprache zu hören, die es nicht verstand, es mußte lernen, seine heiligsten Empfindungen zu ersticken, um einen thörigten Aberglauben zu fröhnen. Die Schätze, die der Norden durch Seezüge und Kriege zusammengehäuft hatte, verschwanden durch des Pabstes Auflagen. Der Handel ward von Ausländern getrieben, aus ihnen bestanden die reichsten Bewohner der Städte, und selbst ihre Magisträte. Die Producte des Landes wurden unverarbeitet ausgeführt, die unent-

behrlichsten Bedürfnisse von den Hanse-Städten gekauft. Die Güter, die den Kirchen und Klöstern zugetheilt waren, konnten nie wieder zurückgenommen, wohl aber durch neue Geschenke nnd Ankäufe vermehrt werden, und wahrscheinlich gehörte es zu Roms Plänen, auf diese Weise einst den ganzen Norden zu einem tributärem Lande zu machen. Die Kirchengüter waren von den mehrsten Abgaben befreyt, je mehr sie vermehrt wurden, je schwerer war die Last, die über das Volk vertheilt wurde. Mit den Krongütern sollte der König seinen Hof unterhalten, die Heere besolden, seine Beamten bezahlen, und Gastfreundschaft gegen die Geistlichkeit üben. Da aber durch Geschenke und Verpfändungen diese Krongüter für die jedesmaligen Nachfolger immer weniger geworden waren, so suchten diese das Mangelnde durch andere nicht rechtmäßige Auswege zu ersetzen. Die Regierer wurden auf diese Weise zu Gesetzwidrigkeiten durch ihre Bedürfnisse verleitet, die Regierten brachte ihre Armuth zur Verzweiflung. Zwischen den Regenten und ihren Unterthanen fand kein anderes Band mehr statt, als der Zwang; und die alte Liebe, welche die nordischen Völker immer für ihre Könige gehegt hatten, wurde nicht mehr an dem, nun schon so genannten gemeinen Manne, den man zur Knechtschaft erschaffen hielt — geachtet.

Die neue nordische Monarchie war von verschiedenen Nationen umgeben. Die wilden Bewohner Rußlands streiften über die finnischen Grenzen, und betrugen sich wie rohe Barbaren; Ehstland hatten die Kreuzbrüder inne; die kleinen an Dännemark grenzenden Staaten waren nicht furchtbar, und selten einig unter einander. Die einzelnen Städte, die eine republicanische Regierungs-Verfassung besaßen, und vereint den Hanse-Bund bildeten, waren als solcher bedeutend. Während der Jahrhunderte, wo fast der ganze europäische Handel über

die Ostsee geführt war, hatten diese kleinen Staaten sich erhoben und vermehrt. Ihr Ansehen wuchs mit ihren Reichthümern, ihre Flotten haben Könige besiegt. Die Umstände, welche den indischen Handel dem mittelländischen Meere zuführten, hatten zwar ihren Gewinn verringert, keinesweges ihre Thätigkeit gelähmt. Jetzt wurden die niederländischen Häfen ihre wichtigsten Niederlagsplätze, und gleichsam die Vereinigungspuncte zwischen dem Norden und dem Süden. Der ganze nordische Handel war in ihren Händen; um ihn zu erhalten, nahmen sie oftmalen an den politischen Händeln einen wichtigen Antheil. Obgleich es ihnen sehr um Frieden zu thun war, fürchteten sie doch keinesweges den Krieg, und strebten immer dahin, das Gleichgewicht zwischen den Kriegführenden zu erhalten. Bey allen Friedensschlüssen fanden sich ihre Gesandte ein, die wichtigsten Unterhandlungen wurden durch ihre Vermittlung betrieben; immer mit Geld und Schiffen versehen, waren sie stets bereit, das Land zu unterstützen, wo sie den größten Vortheil von ihrer Thätigkeit zu hoffen hatten.

Durch die Kalmar-Union, besaßen die drey nordischen Reiche e i n e n gemeinschaftlichen König, dessen Verpflichtungen gegen jedes dieser Reiche dieselben waren. Er sollte jedes Land nach dessen eigenthümlichen Gesetzen regieren, und nur allein über die Gerechtsame wachen, die das graue Alterthum den Regenten im Norden anvertraut hatte. Entstand ein Krieg, dann sollten alle Länder gemeinschaftlich zu den Ausrüstungen beytragen, er, der König, hatte den Sold zu bezahlen und die Gefangenen zu lösen. Bey Friedensschlüssen, Reichstagen und Bündnissen mit auswärtigen Mächten war seine Macht mehr eingeschränkt. Er mußte diese Angelegenheiten mit den Reichs-Räthen in Gemeinschaft abmachen, wenigstens aus jedem der drey Reiche die vornehmsten Bewohner des Landes berufen.

Durch diese wenigen Puncte waren des Königs Pflichten und Rechte im Allgemeinen beym Anfange der Kalmar-Union angedeutet. Die Aristokraten, durch Margarethens Macht niedergehalten, wagten noch nicht, dem neuen Beherrscher ihre Gesetze vorzuschreiben. Die Reichen schienen zufrieden, daß ihnen die Gewalt, die sie über ihre Bauern besaßen, geblieben war, und die Ehrgeizigen hofften, daß der Beherrscher so weitläufiger Staaten sie nicht lange würde entbehren können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einfälle eines Dilettanten über historische Gegenstände.

I.

Einfälle nenne ich, was ich auf diesen Blättern niederschreiben werde, weil ich wohl weiß, daß es keinen Anspruch an einen höhern Titel wird machen können. Leibnitz macht irgendwo die Bemerkung, die deutsche Sprache, selbst wie sie im gemeinen Leben gesprochen wird, sey reich an vielen wahrhaft philosophischen Ausdrücken. Mich dünkt, Leibnitz würde die Ausdrücke, ein Einfall, ein guter Einfall, es fällt mir ein, mit dahin gerechnet haben. — Haben wir nicht wenigstens oft Gedanken, von denen wir uns selbst geständig sind, daß wir sie nicht selbst machen; daß sie uns kommen, ohne unser Zuthun, ohne daß wir wissen, wie und woher sie uns kommen? Wenigstens scheinen sie keine Frucht activer Meditation zu seyn. Doch das Philosophiren hierüber will ich geübtern Metaphysikern überlassen.

Genug, die Einfälle, die ich hier mittheile, entsprechen in so weit der Definition, die Adelung von dem Worte Einfall giebt, daß sie nur unerwartet kommen, und daß ich sie nieder-

schrieb, ohne sie mit vorhergegangenen oder nachfolgenden Gedanken in deutlichen Zusammenhang zu bringen.

2.

Die Lehrer der Geschichte quälen sich recht, (man verzeihe mir diesen Ausdruck,) den großen und mannichfaltigen Nutzen darzuthun, den, ihrer Behauptung zufolge, die Geschichte leisten soll. Es scheint, daß diese Männer sich einbilden, die Ehre der Wissenschaft, auf die sie sich legen, erfodere, daß sie für eine sehr nützliche Wissenschaft anerkannt werde, d. i. daß man durch sie in Stand gesetzt werde, dem Staat, der bürgerlichen Gesellschaft, und sich selbst, in so weit man Ehre und Auskommen zu erlangen sucht, große und wichtige Dienste zu leisten. Daher strengen sich jene Männer recht an, zu zeigen, daß man kein Staatsmann, kein Feldherr, kein Staatsbeamter überhaupt, ja kein brauchbarer Staatsbürger seyn könne, ohne geschichtliche Kenntnisse.

Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik — einem Buche, dem das Publicum noch nicht hat Gerechtigkeit wiederfahren lassen, — war, wenn ich nicht irre, der erste, der mit muthiger Offenherzigkeit gestand, der eigentliche, wahre Gelehrte habe, indem er sich mit einer Wissenschaft beschäftigt, für sich selbst weiter keinen Zweck, als sich dadurch recht viel Geistesvergnügen zu machen. So ist es, dünkt mich. Der Gelehrte, der sich innerlich für seine Wissenschaft berufen fühlt, arbeitet in derselben bloß, weil ihm diese Arbeit Vergnügen macht, weil er sich in den Stunden dieser Arbeit, in soweit sie gelingt, glücklich fühlt. Seine Natur hat ihn zu dieser Arbeit bestimmt, wie die Natur des Seidenwurms ihn zum Seidespinnen, und

die Natur der Biene sie zum Honigmachen bestimmt hat.

3.

Aber worin besteht das eigentliche, das wahre, das Hauptvergnügen des Geistes? In der Erforschung, Erkennung und Darstellung der Wahrheit. Dem Geschichtforscher geht nichts über das Vergnügen, den wahren Zustand, worin sich das Menschengeschlecht in allen seinen Abtheilungen vom Anfang an bis zu allen Zeiten befunden, nebst den Thatsachen, die auf diesen Zustand Einfluß hatten, zu erforschen; des Geschichtschreibers Vergnügen ist, diesen Zustand, oder einzelne dieser Zustände anschaulich darzustellen.

4.

Der Geograph, den sein innerer Trieb, den ein Bedürfniß seines Geistes, den seine Natur zur Geographie bestimmt, kennt und genießt kein größeres Vergnügen, als sich die ganze Oberfläche der Erde, nach allen ihren Abtheilungen, nach den Lagen und Verhältnissen dieser Theile, bekannt zu machen und in seiner Vorstellung zu vergegenwärtigen, die Verschiedenheiten aller dieser Theile mit einander zu vergleichen, und die vom Nordpol bis zum Südpol hin verbreiteten Völker, Thiere und Pflanzen, gleichsam wie in einer Musterung vor den Augen seines Geistes aufzuführen.

Er möchte gerne wie ein Gott über der Erde schweben und mit dem Blicke eines Gottes das Gemählde aller Gebürge, Thäler und Ebenen, aller Meere, Seen, Flüsse und Gewässer, und aller in jedem Lande wohnenden Völker mit ihren physischen Eigenheiten, mit ihren verschiedenen Lebensarten und Sitten auffassen.

Dieß nehmliche Bedürfniß, was der Geograph in Ansehung des Raumes empfindet, empfindet der Geschichtfor-

scher in Ansehung der Zeit; er möchte gerne alle Völker und Horden, welche seit dem Ursprung der Erde die Jahrhunderte ausgefüllt haben, vor seinen Geistesaugen vorübergehen lassen, um von ihnen beschaut zu werden. Dieses Bedürfniß seines wißbegierigen Geistes ist sein innerer Beruf.

Verglichen mit diesem Bedürfniß, wird es ihm wenig Befriedigung geben, die Geschichte bloß in Rücksicht auf die Politik zu studiren.

5.

Die Geschichte ist bald ein Teleskop, bald ein Mikroskop. — Sie ist ein Teleskop; sie bringt vor die Augen unsers Geistes Gegenstände, die durch eine unermeßliche Zeit eben so weit von uns entfernt sind, als die Fixsterne durch einen unendlichen Raum; sie dringt bis in die dunkelste Nacht der Vorzeit, bis zum Anbeginn der Dinge, bis zum Ursprunge des Menschengeschlechts.

Die Geschichte ist ein Mikroskop, wenn sie die geheimen, oft kleinen Ursachen großer Begebenheiten in den Neigungen und Leidenschaften der Menschen, in den Schwächen und Irthümern der handelnden Personen, oder der Personen, welche hätten handeln sollen und es nicht thaten, in den dunklen und krummen Wegen der Politik, in kleinlich scheinenden, aber doch mächtig mitwirkenden Zufällen und Umständen aufsucht. Sie ist Mikroskop in einem andern Sinn, wenn sie die Thaten oder thatenlosen Regierungsjahre kleiner Fürstlein, die sich von Gottes Gnaden große Herrscher dünkten, unter ein vergrößerndes Licht bringt. — Sie ist Mikroskop, wenn sie nachforscht, wie ein Erdenwürmchen vom andern abstamme, welche erhabene Kenntnisse sie mit dem Namen Genealogie beehrt.

6.

Ich beneide die Franzosen wegen der vielen Memoiren, die sie über ihre Geschichte besitzen. Eine vollständige Sammlung dieser Memoiren kann ein ziemlich großes Bibliothekzimmer ausfüllen. Sie sind von Personen fast aus allen Ständen geschrieben, von Staatsministern und Feldherren bis zu Kammerdienern, von Prinzessinnen bis zu Kammerjungfern hinab. Gourville, von dem wir sehr interessante Memoiren haben, war Kammerdiener gewesen, und Madame de Stael (nicht, wie sich von selbst versteht, die jetzt berühmte, sondern in frühern Zeiten) hat eine Zeitlang wenigstens eine Stelle bekleidet, die im Grunde die Stelle einer Kammerjungfer ist. Fast alle diese Memoiren sind mit Geist geschrieben, und führen den Beweis mit sich, daß die Verfasser derselben aufmerksame und scharfsehende Beobachter waren. Diese Memoiren enthalten einen reichen Schatz von Erfahrungen über Menschen- und Weltkenntniß, über den Geist der Höfe und Höflinge. — Das Einwirken kleinlicher Leidenschaften und Absichten, unbedeutend scheinender Umstände und Zufälle in die größten Begebenheiten wird in diesen Memoiren bis zum Augenschein dargethan.

Doch diese französischen Memoiren sind weltbekannt. Wenige wissen, daß auch die Engländer in diesem Stück die Vergleichung mit den Franzosen aushalten können, wenn wohl nicht an der Zahl, doch am innern Gehalt solcher Schriften. Sie sind fast alle von Männern geschrieben, die wirklich an den öffentlichen Verhandlungen und Vorfällen Antheil hatten, und diese Männer hatten beym Niederschreiben ihrer Nachrichten fast immer ernsthafte Absichten, bald sich selbst und ihre Freunde wegen ihres Benehmens bey gewissen Angelegenheiten zu rechtfertigen, bald ihre Freunde und die Nachkommen über die Ursachen zu belehren, wodurch gewisse, wichtige Verhandlun-

gen eine für die Nation erwünschte oder nachtheilige Wendung nahmen.

Aber die meisten dieser Memoiren der Engländer bleiben ungedruckt, und werden in den Familien, denen die Verfasser angehörten, fast wie Heiligthümer aufbewahrt.

Daß es solcher Memoiren, die blos Manuscripte bleiben, in England eine große Menge giebt, davon wird man bald überzeugt, wenn man mit der historischen Literatur der Engländer nähere Bekanntschaft macht. Man sehe nur Coxens Vorrede zu seiner Biographie des berühmten Staatsministers, Robert Walpole. Coxe nennt daselbst nicht weniger als ein und zwanzig Sammlungen, alle von Staatsmännern in Walpoles Zeiten; eine einzige dieser Sammlungen ist gedruckt worden, die andern zwanzig sind alle nur noch Manuscripte. Indeß rühmt Coxe die Willfährigkeit, womit ihm die Besitzer den Gebrauch derselben verstatteten.

Es sind darunter Memoiren aus den Familien Walpole, Hardwick, Townshend, Sydney, Waldegrave, Harrington, Devonshire, Campbell, Egremont, Stanhope, Pulteney; Memoiren des Gesandten Sir Benjamin Keen, zu Madrid; des Gesandten Thomas Robinson, in der Folge Lord Granthams, zu Paris und Wien; des Sprechers im Hause der Gemeinen, Onslow; des Kanzlers von Irland, Lord Middleton u. s. w.

7.

In der Literatur der deutschen Geschichte ist das Fach der Memoiren fast ganz leer.

Ich habe mich oft gefragt, woran es doch gelegen, daß bey so vielen und großen Begebenheiten, die Deutschland betrafen, kein deutscher Staatsmann, kein Feldherr, überall keiner, der wegen seines Standes oder wegen seiner Lage entweder Theilnehmer oder naher Zuschauer war, sich die Mühe genommen

hat, seine Ansichten, Beobachtungen und Bemerkungen nieder-zuschreiben.

Es kann Bescheidenheit jener Männer gewesen seyn; sie waren nicht eitel genug, sich einzubilden, daß der Antheil, den sie an den Vorfällen gehabt, wichtig genug gewesen sey, um der Nachwelt bekannt zu werden.

Vielleicht geschah es aus Ungeübtheit die Feder zu führen.

Oder war es jener Mangel an Sinn für Literatur, für stille Geistesbeschäftigungen, mit welchem Mangel die Deutschen in den höhern Ständen von jeher behaftet gewesen zu seyn scheinen?

Seit dem Tode Friedrichs II. von Preußen ist in kurzer Zeit eine große Menge von Memoiren zum Vorschein gekommen; wir sind damit, wie von einer Sündfluth überrascht worden. Aber die meisten dieser Memoiren sind weder so naive Erzählungen, wie so viele französische, noch so gesetzt und ernsthaft raisonnirende, wie die der Engländer. Viele sind Angriffe gegen den Ruhm längstverstorbener Personen; andre sind persönliche Vertheidigungsschriften; andre scheinen bloß geschrieben, um Geld damit zu machen. Aber auch bey jenen Angriffen und Vertheidigungen scheint Geldgewinn wenigstens ein Nebenzweck gewesen zu seyn; daher die unerträgliche Weitläufigkeit dieser Schriften, in welchen Körnchen von Thatsachen in einer langen Brühe von Reflexionen und Declamationen, Kritiken und Satiren schwimmen, oft, wie es scheint, um nur die vielen Bogen, die für baares Geld verkauft werden, anzufüllen.

8.

In den americanischen Staaten englischen Ursprunges fehlen vier Quellen, aus welchen viele langwierige, blutige, verheerende Kriege in Europa entstanden sind.

1) Successionsstreite. In America giebt es keine Erbstaaten; dort kann die Herrschaft über die Völker nicht erheirathet, nicht als ein Majoratgut, nicht als ein Legat erworben werden. Solche Kriege also, wie der spanische Successionskrieg von 1701 bis 1713, und wie der östreichische von 1741 bis 1748 sind in Nordamerica unmöglich.

2) Grenzstreitigkeiten. Denn die Grenzen der bestehenden Staaten sind aufs genaueste bestimmt, und so oft ein neuer Staat errichtet wird, wie z. E. Kentucky und Tenessee erst vor einigen Jahren errichtet wurden, werden im Congreß die Grenzen des neuen Staats gleich aufs bestimmteste und deutlichste beschrieben.

3) Prätensionen aus alten dunkeln Zeiten, aus lange verborgen gelegenen Documenten, wie die Prätensionen Ludwigs XIV, die er durch die sogenannten Reunionskammern aufsuchen ließ, und wie jene, die die drey großen Höfe 1772 an Polen gefunden hatten, und durch ihre Macht geltend machten.

4) Handelsstreitigkeiten. Keiner der americanischen Staaten maßt sich an, seinen Handel bl[illegible] zu seinem eigenen Vortheil, möge noch so viel Nachtheil für alle andere daraus entspringen, reguliren zu wollen; keiner will sich auf Kosten des andern bereichern. In Handelssachen betrachten sie sich als ein Ganzes, und wissen, daß alles, was das Ganze gewinnt, auch Gewinn für die Theile wird; hingegen der Gewinn, den ein Theil zum Nachtheil des andern macht, am Ende dem Ganzen nachtheilig wird. In Handelssachen haben sie daher dem Congreß die Gesetzgebung übertragen, weil der Congreß das Ganze vor Augen hat. — Handelskriege zwischen den americanischen Staaten scheinen also auch nicht möglich.

Wenn dennoch einst Kriege unter diesen Staaten entstehen sollten, so müssen sie andre Veranlassungen haben, als die vier obigen Quellen.

Die Fortdauer des innern Friedens und der Eintracht unter den americanischen Staaten, oder die Unterbrechung ihres Friedens und ihrer Eintracht werden einst zur Auflösung dieses Problems beytragen, ob ein Zustand der Völker möglich sey, in welchem der Krieg von der Erde verbannt wäre, oder ob die Lust zum Kriegführen dergestalt in der menschlichen Natur sich eingewurzelt habe, daß kein Zustand, um sie ganz auszurotten, könne erfunden werden.

9.

Leibnitz nannte es einen Hauptzug in der Barbarey der Türken (in so weit nehmlich Barbarey das Gegentheil von wohl angewandten Geisteskräften und richtigen Kenntnissen ist) Leibnitz, sage ich, setzte die Barbarey der Türken hauptsächlich darein, daß sie völlig unwissend in der Chronologie sind, daß sie die verschiedensten Zeiten mit einander vermengen. Dieser Vorwurf trift auch die Perser und andre mahomedanischen Völker.

Das griechische Kaiserthum, dessen Hauptstadt Konstantinopel war, nennen sie das Kaiserthum der Rumäer (der Römer) und lassen dieß rumäische Kaiserthum von Alexander dem Großen errichtet werden.

Gleichwohl lieben diese Völker die Geschichte, aber nur zur Belustigung. In den großen Städten sind Kaffeehäuser, wo die Hinkommenden sich insbesondere auch damit vergnügen, daß sie denen zuhören, die ein Geschäft daraus machen, Geschichten zu erzählen. Aber die Erzählungen dieser Leute sind bloß auf angenehme Unterhaltung berechnet.

Es scheint, daß dieser morgenländische Geschmack anfängt,

auch bey uns in Europa sich zu verbreiten. Schon giebt es eine Classe im Publicum, die in der Geschichte bloß Belustigung sucht; schon giebt es Schriftsteller, die sich darauf legen, die Geschichte zur Belustigung zuzurichten. Jene morgenländischen Kaffeehausredner und diese europäischen Geschichtserzähler treiben einerley Metier; nur treiben jene es mit der Zunge, diese mit der Feder.

Wenn nur unsre Nachkommen, durch Ueberhandnehmung dieses Geschmacks, nicht auch einst in jene Barbarey verfallen, die Leibnitz an den Morgenländern in ihrer Vernachläßigung der Chronologie bemerkte. Sollte diese Barbarey auch bey uns einreißen, so könnte es leicht geschehen, daß einst von unsern Nachkommen ganz neu entstandene Kaiserthümer für Fortsetzungen des Kaiserthums Karls des Großen gehalten würden.

10.

Die vielen militairischen und diplomatischen Memoiren der Franzosen sind ein wahrer und großer Vorzug, den ihre Literatur vor der fast aller andrer Nationen voraus hat. Sie beweisen, daß Frankreich immer viel trefliche Kriegsmänner und Diplomatiker gehabt hat, Männer, die sich nicht allein vollkommen auf ihre Fächer verstanden, sondern auch meisterhaft darüber zu schreiben wußten. Es ist kein übertriebenes Lob, es ist Wahrheit, was Voltaire sagt: „es giebt unter den Depeschen „französischer Minister einige, die man trefliche, ausführlich „ausgearbeitete Werke nennen kann“. Zwar im diplomatischen Fach besitzen die Engländer auch einige Memoiren, die den französischen nicht nachstehen, z. E. die von Walsingham, Temple und Horaz Walpole. Die Engländer haben ihrer wahrscheinlich noch viel mehr; aber sie bleiben Manuscripte.

Indeß weiß ich nicht, ob je Engländer militairische Memoiren geschrieben haben.

Diese militairischen und diplomatischen Memoiren sind wieder Ursachen geworden, daß Frankreich immer mehr trefliche Kriegsmänner und Diplomatiker bekommen hat. Es hat nicht fehlen können, solche Memoiren haben, wenn sie von jungen Leuten *gelesen* wurden, in manchem jungen Gemüthe, die Ruhmgier entzündet, das Verlangen erweckt, sich auf der einen oder andern Laufbahn auszuzeichnen; sie haben die Entwicklung der Anlagen mancher *jungen Genies* befördert.

Man muß es, *nicht bloß der deutschen Literatur wegen*, bedauren, daß nicht auch Bernhard von Weimar, Graf Trauttmannsdorf (der Gesandte beym westphälischen Frieden) und andre deutsche Männer von gleichem Geiste und Charakter, Memoiren in deutscher Sprache hinterließen. Sie würden gewiß großen und heilsamen Einfluß auf junge Gemüther in den *höhern* Ständen gehabt haben. Wir hätten dann vielleicht *mehr wahre* Helden gehabt, und — was noch mehr zu wünschen war — mehr conciliatores animorum, die es verstanden hätten, die egoistischen, disharmonischen Gemüther zu dem einen, großen, nothwendigen Ziele, von dem die Erhaltung des Ganzen abhieng, zu vereinigen.

II.

Ich war eines Abends in Gesellschaft bey einem alten, erfahrnen, in allgemeiner, großer Achtung stehenden Kaufmann. Ein junger Mann, der sich als Kaufmann setzen wollte, und eben von Reisen in Frankreich, England und Spanien zurückgekommen war, bemeisterte sich des Gesprächs, und suchte seinen Verstand und seine erworbenen Kenntnisse geltend zu machen; er hatte eine geläufige Zunge und nicht wenig Witz. Sein Lieblingsgegenstand, worüber er viel sprach und den er gern gegen jeden vertheidigte, war die Behauptung, daß ein Kaufmann nicht nach den Regeln strenger Ehrlichkeit müsse be-

urtheilt werden; mit Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit würde ein Kaufmann, der sich zu rechter Zeit nicht über sie hinwegsetzte, nie weit kommen. Nachdem der junge kaufmännische Sophist die Gesellschaft verlassen hatte, ließen alle die andern ihrem Unwillen über jene Behauptungen freyen Lauf; nur der alte Herr, bey dem wir zu Gaste waren, schwieg. Endlich wandte man sich an ihn, um auch sein Urtheil zu hören. „Der „junge Herr“, sagte er, „wird nie große Dinge machen, so „fein er es auch, nach seiner Einbildung, anfangen wird; er „ist ein Gimpel“.

Dieser Worte des alten Handelsherrn habe ich mich seitdem oft erinnert, wenn ich von so viel neuen Schriftstellern gehört oder gelesen, die mit einer sehr wichtigen Miene so gern uns überzeugen wollen, daß niemand ein großer Staatsmann oder Regent seyn könne, wenn er nicht verstehe, zu rechter Zeit sich über die Moral hinwegzusetzen.

Der Gimpel, sagt Adelung, ist bey aller seiner Gelehrigkeit, d. i. bey aller seiner Fertigkeit, Töne, die man ihm vorspricht, nachzuahmen, dennoch ein sehr einfältiger Vogel.

Nach dieser Definition kann man diejenigen, die sogern gewisse Behauptungen und Maximen mit wichtiger Miene zu Markte bringen, um sich für neue Machiavellis und Spinozas geltend zu machen, Gimpel nennen.

12.

Allerdings ist es beym Lesen treflicher Geschichtschreiber ein großes Vergnügen, außer der Einsicht, die sie uns in den Zusammenhang der dargestellten Thatsachen verschaffen, auch auf die verschiednen Geisteseigenschaften und Kunstmittel acht zu geben, wodurch ein Geschichtschreiber seinen Darstellungen ein gewisses, eigenthümliches Leben, einen originalen Charakter gegeben hat.

Indem ich einen großen Historiker lese, denke ich mir ihn lebendig mit allen seinen Persönlichkeiten, als ob er vor mir stände und selbst seine Geschichte vorläse. Ich sehe seine Physiognomie, ich sehe die bedeutenden Mienen und Gebehrden, ich höre die verschiednen Accente und Töne, womit er die Worte begleitet.

Jedes originale historische Werk, das ich lese, hinterläßt in meinem Gemüthe ein Portrait des Verfassers, das sich während des Lesens wie von selbst gebildet hat, und in welchem sich kein Zug befindet, der nicht etwas Eigenthümliches in dem Geiste und Charakter des Verfassers ausdrücke. Ich bekomme mit der Zeit, so wie ich mehr lese, eine ganze Gallerie von solchen Portraiten, und es ist ein großes Vergnügen, sie von Zeit zu Zeit zu betrachten und sie mit einander zu vergleichen.

So lange ich den Livius betrachte, kann ich nicht aufhören, den warmen, aber gehaltenen Enthusiasmus mit zu empfinden, mit welchem er die Tugenden und edeln Thaten der unverdorbnen Römer, in aufrichtigem Glauben, daß sie wirklich so tugendhaft waren, daß sie wirklich aus so edeln Bewegründen handelten, darstellt. Wie ich bey den Madonnen des Raphaels ausrufen möchte, es sey unmöglich, daß die heilige Jungfrau eine andre Physiognomie, eine andre Miene gehabt habe, so kann ich mich beym Livius kaum des Glaubens erwehren, daß die alten großen Römer nicht wirklich jene hohe Denkungsart, jene erhabenen Gesinnungen, jene reine Vaterlandsliebe, mit welcher Livius sie mahlt, gehabt haben sollten.

Wende ich mich zum Sallustius, so erkenne ich bald die Maske, die er angenommen, die Maske eines alten Plebejers aus den unverdorbnen Zeiten; er prunkt mit Gesinnungen und redet eine Sprache, die in seinem Zeitalter kaum natürlich seyn

konnten. Sein tugendhafter Plebejer ist nur ein Kunstideal, das er aufstellt, um Aufsehen und Bewunderung zu erregen.

Cäsar ist purer Verstand, der schnell die Ursachen, Umstände, Verknüpfungen und Effecte der Begebenheiten übersieht, sie schnell mit leicht hingeworfenen, aber netten bestimmten Zügen darstellt, und von seinen Lesern gleich schnellen Blick, gleich ununterbrochene, angestrengte Aufmerksamkeit verlangt.

Tacitus, ein scharfer, trübsinniger Belaurer des menschlichen Herzens. Kaum erscheint ihm etwas Großes, etwas Edles in den Handlungen, in den Charakteren der Menschen, kaum erscheint ihm eine Tugend, von der wir wünschen möchten, daß sie reine Tugend wäre, so hat er schon die egoistischen Triebfedern, die allen diesen Schein hervorbrachten, aufgespürt.

Herodot, der wißbegierigste, thätigste, in Reisen und in mündlichen Nachfragen unermüdetste Forscher des Alterthums, der aber den so gesammelten Stoff, seinen Griechen zu gefallen, die noch gerne Mährchen hörten, zu angenehmen und fast wie die Tausend und Eine Nacht zusammengereihten Erzählungen verarbeitete.

Thucydides, ein ernster, von der Natur zur Würde der Rechtschaffenheit und Weisheit gebildeter, wahrhaft, wenn gleich nicht förmlich, philosophischer Staatsmann.

Xenophon, der die Liebenswürdigkeit des seiner Seele vorschwebenden Ideals schöner, sanfter, ruhiger Tugend, in allem, was er schrieb, eben so leicht und glücklich ausdrückte, als in seinem eigenen Leben und Handeln.

Polybius, ein unbefangener, ruhiger, seine Welt und seine Zeiten mit einem allumfassenden, tiefdurchdringenden Blick beobachtender Raisonneur, der aber immer den Leser seines Unterrichts, seiner Bemerkungen bedürftig glaubt.

Plutarch, der vielbelesene, dem das glücklichste Gedächtniß immer die schönsten Ausdrücke, Beyspiele, Bilder und Vergleichungen aus seiner reichen Lectüre, immer zu rechter Zeit darbietet, um sein liebliches Geschwätz damit zu schmücken.

Machiavelli, das schärfste, aber bloß in der Politik geübte Auge, ohne Sinn für Moralität, daher ohne alle Wärme, ohne alles *Interesse für das Herz; ein richtiger, aber trockener Zeichner, ein kalter, matter Colorist.*

Clarendon, einer von den seltenen, sey es aus Temperament, aus Herrschaft des Gemüths, gemäßigten Freunden gesetzmäßiger Freyheit, die sich, in bürgerlichen Unruhen, *auf* der Mittelstraße zwischen zu gewagten, gewaltsamen und daher unmoralischen Umkehrungen der bestehenden Ordnung, *und* wünschenswerthen, der bestehenden Ordnung *angemessenen, und* durch diese Ordnung selbst, wenn nur alle wollen, *leicht* zu bewirkenden Verbesserungen halten; ein accurater Beobachter alles dessen, was vor seinen Augen vorgieng, ein weitläufiger Erzähler, der nicht den *kleinsten* Umstand übergeht, und über alles raisonnirt, dessen Redseligkeit aber doch theils so *lieblich ist,* theils so viel Treuherzigkeit mit sich führt, daß man keine Langeweile empfindet.

Voltaire, ein scharf umherlaurender Satyr, um jedes Laster, jedes Verbrechen, jede Schwäche aufzuspüren, auf die er eine Anklage gegen die menschliche Natur glaubte gründen zu können; und so ebenfalls jedes Unglück, jedes physische und moralische Uebel, das die Menschheit überhaupt, oder *einzelne* Völker, oder auch nur einzelne Menschen getroffen, recht ans Licht zu ziehn und dem Leser zum Beschauen *vorzuhalten,* um den Glauben desselben an eine weise und gütige Weltregierung zu untergraben.

Gibbon, ein Wunder von Gelehrsamkeit, von Gedächtniß und von ausharrender Geduld, sechs starke Quartbände in dem nehmlichen künstlichen Stil zu schreiben, seine Perioden nach einerley Form zu bauen; durch den Wohlklang einzelner Perioden bezaubernd, aber auch durch die immer wiederkehrende Einförmigkeit dieser periodischen Melodien ermüdend. Das außerordentlichste Talent, eine Menge von einzelnen Umständen, die er in zwanzig Autoren zerstreut fand, in seinem Gedächtniß gegenwärtig und lebendig zu erhalten, und sie dann zu Einem Gemählde zu verbinden mit einer Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, daß alles, wie in Einem Gusse, aus seiner Imagination scheint geflossen zu seyn. Uebrigens das Herz so wenig erwärmend, daß er vielmehr alles an den Schicksalen der Menschen theilnehmende Gefühl erstarren macht, daß er unser Gemüth, wie mit einer Eisrinde überzieht. Nicht als ob es seine Absicht gewesen wäre, seine Leser in kalte, bloß raisonnirende Zuschauer zu verwandeln, sondern weil seine zu künstliche Manier des Vortrags, und seine Lieblingsfigur, die Ironie, die bey großen und rührenden Begebenheiten so unzeitig ist, diesen widrigen Eindruck hervorbringt.

13.

Ich bitte recht sehr, Vorstehendes nicht als überdachte, und mit erfoderlichem Fleiß entworfene Charakterisirungen der Geschichtschreiber zu betrachten. Ich wollte nur Proben geben, wie das Lesen interessanter historischer Schriften Eindrücke auf uns macht, aus welchen, zusammengenommen, ohne unser Zuthun, ein Bild von dem Geist und Charakter des Verfassers hervorgeht, das uns nicht wieder verläßt, bis wir ihm durch sorgfältige Prüfung mehr Richtigkeit, Bestimmtheit und vollkommene Aehnlichkeit gegeben haben.

Ich habe gesagt, dieses Bemerken des Eigenthümlichen in der Denkungsart, dem Geschmack und der Manier eines jeden Autors, mache einen großen Theil des Vergnügens aus, das wir beym Lesen historischer Werke empfinden. Kürzer und philosophischer hätte ich mich vielleicht so ausdrücken sollen: „Die „subjectiven Ansichten eines Geschichtschreibers von den Bege„benheiten gewährten nicht weniger Vergnügen, als die objec„tive Darstellung derselben“.

Aber, wenn einige behaupten, die subjectiven Ansichten des Geschichtschreibers wären die Hauptsache, das Hauptvergnügen, warum ich Geschichtbücher lese; so kann ich dieser Meynung nicht seyn.

Mein Hauptzweck bey der Geschichte ist, zu wissen, wie der Zustand eines gegebenen Volkes in einer gegebenen Zeit wirklich war; wodurch gewisse Personen auf diesen Zustand wirklich einwirkten; nicht aber, wie dieser oder jener Mann, habe er noch so viel Geist gehabt, diesen Zustand ansah, was er sich von diesen Personen dachte. In Ansehung meines Hauptzwecks ist mir dieses letzte sogar gleichgültig.

Wenn ich durch Vergleichung der verschiedenen Ansichten verschiedener Verfasser von den nehmlichen Begebenheiten das Wahre, oder wenigstens das Wahrscheinliche herausfinde; so ist dann erst mein historisches Forschen, zu meiner Befriedigung, belohnt.

13.

Derjenige Theil des historischen Studiums, der die Veranlassungen, den Zweck und die Folgen der Tractaten zum Gegenstand hatte, wurde seit dem westphälischen Frieden bis gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts für sehr wichtig und den Staatsmännern unentbehrlich gehalten. Auch war dieß Studium für Europa in gedachtem Zeitraum nicht frucht-

los. Staatsmänner, in diesem Studium geübt, haben wenigstens oft Streitigkeiten gütlich abgethan, die sonst Krieg würden erregt haben. Compendien wurden über die Geschichte und den Inhalt der Tractaten geschrieben; Vorlesungen darüber gehalten. Sollte wohl jemals eine Zeit wiederkommen, wo man dieser Art von Kenntnissen einen hohen Werth beylegte?

14.

Die Geschichte solle von Metaphysik durchdrungen seyn. Diese Foderung, höre ich, soll neulich jemand an die Geschichtschreiber gemacht haben. Wenn dieser Jemand gesagt hätte, nach seinem individuellen Geschmack müsse der historische Vortrag mit metaphysischen Ausdrücken durchwebt seyn, so hätte ich den Sinn wohl ungefähr verstanden. Aber eine von Methaphysik durchdrungene Geschichte ist mir ein Geheimniß. Ohne Metaphysik sollte man kein Geschichtschreiber seyn können? Wer darf so anmaßend seyn, durch diesen Ausspruch die größten Geschichtschreiber des Alterthums ihres bisher behaupteten Ranges zu entsetzen? Also war, diesem neuen Orakel zufolge, Livius kein Geschichtschreiber? Tacitus auch nicht? Die einzige Stelle, wo Tacitus die metaphysische Frage von der Welt berührt, ist bekannt, Annal. VI, 22. Man sieht daraus, daß er sich, in Ansehung der damals bekannten Systeme über diese Frage, im Zustande des kältesten Indifferentismus befand, und in allen seinen Schriften ist sonst keine Zeile, keine Idee, kein Wort, das metaphysische Ansichten verriethe.

15.

Wie der in Aladdins Wunderlampe gebannte Geist alles hervorzaubert, was der Besitzer der Lampe verlangt, — in dem einen Augenblick die prächtigsten Palläste, die schönsten Gärten, — in dem andern ungeheure Wüsten, fürchterliche Gebirge: so besitzen die neuen Geschichtserbauer (denn so kann

man sie nennen, sintemal sie sich selbst rühmen, die *Geschichte* a priori zu construiren, d. i. aufzubauen) einen Geist, den sie den Einen, den ewig lebendigen Geist der Menschheit nennen, durch den sie in dem nehmlichen Zeitpunkte die widersprechendsten Thaten verrichten lassen. Dieser Eine lebendige Geist setzt ganz Europa in Bewegung, führt Millionen Streiter aus ihm weg nach dem Orient, indem er sie *glauben macht*, daß sie es der Ehre Gottes *schuldig wären*, für das *sogenannte Kreuz* zu fechten, *und in dem nehmlichen Augenblick* führt der Eine, ewig lebendige Geist diesen europäischen Helden eben so zahlreiche *asiatische* Streiter entgegen, die das Kreuz verabscheuen und als eine Entehrung Gottes betrachten. Der Eine, ewig lebendige Geist ficht in den Christen gegen die Mahomedaner, und in den Mahomedanern gegen die Christen.

In Luther, in den Protestanten erklärt der Eine, ewig lebendige Geist den Pabst für den Antichrist, d. i. für den Feind Gottes; in dem Pabst und in den Katholiken erklärt er, zu gleicher Zeit, Luthern und die Protestanten für Ketzer, d. i. ebenfalls für Empörer gegen Gott.

16.

Michael Ignaz Schmidt ist, meines Erachtens, ein treflicher Geschichtschreiber, den wir wohl nennen können, den wir nennen müssen, wenn uns Ausländer um unsere besten Geschichtschreiber fragen.

Aber ich weiß, daß sein Werth in einem Zeitalter und bey einem Volke nicht gehörig geschätzt werden kann, wo dicke Schminke für Schönheit, der Gang auf Stelzen für *Erhabenheit* und gewaltiges Klappern mit den Flügeln für *Adlerflug* gehalten wird.

Es ist wahr — und es ist zu bedauern — daß Schmidt den natürlichschönen Stil, worin er die ersten Theile seines Werkes

Werkes geschrieben, in den folgenden gar zu sehr vernachläßigt hat.

Es ist auch wahr, daß er, nachdem er aus dem einsamen Museum, wo er zu schreiben anfing, in eine große Residenz versetzt wurde, seinen Geist nicht rein von dem Einfluß der Hofluft zu erhalten wußte.

Seine Urtheile über die Reformation muß ich zwar verwerfen, aber vorwerfen kann ich sie ihm nicht, als ob er darin entweder Geistesschwäche oder Parteylichkeit bewiesen hätte. Seine Urtheile sind Ansichten eines sehr hellsehenden Kopfes, der aber nur darin irrte, daß er, indem er die Folgen der Reformation mit den guten Folgen verglich, welche die bloße Aufklärung der Geister ohne thätige Reform hätte haben können, als höchstwahrscheinlich, ja fast als gewiß annahm, diese guten Folgen würden, ohne Luthers Dazwischenkunft, entstanden seyn, da sie doch bloß möglich waren. Ganz andre, höchst schädliche Folgen der bloßen Aufklärung ohne thätige Reform waren eben so möglich, sie waren noch wahrscheinlicher, als jene guten. Jene Aufklärung der Geister war unter den höhern Ständen in Italien im funfzehnten Jahrhundert recht sehr verbreitet. Aber es ist bekannt, welche unglückliche Folgen daraus für die Moralität der höhern Stände in Italien und zur Unterdrückung der Völker entstanden waren.

17.

Seit mehreren Jahren habe ich fast keine Recension deutscher historischer Werke gesehen, die nicht mit der Bemerkung angefangen hätte, daß die Deutschen noch so arm an guten Geschichtschreibern wären; daß sie in diesem Fach der Literatur fast allen andern Nationen nachständen. Nachdem sie dieß beklagt, geben sie dann die Ursache an, warum die deutsche Literatur mit diesem Mangel behaftet sey. Dann folgt gewöhnlich ein, dem

Ansehn nach, tiefdurchdachter Unterricht, wie es derjenige anzugreifen habe, der einst der deutschen Nation auch auf diesem Felde Ruhm und Ehre erwerben wolle.

Junge Leute, die das Verlangen nach Celebrität beherrscht, lesen begierig solche Recensionen, aus welchen sie lernen können, was sie zu thun haben, um das erwünschte Ziel zu erreichen. Jene so schönen Unterricht ertheilenden historischen Recensionen haben vielleicht viele Hundert junge Genies entflammt, die sich jetzt im Stillen vorbereiten, um einst als Geschichtschreiber aufzutreten, und als solche einen noch viel höhern Rang zu erlangen, als ein Schmidt oder Müller erreichen konnten.

Glücklicher Jüngling, der einst ein Werk zu Stande bringen wird, von dem die Recensenten sagen werden, in ihm sey ihr Ideal eines vollkommenen historischen Kunstwerks realisirt!

Glückliche Leser, denen die Zukunft das köstliche Vergnügen, solche Werke zu lesen, vorbehält!

Glückliche Recensenten, die sich einst, wenn nun ein Geschichtschreiber hervortritt, der ihren Foderungen Genüge thut, werden rühmen können, er sey aus ihrer Schule hervorgegangen, durch ihre Lehren gebildet worden!

18.

Bey einer aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemischten Regierungsform könnte es nicht fehlen, daß nicht zu Zeiten der eine oder der andere Theil der Constitution zu viel oder zu wenig Gewicht bekäme. Wenn nun die Nation, die unter einer solchen Regierungsform lebte, aufgeklärt, wachsam und weise genug wäre, den Augenblick richtig zu beurtheilen, wo es dem einen oder andern Theil sein gehöriges Gewicht wieder verschaffen müßte; wenn sie folglich jetzt mehr die Monarchie, jetzt die Aristokratie, jetzt mehr die Demokratie unterstützte, je nachdem das Bedürfniß der Constitution das eine oder das andere erfo-

derte: würde man diese Nation der Veränderlichkeit zu beschuldigen befugt seyn? Dieser geübte, praktische Blick, der keiner theoretischen Regeln bedarf, und für den sich keine Regeln a priori erfinden lassen, würde vielmehr das Einzige seyn, was das Bestehen dieser Constitution verbürgen könnte.

Aber Wehe dem Volke, das, um eine etwas überschwer gewordene Schaale, es sey die monarchische, die aristokratische, die demokratische, wieder etwas leichter zu machen, zu rasch, zu leidenschaftlich verfährt, und die Schaale, der man gram geworden, alles ihres gebührenden Gewichts beraubt.

Es würde sehr lehrreich seyn, die Geschichte verschiedener Staaten, die in dieser Hinsicht, entweder mit jener Besonnenheit, oder mit dieser Raschheit zu Werke gingen, neben einander zu stellen.

19.

Seit den sechstausend Jahren ungefähr, da das Menschengeschlecht, als Bewohner unsers Planeten, mit sich selbst und mit seiner Geschichte bekannt ist, hat es die Oberfläche der Erde zu einer viel angenehmeren, gesunderen, schöneren Wohnung, als sie in ihrem ursprünglichen Zustande war, umgeschaffen; es hat die Erde gelehrt, schönere, gesundere, nahrhaftere, angenehmere Früchte zu tragen, als sie ihnen freywillig würde gegeben haben.

Die Menschen haben in diesen sechstausend Jahren tausend Künste erfunden, sich eine von Beschwerden befreytere, an Genuß reichere Existenz zu verschaffen.

Die Menschen haben Wissenschaften und Künste erfunden, über die, wie der Dichter sich ausdrückt, Engel erstaunen würden.

Alles dieß geschah in ungefähr sechstausend Jahren; ein sehr jugendliches Alter für eine Welt! Wer kann sich der Hofnung erwehren, daß in neuen sechstausend Jahren noch viel mehr geschehen werde?

Aber es ist die moralische Seite der Welt, welche die Hoffnung niederschlägt.

Was, frägt man, ist in jenen sechstausend Jahren für die Gerechtigkeit und für die Moralität gewonnen? und man antwortet: gar nichts.

Im Gegentheil, man behauptet sogar, in dieser Hinsicht sey die Welt schlimmer geworden.

Ich kann dieses *melancholischen* Glaubens nicht seyn.

Ich glaube vielmehr, daß auch schon jetzt für die Gerechtigkeit und für die Moral viel gewonnen sey.

Für die Gerechtigkeit. Die Ueberzeugung verbreitet sich immer mehr, daß Gerechtigkeit das Interesse aller sey; daß es mithin Verrath gegen sich selbst sey, nicht mitzuwirken, daß unparteyische Gerechtigkeit gegen jeden, den Mächtigsten, den Geringsten, gehandhabt werde. Es giebt schon Völker, bey denen man die Mittel kennt und anwendet, auch den vornehmsten, den mächtigsten Verbrecher zur Strafe zu ziehn, und hingegen auch den geringsten, den ärmsten gegen Unrecht zu schützen, ihm zu seinem Recht zu verhelfen. Diese Mittel können mit der Zeit bey allen Völkern eben so allgemein bekannt und angewandt werden, als jetzt Schiff- und Waarenversicherungen, Brandversicherungen, allgemein bekannt und üblich sind.

Für die Moral ist, dünkt mich, auch viel gewonnen, die Ueberzeugung nehmlich, die sich immer mehr verbreitet, daß Moralität (eine wahre, vernünftige nehmlich) das Interesse eines jeden Einzelnen sey. Die häufigen Beyspiele durch Immoralität zu Grunde gegangener oder in Verachtung gerathener Familien, wird Eltern, denen das Wohl ihrer Nachkommen am Herzen liegt, die Nothwendigkeit immer mehr einleuchtend machen, die moralische Bildung ihrer Kinder als den Hauptzweck der Erziehung zu betrachten. Sie werden aber auch durch

gehäufte Erfahrungen immer mehr überzeugt werden, daß die moralische Bildung nicht durch Vorsagen von Lehren und Pflichten, nicht durch Erzählungen von guten und bösen Handlungen, sondern durch frühe Angewöhnung häuslicher und geselliger Tugenden, vermittelst des Beyspiels selbst, der vor den Augen der Kinder unverhohlen handelnden Eltern zu Stande kommt.

20.

Wenn ein Wassertropfen seine individuelle Geschichte beschreiben könnte, so würde er vielleicht sich großer Dinge rühmen, die durch ihn geschehen wären. Er würde z. E. vielleicht erzählen, wie durch seinen Anstoß der Grundstein einer Schleuse oder eines Dammes fortgestoßen, und dadurch der Umsturz des Dammes oder der Schleuse und die Ueberschwemmung des dahinter liegenden Landes verursacht sey. In der That aber wäre dieser Grundstein durch das frühere Anstoßen und Eindringen von viel Millionen Tropfen seit Jahrhunderten aus seiner Lage gebracht, und grade in dem Augenblick, wie dieser letzte sich selbst rühmende Tropfen angestoßen, nicht mehr im Stande gewesen, sich zu halten.

Mit gleichem Rechte, wie dieser Wassertropfen in der Geschichte der Schleuse oder des Dammes, Epoche zu machen verlangen würde, macht der Name manches Helden, manches Patrioten, manches Aufklärers, Epoche in der Menschengeschichte.

Bemerkungen über Wortmengerey.

Daß unsere Sprache die einzige Gewährleistung, das einzige Unterpfand unserer Fortdauer als Nation noch ist, der einzige feste Punct, um den unser zerfallenes Vaterland sich noch zusammenfinden kann, ist schon vielfach bemerkt worden, und bedarf hier keiner weiteren Ausführung. Ist sie aber dieß, so liegt jedem ächt gesinnten Deutschen die Pflicht ob, nicht nur nach dem Maaß seiner Kräfte durch thätigen Anbau sie dem Ziel ihrer Vollkommenheit immer näher zu bringen, sondern auch alles Verderbliche, was durch vergiftenden Anhauch sie schänden oder gar zerstören könnte, sorgsam von ihr abzuwehren. Ein solches Verderbliches, das bisher zu wenig beachtet worden, wenn es schon der Sprache unmittelbar nach dem Leben zielt, ist das wilde, zügellose Einmischen fremder Wörter, das nun schon Jahrhunderte hindurch Gespräch und Schriften bey uns verunstaltet, beydes, unsern Geschmack und unsern Nationalsinn verwirrend, und durch lange Verjährung gleichsam Gesetzeskraft bereits gewonnen hat. Schon in einer eigenen Schrift versuchte ich, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken. Die folgenden Bemerkungen, die

sich an diese Schrift anschließen zwar, doch auch für sich bestehen, werden zu den dort aufgestellten Gründen vielleicht noch einige, nicht unwichtige hinzuthun und manches, nur leicht Berührte bestimmter auseinander setzen. Daher wage ich es, in einer Zeitschrift, der nichts Vaterländisches, am wenigsten die Sprache, fremd seyn darf, sie dem vaterländisch gesinnten Leser vorzulegen. — Daß die Sache selbst Aufmerksamkeit in hohem Grade verdient, wird Jeder leicht zugeben, der erwägt, daß die Literatur in der Sprache, als in ihrem Elemente lebt, und daß in einem verdorbenen, faulenden Elemente keine schöne Literatur, die dieses Namens würdig ist, gedeihen mag.

* * *

Wenn ich behaupte, daß das Einmischen fremder Wörter unsern Vortrag verunstalte und entehre, so möchte man mir zur Widerlegung das Beyspiel des Engländers entgegenhalten, der gleichfalls zwey Sprachen in einander mischt, ohne daß sein Ausdruck dadurch geschändet werde. Aber dieß Beyspiel ist für, nicht wider mich. Der Engländer, dessen Sprache mit einem Fuße auf der deutschen, mit dem andern auf der französischen ruht, und in die Farben beyder gleichmäßig sich gekleidet hat, nimmt französische Wörter allgemeines Inhalts in die erhabensten Erzeugnisse seiner Poesie unbedenklich auf. Sie gehören als Element, als wesentlich begründender Stoff, zu seiner Rede, und können sie demnach nicht entstellen; denn sie sind mit ihrem Ganzen in keinem Widerspruch. *) — Wir halten noch nicht, wo der Engländer

*) Eine buntgefleckte Marmortafel, welche die Farben in gleichen Massen, harmonisch mit einander abwechselnd, durchspielen, wird schön genannt, und mit Recht; denn sie hat Einheit in ihrer Mannigfaltigkeit. Eine weiße dagegen, der hie und da und ohne Ordnung vereinzelte Flecke anhaften, verachtet man, weil diese Flecke die Einheit, und mit dieser die Schönheit des Ganzen vernichten. —

hält. Unsere Sprache hat sich mit der französischen noch nicht zur Einheit verschmolzen. Die Elemente beyder stehen noch abgesondert und ohne Verbindung einander gegenüber. Jeder Deutsche fühlt das, und eben dieß bey Jedem lebendig rege Gefühl ist es, was allen französischen Wörtern, vornehmlich der erwähnten Classe, als widerartigem, zur Sprache durchaus nicht gehörigem Aftergute eine Färbung des Unedlen, Gemeinen mittheilt, die durch kein Geschwätz sich hinwegvernünfteln läßt. Sind, wie mancher Stumpfgewordene uns gern überreden möchte, solche Wörter in unserer Sprache eben so reinen und edeln Gehalts, als in der englischen, so löse mir, wer kann, das Räthsel: warum der englische Dichter sie zwar wohl als sein natürliches Eigenthum verbrauchen darf, aber nicht der deutsche? warum sie nur die deutsche, und nicht auch die englische Poesie verunstalten?

Diese Erscheinung, daß die fremden Formen in unsre Poesie nicht eingehen wollen, setzt unsere Kunstrichter in sichtbare Verlegenheit. Der eine räth, um sie zu erklären, auf dieß, der andere auf jenes. Keinem fällt ein, was am einfachsten ist und ganz nahe liegt: weil sie außer der Sprache stehn; weil sie als widerartige Theile von ihrem Ganzen ab-

---

In der englischen Sprache, welcher die französische der natürliche Quell ist, aus dem sie sich befruchtet, ist jedes neue französische Wort, das sie etwa aufnimmt, so edlen Ausdrucks, daß es, wenn anders sein Inhalt es verstattet, sogleich für die höchste Poesie sich eignet. Eben so bey uns jedes gut geprägte neue Wort, daß wir aus unserm natürlichen Quell, dem heimathlichen, uns schöpfen. Aber ein deutscher Dichter versuche einmal nicht etwa ein neues, nein, ein schon sehr gebrauchtes französisches Wort, sey es auch des reinsten, poetischen Inhalts, Magnanimität, z. B. oder Animosität oder Deität, einem bedeutenden Gedichte einzuflechten! Wem leuchtet hier der große Unterschied nicht ein, der in Hinsicht auf den Gebrauch fremder Formen zwisch:n beyden Sprachen statt findet?

fallen, und eben dadurch einen schlechten, fehlerhaften Ausdruck sich angewinnen müssen und wirklich angewinnen; weil sie die Einheit, und mit dieser die Schönheit des Vortrags zerstören. Die Poesie geht aber, nicht bloß in der Bildung und Anordnung ihres Stoffs, sondern auch in der Bekleidung desselben ausschließend dem Schönen nach; daher sie mit dem einheitzerstörenden Unrath nichts anzufangen weiß. — Freylich, beantworteten sie sich die Frage auf diese Weise, so könnten sie nicht wohl umhin, fortzufahren: Was als einheitzerstörend den Vortrag in der Poesie schändet, das muß als einheitzerstörend den Vortrag auch in der Prosa schänden. Was in der Poesie dem Schönen entgegenwirkt, das muß auch in der Prosa dem Schönen entgegenwirken; — und eine solche Folgerung taugt etwa nicht in ihren Kram.

*
* *

Wir machen, sagt man, unsere Sprache durch Verdrängung ausländischer Bezeichnungen muthwilligerweise arm. — Dieser Einwurf ist in meiner Schrift über Wortmengerey schon beantwortet worden. — Barbarische Mißformen sind kein wahrer Reichthum. Unmöglich kann, was eine Sprache schändet, was als eingeschobenes, ganz und durchaus widerartiges Aftergut von selbst sich von ihr scheidet, für ächten Gewinn derselben gelten. Besser unstreitig eine ehrenvolle Armuth, (die bey sorgfältiger Benutzung eigenes Besitzthums so drückend nicht befunden werden dürfte,) als ein solcher schnöde zusammengebettelter Ueberfluß; besser, weniger gesagt und gut, als mehr und schlecht.

Wie wenig wir selbst fremde Wörter für unser Eigenthum, für etwas, das wirklicher Theil der Sprache wäre, anerkennen, beweißt schon der Umstand, daß wir bey Würdigung

unsers Reichthums solche Nothpfennige in Anschlag zu bringen uns schämen würden.

Ich sage Nothpfennige. Denn eine in ihrem Inhalt und in ihrer allgemeinen Form tadellose zwar, aber durch ungeregelte Wortmischerey entstellte Schrift gleicht einem Prachtgebäude, dem man, weil etwa die Zeit drängte, zwischen seinen bereits fertigen, marmornen Säulen, hie und da und ohne Ordnung eine hölzerne eingeflickt hat, um in der Eile die noch offenen Lücken nothdürftig zu verkleiden. Ein solches Gebäude mag in seiner Anlage schön, in einzelnen Theilen vortrefflich sogar seyn: ein vollendetes Kunstwerk kann es nicht heißen. —

Wörter, wie Kloster, Mönch, Fenster, Bischof, Tafel, 2c. die sich der Natur unserer Sprache angeähnlicht haben, und ganz in den Strom derselben geflossen sind, sind unser wirkliches Eigenthum geworden, und wir können sie keck den französischen cloitre, moine, fenêtre, évèque, table, 2c. entgegenstellen. Aber wer würde über den Deutschen nicht lachen, der dem Einwurf des Franzosen: Ihr habt in eurer Sprache keine Zeichen, die unserm piquant, choquant, intéressant, raisonnement, nuance, austérité, orienter, 2c. entsprächen, mit der Antwort begegnete: Wohl haben wir dergleichen. Wir sagen: interessant, choquant, piquant, Nuance, Raisonnement, Austerität, orientiren; 2c.!

Daher auch Zeichen der ersteren Classe in einem deutschen Wörterbuch durchaus nicht fehlen dürfen. Ueberging Campe sie in dem seinigen, so lieferte er der Nation ein unvollständiges, lückenhaftes Halbwerk, das nicht den ganzen Reichthum der Sprache umfaßte. Aber Niemanden ist es meines Wissens eingefallen, ihn zu tadeln, daß er Zeichen der letzten

Art durchgängig ausschloß. Natürlich: weil jeder Deutsche lebhaft fühlt, daß solche Zeichen zur Sprache nicht gehören.

Seltsam allerdings, daß wir noch immer deutsch zu schreiben wähnen, wenn wir unsre Schriften mit Worten überklecksen, von denen wir selbst eingestehen müssen, daß sie nicht Eigenthum unserer Sprache sind! Doch freylich a potiori fit denominatio, — und ein mit Kalk und Staub und Schmutz besudeltes, jämmerlich zerkratztes und zerfetztes Gemählde bleibt ja noch immer ein Gemählde! Nannten doch die Schmierer der menantischen Periode ihr scheusliches Gemengsel auch noch Deutsch!

Und solcher — Plunder, der als zum Ganzen nicht gehörig, ins Ganze nicht eingreifend, aus unsrer Sprache sich selbst ausstößt, sollte Reichthum derselben im Ernste heißen können! Der Papierstreif, mit dem ich in der Eile eine gesprengte Scheibe verklebe, sollte wirklich für einen Theil des Fensters gelten dürfen! er sollte es zieren, nicht entstellen für jeden gesunden Sinn! —

Noch dieß. Wenn jener eben angeführte Einwurf des Franzosen gegen einen Engländer fiele, und dieser wie der Deutsche antwortete; wenn er Wörter, wie die bemerkten, für ächt englisches Gut erklärte, so würde Niemand ans Lachen denken. Woher wohl dieser Unterschied? Woher anders, als weil die englische Sprache eine mit der französischen zu Einem Ganzen verflossene Mischsprache, die deutsche hingegen eine unvermischte Ursprache ist? Die englische Sprache ist ohne ihre französischen Bestandtheile nicht denkbar; und ein englisches Wörterbuch, eine englische Grammatik, in welchen diese Bestandtheile fehlten, würde kein englisches Wörterbuch, keine englische Grammatik mehr seyn *).

*) In der englischen Sprache sind alle französischlateinischen Wörter das.

Wo ist neben der unsrigen noch die zweyte gebildete Sprache, die zu den wichtigsten Allgemeinbegriffen: Pietät, Magnanimität, Pusillanimität, Bonhommie, Arroganz, Animosität, etc. zu Begriffen, die nicht wissenschaftliches oder gelehrtes, sondern rein menschliches Inhalts sind, Wörter gebrauchen dürfte, von denen sie sagen müßte: sie gehören nicht mir; sie sind erborgtes Fremdlingsgut, das, so lange ich bleibe was ich bin, nie mein eigen werden kann?

* * *

Im Englischen, als einer Mischsprache, in der zwey Reden zur Einheit zusammenflossen, stehen die französischen Wörter nicht außer, sondern als wesentliche Bestandtheile in der Sprache. Sie sind den deutschen, mit denen sie sich seit Jahrhunderten verschmolzen, an Rechten, — und folglich auch an Reinheit des Gehalts völlig gleich.

Im Römischen dagegen stehen die griechischen Formen (Wörter, wie comissari, propinare, stomachari, stomachus, triumphare, etc. ausgenommen, die mit unserm Kirche, Tafel, Bischof, Zirkel, und anderen in Eine Classe gehören;) — eben wie bey uns die französischlateinischen, wenn schon nicht ganz so grell geschieden, dennoch außerhalb der Sprache; und dieß Heraustreten aus dem Ganzen haucht im Römischen den griechischen Fremdlingen, wie im Deutschen den französischlateinischen, eine gemeine, entedelnde Färbung an, die den Feingestimmten schnell als widrig und schlecht anspricht. Denn unter gleichen Umständen begegnen sich in ihren Haupterscheinungen alle Sprachen. Man denke sich z. B. das zelotypia im Virgil. Es würde seine Aeneis nicht min-

was die Wörter, Kloster, Mönch, Bischof, Fenster, Tafel, etc. in der unsrigen sind.

der, als etwa die Wörter Calamität, Discrepanz, Eloquenz, Pusillanimität, Religiosität, ꝛc. Klopstocks Messias verunstalten. — Der Römer fühlte lebhaft dieß Entedelnde im Ausdruck griechischer Formen; und eben weil er es lebhaft fühlte, gab er ihnen, mit wenig Ausnahmen, nur zu den Außenwerken der Sprache, nicht zu dem Innern derselben den Zutritt frey; er verstattete ihnen nur, und auch dieß sehr bedingungsweise besondere oder sinnliche Begriffe, auch wissenschaftliche, die blos für den Verstand gehören, zu bezeichnen, nicht allgemeine, die auch zu der Empfindung sprechen, anzudeuten *).

Dies that der Römer in einer beschränkten, störrigen, unbildsamen Sprache. Wäre diese ihrer Natur nach so reich, so gefügig, so bildsam gewesen, wie die unsrige: er würde in diesem Punct wahrscheinlich noch ungleich behutsamer, umsichtiger, strenger zu Werke geschritten seyn, als er wirklich gethan.

* *
*

Man denke sich die Sprache als ein Gewebe: so sind die Wörter die Fäden desselben. Wie die Fäden durch die Kunst und das Werkzeug des Webers, der sie auf eine bestimmte Weise verschränkt, zusammenfügt und ineinander greifen läßt, so werden die Wörter durch die grammatischen Formen (Ableitungssylben, Biegungssylben; ꝛc.) die ihnen erst Bedeutung geben, und

---

*) Einer unserer berühmtesten Aesthetiker, um den Unterschied zwischen Allgemeinbegriffen und besonderen seinen Lesern recht sinnlich fühlbar zu machen, bedient sich eines breit ausgesponnenen Gleichnisses, in dem er sie, sehr geschmackvoll! als Chapeaux und Dames einen Wechseltanz aufführen läßt. Ob die Chapeaux allgemeine und die Dames besondere Begriffe, oder umgekehrt, vorstellen, erinnere ich mich nicht mehr. — Dem Verfasser mag, nachdem ihm dieser sinnreiche Einfall gekommen, das Herz geschlagen haben, „wie einem Alexander nach einer gewonnenen Schlacht“.

Zusammenhang, zu einem geordneten Ganzen verarbeitet. Jedes Zeug erheischt seine eigenen Fäden und seine eigene Art der Verarbeitung, wie jede Sprache ihre eigenen Wörter und ihre eigenen grammatischen Formen. Ein fremdes Wort und eine fremde Form in unserer Sprache sind also völlig das, was auf einem sammtenen Kleide ein kattunener Fetzen seyn würde, und umgekehrt. —

Wozu denn nun das Geschrey über ein schlecht gebildetes, von einem Stümper *etwa aufgebrachtes neues* d e u t s c h e s Wort, wenn wir ausländische Wörter, die nach den Gesetzen unserer Sprache nicht anders als schlecht gebildet seyn können, zu ganzen Haufen unbedenklich zulassen? Ein schlecht gebildetes deutsches Wort hat doch eine Form; ein ausländisches ist für uns gänzlich formlos. Wozu überhaupt das Eifern gegen Sprachfehler, da jedes ausländische Zeichen ein Sprachfehler, und nach den Regeln unserer Grammatik eine scheußliche Mißgeburt ist?

Es scheint seltsam, fast widersprechend, daß unsere Grammatiker und Kritiker auf einer Seite über jedes neugeprägte, ächt deutsche Wort, selbst dann, wann es richtig gebildet ist und seinen Inhalt rein und unzweydeutig ausspricht, das wildeste Geschrey erregen, — während sie auf der anderen kein Bedenken tragen, auch die widerwärtigsten Prägungen des Auslandes, als ächte Münze von gutem Schroot und Korn, ungehindert durchzulassen.

Herr S c h w a b, der kein Freund ist des immer weiteren Fortschreitens der Sprache und ihrer Entwickelung aus sich selbst, sagt in seiner bekannten P r e i s s c h r i f t: „Was wird unsre Religion, unsre Sittenlehre, unsre Gesetzgebung, unsre Physik und (daß ich ja den Hauptpunct nicht vergesse, um den sich jetzt die europäische Staatskunst dreht;) was wird unser Handel dabey verlieren, wenn wir nicht so viel neue Wörter,

so gezwungene Ableitungen, so ungeheure Zusammensetzungen und so gesuchte Wendungen mehr machen?“ Und indem er gegen neue deutsche Zeichen so eifernd sich auflehnt, überschwemmt er seine Schriften mit lateinischfranzösischen! „Herr Wieland, bemerkt er, sagt in seiner Clelia und Sinibald, Entknotigung des Romans. Das Wort hat Analogien für sich, wie Entschädigung, Entsündigung. Aber ist auch der Geschmack damit zufrieden? Lautet es nicht barbarisch?“ — Barbarischer doch wohl nicht, als: Gout an Einem finden, supponiren, ein commercirendes Volk, eine curiöse Reflexion, eine monströse Geburt, ꝛc. Entknotigung widersteht nicht durch fehlerhaften Ausdruck der Poesie. Aber würde Wieland wohl Gout, oder commercirende Völker, oder supponiren, oder curiöse Reflexionen, oder monströse Geburten in sein Gedicht haben aufnehmen können, ohne es auf das eckelhafteste zu schänden? Und ich dächte, im Vortrag gälte der innere Gehalt der Wörter doch noch mehr als ihre Form, die Seele doch noch mehr als der Körper! In einem mißgebauten einheimischen Worte ist nur der Körper, in einem fremden beydes, der Körper und die Seele schlecht.

* * *

Wenn in unserer Sprache die fremden Wörter für die Poesie (ich nehme ein gemildertes Verhältniß an,) von sechsmal schlechterem Gehalt sind, als in ihren Grundsprachen, so läßt sich mit Recht behaupten, daß sie für die Prosa dort um drey Grade wenigstens tiefer stehen, als hier. Und mit solchem Auswurf schämt man sich nicht, selbst die edelsten Erzeugnisse unserer schönen Literatur zu beflecken! Man schämt sich nicht, unsere Prosa mit dem muthwilligsten Leichtsinn um drey Grade niedriger zu stellen, als die Prosa der Ausländer!

Es ist eine unaussprechlich unangenehme Empfindung, wenn

man in Goethens klarem, heiterem, perlenmildem Vortrag, umschmeichelt von den Wellen dieses krystallreinen Meeres, plötzlich auf Apprehensionen und Intentionen und Discrepanzen und Indignationen und Discretionen und Inconsequenzen, rc. stößt. Man fährt auf, wie wenn man an einem geliebten Busen von einer nachläßig gehefteten Nadel unerwartet sich geritzt fühlt.

* * *

Bey den Worten im Horaz:

Et nova fictaque nuper habebunt verba fidem, si Graeco fonte cadant, parce detorta.

bemerkt Wieland: „Was Horaz hier den Römern erlaubt, haben sich die Italiener, Franzosen, Engländer ebenfalls erlaubt gehalten. Und nur uns Deutschen sollte es verboten seyn? Als ob unsere Alten nicht einmal Barbaren gewesen wären, wie Andere!“

Es verdient denn doch wohl kein Lob, wenn die Nachkommen den alten Rost der Barbarey, dem die Jahre größtentheils durch Umbildung sein Widriges genommen hatten, mit frischem, hart und grell vortretendem aufs neue zu überziehen rastlos geschäftig sind.

— „Und als ob jemals die Sprache eines rohen Volkes ohne fremde Hülfe hätte gebildet und bereichert werden können!“

Was die noch rohe oder unmündige Nation von fremdem Gute: Schule, Leyer, Natur, Tafel, Fieber, Flöte, rc. sich und der Sprache angenommen, soll dieser unverkümmert bleiben. Nur die Schwärme wünscht man abzuhalten, die der schon längst mündig gewordenen von allen Seiten zugeschleppt werden.

Horaz setzt hinzu:

— dabiturque licentia sumta pudenter.
Wenn diese Freyheit mit Bescheidenheit
Genommen wird.

Und diesem Gebot der Bescheidenheit haben Römer und Italiener und Franzosen, ja selbst die Engländer, *) auch wirklich so streng und mit so zartem Gefühl der Schicklichkeit sich gefügt, daß man sich in der That wundern muß, sie in der angeführten Stelle als Sachwalter der deutschen Unbescheidenheit auftreten zu sehen. Wir haben, was bey jenen Völkern nur durch die höchste Noth begründete Ausnahme war und ist, mit dem ganzen Dumpfsinn des Ungeschmacks zur Regel erhoben!

* * *

Eingebürgert nennen wir den Fremdling, der mit den

*) Wieland kann nur meynen, daß Franzosen, Italiener, Engländer von den Römern geborgt haben. Aber Franzosen, Italiener, Engländer borgen von den Römern nur unveränderte Wörter, wie sensorium, pater, deficit, hiatus, factum, in octavo, alibi, ꝛc. Alles Uebrige ist ihr rechtmäßiges, natürliches, wirkliches Eigenthum; daher sie es auch ohne Unterschied in Poesie und Prosa, im höchsten Vortrag wie im gesenktesten verbrauchen können. Die französische Sprache hat das Wort protervité nicht; doch, wenn sie es aufnähme, würde es sogleich ein eben so gutes, ächt französisches Wort, reines poetisches Gehalts seyn, als etwa magnanimité, verité, animosité, ꝛc. oder als ein ungeprägtes, regelmäßig gebildetes deutsches Wort ein ächt deutsches ist. Denn es wäre mit der Masse der Sprache völlig gleich geartet; es stünde mit derselben in keinem Widerspruch. Nicht also Wörter, wie concentus, ingenium, fatum, habitus, ꝛc. deren widerartiger Bau, so wie ihr fehlerhafter Ausdruck — wie möchten solche Unformen wohl je in die Poesie eingehen? — sie von dem Ganzen auf das bestimmteste ausschließen. Bey uns steht alles Fremde, das der Poesie sich weigert, außerhalb der Sprache, es mag geschwänzt seyn oder nicht.

Eingeborenen des Landes, in dem er sich angesiedelt, völlig gleicher Rechte sich erfreut. So können demnach nur diejenigen abheimischen Wörter wirklich eingebürgert heißen, die überall da stehen dürfen, wo die deutschen stehen, d. h. die des oft erwähnten, fremden Formen anhaftenden fehlerhaften Ausdrucks durch lange Verjährung sich dergestalt abgethan haben, daß sie, wie ächt vaterländische Zeichen, ohne Unterschied für Prosa und Poesie brauchbar sind. (Es versteht sich, daß ich von solchen Wörtern spreche, deren Inhalt sie für die Poesie tauglich macht: in welche Classe der ganze Schwarm der Allgemeinbegriffe zu bringen ist. Die wissenschaftlichen, die bloß den Verstand ansprechen, nicht die Empfindung oder die Phantasie, begründen eine Classe für sich). Alles Uebrige, mag es mißbräuchlich in Schriften auch noch so häufig herumgehn, ist nicht Theil des Ganzen, und gehört, als von dem Körper der Sprache abgeschnitten, weder in ein deutsches Wörterbuch, noch in eine deutsche Synonymik. Man begreift nicht, wie Wörter, wie delicat, Enthusiasmus, Scrupel, Faction, Affect, frugal, Attitude, Humanität, curiren, Conjectur, Figur, Naivetät, Interesse, *interessant*, Insurrection, injuriiren, brutal, Nuance, rc. zu der Ehre kommen, in Eberhards bekanntem Werke als deutsche Wörter aufzutreten. Sollen diese Formen wirklich für deutsche gelten, so ist offenbar keine Scheidewand mehr zwischen Deutsch und Französisch, und wir mögen dann nur immer den ganzen ekelhaften Wust unsers gesellschaftlichen Geplauders, d. h. den gesammten französischen Wortschatz in unsre Wörterbücher eintragen, und so unsre Sprache nicht mehr für eine deutsche, sondern, wie die englische, für eine deutschfranzösische erklären. Was wirklich eingebürgert heißen soll, muß an einem inneren Merkmale als eingebürgert anerkannt

werden. Ein solches inneres Merkmal ist die wächserne Nase Unentbehrlichkeit genannt, mitnichten *). Nuance, Interesse, delicat, Humanität, rc. sind nicht mehr deutsche Zeichen, als Naissance oder Malheur oder persécutiren oder Oreille oder Orgueil oder affrös oder terribel oder execrabel; rc. denn sie sind völlig so schlechtes Ausdrucks, als diese. Alle diese Wörter stößt die Dichtung, ihres an sich untadelhaften Inhalts ohnerachtet, mit gleichem Ekel von sich. Wer möchte im Epos oder im höheren Drama von Nuancen und Interessen und Delicatessen und Humanitäten wohl reden? Unter den Formen in tät und iren kann keine einzige für eingebürgert gelten. Ihre gemeine Färbung entfernt sie gesammt aus dem Bezirk der Poesie. Religion dagegen hat wirklich Bürgerrecht, weil die Dichtung es zuläßt:

Wenn ich nicht zu sinkend den Flug der Religion flog; —

Klopstock.

Schon dann schreckte das Graun der Religion das verzagte Landvolk; schon dann bebt' es dem Wald' und Felsen mit Ehrfurcht.

Voß.

Uebrigens spielt auch hier die Laune des Gebrauchs ihr Spiel. Oft ist ein Wort für eingebürgert zu achten, dessen nächster Verwandter ganz außer der Sprache steht. So religiös. Man denke sich dieses Wort in Klopstocks Messias! Voß wagte Ruin:

Je erschöpfter an Habe sie sind, je eifriger alle
Streben sie bald den Ruin des gesunkenen Volkes zu bessern.

---

*) Ein Schuster oder Schneider, der in einer Stadt als Fremdling sich aufhielte, würde, wenn dort nur wenige seines Handwerks wären, gleichfalls sehr nützlich, ja gewissermaßen unentbehrlich seyn. Könnte er deßwegen ein Eingebürgerter heißen?

Ruinirt würde er sich nie erlaubt haben. Pomp, Tumult, Galopp ist gut. Pompös, tumultuiren, tumultuarisch, galoppiren, schlecht.

Es ist zu bemerken, daß die Wörter Religion, Ruin, Pomp, Tumult, Galopp Nennwörter; religiös, ruinirt, pompös, tumultuarisch, tumultuiren, galoppiren dagegen Beywörter und Zeitwörter sind. Vergl. über Wortmengerey, S. 48.

Auch stören Wörter, wie Pomp, Tumult, *c. die grammatische Einheit nicht, weil sie uns für Wurzeln gelten können, etwa wie Rad, Pferd, Buch, *c. welches mit ihren fremdbeschwänzten Ableitungen nicht der Fall ist.

* * *

Ob die Begünstiger der Sprachverwirrung, die gegen Andersdenkende mit den Ekelnamen Pedant, Purist so freygebig sind, auch den — ich will nicht sagen, geübten Kunstkenner, nur den rein und gesund fühlenden Kunstfreund, den in Einem Gemählde ein unordentliches Gemisch von schmutzigen Oelfarben und Pastelfarben und Wasserfarben widrig anekelte, und der seine Empfindungen ohne Rückhalt laut werden ließe, einen Pedanten oder lächerlichen Puristen zu schelten den Muth wohl haben möchten, — weil man ja auch an diesen Mischmasch sich gewöhnen könnte?

Der verdorbene berninische Geschmack ist Ein ganzes Jahrhundert hindurch in der Bildhauerey an der Tagesordnung gewesen. Die Sinne hatten sich an die Verzerrungen desselben wirklich gewöhnt, und was in seinem Wesen schlecht war, fand man schön, vortreflich sogar. Blieb es deßhalb minder schlecht und verwerflich? Und waren sie Pedanten, die Männer, die zuerst auf das Verschrobene, Unnatürliche dieses Stils

aufmerksam machten, und den verirrten Kunstsinn auf bessere Wege zu lenken versuchen?

*　　*
*

Der Franzose hat, wenn er schreibt, alle Classen seiner Nation mehr oder minder vor Augen. Er bedient sich daher einer Sprache, die Allen verständlich ist. Wer ist der größere Pedant? der darauf dringt, daß für Alle eine Allen faßliche Sprache gebraucht werde? oder der in Schriften, die auch für das andre Geschlecht bestimmt sind, mit Individualitäten und Qualitäten und Quantitäten und Reflexionen und Modificationen und Tendenzen und Potenzen und Identitäten und Objectivitäten und Subjectivitäten und Differenzen (Autochthonen und Agrypnie hat Wieland sogar in den — Grazien!) und Idiosyncrasien und Autonomien der Vernunft und deutschen Philokalien und Philomathien und Krokylegmen und Prototypen und Autopsien, 2c. um sich wirft? Man denke sich die steifen, barbarischen Formen in dem Munde eines feingebildeten Frauenzimmers!

Ich erinnere mich, daß in meiner Gegenwart, die auch als geistreiche Schriftstellerin bekannte Erzieherin K. R... auf Veranlassung des von dem Naturforscher Alexander von Humbold gebrauchten Wortes Frondosität sich mit Empfindlichkeit äußerte über die Unart deutscher Gelehrten, die ihren nicht für Einzelne, sondern für die Nation geschriebenen Werken so häufig Ausdrücke einflöchten, zu welchen auch dem gebildetsten Weibe der Schlüssel fehlte, — gleichsam als ob Weiber und überhaupt Ungelehrte nicht mit zur Nation gehörten!

Bey dem Herdern entfallenen Worte Epigenesis bemerkt Campe: „Das hier gebrauchte Wort Epigenesis versteht kein Deutscher, der nicht Griechisch gelernt hat, wenn er übrigens auch noch so gebildet ist. Warum also nicht lieber, wenn

in unserer Sprache sich nicht gleich ein Wort dafür finden lassen will, die Sache durch Umschreibung ausgedrückt, etwa durch Bildung durch Zuwachs von außen? Fünf verständliche Wörter sind doch auf jeden Fall besser als Ein unverständliches“. Er hätte von dem Hauptplasma der Organisation; von der Semiotik der Seele; von dem genetisch wirkenden Miasma der Veränderung; von der Physiognomik, die weder eine Etho- noch Technognomik ist; von den mancherley einander auflösenden Staminibus, die nöthig waren, ehe unsere Luft, unser Wasser, unsere Erde hervorgebracht werden konnte; von der Krone der Organisation, dem Menschen, der als Microcosmus auftrat; von der Perfectibilität und Corruptibilität unsers Geschlechts: von dem Menschen, der Anthropos ist; von dem Spiritualismus der Seele; von dem Reich des Ungeborenen, das die große Hyle ist, in welche kein menschliches Auge reicht; von der Wirkung der Seele, die hienieden kein Analogon hat; von dem practisch seine Rechte behauptenden Kakistokratismus; von der Hodopädie, die den Engländern zu mangeln scheint; von dem Concentus und der Melodie der lebendigen Kräfte; von dem Habitus, zu welchem die Natur das Geschöpf bestimmt; von dem größeren Cerebellum; von dem Haupttypus des Gehirns; von dem feiner efflorescirenden Baume des thierischen Rückens; rc.*) Aehnliches erin-

*) Welch ein sonderbarer Stil! Man muß gestehen, daß bey uns die Ehre, ein guter Schriftsteller zu heißen, sehr wohlfeilen Kaufs zu haben ist.

nern können. S. 130, (Ideen zur Philosophie der Menschheit, Th. II.) erklärt Herder sogar einen deutschen Ausdruck durch den griechischen, das Verständliche durch das Unverständliche: „Aerzte und Philosophen haben daher schon ganze Sammlungen von eigenthümlich sonderbaren Empfindungen, das heißt, Indiosynkrasien, gegeben, die oft so seltsam als unerklärlich sind“ *).

Im Ernst, kann das Schreiben auch noch eine Kunst seyn, wenn der Schriftsteller, wo der Ausdruck dem Gedachten nicht eben schnell genug folgen will, aus allen Sprachen Wörter und Zeichen zusammenzuschleppen das Recht hat oder sich nimmt? Andern gebildeten Völkern gilt es für eine der einfachsten Regeln der Kunst, daß der Schreibende, was er der Nation zu sagen hat, mit den Worten ihrer, und keiner andern Sprache, sage. Wer sich das nicht zutraut, der enthält sich des Schreibens gänzlich.

Zwar auf Kunst im Vortrag scheint Herder überhaupt nur wenig gegeben zu haben. Er gehörte zu den Schriftstellern, von deren einem Voß bemerkt: „Ihm war ein hephästisches Kunstwerk, sobald er an schmiedende und ausbildende Cyklopen dachte, nicht weniger anstößig, als einem meiner Bekannten ein Violinsolo von Lolli, weil er den Gedanken, nicht nur an die Mühe des Satzes und des Einspielens, sondern an Holz, Schafdarm und Roßhaare nicht abwehren konnte. Er selbst, seiner Regel getreu, rühmte sich gern, daß er, ohne ein Wort auszustreichen, hinschriebe, und hörte dafür von einem nicht hinschreibenden Freunde: Aber wie schreibst du auch?“

Seltsam übrigens, daß bey diesem buntscheckigen Stil Herder (Ideen zur Philosophie rc. Th. II. S. 238.) ganz trocken versichert: „Die Sprache unsers Vaterlandes sey nie, wie andre, mit fremden Sprachen vermischt worden!“ —

*) Auch bey Lavatern findet man häufig diese Sonderbarkeit, deutsche Wörter durch fremde zu erklären: außer Fassung bringen, (déconcertiren;) der Einzige, (unique;) was sie als einen großen Gewinn der neuen Ordnung ausstellt, (affichirt;) mehr rohes als ungerechtes (malhonnettes) Betragen; durch fränkische Eingebung, (Inspiration;) In dieser sollst du Gottes Dienerin, Stellvertreterin (Repraesentantin) verehren; eine einzige, öffentliches Aufsehen erregende (éclatante) Handlung. — Wiewohl

Der Professor auf seinem Lehrstuhle, der voraussetzt, daß seine Zuhörer des Griechischen und Lateinischen kundig sind, mischt der Bequemlichkeit wegen, vielleicht auch um hie und da Einiges genauer zu bestimmen, seinem gewöhnlich überschwänglich geschmacklosen, schlottrigen Vortrag unbedenklich Lateinisch und Griechisch ein. Die Schüler nehmen in den Jahren, wo die Seele jedem Eindrucke sich willig öffnet, die Unsitte des hochverehrten Meisters begierig auf; und wenn sie späterhin als Schriftsteller auftreten, sprechen sie zur Nation, wie dieser zu ihnen gesprochen hatte. — Oder bin ich etwa der erste, der die Bemerkung macht, daß man unsern Gelehrten bis in ihr spätestes Alter den Studenten anwittert? daß ihre Bücher fast durchgängig fingerdick der Schulstaub überzieht? An dem Inhalt kann die Schuld nicht liegen. Gelehrsamkeit giebt es bey allen gebildeten Völkern; pedantische Gelehrsamkeit nur bey uns.

In einer Beurtheilung des vossischen Homers, die bey ihrem Erscheinen Aufsehen erregte, stehen folgende Worte: „Ich wenigstens mag die Zeit nicht sehen, wo die Sprache meiner Lieblingsdichter, wo auch die Ihrige, ja Klopstocks Dichtersprache selbst obsolescirt, oder gar zu gemeiner Prosa herabgesunken seyn wird, und die Musen und Grazien, wenn sie anders noch etwas mit unsern Nachkommen zu schaffen haben wollen, aus Vossens Homer deutsch reden lernen werden.“

Man frage einen gebildeten Mann aus der oberen oder mittleren Classe, einen Forstmann etwa, oder einen Kaufmann, der die Literatur zwar liebt, aber ohne Kenntniß des

---

er manchmal auch umkehrt: Daß die Revolutionnairs äußerst inflammabel sind, das heißt auf Deutsch: entflammbar, feuerfangend, schnell auffackelnd. Lauter — Pedantereyen, von denen andere Nationen auch nicht einmal einen Begrif haben.

Lateinischen ist, ob er das Wort obsolescirt verstehe? Er wird mit Nein! antworten.

Man thue dieselbe Frage an ein gebildetes Frauenzimmer aus eben diesen Classen, und man wird eine gleiche Antwort erhalten.

Für wen mögen unsere Schriftsteller denn wohl schreiben?

Man gebe diese Stelle einem Fremden, etwa einem Franzosen, der deutsch spricht, zu lesen, und sage ihm, daß wir für diesen Begriff die guten Wörter veraltet, verjährt, verwittert, verrostet, verschollen besitzen: er wird nicht begreifen, wie ein geschmackvoller Mann, statt des edleren deutschen Ausdrucks, der allgemein verständlich ist, sich zu bedienen, lieber nach einem lateinischen hascht, von widerartigem Bau, und der von zwey Dritteln seiner Leser unverstanden bleibt.

Leider, ein handgreiflicher Beweis dessen, was ich (über Wortmengerey S. 26) von der unglaublichen — Verwöhnung unserer Schriftsteller bemerkt. Offenbar steht hier das Wort obsolescirt nicht, weil es dem Verfasser das bessere dünkte, sondern weil es ihm, als von der Schule her, geläufig, ungesucht in die Feder eben rannte.

Bey anderen Völkern muß der Schreibende die Sprache nehmen, wie sie ist; er darf aus dem Kreise, den ihre eigenthümliche Natur um sie hergezogen, nicht heraustreten. Bey uns flickt sich Jeder aus fremden Lumpen sein eigenes Kauderwelsch zusammen, mit dem er die Geburten seines Geistes behängt. Und das nennt man Deutsch schreiben, — und plaudert dann wohl noch gar von Stil, von Reiz des Vortrags und der Einkleidung. Als ob, wo Kauderwelsch ist, vom Stil auch nur die Rede seyn könnte!

Wie würde in Frankreich der Schriftsteller wohl angesehen

werden, der mit seinen vermischten Lesern von philocalie und philomathie und agrypnie und krokylegme und épigénèse und kakistokratisme und hylé und anthrope und autonomie de la raison und frondosité und obsolétude *) zu schwatzen sich erlaubte! der den Gebrauch dieser Wörter (wie es wirklich bey uns geschieht!) zu rechtfertigen vermeynte durch die Bemerkung: die Muttersprache habe ja *keine Zeichen*, die die griechischen und lateinischen *erschöpfend ausdrückten*! Wie würde durch beißenden Spott und brausendes Gelächter der Unmuth über die so scheußlich entweihte Rede sich Luft machen!

Wir Deutsche sind freylich zahmer. Wir starren die uns vorgeschütteten Brocken mit stummer Hingebung an, und bewundern die Gelehrsamkeit der Männer, die aus ihrem reichen Vorrath uns so vieles spenden können, das nur sie verstehen, und freuen uns über ihren *wirthschaftlichen* Sinn, der von dem mühsam Eingesammelten nichts gern im Winkel verschimmeln lassen möchte. —

---

*) Obsolétude ist nicht schlechter als exemplificirt, zehnprocentig, (Morgenbl.) a-part, (er muß immer etwas *a-partes haben*;) a-priorisch, a-posteriorisch, Transsubstantiator, Exsubstantiator, (K. G. Lessing,) unpraejudicirlich, (Wiel.) realisirbar, (Boeckh;) tragicalisch, (Herd.) Antiquarität, (K. G. Leß.) Superklugheit, (Bürg.) qualicunquisch, (deutscher Merk.) Uncultivirbarkeit, (Herd.) duc-d'albanisch, (Withof;) Exgroßkanzler, (Archenholz;) der praesidirende Platz, (Archenholz. Ein Platz, der praesidirt!) Solipsismus, (Jen. Liter. Zeit.) und tausend andere Wortgespenster der Art, die in unsern Büchern umgehen.

Schon ein ungewöhnliches Wort untersagte Cäsar (doch wohl kein Pedant!) dem Schreibenden: „Habe semper in memoria, ut, tanquam scopulum, sic fugias in auditum atque insolens verbum.“ Und nun gar Wörter, die nicht ungewöhnlich nur, sondern unverständlich, nicht unverständlich nur, sondern auf das scheußlichste verbildet sind!

Wem es hier noch nicht hell wird, wie weit es mit dem Mißbrauch und der Entwürdigung unserer Sprache, dieses einzigen, heiligsten Gemeinguts, das wir aus dem großen Schiffbruch noch gerettet, — durch das unbegreiflich taktlose Treiben der Schriftsteller bereits gekommen ist!

*
* *

Herder sagt irgendwo: „Bey weitem ist unsere Sprache noch nicht so gebildet, als die Sprachen unserer Nachbaren.“— An wem liegt die Schuld, daß sie es noch nicht ist? An der Sprache selbst doch wohl nicht? Fügsamer und dem Gestaltenden entgegenkommender dürfte nicht leicht eine andere Sprache seyn, als die unsrige. Also an der Trägheit und dem Dumpfsinn der Bearbeiter, an der unglaublichen Nachlässigkeit der Schreibenden. Ist es dann wohl ein gutes Mittel, der Sprache Bildung zu befördern, wenn man Jedem, der auf diesen Dumpfsinn der Bearbeiter, auf diese Nachlässigkeit der Schreibenden mit dem Finger hindeutet; Jedem, der etwa so spricht: Der Gedanke ist freylich das Erste, aber der Ausdruck nicht das Letzte. Für den Dritten gelten eure Gedanken nur durch die Sprache, und sie gelten nur so viel, als ihr durch die Sprache sie geltend macht. Einen körperlich häßlichen Menschen kann ich durch Umgang lieb gewinnen. Zeit und Gewöhnung verlöschen den Eindruck, den sein Aeußeres auf meine Sinne hervorgebracht. Aber der Gedanke geht schnell an dem Lesenden vorüber, der nicht Zeit gewinnt, über die Seele den Körper zu vergessen, vielmehr diesen noch lebhafter ergreift, als jene. Denn der Ausdruck spricht zu dem rasch empfänglichen Sinn; der Gedanke nur zu dem trägeren Verstande; — wenn man, sage ich, Jedem, der etwa so redet, die Ekelnamen Pedant, Purist, Wortklauber und Sylbenstecher sogleich mit Hohn entgegenschüttet? Soll

vielleicht die Sprache, als ein Wesen für sich, ohne Zuthun der Schriftsteller, ja ihren Gegenwirkungen zu trotz sich ausbilden, und wie eine aufgezogene Uhr von selbst ablaufen?

* * *

„Guter Ton mag es immerhin seyn, in guter Gesellschaft sich auf keinen Gegenstand zu fixiren und zu appesantiren und keine Materie zu approfondiren;“ — heißt es in einer neueren Zeitschrift.

Wie liederlich doch (ich weiß keinen gelinderen Ausdruck) so manche unserer Schreibenden ihr Gedachtes oder Ungedachtes auf das Papier hinsudeln! Eine Zeile vorher stand noch assaisonniren. Ein Anderer sagt: „Der Mentor, der in diesem Kapitel unaufhörlich den Kopf schüttelt, fertigt den suffisanten Elèven in der Note gut ab. Aber das Déraisonnement steigt bis zur *lächerlichsten* (ridiculsten?) Absurdität; rc.“ (Zeit. für die eleg. Welt.) — „Man servirte in einem besonderen Salon ein elegantes Souper, wobey man sich wacker amusirte. Der Tanz continuirte bis 2 Uhr nach Mitternacht, und alles schied vergnügt auseinander.“. (Freymüth.)

Das ist freylich Verzerrung, wird ein Gegner hier einfallen; nur Schmierer können die Freyheit, fremde Wörter zu benutzen, so arg mißbrauchen. — Aber ich frage, wie soll dem Mißbrauch gesteuert werden, wenn kein Gesetz da ist, das ihn zügelt? wenn selbst unsere Vormänner Formen des Auslandes ohne Wahl aufnehmen, und wie der erste blinde Griff sie ihnen eben zuführt? wenn Jeder die Sprache zerkneten und zermetschen darf, wie er nur will?

„Während ich Miene machte, mit dem Mädchen zu tanzen, rannte er auf mich los und sagte, daß es hier nicht erlaubt wäre, sich bis zum dritten Tanz mit demselben Mädchen

zu engagiren. Ich nahm dieß für eine Avis au Lecteur, und ließ ihn beruhigt gehen. Nach dem Tanz setzte ich mich an ihre Seite, und plauderte mit der fröhlichsten Laune. Da kam der Facheux nochmals, rief mir nochmals mit dem lächerlichsten Ernste zu, daß es hier nicht erlaubt wäre, sich mit demselben Mädchen bis zum dritten Tanz zu engagiren.“ (Freymüth.)

Der Aufsatz, aus dem die beyden letztern Stellen genommen worden, wimmelt noch von Exactituden, Visionen, Accuratessen, Praesentationen, Salutationen, Curiositäten, militairischen Honneurs, Délicatessen, Connoissancen, Praesentern, Corruptionen, Amusemens, Elegancen, Originalitäten, Assembléen, intimen Freundschaften, Praetensionen, allarmirten Tugenden, Notizen, Niècen, Adornationen, Integritäten, fatiguanten Reisen, Kirchthürmen, die sich imponirend praesentiren, gutmüthigen Aubergisten, immerfort continuirendem Regen, voltigirenden Ziegen, marchirenden Reisenden, pittoresquen Ansichten, Trachten, die durch das ganze Land continuiren, Dictionnaires, die man bey sich haben muß, roulirenden Büchern, unwissenden Entrepreneurs, gut conservirten Schmetterlingen, enormen Corpulenzen, crassen Ignoranzen und anderem aus den Pfützen unserer elendesten Umgangssprache geschöpften ekelhaften Unrath. Und doch wundert sich der Verfasser, daß die Schweizer (denn von der Schweiz ist in dem Wischer die Rede,) ihre Mundart gegen sein reineres Deutsch nicht weggeben wollen.

Von solchem buntscheckigen Geschreibsel sind zumal unsre zierlichen Zeitungen (vor allen der Freymüthige,) bis zum Ueberfließen voll. Etwa weil Zeitungen, wie in ihrem Inhalt, so auch in der Sprache, nichts anders als eine

lanx satura ihrer Natur nach seyn dürfen? Oder weil ihnen die Hanswurstjacke von Uralters her schon angeerbt ist? Oder weil Zierlichkeit ohne französischen Putz und Anstand immer doch nur eine schwerfällige, unbeholfene Bauerdirne bleibt?

Wenn den Herausgebern solcher Zeitschriften, (auch der politischen,) die viel gelesen werden, und auf den Geschmack der Menge nur zu sehr einwirken, das Wohl unserer Sprache und der damit auf das engste verknüpften Literatur, wie nicht minder die Ehre der Nation am Herzen lägen, so würden sie die eingesandten Aufsätze, ehe sie sie an das Licht fördern, mit dem Schwamm in der Hand zuvor durchgehn, und wenigstens von dem auffallendsten, gröbsten Schmutz erst zu säubern für heilige Pflicht achten.

„Schon vier gluckſche Opern, heißt es im Journal des Luxus und der Moden, sind auf unserem Repertoire. Eine prächtige Garderobe, superbe Decorationen, ein Orchester personale von 80 Personen, ein eben so starkes Chor, Ballet und Statisten, auch noch an 200 Personen betragend; dazu das große Opernhaus, die Rollen bestmöglichst vertheilt, das Orchester zweckmäßig dirigirt, — und man denke sich, welch ein imponirendes Ensemble das gibt!“ — wo Lateinisch und Griechisch und Französisch und Deutsch sich chaotisch durcheinander wälzt, und aus dem bunten Gewühl das abenteuerlichste Kauderwelsch hervorgeht. — Aber, wird der Verfasser erinnern, wir haben ja, um nur eins zu sagen, kein Wort, das den Begrif: un imposant ensemble erschöpfend wiedergeben könnte. Hierauf die Frage: Was würde er wohl thun, wenn er eben diesen Gedanken lateinisch vorzutragen hätte? Würde er nicht Wendungen suchen? Oder würde er wirklich mit einem imponens ensemble herausplatzen? in quam imponens ensemble

haecce omnia conspirent! — Das solche Scheußlichkeiten die lateinische Sprache auf das empörendste schänden müßten, gibt man zu, und begreift nicht, daß sie auf eine nicht minder empörende Weise auch die deutsche schänden;*) man begreift nicht, daß bey einem so lockeren Getreibe, wenn der Schreibende jeden fremden Plunder, der eben am Wege liegt, hastig aufrafft, er seinen Gedanken ausdrückt zwar wohl, aber auf die liederlichste Art ausdrückt; daß eine Sprache, der man nach Willkühr die widerartigsten Lumpen des Auslands aufheften darf, nicht Rede mehr, nicht geordnetes Gemälde für gebildete Menschen, sondern rohe Sudeley für Barbaren nur ist.

Was für ein Recht haben wir denn wohl bey einem so unglaublich nachlässigem Geschlender uns beleidigt zu fühlen, wenn andere Nationen, die Sinn für Vortrag haben, uns den Namen geben, den wir verdienen? wenn sie uns noch immer geschmacklose Barbaren schelten? Welches Volk, das auf Bildung Anspruch macht, hat sich wohl je in Schriften ein so rohes, unförmliches Geplauder erlaubt? — Wir sind daran gewöhnt, sagt man. Aber der Barbar ist ja auch an sein Kauderwelsch gewöhnt. Was ist denn nun zwischen ihm und uns für ein Unterschied?

„Ein Gemählde, das durch hohen Ausdruck bey gänzlicher Freyheit von Praetension und Haschen nach Effect, eben so sehr imponirt, als das Heroïsche der Handlung selbst.“ Morgenbl. — „Dreyerley Recept gegen den Pruritus des Poëtisirens.“ Morgenbl. — „Weiß denn der Verfasser

*) Denn warum sollten Wörter vornehmlich wie Répertoire, superbe, ensemble, die durch ihren Laut und ihren Bau und ihre Elemente, durch ihr äußeres und Inneres, ganz und durchaus nur in den Körper der französischen Sprache passen, der deutschen Sprache eher angehören dürfen, als der lateinischen? Sie lösen sich von der ersteren eben so scharf, ja schärfer noch, als von der letzteren, ab.

jener Brochuren nicht, daß das Wesen des Protestantismus darin liegt, keine sichtbaren Oberhäupter der Kirche anzuerkennen, eines Jeden Glauben in Hinsicht der Religion unangefochten zu lassen, und alle Systeme zu verbannen, woran die Völker gekettet werden sollten? Dagegen aber die Obrigkeit stets zu respectiren, die weltliche Souverainetät stets anzuerkennen, und sich in ihren Willen ergeben? Kann wohl irgend eine Confession dem Kaiser Napoleon mehr zusagen, als diese? Ihm, der bey der Occupation des Kirchenstaats die geistliche Herrschaft der weltlichen unterordnete? Bewirkt der Protestantismus Excentricität der Meynung, welche dem Souverain angenehm seyn muß, so bewirkt die katholische Confession eine Concentricität, welche dem Souverain gefährlich werden kann.“ Jen. Liter. Zeit. — Solche Kleckfereyen entfallen unsern Schriftstellern, ohne daß sie es selbst merken. Der Gedanke nämlich beschäftiget sie so sehr, das sie auf die Kleinigkeit, Ausdruck genannt, zu achten nicht Zeit finden. Wer seinen Vortrag feilt, heißt ihnen ein Pedant und Wortklauber. Nur das sorglos und wild Hingesudelte verräth nach ihrer Ueberzeugung den gediegenen Geist.

—„Weil der weniger Cultivirte das Recht der Initiation zu dieser großen Bewegung gegen das Bessere über den Cultivirteren usurpirte: ein Recht, das nur zwischen ganz gleich cultivirten Völkern gemein wäre. Höchst gleich cultivirten Völkern mangelt nur positive Einigkeit zum vollkommensten Glücke. Jeden holprigen beleidigenden Unterschied hat die Cultur bereits verflächt. Ein großer Foederativbund vollendet jetzt ihre Nivellirung. Zum endlichen Bande bietet sich ihnen nun die lockere Base der religiösen Meynungen, die hierarchische Form, oder die gediegene der militairischen Gewalt.“ Minerva.

Es möchte schwer zu entscheiden seyn, ob mehr durch ihren weltbürgerlichen Geist und Sinn, ob mehr durch ihr weltbürgerliches Deutsch, diese Zeitschrift, die ehemals andere Farben trug, sich gegenwärtig auszeichnet. In beyderley Hinsicht bleibt der Aufsatz, aus dem die angeführte Stelle genommen worden, eine merkwürdige Erscheinung. —

„Unter den europäischen Staaten wußte der concentrirteste, nämlich Frankreich, sich, seine Macht und das germanische Princip am längsten gegen die Angriffe dieses wiederauflebenden Alterthums zu erhalten. Der Geist der chevaleresquen Galanterie hatte freylich von der Innigkeit und dem Ernste früherer Zeit manches verloren; doch lebte er noch lange in der Gestalt französischen Anstandes und Zartgefühls fort. In Verhältniß zu dem übrigen Europa ward diese ganze Nation durch ihre Opposition gegen das republicanische Princip gewissermaßen in Masse geadelt, und die Siege Ludwigs XIV. zwangen Europa, diesen Adel zu agnosciren. Frankreich capitulirte gleichsam mit der antiquen Form, indem es sich manche correspondirende Gesinnung aus dem Jahrhundert des Augustus aneignete.“ Adam Müller. *) — „Denn einmal hatte der Gedanke nicht Amplification genug, um mit dem recapitulirenden Epiphonema der etwas hyperbolischen, mithin unwahren Totalität beschlossen werden zu können.“ Bürger. — „Das ihn von allen seinen unter diesem Menschengeschlechte von ihm gekannten Semblables unterschied. Es war ein mit seiner eigenthümlichen Hartnäckigkeit, Stubborness und Obstination fortgesetztes Tagebuch, Diarium oder Journal.“

*) Dieser Schriftsteller ist durch eine seltsame Abirrung des Geschmacks — Er, ein Lehrer des Schönen! dahin gekommen, daß er Wortmischerey aus Grundsatz und im Großen und recht eigentlich mit Liebe treibt.

Cramer. — „Ich hatte mich oftmals geärgert an der Indecenz ihrer delabrirten Gestalt, und man konnte nie vorbeygehn mit einem Royalisten oder Ultrarevolutionnair, ohne ihren Gegenstand durch mauvaises Plaisanteries angefeindet dabey zu hören.“ Cram. — „Es waren theatralische Optikmoyens in Contribution dabey gesetzt.“ Cram. — „Ultra das Posse einer Sprache ist Niemand obligirt.“ Cramer. — „Mercier, durch seine Iconoclastereien die angefeindetste, aber gelesenste Bête noire von Paris, hat mich eigentlich in diesen mauvais Pas embarquirt, und schmeichelt mir gar mit der Hofnung, daß das Stück, freylich nicht sonder Coupures, aufs Theater zu bringen sey.“ Cramer. — „Ich bin oft einsylbig, den Kopf voll, maussade und bourru.“ Cramer. — „Nicht daß sie nicht Vestiges d'un grand Poëte darin entdeckt; aber im Ganzen wards doch nach hiesiger Elle, Centimetern, Myriagrammen, gemessen. Man fand es ein wenig éternel, (worüber er sich freut, daß ers im Discours nicht unvorhergesehn hat;) la marche trop lente. Besonders effarouchirte der Plan. Es sey keine rechte Intrigue darin. Die Scenen entstünden so allmählig von selbst, wie Pièces rapportées.“ Cramer — Ob wohl unsre galanten, deutschfranzösisch gewandten Scribler im Lauf der menantischen Periode je bunteres Zeug zusammenstoppelten?

Ich frage jeden Unbefangenen: ist das die Sprache besonnener Männer? oder nicht vielmehr muthwilliger Knaben, die in dem gemeinsamen Eigenthum der Nation ein Spielzeug ihrer kindischen Launen nur sehen? Und muß an einer Rede, in der man so schreiben darf, nicht durchaus ein bösartiger Schaden haften, der sie früher oder später zu zerstören droht? Es giebt kein anderes gebildetes Volk, bey dem ein solches Gesudel sich auch nur als möglich denken ließe.

Aber freylich, einer so nichtswürdigen Behandlung muß jede Sprache gewärtig seyn, sobald sie einmal ihr Edelstes und Heiligstes, ihre Unschuld verloren hat. Denn auch von der Wortmengerey gilt das französische Sprüchwort: Il n'y a que le premier pas, qui coute.

Wer so zu schreiben sich erlaubt, der möchte auch wohl ein Rothwelsch, wie das folgende, sich unbedenklich gestatten: „Ich habe bey der vorigen Durchblätterung der Insectenbelustigungen des Herrn Rösel schon ersehen, daß er alle anderen Autores, welche de insectis vor ihm geschrieben haben, und die ich mich flattire alle, und die meisten mit Farben künstlich illuminirt zu besitzen, bey weitem übertrifft. Grüßen Sie den Autorem auf das freundschaftlichste von mir, und animiren Sie ihn doch, mit gleicher Sedulität zu continuiren. Ich werde nicht unterlassen, allen bekannten Amateurs dieses Werk auf das fleißigste zu recommandiren. Künftig werde ich gegen Ew. meine Idéen und Opinionen von dieser Schrift noch weiteres élargiren.“

Dieses klingt steif pedantisch; jenes steif geckenhaft, beydes höchst unedel und gemein. Gemein ist schon alles, was das Zeichen der Nachlässigkeit, der sorglos hinschüttenden Gemächlichkeit unverkennbar an der Stirn trägt. — Der Kreislauf der Zeiten bringt uns den alten, ekelhaften Schmutz zurück. Es ist ganz dasselbe Schlechte, das nur unter anderen Formen wieder emporkömmt.

Wir treiben das Unwesen geschmackvoller, werden etwa unsre Eleganten bemerken. Vielleicht wohl, was Gedanken und Wendungen, aber wahrlich nicht, was den Ausdruck betrift. Mitunter ist freylich der Kopf, dem die Herren die Schellenkappe aufsetzen, wohlgebildet genug. Aber bleibt diese

darum minder eine Schellenkappe? das Abzeichen der Geckerey und der Thorheit? —

Merkwürdig ist, daß bey uns der gesellschaftliche Schriftsteller ein anderes Wörterbuch fremder Ausdrücke hat, als der Philolog und Schulmann. Der erstere, dem das Französische geläufiger ist, mischt fast nur Französisch, der letztere dagegen, dem das Latein näher liegt, fast nur Lateinisch ein.*) Wo Jener Französisch, da schreibt oft dieser Lateinisch, und wo

*) Nehmlich Jeder von ihnen greift hastig in den Schmutztopf seines Alltagsgeplauders; und was ihm an den Fingern hasten bleibt, das trägt er sofort als Schriftsprache aufs Papier. —

„Die Einmischung der fremden Wörter heißt Barbarismus, sagt Frisch, und kommt von zwo Quellen. Die eine heißt Pedantismus, wenn man Latein schulfuchsischer Weise immer einmengt. Die andere Galantismus, wenn man mit Wörtern, die aus der französischen, italienischen und anderen Sprachen genommen sind, prahlet, und ohne Noth dieselben, verkrüppelt oder ganz, einmengt. Einige fehlen in Einem von diesen allein; andre in beyden zugleich; z. B. Wenn sich Einige in ihren Briefen, unter anderen schönen Pensées und Pièces, womit sie dieselben nebst den Wörtern embelliren, auch dieser Schlußformel bedienen: Verbleibe nebst freundlicher Salutation und Empfehlung in göttliche Protection; rc. da gehört das Wort Salutation in die pedantische Schreibart, Protection aber in den Zeitungs- oder Gazettenstylum.“

Der Schulmann oder Philolog wird sich nicht leicht herablassen, Aufgegebenes hersagen, erklären, verdorbene Stellen, veraltete Wörter, Zusammenhang, Abschweifung, Verbesserung, ächt, Bemerkung, Ausleger, Verbindung, Zusammenfügung, Verknüpfung, rc. zu sagen. Es muß gelehrter heißen: Das Pensum recitiren, exponiren, corrupte oder corrumpirte Stellen, obsolete Wörter, Context, Excurs, Emendation, genuin, Observation, Commentator, Junctur, Sutur; rc.

Schon Gesner (Joh. Mat.) klagte: „Doctores publici corrumpunt linguam patriam, miscendo omnium linguarum vocabula.“ Seitdem ist es leider nicht besser geworden. — Er selbst, der in lateinischer Sprache lehrte und schrieb, hatte für diese Sprache zu hohe Ach

dieser Lateinisch, da schreibt oft Jener recht gutes, reines, unvermischtes Deutsch. *) Ein offenbarer Beweis, daß nicht unumgehbarem Bedürfnisse, sondern träger Bequemlichkeit und altgewohntem Schlender unsere Wortmischerey Fortgang und Gedeihen verdankt. **)

---

tung, als daß er sie durch Einmischung deutscher Brocken zu entweihen sich erlaubt hätte. —

Man sollte freylich meynen, daß Männer, die ihr Beruf fast täglich mit den Alten zusammenführt, endlich doch in Sinn und Geist ihrer Darstellung einzudringen, und die Verfahrungsweise derselben auch in ihrem eigenen Kreise, auf ihre Sprache und auf ihre Literatur anzuwenden lernen müßten! daß sie endlich lernen müßten, das rohe Geschwätz des gesellschaftlichen Umganges von dem schriftstellerischen Vortrag zu unterscheiden! Sie selbst züchtigen ja ihre Schulknaben, wenn diese in zerrissenen Kleidern, mit beschmutztem Gesicht und unsauberen Händen vor sie treten.

*) Daß wir demnach eine dreyfache Schriftsprache haben: eine deutschfranzösische, eine deutschlateinische, und eine rein deutsche!! Und doch sollen wir nur eine nachahmende Nation seyn!

**) Logau, der das Unwesen gleichsam entstehen sah, schreibt das Aufkommen desselben nicht dem Bedürfniß zu, sondern einzig dem Verkehr mit den fremden Schaaren, die während des dreißigjährigen Krieges Deutschland durchschwärmten, und unter die mechanisch empfängliche Menge die Wörter ihrer Sprachen wild ausfäeten; worin Lessing ihm beystimmt: „Der Sprachmengerey, die zu Logaus Zeit schon stark eingerissen war, und die er nicht unrecht von den vielen Völkern, welche der Krieg damals auf deutschen Boden brachte, herleitet:

Die Musen wirkten zwar durch kluge Dichtersinnen,
Daß Deutschland sollte deutsch und artlich werden künnen;
Mars aber schafft es ab, und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm; drum geht es so geflickt.

machte er sich nicht schuldig; und was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen oder französischen aus; welche letztere Sprache auch seine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten:

Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann.“

In Heerens Geschichte des Studiums der klassischen Literatur finde ich die Worte: Corruptel der Sitten. Ein Französelnder würde hier Corruption, und wer einfach deutsch zu schreiben sich begnügt, Verderbniß der Sitten gesagt haben. *)

Ein bekannter Lehrer an einer hohen Schule pflegte seine Vorlesungen anzuheben: „Wir sind subsistirt und stehen

*) Was eben dieser Schriftsteller (in demselben Werke,) von der lateinischen Sprache sagt, und von dem ungeordneten Gange, den sie im funfzehnten Jahrhunderte in Frankreich hielt: „Lateinisch lernte man zwar im funfzehnten Jahrhundert in Frankreich, so wie in den übrigen Ländern des westlichen Europa; allein in der That war damals diese Sprache so ausgeartet, daß sie vielleicht in wenig Generationen gänzlich unkenntlich werden konnte. Man mischte ohne alles Bedenken nicht blos die barbarische Terminologie der damaligen Schulsprache, sondern auch Wörter aus der Sprache des gemeinen Lebens ein, indem man ihnen lateinische Biegungen gab;" — das gilt wörtlich bereits von der unsrigen.

— Mutato nomine de te
Fabula narratur.

Nur daß wir, außer den wissenschaftlichen Ausdrücken und den Wörtern des Gemeinlebens, ja mehr noch als diese, auch Zeichen für Allgemeinbegriffe einzuschleppen geschäftig sind.

So sehr haben wir uns gewöhnt, unsere Sprache, nicht etwa, wie andere ihrer gebildeten Schwestern, die lateinische z. B. oder die französische, für eine Sprache, d. h. für ein in sich beschlossenes, durch natürliche Gränzen beschränktes Ganzes von festem Bau und bestimmten Elementen, für ein Kunstgebilde des menschlichen Geistes zu achten, sondern für ein verwahrloseteѕ Rothwelsch, dem wir, als einem nichtswerthen Werkzeuge des gemeinsten Lebensverkehrs, jeden Unrath, der uns eben in die Feder fließt, anzuspritzen das Recht haben.

Hier eifert ein berühmter deutscher Schriftsteller gegen Schändung der lateinischen Sprache durch eingeschleppten fremden Schmutz, und in demselben Augenblick trägt er kein Bedenken, die deutsche mit ähnlichem Schmutze zu beflecken.

geblieben, und wollen nun pergiren und fortfahren.“ Natürlich schrieb der Mann, wie er sprach. Denn Plaudern und Schreiben sind bey uns immer nur eins.

Wie viel Schulmänner zählen wir wohl, die als Schriftsteller nicht in eben dem schlottrig nachlässigen, gemeinen, pedantischen Deutsch zu ihren Lesern sprächen, in dem sie vom Lehrstuhl herab zu ihren Studenten zu sprechen gewohnt sind?

(Die Fortsetzung folgt.)

Dr. K. W. Kolbe.

Das Streben nach Wahrheit,
dargestellt in seinem Kampf gegen zweyerley Doppelsinn.

Die Zeit mit ihrer Noth scheint uns zur Ueberzeugung zu bringen, daß nur von einem ernstlichen Streben nach Wahrheit und reiner Gottergebenheit, etwas Besseres ausgehen könne.

Ankündigung des vaterl. Museums.

§ 1.

Wer die Wahrheit wahrhaftig, folglich um ihrer selbst willen liebt, der kennt sie, und vertraut ihr; wenn er sie auch noch nicht erkennen, noch nicht wissen gelernt hat, Was, und Wie die Wahrheit ist?

§ 2.

Schon mit dem Gebrauch der Sprache, und mit dem Erwachen des Gewissens, findet sich im menschlichen Gemüthe das Gefühl der Wahrheit ein, das in seiner zweifellosen Gewißheit die Ueberzeugung ausmacht, und durch welches jedes mit Ueberzeugung gefällte Urtheil, und jeder aus Ue-

berzeugung, und gegen dieselbe gefaßte Entschluß begleitet wird.

§ 3.

Mit der Aufmerksamkeit auf dieses Gefühl findet sich auch der Begrif ein, durch welchen man die Wahrheit vom Gefühle derselben unterscheidet, und welcher, ungetrennt mit dem Gefühle, die Kenntniß der Wahrheit ausmacht.

§ 4.

Die klare aber undeutliche Kenntniß der Wahrheit ist der Glaube an dieselbe; ein als Gefühl klares, aber als Begriff undeutliches, zwar zweifelloses aber auch erkenntnißloses, zwar im Gewissen und durch dasselbe gegebenes, aber kein wissendes Bewußtwerden der Wahrheit.

§ 5.

Wer an die Wahrheit wahrhaftig glaubt, der meynet nicht etwa, oder wünscht nicht nur, daß es Wahrheit gebe; sondern er ist dessen völlig gewiß. Die Gewißheit der Wahrheit ist ihm allein die wahre Gewißheit, welche vorzugsweise das Gewissen zu heißen verdient. Diese seine Ueberzeugung von der Wahrheit ist ihm, ihrem Inhalte und Range nach, die erste unter allen.

§ 6.

Durch diesen Glauben wird die Wahrheit in ihrer Gewißheit nicht nur von dem täuschenden Scheine, oder dem Nichtwahren, das sich für Wahr ausgiebt, sondern auch von der Wahrscheinlichkeit, oder der Gewißheit desjenigen unterschieden, was zwar wahr seyn kann, oder ist, dessen Kenntniß aber, aus Ermangelung der dazu erforderlichen hinlänglichen Bedingungen, die Gewißheit der Wahrheit nicht erreicht, aber sich derselben im Verhältniß der unvollständig gegebenen Bedingungen annähert. Der Unterschied der

Wahrheit von der Wahrscheinlichkeit sowohl als auch von dem Scheine, wird im Glauben klar gefühlt, aber undeutlich begriffen.

§ 7.

In dem Bewußtseyn, in welchem sich der Glaube an die Wahrheit rein und klar ausspricht, tritt die Gewißheit der Wahrheit ungemischt und ungetrennt mit der unter ihr stehenden *Wahrscheinlichkeit* hervor, und schließt sich zunächst an das *Bewußtwerden des Allgemeinen*, so wie die *Wahrscheinlichkeit* an das davon unzertrennliche Bewußtwerden des Besondern und Einzelnen an; und die Verwechselung der Wahrheit und der Wahrscheinlichkeit, und des Allgemeinen und des Besondern, wird als das Eigenthümliche des Scheines der Wahrheit, das Wesen des menschlichen Irrthums, von der bloßen Verirrung der Sinne, welche nur ein Sinnenfälliges mit einem andern Sinnenfälligen verwechselt, unterschieden.

§ 8.

Der Gewissenhafte kann und muß sich mit dem bloßen Glauben an die Wahrheit begnügen, so lange ihm nicht durch die Klarheit seines Gefühls die Undeutlichkeit seines Begriffes der Wahrheit klar geworden ist. Nimmt er an diesem Begriffe das Schwanken, die Unbestimmtheit und den Wechsel wahr, wodurch bald die Wahrheit als bloße Wahrscheinlichkeit, bald diese als jene, bald aber auch Beydes in und durch einander erscheint: so findet sich in seinem Bewußtseyn zwar kein Zweifel an der Wahrheit als solcher, wohl aber das Bedürfniß, das Verlangen und das Bestreben nach dem bestimmten, unwandelbaren, deutlichen Begriff der Wahrheit ein; und es entsteht der Versuch, wissen zu lernen: Was, und Wie die die Wahrheit ist? — die Aufgabe der Wissenschaft

der Wahrheit in ihrem Unterschiede mit der Wahrscheinlichkeit.

§ 9.

Gleichwie die Entstehung dieser Aufgabe nur durch das lebendige Interesse an der Wahrheit begründet, und durch die Unzufriedenheit mit dem bisherigen Begriffe der Wahrheit bedingt ist: so können auch die Schwierigkeiten der Auflösung nur durch eine Liebe der Wahrheit überwunden werden, welche der Selbstliebe überlegen ist, und welche den Widerstand der müheschеuen Trägheit durch Muth und Eifer, und die Blendwerke des Eigendünkels durch Bescheidenheit niederschlägt.

§ 10.

Keinem menschlichen Gemüthe kann das Gefühl der Wahrheit gänzlich fehlen. Aber dasselbe wird in Jedem verdunkelt, in welchem es nicht über, sondern unter dem Selbstgefühle steht. Nimmt dieses den eigenthümlichen Platz von jenem ein: so tritt an die Stelle der Wahrheit der Schein im Bewußtseyn auf, der, weil er sich mit dem herrschenden Selbstgefühle verträgt, und demselben schmeichelt, für die Wahrheit angenommen wird.

§ 11.

Der Begriff, der die Selbstheit und die Wahrheit in bewußtloser Verworrenheit vorstellt, aus dem verdunkelten Gefühle der Wahrheit hervorgeht, und dasselbe begleitet, macht die scheinbare Kenntniß der Wahrheit aus.

§ 12.

In wie ferne diese Kenntniß durch zweifellose Zuversichtlichkeit aufrecht erhalten wird, ist sie der blinde Glaube an den Schein. Der damit Behaftete nimmt an dem Scheine, der ihm für die Wahrheit gilt, kein Schwanken wahr; glaubt

sich darum im vollen Besitze des Sinnes für die Wahrheit; hält seine Bedürfnißlosigkeit und Unfähigkeit, die Wahrheit zu erforschen, für die Probe der Gesundheit seines Menschenverstandes, und sieht auf die Wahrheitsforscher als auf Kranke am Verstande mit Mitleiden oder Spott herab.

§ 13.

Eben dieselbe scheinbare Kenntniß, welche als der blinde Glaube an den Schein, *das rohe und gemeine* Verkennen der Wahrheit *ist, geht in ein künstliches,* und in seiner Gemeinheit *ungemeines,* Verkennen der Wahrheit über, wenn der Liebhaber des Scheines in seinem Begriffe ein Schwanken gewahr, und dadurch zu dem Wunsche veranlaßt wird, den wechselnden Schein in einen **bleibenden** zu verwandeln.

§ 14.

Das wahrgenommene Schwanken wird der Eigenliebe um so beschwerlicher, je mehr dasselbe entweder die Trägheit beunruhigt, oder den Eigendünkel demüthiget. Es findet sich sonach das Bedürfniß, das Verlangen und das Bestreben ein, der unbehaglichen Ungewißheit ein Ende zu machen, und den schwebenden Schein im Bewußtseyn zu **befestigen**. Die scheinbare Erkenntniß, welche sich durch dieses Bestreben suchen, finden, oder vielmehr nur erkünsteln läßt, ist die Aufgabe der **Sophistik**, als der Scheinwissenschaft, welche das Verkennen der Wahrheit für das Erkennen derselben annimmt, und geltend macht.

§ 15.

Die Triebfeder der Sophistik wird verstärkt, in wie ferne sich zu der Unlust an der Ungewißheit, auch noch die *Lust am* Bauen eines glänzenden, durch Witz und Scharfsinn prangenden Lehrgebäudes, und der Ehrgeiz hinzugesellt, hervorzutreten vor der Mitwelt und Nachwelt als der Einzige, der das so

lange und vergeblich gesuchte Wort des alten Räthsels gefunden, und den Preis dieser Entdeckung vor so vielen Mitbewerbern davon getragen hat.

§ 16.

Seitdem es Wahrheitsforscher gegeben hat, hat es auch Sophisten gegeben, welche bey der Menge ungleich mehr Eingang fanden, als Jene. Was immer nur ein, durch Eigenliebe eingenommenes, Herz wünschen muß, wahr zu finden, hat auch die sophistische Kunst wahrzumachen versucht, und nicht selten, durch ungewöhnliche Talente des Kopfes unterstützt, in bewunderten Lehrgebäuden wahrgemacht.

§ 17.

Aber jedes dieser Lehrgebäude hat in dem Verhältnisse, in welchem es eifriger gehegt und gepflegt worden ist, bald genug einerseits unter seinen Anhängern Eifersucht und Streit veranlaßt, und ist dabey größtentheils durch seine eigenen Vertheidiger und Verbesserer zertrümmert worden; andererseits hat jedes derselben bey den Liebhabern der Wahrheit durch das empörte Wahrheitsgefühl derselben nur um so dringender das Bedürfniß angeregt, mit erneuertem Eifer und fortschreitender Gründlichkeit nach der wahren Erkenntniß der Wahrheit zu streben.

§ 18.

Nach dem Zeugnisse der Geschichte hat dieses Bestreben nicht nur keineswegs ohne den Widerstreit zwischen den Versuchen der Liebhaber des Scheines und der Liebhaber der Wahrheit statt gefunden: sondern auch unter den letztern nicht ohne verschiedene und von einander abweichende Versuche, welche sich zwar der gesuchten Wahrheit fortschreitend annäherten, aber in wie ferne sie dieselbe entweder bereits erreicht zu haben wähnten, oder zuletzt für unerreichbar erklär-

ten, selber nur Lehrgebäude einer scheinbaren Erkenntniß aufstellten.

§ 19.

Diese Lehrgebäude haben mit denen der sophistischen Kunst das Gemeinschaftliche, daß durch beyde die Erkenntniß der Wahrheit verkannt wird. Aber sie unterscheiden sich wesentlich dadurch, daß in den einen die Wahrheit doch wenigstens gekannt, in den andern aber durchaus zugleich mit der Erkenntniß verkannt wird, und daß es dort die Annäherung zur Erkenntniß der Wahrheit, hier aber die Entfernung von derselben ist, was für die Erkenntniß der Wahrheit gilt.

§ 20.

Nicht selten ist der beschriebene Unterschied zwischen den Lehrgebäuden der Wahrheitsforscher und der Sophisten nur an den Resultaten wahrzunehmen, welche den Glauben des Gewissens entweder befriedigen oder empören. In den Grundbegriffen gränzen sie durch die beyderseitige Doppelsinnigkeit derselben oft so nahe an einander, und verlieren sich auch wohl so ganz in einander, daß sie auch durch die Gewissenhaftigkeit eines unbefangenen Beurtheilers nicht zu unterscheiden sind, und daß der Sophist und der Wahrheitsforscher fast dieselbe Sprache führt.

§ 21.

Als ein menschliches Gefühl kann das Gefühl der Wahrheit nie ohne das Selbstgefühl statt finden; und auch zur vollen Reife gelangt, kann es nur ungemischt und ungetrennt mit diesem, das Lebensgefühl der Unsterblichkeit ausmachen. Im Zustande des Reifwerdens steigt es nicht immer rein und lauter über das Selbstgefühl empor; muß es um die Herrschaft ringen, und kann es dieselbe nur durch einen Kampf behaupten, der eigentlich nicht gegen das Selbstgefühl,

sondern nur gegen die Verwirrung desselben mit dem Gefühle der Wahrheit geführt wird, und in soferne auch in dem wahrheitliebenden Gemüthe diese Verwirrung noch immer voraussetzt.

§ 22.

Beym Kampf gegen diese Verwirrung, und bey dem Bestreben, die in derselben enthaltene Doppelsinnigkeit aufzuheben, und das Einfache der Wahrheit herauszuheben, geht in dem undeutlichen Begriffe und durch denselben eine unmerkliche Täuschung vor. Dieser Begriff spiegelt nehmlich dem Bewußtseyn ein angeblich Gemeinschaftliches beyder Gefühle vor, woran der Unterschied derselben sich verdunkelt, und der Schein des Nichtunterschiedes (der Indifferenz) von Beyden hervortritt, welcher sich für die anschaulich gewordene Wahrheit selber ausgiebt.

§ 23.

Durch diese eingebildete, dem undeutlichen Begriffe sich unterschiebende Anschauung getäuscht, kann auch der redlichste Wahrheitsforscher das Gewissen theils mit der Gewissenhaftigkeit, theils aber auch mit dem Selbstbewußtseyn verwechseln, und sonach das Selbstbewußtseyn überhaupt nicht nur für das, was es wirklich ist, für das dem Selbste, als solchem, Gewisseste, sondern auch für das, was es auf keine Weise seyn kann, — für das Bewußtseyn der Wahrheit selber ansehen. In der Geschichte des Strebens nach der Erkenntniß der Wahrheit wird ein Zeitpunkt eintreten müssen, wo jene bewußtlose Selbsttäuschung zur vollen Reife gelangt, und die Wahrheit mit ausdrücklichen Worten für die reine Ichheit, und mit noch größerem Beyfall, für den Nichtunterschied der Ichheit und des Seyns erklärt wird.

§ 24.

In Kraft dieser bewußtlosen Selbsttäuschung war auch schon der ältere Begriff der Wahrheit, die Uebereinstimmung der Vorstellung und des Gegenstandes, welche nach und nach bis zur Identität des Subjectiven und des Objectiven gesteigert wurde, und waren die alten Maximen der Wahrheitsforscher: „das menschliche Bewußtseyn sey der eigentliche Ort der Wahrheit“ — „und der Mensch der Maaßstab für das Seyn aller Dinge“ — doppelsinnig; und die Ansicht der Weltweisheit vom Wesen der Natur wechselte, und wechselt noch immer mit den Ansichten des menschlichen Selbstes von sich selber.

§ 25.

Je nachdem dieses Selbst sich selbst entweder für bekannt durch sich selber, oder für unergründlich an sich selber, oder aber für Beydes zugleich ansieht: wird ihm sein scheinbares Wissen von dem Wesen der Natur entweder zum behauptenden, oder zum verneinenden, oder aber zu einer Mischung von Beydem. Im ersten Falle erschafft es sich ein Wesen der Natur, nach seinem Ebenbilde, bestehend entweder nur in ausgedehnten Atomen, oder nur in ausdehnungslosen Monaden, oder theils in diesen und theils in jenen, oder endlich in einem Gemeinschaftlichen von beyden. — Im zweyten Falle findet es auch das Wesen der Natur unergründlich, und weiß nur, daß sich von demselben nichts wissen lasse.

§ 26.

Unter den zahllosen Mischungen des behauptenden und verneinenden Scheinwissens traten als die merkwürdigsten hervor:

Die ältere, und noch immer am meisten verbreitete,

welche sich durch die Meynung ausspricht: daß dem menschlichen Geiste das Suchen der Wahrheit nothwendig, das Finden aber unmöglich sey; und daß die menschenmögliche wahre Erkenntniß in einer fortschreitenden Annäherung zu dem unerreichbaren Ideale der Erkenntniß der Wahrheit bestehe.

Die neuere, welche von der Voraussetzung ausgeht: daß es für die Wahrheit an sich und im Allgemeinen nur ein verneinendes Kennzeichen gebe, nehmlich den Widerspruch, durch den sich nur wissen lasse, was für den Menschen unmöglich wahr seyn könne, das für ihn Nichtwahre. Was aber der Mensch durch die Eigenthümlichkeit seines Bewußtseyns genöthigt, für Wahr annehmen müsse, bestehe theils in der Erfahrung, als dem Bewußtseyn des Sinnenfälligen in seinem durch die Einheit des Bewußtseyns bestimmten Zusammenhang, theils aber in einem Glauben an das Uebersinnliche, welcher aber im Grunde nur für das Handeln des menschlichen Willens, als ob das Uebersinnliche an sich wäre, probehältige Gültigkeit habe.

Die neueste, welche das reine Erkennen in der § 22 erwähnten Anschauung des Nichtunterschiedes der Ichheit und des Seyns bestehen läßt, und vermittelst der behaupteten Anschaulichkeit dieses Nichtunterschieds, die Unerforschlichkeit des Unterschieds theils anerkennt, theils läugnet.

§ 27.

Für jeden Unbefangenen, der keine der § 25 und 26 angeführten Ansichten für ausgemacht wahr hält, kündiget sich an denselben die fortdaurende Uneinigkeit der Wahrheitsforscher über den Begriff der Wahrheit, und die noch nicht überwundene Undeutlichkeit dieses Begriffes unverkennbar an; und die besagte Undeutlichkeit wird von nicht wenigen und ausgezeichneten Freunden und Forschern der Wahrheit schon

darum für unüberwindlich gehalten und erklärt, weil die ihr entgegengesetzte Deutlichkeit eine Lauterkeit des Gefühles der Wahrheit voraussetzt, welche, wenigstens diesseits des Grabes, unerreichbar scheint.

§ 28.

Gleichwohl aber ist eben diese unmöglich scheinende Lauterkeit von dem wahrheitliebenden Forscher schon selber in seiner Behauptung ihrer Unerreichbarkeit wirklich und erweislich erreicht. Ohne das in ihm bereits vorhandene Gefühl des Unterschiedes von Wahrheitsgefühl und Selbstgefühl würde ihm auch diese Behauptung unmöglich seyn. In diesem Gefühl, und für dasselbe, ist die Wahrheit schon in der That über die Selbstheit emporgestiegen; und es kann nur die Undeutlichkeit des Begriffes von jenem Unterschiede seyn, wodurch dem Wahrheitliebenden die scheinbare Unmöglichkeit einer deutlichen Unterscheidung der Wahrheit und der Selbstheit vorgespiegelt wird.

§ 29.

Gäbe es für die bisherige, und unleugbar noch nicht überwundene, Undeutlichkeit des Begriffes der Wahrheit auch noch eine ganz andere Ursache, aus welcher die Fortdauer derselben auch bey wirklich vorhandener Lauterkeit des Gefühls unabwendbar erfolgte; und ließe sich diese andere Ursache nicht nur aufweisen, sondern durch ihre Aufweisung auch aufheben: so würde die Meynung der Wahrheitliebenden von der unüberwindlichen Undeutlichkeit des Begriffes, und dem durchaus geheimnißvollen Wesen der Wahrheit, doch nur ein Vorurtheil seyn, das mit seiner bisherigen Veranlassung von selbst aufhören mußte. Die besagte Ursache ist aber wirklich vorhanden; und besteht ebenfalls in einer Doppelsin-

nigkeit, aber von ganz anderer Art, als die, von der bis jetzt die Rede war.

* * *

§ 30.

Bey dem Bestreben der Wahrheitforscher von dem bisher wandelbaren, und darum das Wahrheitsgefühl empörenden, zu dem unwandelbaren, und in so ferne dieses Gefühl befriedigenden, Begriff der Wahrheit überzugehen, wird ungezweifelt vorausgesetzt, daß die Unwandelbarkeit ein Charakter der Wahrheit sey. Um aber denselben im Bewußtseyn zu ergreifen und festzuhalten, kömmt zunächst Alles darauf an, daß die Unwandelbarkeit, von der ohne die Unterscheidung derselben von der Wandelbarkeit kein Begriff statt findet, ungemischt und ungetrennt mit dieser, und als unabhängig von dieser, diese hingegen als abhängig von jener — zum Bewußtseyn gelange.

§ 31.

Die Erforschung des Verhältnisses des Unwandelbaren zum Wandelbaren ist im Wesentlichen nur Eine und eben dieselbe Aufgabe mit der uralten Frage: Was ist die Wahrheit? und mit den Bestrebungen der Weltweisen aller Zeiten und Völker: den Grund von Allem, was nicht durch sich selbst ist und seyn kann, kennen zu lernen.

§ 32.

Dabey wurde und wird noch immer das Unwandelbare und das Wandelbare unbezweifelt vorausgesetzt, und die Forscher waren und sind nur darüber nicht einverstanden: Wie man Beydes zu unterscheiden und zu vereinigen habe, auf daß nicht etwa der Unterschied den Zusammenhang, und dieser jenen vernichte, — auf daß nicht etwa der Unterschied einen Widerstreit ausmache, in welchem die Unwandelbarkeit und die

Wandelbarkeit sich durch einander aufheben; — auf daß die Vereinigung nicht etwa eine Mischung ausmache, durch welche sich Beyde in einander verlieren; — endlich auf daß sie sich nicht etwa im Cirkel und auf gleiche Weise voraussetzen, in gegenseitiger Abhängigkeit und Unabhängigkeit einander setzen und aufheben, und durch ein sich herbeyführendes und verdrängendes Außereinander und In= und Durch=einander die Verworrenheit an sich, das ewige Chaos, ausmachen.

§ 33.

Dem Einverständnisse der Wahrheitforscher über das in Frage stehende Unterscheiden und Vereinigen, und über die bald als sich von selbst verstehend, bald als geheimnißvoll scheinende Beschaffenheit jenes Unterschieds und Zusammenhangs, stand von jeher und steht noch immer die Doppelsinnigkeit, die Vieldeutigkeit, das Schwanken des Sprachgebrauchs, vor allem aber die noch unbemerkte, oder doch zu wenig beachtete, Vieldeutigkeit der Worte Unterschied, Verschiedenheit und Gegensatz, — und der Worte Zusammenhang, Einheit und Einerleyheit im Wege, welche Worte bald nur als sinnverwandt, bald aber als gleichbedeutend, bald nicht in eben derselben, und bald in eben derselben Bedeutung, gebraucht werden.

§ 34.

Weil das Wort Einheit bald die Einerleyheit, bald den Zusammenhang, bald die Beyden zum Grunde liegende Einheit, als solche, bald aber dieses Alles in= und durch einander bedeutet, und weil das Wort Gegensatz bald die Verschiedenheit, bald den Unterschied, bald das Gemeinschaftliche von Beyden, bald aber dieses Alles in= und durch einander bedeutet: so ist in den durch diese Worte

bezeichneten Begriffen ein immer wiederkehrendes Schwanken unvermeidlich; insbesondere aber ist und bleibt der Unterschied und Zusammenhang der Einheit mit der Verschiedenheit, und dadurch auch der Unwandelbarkeit mit der Wandelbarkeit der Vieldeutigkeit und dem Wechsel unterworfen; und das unwandelbare Verhältniß der Unwandelbarkeit zur Wandelbarkeit kann keineswegs deutlich und unwandelbar, sondern nur verworren und wandelbar sich im Bewußtseyn aussprechen.

§ 35.

Die Verwirrung und das Schwanken der Bedeutungen der Worte Einheit, Einerleyheit und Zusammenhang, und der Worte Gegensatz, Unterschied und Verschiedenheit springt um so auffallender ins Auge, und scheint sogar unüberwindlich, wenn man die Bedeutungen derselben in ihren verneinenden Bestimmungen erwägt. Die Einheit bedeutet dann bald den Nichtgegensatz, bald den Nichtunterschied, bald die Nichtverschiedenheit, bald aber dieses Alles in- und durcheinander. Nicht weniger aber die Einerleyheit bedeutet bald den Nichtunterschied, bald die Nichtverschiedenheit, bald den Nichtgegensatz, bald u. s. w. Aber auch der Zusammenhang bedeutet bald den Nichtunterschied, bald u. s. w. Der Gegensatz bedeutet bald die Nichteinheit, bald die Nichteinerleyheit, bald den Nichtzusammenhang. Nicht weniger aber der Unterschied bald die Nichteinheit, bald u. s. w. und auch die Verschiedenheit bald die Nichteinheit u. s. w.

§ 36.

Die unter dem Schutze der § 34 und 35 aufgewiesenen Vieldeutigkeit stehende, und bewußtlos fortdaurende Verworrenheit in den ersten Grundbegriffen der menschlichen

Erkenntniß ist das ursprüngliche Chaos, aus welchem die Thätigkeit der Phantasie und Willkühr, in der das eigentlichste Selbstthun der Selbstheit besteht, speculirend ihre Welten schafft, wobey der speculative Kunsttrieb durch mannigfaltige Mischungen der angeführten Wortbedeutungen unter einander mit der Vieldeutigkeit Verstecken spielt.

§ 37.

So läßt derselbe, zum Beyspiel, die Verschiedenheit und den Unterschied sich in einander unter dem für beyde brauchbaren Worte: Gegensatz verlieren; worauf dann die Einerleyheit und der Zusammenhang unter dem für beyde brauchbaren Worte: Einheit, oder Identität — und endlich die Nichtverschiedenheit und der Nichtunterschied, unter dem für beyde brauchbaren Worte: Indifferenz, oder Nichtgegensatz eben dieses Schicksal haben. Die Indifferenz übernimmt nun das Geschäft der Vereinigung der Identität, oder Einheit, mit dem Gegensatz. Denn als der Nichtgegensatz ist sie der Gegensatz gegen die Gegensätze, und in so ferne selber auch Gegensatz. Sie hebt also alle Gegensätze, da wo diese überlästig sind, auf, um sie dort, wo man sie brauchen kann, wieder auftreten zu lassen; offenbart sich als die absolute Indifferenz der Identität und des Gegensatzes, ist im Grunde eben dasselbe mit dem Nichtunterschied der Ichheit und des Seyns, und macht den höchsten Standpunkt und den eigentlichen Gegenstand des absoluten Anschauens aus.

§ 38.

Weil unter den Begriffen der Einheit, der Einerleyheit und des Zusammenhangs, und der Verschiedenheit, des Unterschiedes und des Gegensatzes, alle übrigen Begriffe ohne Ausnahme stehen und stehen müssen,

darum ist die Vieldeutigkeit der Worte, durch welche jene Begriffe bezeichnet werden, unter allen möglichen Vieldeutigkeiten in der Sprache die einflußreichste und schlimmste. In wie ferne aber durch jene Vieldeutigkeit selbst die Einerleyheit, und der Unterschied vieldeutig sind, ist sie die Vieldeutigkeit an sich, die ursprüngliche Vieldeutigkeit.

§ 39.

Die Verwirrung, Mißverständnisse und Mißhelligkeiten, welche durch die ursprüngliche Vieldeutigkeit herbeygeführt und unterhalten werden, können freylich nicht an denjenigen Begriffen hervortreten, deren Gegenstände in die Sinne fallen, oder durch Figuren, Zahlzeichen und Bilder im Bewußtseyn vergegenwärtiget, und festgehalten werden. — Vorzüglich diesem Umstande hat sowohl die Mathematik, als auch die Erfahrung überhaupt, und jede der sogenannten exacten Wissenschaften, ihre Augenscheinlichkeit, Unstreitigkeit, innere Festigkeit, äußere Autorität, und ihr sicheres Fortschreiten zu verdanken. Unabwendbar und verderblich ist der Einfluß der besagten Vieldeutigkeit auf alle diejenigen Begriffe, welche durch keine Figuren, Zahlzeichen und Bilder unterstützt werden können, sich im Bewußtseyn nur durch bilderlose Worte bezeichnen lassen, und nur vermittelst derselben als feststehende Gedankenzeichen im Strome der Vorstellungen festgehalten werden können.

§ 40.

Der Mangel an feststehenden Gedankenzeichen offenbart sich am auffallendsten an der speculativen Philosophie, welche so oft und so laut, und nie ganz mit Unrecht beschuldigt wird, daß ihre einheimischen, unaufhörlichen Spaltungen, und immer wiederkehrenden Fehden auf bloße Wortstreitigkeiten hinaus laufen, — daß der Wechsel ihrer einander

einander herbeyführenden und verdrängenden Systeme, deren jegliches seine eigene Sprache (Terminologie) hat, nur durch den Wechsel der Wortbedeutungen unterhalten werde; — und daß in jeder Schule das Einverständniß ihrer Anhänger lediglich nur in der Einerleyheit gewisser hervorgehobener und ausgezeichneter Worte bestehe, deren Bedeutung dem Meister und den Schülern als das Princip aller Untersuchung über alle Untersuchung erhaben dünkt, und darum denn auch ohne alle Untersuchung *angenommen*, unbedingt angeschaut, wird.

§ 41.

In der That gelangen die besagten Worte zu jenem hohen Range nur durch die Phantasie und Willkühr eines hervorragenden und tonangebenden Kopfes, und durch Zuthun der Angewöhnung, vermittelst zahlloser Wiederholung eben desselben Wortes in diesem Kopfe, und in den Köpfen der ihm nachsprechenden Schüler. Sie halten sich auf dieser Höhe in Gebrauch und Ansehen nur so lange, bis Jemand, in oder außer der Schule, an dem Losungsworte, oder Princip, eine bis dahin unbemerkte Ungereimtheit entdeckt, hervorzieht, und auffallend darstellt; und an die Stelle des entzauberten, und außer die Mode gesetzten Wortes ein anderes geltend macht, welches in dem neuesten Systeme dieselbe Rolle spielt und dasselbe Schicksal erfährt. Cadent, quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus.

§ 42.

Der Einfluß der Vieldeutigkeit der Worte Einheit, Einerleyheit und Zusammenhang, und der Worte Verschiedenheit, Unterschied und Gegensatz kann zwar auf die allgemein geltende Denklehre (Logik) keinesweges geringer und unschädlicher seyn, als auf die streitige und streitende Wesenlehre (Metaphysik). Allein, einerseits

wird derselbe durch den Besitzstand und die Autorität der herkömmlichen und gemeinüblichen sogenannten Denkformen beschränkt; andererseits aber gereicht die Vieldeutigkeit dieser Denkformen selber, welche sich durch die anerkannte Gehaltlosigkeit, Leerheit, bloße Formalität derselben ankündigt, dem bisherigen Zustande der Denklehre zur Empfehlung und Unterstützung. Denn eben durch jene Gehaltlosigkeit schmiegen sich die besagten Formen an jeden Inhalt des populären und des speculirenden Vorstellens mit gleicher Geschmeidigkeit an; vertragen sich gleich gut mit Allem ohne Unterschied, was sich eben im Bewußtseyn einfinden mag; sind in jedem Systeme und außer jedem gleich brauchbar, sind der Wandelbarkeit und dem Nichtunterschiede des Unwandelbaren mit dem Wandelbaren völlig angemessen, und behaupten eben darum ihr Allgemeingelten durch ihr Allgemeingelten.

§ 43.

Schon an den obersten Denkformen, höchsten Denkgesetzen, ersten Grundsätzen der allgemeingeltenden Denklehre läßt sich die ursprüngliche Vieldeutigkeit augenscheinlich nachweisen. Der Eine dieser ersten Grundsätze, welcher in den Lehrbüchern bald unter, bald über, bald neben dem Satze des Widerspruchs steht, gemeiniglich der Satz der Identität heißt, aber bald den Satz der Einerleyheit, bald den Satz der Einheit, bald den Satz der Uebereinstimmung, bald aber dieses Alles in- und durch einander bedeutet, — verbirgt mühseelig genug seine Vieldeutigkeit hinter der Gehaltlosigkeit einer leeren, nichts sagenden, Wiederholung, die seinen gewöhnlichen Inhalt ausmacht — z. B. im A = A, im Was ist, das ist, u. s. w. Der Satz des Widerspruchs aber, dessen mancherley übliche Formeln auf die Behauptung hinauslaufen: „der Widerspruch sey die

Vereinigung dessen, was sich nicht vereinigen läßt" überläßt es Jedermanns Phantasie und Willkühr, anzunehmen und anzugeben: was das Vereinigen denn wohl auch seyn und heißen möge? Ob Aufheben der Verschiedenheit, oder des Unterschiedes, oder des Gegensatzes, oder von diesem Allen in- und durch einander? Ob Hervorbringen der Einheit, oder der Einerleyheit, oder des Zusammenhanges, oder von diesem Allen in- und durch einander? Oder ob sich etwa aus dem Nicht-vereinigen lassen — dem Nichtkönnen-vereinigen ergeben lassen soll: was das Vereinigen sey? Ob Vereinerleyen, oder Nichtunterscheiden (Indifferenziren?) oder Zusammenhang machen? und ob einen mischenden, oder nichtmischenden Zusammenhang, oder Beydes in- und durch einander? Er überläßt es mit einem Worte, Jedermanns Denken, (welches ja Jedermanns Sache ist) aus dem Vereinigen, d. h. aus dem sogenannten Denken, zu machen, was Jedermann kann und mag.

§ 44.

Das Streben nach der Erkenntniß der Wahrheit in ihrem Unterschiede von der unter ihr stehenden Wahrscheinlichkeit, und die Gründlichkeit der sich auf diese Erkenntniß zu nächst beziehenden Denklehre und Wesenlehre, wird also nicht weniger durch die ursprüngliche Vieldeutigkeit des Sprachgebrauchs, als durch die Doppelsinnigkeit des unlautern Gefühls der Wahrheit, — bey den wahrheitliebenden Forschern aber, nur durch jene Vieldeutigkeit — theils erschwert, theils vereitelt. Die Wahrhaftigkeit der Liebe zur Wahrheit ist Sache des Gewissens und der Gewissenhaftigkeit, und ihrem Mangel kann durch keine Kenntniß und Wissenschaft abgeholfen werden. Aber die ursprüngliche Vieldeutigkeit des Sprachgebrauchs ist nur Sache der Sprachkenntniß, und sie kann und muß durch eine Synonymik derjenigen

Worte, welche den bilderlosen, nicht sinnlichen, Begriffen zur Bezeichnung dienen, nach und nach aufgehoben werden.

§ 45.

Diese Synonymik, welche den eigenthümlichen Sinn von jedem Worte herauszuheben, und sonach das schwankende Unterscheiden und wirkliche Verwechseln ihrer Bedeutungen, wodurch sie bald als nur sinnverwandt, bald als gleichbedeutend gebraucht werden, aufzuheben hat, darf keineswegs nach alphabetischer Ordnung, und in so ferne mit den nächsten besten zufällig aufgegriffenen, sondern nur mit denjenigen Worten anfangen, in welchen die ursprüngliche Vieldeutigkeit ihr Wesen hat, folglich mit den Worten 1) Einheit und Einerleyheit, 2) Unterschied und Verschiedenheit, 3) Einheit und Zusammenhang, 4) Unterschied und Gegensatz, u. s. w.

§ 46.

Diese Synonymik darf von keiner bisherigen speculativen Philosophie ausgehen, noch irgend etwas aus irgend einer voraussetzen, so wenig als sie auf irgend eine zukünftige ausgehen darf. Ob und in wie ferne eine Wissenschaft des Uebersinnlichen möglich sey oder nicht, darüber läßt sich ohne wirkliches Feststehen der dazu erforderlichen Gedankenzeichen, durchaus nichts ausmachen. Auch kann weder die metaphysische Frage: ob, und in wie ferne, die Einheit und die Verschiedenheit, und, durch diese, die Unwandelbarkeit und die Wandelbarkeit, den Grundcharakter des Seyns — noch die logische Frage: ob, und in wie ferne das Unterscheiden und Vereinigen den Grundcharakter des Denkens ausmachen, nicht einmal in einem bestimmten Sinne aufgestellt, geschweige denn beantwortet werden: so lange die Worte Einheit und Verschiedenheit, Unterschied und Zusammenhang, Einer-

leyheit und Vereinigung, durch ihre Vieldeutigkeit es unmöglich machen, beym Gebrauch derselben sich selber und Andere wirklich zu verstehen.

§ 47.

Diese Synonymik hat lediglich aus dem allgemeinen Sprachgebrauch zu schöpfen, der in seinem Unterschiede sowohl von dem vulgären der gemeinen Gedankenlosigkeit, als auch von dem particulären besonderer Schulen oder Secten der Speculation, das Wahrheitsgefühl, den wirklich gesunden Verstand und die Beschaffenheit und den Grad der eigentlichen Geistesbildung eines Volkes ausspricht. Nicht dem allgemeinen, sondern nur dem vulgären und dem mannigfaltigen particulären, durch welche der allgemeine verdunkelt wird, fällt die Vieldeutigkeit zur Last. Er steht durch sich selber fest; und die Synonymik, welche ihn nur aufzusuchen, nicht erst zu machen hat, kann nur in seiner ausdrücklichen Anerkennung, und einfachen Darstellung bestehen.

§ 48.

Endlich, und eben darum, muß auch diese Synonymik durchaus und lediglich durch sich selber verständlich seyn. Um die Unterschiede, welche sie zwischen den sinnverwandten Worten ausspricht, wirklich zu verstehen, muß der Leser nichts weiter nöthig haben, als sich nur auf den angegebenen Sinn dieser Worte wirklich zu besinnen. Z. B. So fällt sowohl das schwankende Unterscheiden, als auch das wirkliche Verwechseln der Einerleyheit und der Einheit hinweg; indem man sich besinnt, daß die Einerleyheit, wenn sie selber aufhören soll, doppelsinnig zu seyn, nichts anderes seyn und heißen kann, als die Einheit in ihrem Unterschiede von der Verschiedenheit. Durch diese nun einmal für allemal

wohlverstandene Einerleyheit, wird einleuchtend, daß die mißverstandene, doppelsinnige, falsche, allem verwirrenden Vereinerleyen, und Vereinigen und Indifferenziren, und Nichtunterscheiden zum Grunde liegende, täuschende Einerleyheit, das leidige Unding sey, welches bald die bloße Einheit, bald die Nichtverschiedenheit, bald den Nichtunterschied, u. s. w. bald dieses Alles in und durch einander, bedeutet.

Reinhold.

Gedichte.

I.

Betrachtung.

Vereinter Herzen Kraft erweiset sich
Nicht doppelt nur, nicht dreyfach bloß, unendlich
Erweitert sich dein Busen, einer Welt
Von herrlichen Gefühlen; unbekanntes,
Vor tief verschloßnes Leben bricht hervor
An deinem Strahl, o Freundschaft, heilig Feuer!
Und mich erwärmet hast du, wie die Sonne
Den Jüngling aus den Wilden, der zu Brüdern
In kalter Nacht fernher auf Steppen irrte:
Und nun voll einer zweyten Seele, seine Wallfahrt
Im Strahl der allernährenden befördert.
Doch vor dem Ende seines Laufs, am Wald'
Ereilt mit langen Schatten ihn der Abend —
Des Tages Bild, des klar erfüllten Raums,
Und tausend reger Leben frohes Spiel,
Und ihres Abschieds goldner weiter Saum,
Durchwirkt mit milder Rosen Fülle, bleibt
Vor seinem Geiste stehn in stiller Wehmuth.

Er aber faßt zween Scheite dürren Holzes,
Und weckt mit harter Mühe reibend Feuer,
Zu wärmen ihn und leuchten durch den Wald,
Wo ihn die Nacht mit kalten Schauern faßt.
Und so, an der Erinn'rung hülflos saugend,
Erweck' ich eigner Kraft kargsprühend Licht,
Daß ich zu lieber Heimath spät gelange.
Viel schneller schreitet man und sorgenfrey,
Vorüber jeder Noth zu jedem Ziel,
Am treuen Arm, bey traulichem Gespräch.
Der Guten Herz entbehr' ich mehr, als vormals,
Seitdem in mir mein Freund mein Herz erwecket.

2.

Stammbuchs-Programm.

Nicht hoher Gönnerschaft, nicht christlicher Verwandtschaft,
Nicht kaum entschoßner, nicht schon älterer Bekanntschaft,
Nicht lieber Landsmannschaft, nicht edler Nutzbarkeit,
Behaglicher Vertraulichkeit,
Der leichten Grille nicht, nicht strenger Schuldigkeit,
Nicht goldner Eitelkeit, nicht glatter Höflichkeit,
Kurz, keiner Treue vor Gesicht,
Die nur an Rändern buhlt, und wohnt im Wesen nicht;
Der süßen Liebe nicht, der Freundschaft einzig nur,
Dem hohen Bundesschwur,
Dem stillen tiefen Zug der Seelen, ihm allein
Sollst du, mein Büchlein, heilig seyn.

Wenn Gegenwart mich preßt, und Hofnung mir gebricht,
Dann stärke mich aus dir, mild lächelnd ihr Gesicht,
Mit einem tiefen Labetrunk
Die Huldgöttin Erinnerung.

3.

Ein anderes.

Komm' in meinen Bund geschlossen,
Wer des süßen Lebens Licht genossen
Jemals mit mir Hand in Hand,
Wer aus einem Kelch mit mir getrunken,
Wer mit mir von einem Funken
Wärmer ward ums Herz, heller im Verstand,
Von jedem Geschlecht und jedem Land,
In ein brüderlich schwesterlich Band.
Schreibt ein Sprüchlein
Mir ins Büchlein
Zum Gedächtniß, Lieben, ein,
Und euer soll nie vergessen seyn.
　　Verschwunden sind die Sterne,
　　Und der Mond ist ferne,
　　Wolken hüllen ihn ein;
　　Doch mit goldnen Säumen
　　Schwebend angethan;
　　Und in süßen Träumen
　　Schwankt der Wandersmann.
Immerdar erfreulich
Wird Erinn'rung seyn,
Und mit Wonne weil' ich
Oft beym Büchlein mein.
Heilig, heilig
Dir, o Liebe, soll es seyn.

4.
Stiftung der Freundschaft.

Wachse, mein Bäumchen, gepflanzt an sprudelnder Quelle des Bächleins.
Immer den Himmel im Aug', sprieße dein Wipfel empor.
Kose mit fliehenden Lüftchen, dem Sturmwind neige die Krone —
Bis dein schirmendes Dach gerne die Liebe sich wählt.
Kühle duftende Nacht verbreitend auf moosigem Lager,
Wohnung des süßen Gesangs, rausche dann, seeliger Baum.

5.

Alles um Liebe.

Ich will der Liebe leben,
Ihr will ich eigen seyn.
Um Liebe will ich geben
Mit Freuden, was nur mein.
Ich will nach allem trachten,
Dem Liebe wird gewährt;
Will ohne Maaß verachten,
Was Liebe nie begehrt.

Um Liebe möcht' ich ziehen
Bis an den Saum der Welt.
Um Liebe will ich fliehen
Was reizt und was gefällt.
Um Liebe will ich leiden
Des Lebens größte Noth,
Nur in der Hoffnung Freuden
Getreu bis an den Tod.

Um Liebe will ich dienen,
Will gern gehorsam seyn;
Und wird mein Bäumchen grünen,
Die ganze Welt ist mein.
Will mir die Liebe lohnen,
Sey Sommer oder kalt,
Will bey der Liebe wohnen,
In Liebe werden alt.

Um Liebe will ich dulden
Was nie zu dulden ist,
Viel Schmach um andrer Schulden,
Vom Liebsten arge List.
Und wie die Hölle brennet,
Sey meines Busens Schmerz,
Daß Liebe mein nicht kennet,
Und höhnt ein redlich Herz.

Es schläft im Schooß der Erde
Das Saamenkörnlein tief;
Wenn's nie zu neuem Werde!
Nur zur Verwesung schlief? —
Um Liebe will ich hoffen,
Wo Hoffnung nicht mehr ist.
Es steht der Himmel offen,
Wenn Liebe sich ermißt.

Ich will an Liebe glauben,
Wann Hofnung gar vergeht.
Der Tod kann alles rauben,
Und Liebe noch besteht.
Starb, der die Himmel füllet,
Für dich nicht, mich, um sie,
Von Endlichkeit umhüllet,
Den Tod am Kreuz um sie?

6.

Trinklied unter den Sternen.

Mel. Auf und trinkt ꝛc.

Trinkt, und laßt uns singen;
Wollen fröhlich seyn.
Laßt die Becher klingen,
Voll von ächtem Wein.

Chor.
Ströme, Rheinwein, voll und labend;
Weicht, ihr Sorgen, diesen Abend.

Schaut umher: die Sterne
Grüßen überall
Aus der lichten Ferne
Diesen dunkeln Ball.

Chor.
Jeder Stern auch in den Kreisen
Singt und klingt nach Engelweisen.

Wenn sich auf uns senket
Jener Augen Heer,
Wird von Licht getränket
Aller Sand am Meer.

Chor.
Wie die hohen Lichter winken!
Brüder, auch die Sterne trinken!

Wer beym Sternenmahle
Wirth sey, weiß ich nicht;
Wo du deine Schaale,
Sonne! füll'st mit Licht.

Chor.

Unbekannten Geber loben
Brüder unten, Sterne droben.

O! der Mond erscheinet —
Klare süße Ruh!
Wessen Auge weinet,
Den besuchest du.

Chor.

Laßt die Herzen sich ergießen,
Aber keine Thräne fließen.

Großem Geber oben
Tönt der Sterne Klang,
Und zu Gott erhoben
Liebe, Wein, Gesang.

Chor.

Heiliget der Herzen Triebe.
Ihr Concert ist Preis der Liebe.

7.

Dem väterlichen Hause.

Gelegenheitsgedicht.

Wohl dir, o Wurzel blühender Geschlechter,
Wo Kindeskinder ein und aus
Die Söhne tragen und die milden Töchter,
O siebenfach beglücktes Haus!

Wo seines Stammes rechter Art und Sitte,
Da fromme Sorgen nun gedeih'n,
Der theure Vater sich, in seiner Sprossen Mitte,
Und die geliebte Mutter, freu'n,

Die ehrenvolle, die so hoch erfreute:
Es preisen seelig spät und früh
Er, dem sie dieses Leben weihte,
Und viel entzückter Freunde sie.

O Mutter, o mein Vater, eure Güte,
Eu'r Seegen wird nicht untergeh'n:
Es wird ein süßer Duft stets wie von edler Blüthe,
Um euer Angedenken weh'n.

Ihr aber gebt nur Einem Preis und Ehre:
Gott hat's gethan.
Der schafft die Saat, den Thau, den Sturm, Er hebt die Aehre;
Ihn betet alle an.

Von Ihm sind Willen, Lust und Kraft: die guten Triebe,
Der strenge Fleiß, die freye Kunst.
Der Menschheit Blumen sind, die Schönheit und die Liebe,
Beweise bloß von Seiner Gunst.

Und Sein Gefallen ist des Rosses Stärke,
Des Menschen Geist und Witz und Ruhm und Hoheit nicht.
Kleinode sind's, da man den reicher'n Geber merke,
Und strebt nach Ihm und Seinem Licht;

Zu dienen Ihm, Sein Reich und Seines Namens Kunde
Wohl auszubreiten nah und fern;
Zum Schmuck, zu Reinigung vor Ihm zu jeder Stunde,
Wie Knecht' im Hause thun des Herrn.

Daß meines Vaters Haus das Schöne wie das Gute,
Sein Recht und Seine Mild', erfährt;
Sein Seegen reichlich trifft, und schonend Seine Ruthe:
Ich bin's nicht werth.

Gesündigt hab' ich, habe mich vermessen,
Getichtet eig'nen Rath.
Und könnt' ich abermals, daß Du bist, Herr! vergessen,
Und thun des Dünkels That,

So nimm, ich flehe, was Du mir gegeben, wieder;
Daß meine Brüder mich verschmäh'n;
Und wirf mich hin zum Fluch, und in die Asche nieder,
— Und laß mich Deine Wege sehn. —

Er will's, der Herr! es soll der Tugend Saame,
So weit die Berge steh'n,
Die Ströme rauschen, und das Meer, soll noch Sein Name
Und Seine Treue nicht vergeh'n.

Es soll im Sturm der Zeit das Gute dennoch walten;
Noch mancher fromme Knecht
Soll leben, und an der Verheißung halten:
Ein unvergängliches Geschlecht.

Der einst den Frev'lern wehr't, ihr Toben stillet,
Ihr Werk wie Spreu zerstreut,
Der heilig! heilig! heißt, und alle Himmel füllet,
Die Zeit und Ewigkeit,

Der wird um Seinen Stuhl, die Ihn erkannt, die Seinen,
Wie Kinder groß und klein,
Zu Seines Namens Ruhm versammeln und vereinen,
Und Er allein wird Vater seyn.

Inhalt.

Druckfehler

im 5ten Hefte des vaterländ. Museums
in dem Fragmente aus der vom Institute gekrönten Preisschrift
über die Regierung der Gothen in Italien
von Sartorius.

S. 549 Z. 5: hassenden l. hoffenden
— 552 — 12: einem l. jenem
— 556 — 8: Rügier l. Rugier
— — — 4 von unten im Text: Krieg l. König
— 559 — 8: konnten l. könnten
— — — 9: war l. zwar
— 567 — 13: Männern l. Römern
— 568 — 20: Gibbellinen l. Gibellinen
— — — 10 von unten: Landes in l. Landes früher bereits in
— 569 — 17: Unmündige l. Unwürdige
— — — 7 von unten: versucht l. versteht

Pd Cent

Vaterländisches Museum.

Zweiter Band Erstes Heft.

Hamburg, bey Friedrich Perthes.
1811.

Vorwort.

Bey Eröffnung des neuen Jahrganges des vaterländischen Museums haben die Herausgeber desselben ihren Lesern und Freunden über Ansicht und Zweck dieses Journals nur wenig zu sagen, da die frühere Anzeige hinlänglich verstanden worden zu seyn scheint, und die ersten sechs Hefte über die Ausführung auch einige Erläuterung gegeben haben.

Die Herausgeber, obwohl ihrer Absicht sich klar bewußt, und demnach voll innerer Sicherheit, wünschen dennoch durchaus jedem Mißverständnisse bey rechtlichen und wohlgesinnten Männern zuvorzukommen, und erwähnen daher, daß sie das V. M. betrachtet zu sehen wünschen, wie eine gute Gesellschaft, in die man geht, um sich durch Mittheilung zu verständigen, zu kräftigen, zu stärken!

Jeder tüchtige Mann bringt sich selbst mit in die Gesellschaft, und verliert sich da nicht; es wird aber da nicht geduldet der Böse, der Schlechte, der Gemeine; diese werden mit Gewandtheit, und erforderlichenfalls mit Gewalt daraus entfernt; man erträgt, was wohlgesinnt ist und gute Sitte hat.

Immer aber werden nur diejenigen zur Sprache kommen und Wort behalten in solcher Gesellschaft, die Geist besitzen und Tiefe des Sinnes, Lebendigkeit der Ansicht und Reichthum der Erfahrung. Gerne sieht und hört man diese, und zwar mit Nutzen und Erweckung des Eignen, wenn sie auch andere Wege, als die unseren, gehen! — Jeder kennet ja seine eigne Schwachheit.

Uns besonders, da wir doch einmal Deutsche sind, deren Physiognomie weniger auf dem Angesicht als dahinter liegt, deren Einigung weder im Politischen noch Industriösen, sondern einzig im Religiös-Ethischen besteht, denen also kein äußeres Greifliches aufgestellt ist — uns besonders steht es wohl an, alles, was aus gutem Kopf und Herzen kommt, frey, liebend und ohne Deutung aufzunehmen.

Allerdings bemühen sich die Herausgeber des vaterl. Museums, diese gute Gesellschaft auf höheren, festeren Grund zu stellen, wo allein der Wahrheit gehuldigt wird und der Liebe zum Guten und Schönen; ferne aber sey es von uns, falsche Götzen zu bilden, denn es ist fürwahr besser, in der Irre laufen und suchen, als falsche Wege blind betreten.

Hamburg, im Novemb. 1810.

Inhalt.

Vaterländisches Museum.

Erstes Stück. Januar 1811.

Andenken an Ludwig Timotheus von Spittler.

Oft hat man es den Deutschen vorgeworfen, daß sie undankbar gegen das Andenken ihrer großen Männer seyen. Nicht ohne Grund, wenn von Denkmälern von Erz und Stein, wenn überhaupt von äußern Bezeugungen der Theilnahme und des Schmerzes die Rede ist. Auch die Hand des Freundes streut nicht immer die Blumen, die sie streuen könnte und sollte; und mancher große Todte stieg ohne öffentliche Klage in die Grube hinab. Das vaterländische Museum scheint der schicklichste Platz zu seyn, das Andenken der Männer zu feyern, welche die deutsche Nation verherrlichten; gewiß nicht an Stoff kann es fehlen, fänden sich nur würdige Herolde! Aber nicht prunkende Lobreden sollen es seyn; für die Welt so

ermüdend, als unfruchtbar für den, dem sie gehalten werden. Was sie waren, wie sie es wurden, — dieß darzustellen ist die Aufgabe!

Drey seiner ersten Historiker verlor Deutschland in dem Zeitraum Eines Jahrs: Müller, Schlözer und Spittler.*) Hat gleich noch keiner das Andenken des Letztern gefeyert, so wird doch dieses deßhalb nicht untergehen. Er hinterließ Werke, nicht bloß wichtig, sondern unentbehrlich für jeden Verehrer der Geschichte. Und noch leben Tausende seiner Zeitgenossen, denen er Lehrer nicht bloß durch Schriften war. Zu ihnen gehört auch der Verfasser dieser Zeilen; in die Trauer über seinen Verlust mischt sich bey ihm die Erinnerung, wie er noch als Mann seiner Freundschaft genoß, nachdem er als Jüngling zuerst durch ihn in die historische Laufbahn geführt worden war.

Schwer möchte es seyn, drey Männer zu finden, von so verschiedenen Ansichten, Talenten und Denkart, als die drey oben genannten. Spittler hatte weder den finstern Ernst von Schlözer, noch die sprudelnde Lebendigkeit und Gutmüthigkeit von Müller. Es war der bedachtsame, vorher gern alles abwägende Mann; aber in dem Innern des Busens glimmte ihm darum nicht weniger ein heiliges Feuer. War Schlözer vielleicht mehr originell, hatte Müller vielleicht mehr Genialität, so übertraf Spittler beyde an hellem und richtigem Blick. Er konnte glänzen wie Müller; aber Müller glänzte nur, wenn er schrieb; Spittler weniger, wenn er schrieb, als wenn er sprach. Aber um ihn zu beurtheilen, muß man

*) Nachdem die Stimme ihres Volks sie schon lange geadelt hatte, wurden alle drey von Fürsten geadelt. Es ist schicklicher, sie hier nach dem Stande zu nennen, in dem sie sich emporschwangen.

seine gelehrte Laufbahn kennen. Unterschied sie sich von der der meisten Historiker, so gelangte er auch auf ihr zu einem andern Ziel.

Geboren in Würtemberg, *) erhielt er auch auf den Lehranstalten zu Tübingen seinen Unterricht. Classische Literatur und Philosophie waren die Gegenstände desselben, die ihm aber nur als Vorbereitung zur Theologie dienen sollten. Wenn gleich nicht eigentlich von der Natur zur Speculation berufen, war er dennoch nicht todt für sie; wer etwa sein Zuhörer in seinen frühern Vorlesungen über Dogmengeschichte war, wird sich der Beweise davon erinnern. Die Kunde der alten Sprachen bahnte ihm den Weg zum gelehrten Studium der Geschichte. Aber auch nur von dieser Seite sah er jene an. Mit warmer Vorliebe schien er nie an classischer Literatur zu hangen; der Kreis seiner Forschungen führte ihn ohnehin davon ab. Die alten Geschichtschreiber waren ihm meistens nicht kritisch genug; nur vom Tacitus sprach er mit einer Art von Ehrfurcht.

Der Sinn für Geschichte muß sich schon früh in dem Jüngling entwickelt haben, wenn gleich die ersten Veranlassungen dazu und der ordentliche Zeitpunkt unbekannt sind. Seine theologischen Studien nahmen sehr bald eine historische Wendung; und Kirchengeschichte ward der Lieblingsgegenstand seiner Forschungen. Indeß war es zuerst weniger die Geschichte der kirchlichen Gesellschaft, als die der Lehren, welche ihn anzog. Dieß führte ihn nothwendig in ein von wenigen betretenes Feld, in das der Patristik. Mit eisernem Fleiß studirte er die Werke der Kirchenväter, besonders der Griechen; und ruhte nicht, bis er das Ganze durchwandert und durchsucht hatte.

*) Im Jahre 1752.

Wenige waren hier so zu Hause, wie Er! Wie verschieden auch die nachmaligen Gegenstände seiner Arbeiten waren, so waren es doch diese Untersuchungen, die ihn an Quellenstudium, die ihn an die Tiefe der Forschung gewöhnten. Die Früchte dieser Studien waren einige Schriften von mäßigem Umfange, aber tiefer Gelehrsamkeit. Die Geschichte des sechzigsten Laodicäischen Kanons *) eröffnete die Reihe; auf welche nicht lange nachher die Geschichte des kanonischen Rechts vor dem falschen Isidor, **) und die Geschichte des Kelchs im Abendmahl ***) folgte. Die ersten beyden erschienen noch in Tübingen. Sie reichten hin, die Aufmerksamkeit der Männer zu erregen, denen die Leitung der hiesigen Universität anvertrauet war. So tiefe Studien, mit so vielem Geist gepaart, hatte man nicht leicht in einem jungen Manne gesehen. Der damalige Privatdocent in Tübingen erhielt einen Ruf als Professor der Weltweisheit nach Göttingen, und nahm ihn an. ****)

Mit der Idee, Lehrer der Kirchen- und Dogmengeschichte zu werden, kam Spittler also nach Göttingen. Die Laufbahn schien ihm hier auch geöffnet. Er hatte nur Walch neben sich, der, wenn er auch an Gelehrsamkeit dem jungen Manne überlegen war, doch an Geist und in der Methode der Behandlung so weit hinter diesem zurückstand, daß der Sieg diesem kaum entstehen zu können schien.

Gleichwohl war Spittler's erster Auftritt in Göttingen

---

*) Im Jahre 1777.

**) Im Jahre 1778.

***) Im Jahre 1780.

****) Im Jahre 1779.

nicht glänzend. In seinem Seminar zu Tübingen, und unter seinen Kirchenvätern, hatte er weder die äußere Bildung, noch den Vortrag erhalten können, ohne welche auf diesem neuen Schauplatze nicht fortzukommen war. Mit Schüchternheit betrat er den Lehrstuhl; mit sich selber schien er noch nicht über die Methode einig. Ein Paragraph ward dictirt; dann darüber gesprochen; dann wieder dictirt. Auch fehlte ihm noch der nothwendige Tact, seine Zuhörer richtig zu beurtheilen. Seine Vorlesungen über Kirchengeschichte, wie meisterhaft sie auch waren, schienen mehr für Meister, als für Jünglinge berechnet. So konnte es nicht anders seyn, die Zahl seiner Zuhörer mußte gering bleiben.

Glücklicherweise waren unter diesen aber mehrere, die es wohl fühlten, daß die Schuld nicht sowohl an ihrem großen Lehrer, als an ihnen selber liege. Konnten sie ihm auch nicht immer folgen, so war es doch unmöglich, den Geist zu verkennen, der in dem Vortrage lebte. Sie theilten sich einander mit; verbanden sich, schlossen sich enger an Spittler an; — und bald sah er sich von einer Phalanx ausgezeichneter Jünglinge umgeben, *) die seine künftigen Erfolge nicht mehr zweifelhaft ließen. Er verstand sie und sich selbst; er kam ihnen entgegen; er bildete sich gleichsam aus sich selber heraus; alles ward bey ihm anders.

Um diese Zeit erschien sein **Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche**; **) die wahre Blüthe seines Gei-

---

*) Fast Alle stehen jetzt in bedeutenden Stellen. Ich nenne unter ihnen nur zwey meiner genauern Freunde: Herrn Bischof Dr. **Münter** in Kopenhagen, Herrn Senator Dr. **Bartels** in Hamburg. Andere sind Spittlern schon vorangegangen.

**) Im Jahre 1782.

stes. Von dem Studium der Dogmen hatte sich Spittler schon seit längerer Zeit zu dem Studium der äußeren Kirchengeschichte gewandt; und diese hatte bald für ihn einen größern Reiz, als jene, erhalten. Schon bekannt mit den Quellen und den Bearbeitern, (denn auch die großen Werke eines Baronius, Pagi u. a. hatte er mit eisernem Fleiße durchgearbeitet,) war ihm dieß Studium um so weniger schwer geworden, da er es seinem Geschmack weit angemessener fand. Viele hatten vor ihm diese Laufbahn gemacht; aber der eigenthümliche Geist, mit dem er es that, zeichnete ihn bald vor seinen Vorgängern aus. Er hatte den Weg durch das weite Gebiet ganz zurück gelegt; er war allenthalben selbst an Ort und Stelle gewesen; bereichert mit eigenen Ansichten hatte er das Ziel erreicht; es war ihm Bedürfniß, sich auszusprechen. So strömte gleichsam sein Geist in sein Werk; es gewährte ihm selber hohen Genuß; mit unverhohlener Freude zeigte er seinen Freunden jeden eben abgedruckten Bogen; das Ganze war Ein Guß, unverkennbar gezeichnet mit dem Stempel des Genies. Schnell verbreitete es sich durch Deutschland; und bald eigneten auch fremde Nationen es sich durch Uebersetzungen zu. *)

Dreyerley Vorzüge waren es, welche dieser Arbeit einen so großen Werth verschafften. Sie lagen in der Sprache, in der Form, und in dem innern Gehalt.

Was bis dahin in Deutschland erhebliches über die Kirchengeschichte geschrieben war, war lateinisch geschrieben. Mosheims Institutiones historiae ecclesiasticae waren das allgemein gebrauchte Hauptwerk. Spittler schrieb in der Muttersprache; und auch in Beziehung auf die Schreibart ist dieß

*) Es ward ins Englische, und, wenn ich nicht irre, auch ins Französische übersetzt.

sein erstes Werk das vorzüglichste geblieben. Schon durch die Sprache erhielt es also einen größern Kreis. Welche Vortheile auch der Gebrauch des Lateins bey wissenschaftlichen Werken gewähren mag, so ist es doch nicht zu verkennen, daß durch den Gebrauch der Muttersprache vieles klarer und gleichsam erst vor's Auge gerückt wird. Seine Arbeit fiel gerade in die Zeiten, als diese überhaupt in ihre vollen Rechte trat; wo das Schreiben in ihr, auch bey solchen Gegenständen mehr zum Bedürfniß ward.

Dazu kam die Form. Die frühern Werke waren meist bänderreiche Werke; und mit einer Reihe von Bänden gingen sie nur bis auf einen entfernten Zeitpunkt, oft nicht viel über die Reformation hinaus. Hier war eine Kirchengeschichte in einem einzigen sehr mäßigen Bande; heruntergeführt bis auf die gegenwärtige Zeit; alles in klarer, lichtvoller Ordnung. Auch über die Begebenheiten der Gegenwart, und der nächsten Vergangenheit, hörte man hier die Urtheile des Mannes, den jeder immer gerne urtheilen hörte. Auch die Mängel, welche die Form noch haben mochte, (allerdings hängen die Theile des Ganzen etwas zu schlaff zusammen;) vergaß man leicht bey solchen Vorzügen. Das Ganze konnte freylich in einem so beschränkten Raume nicht viel mehr als Umriß werden. Aber es hatte doch nicht die compendiarische Kürze eines Lehrbuchs. Es herrschte darin der fortlaufend erzählende Ton; wo auch der Verfasser mehr geben konnte, schien er doch nie zu wenig gesagt zu haben.

Aber der größte, der entschiedenste Vorzug lag in der Behandlung selbst. Was bis dahin über Kirchengeschichte geschrieben war, hatte polemische Beziehungen. Meist sprachen sich diese unmittelbar aus; und wo sie auch nur mittelbar waren, war doch der polemische Charakter nicht zu verkennen. Schon dadurch mußten diese Werke gewissermaßen sich selber überleben;

wenn sie auch für den eigentlich gelehrten Forscher noch immer ihren Werth behielten; denn der Ton auch in der theologischen Literatur hatte sich geändert. Hier trat zum erstenmal ein Kirchenhistoriker auf, der gar nicht polemisirte; ja der es auch recht sichtbar darauf angelegt hatte, selbst den Schein davon zu vermeiden. Zeigte sich gleich der Protestant, (denn so weit ging Spittler nicht, gleichgültig gegen erkannte Wahrheit zu seyn;) so konnte doch auch, selbst in der Reformationsgeschichte, der aufgeklärte Katholik, (den strengen Papisten nehmen wir aus;) mit ihm zufrieden seyn. Er hatte überhaupt zum erstenmal Kirchengeschichte nicht als Theolog, sondern rein als Historiker behandelt. Erst jetzt trat ihre ganze Wichtigkeit, trat ihr hohes Interesse, in das Licht. Von der Geburt „des Juden Jesus," der der Urheber dieser großen Weltreformation wurde, bis auf Pius VI und Joseph, sah man den ganzen Gang, den sie genommen hatte, klar vorgezeichnet. Ihre Uebel wurden so wenig als ihre Segnungen verschwiegen. Alle einzelnen Hauptmomente, die jenen Gang bestimmt hatten, alle großen Erscheinungen, die sie in die Wirklichkeit hervor rief, wurden vor den Augen des Lesers vorbeigeführt. Nichts war hier andern nachgeschrieben; durchaus auch nichts nachgeahmt. Allenthalben sah man den Meister, der, selber an Ort und Stelle, mit eigenen Augen gesehen; und nicht blos gesehen, sondern auch beobachtet hatte. Welche Forschung liegt oft in einer einzigen Zeile! Wie wird nicht oft selbst der Kenner, schon an die äusserste Gränze der helleren Geschichte geführt, noch durch einen Wink überrascht! Nirgend war er vorübergegangen, ohne seinen eigenen Christ bereichert zu haben; und diesen Reichthum theilt er jetzt dem Leser mit. So gelangt dieser zu einer klaren Ansicht und Uebersicht des Ganzen, die ihn selber nicht selten am meisten in Verwunderung setzt.

Wer hätte nach einem solchen Auftritt nicht erwarten mögen,

daß der Schriftsteller, in dieser glorreichen Laufbahn fortgehend, ihr sein Leben widmen würde? Und doch war es anders! Spittler's Abriß der Kirchengeschichte war das Letzte, was er über Kirchengeschichte schrieb. Er hatte sich ausgeredet! Sein Geist war zu thätig, als daß er bey demselben Gegenstande hätte immer verweilen, zu dem schon behandelten wieder hätte zurückgehen können. Nach seiner ganzen Denkart fühlte er sich mehr zur politischen Geschichte berufen; hatte doch schon das Studium der Kirchengeschichte selber bey ihm diese Richtung genommen. Auch wirkten äußere Ursachen ein. Das Studium der Geschichte der Staaten schien in jeder Rücksicht belohnender zu werden, als das der Kirche; um so mehr, da er nicht eigentlicher Theolog war, noch werden wollte. Bey dieser Lage war das Feld der Kirchengeschichte schon an sich für seinen Wirkungskreis als akademischer Lehrer zu eng. Aber schwerlich würde er es doch so gänzlich verlassen haben, wären nicht andere Antriebe hinzugekommen.

Mit mehreren seiner Collegen stand Spittler in freundschaftlichem Verkehr; mit Einem derselben knüpfte er die engste Verbindung, nicht eher als durch den Tod getrennt. Dies war Benjamin Koppe. Gerade in dem Zeitpunkt, wo er, ziemlich isolirt, und im Kampfe mit innern und äußern Hindernissen, einer Stütze bedurfte, traf er auf diesen ausgezeichneten Mann; und schwerlich hat irgend ein anderer mehr auf ihn gewirkt. Es war schwer, Koppen zu widerstehen; sein Feuereifer riß alles mit sich fort, was in seine Sphäre kam; aber bey aller Verschiedenheit ihrer Charaktere stimmten doch ihre Lagen, ihre Arbeiten, ihre Wünsche und Hofnungen so überein, daß jene Bande auf immer geknüpft wurden. Sein neuer Freund führte ihn auch in neue Verbindungen. Er war Meister vom Stuhl in einer der hiesigen Logen; in welchem Amte

Spittler späterhin sein Nachfolger wurde. Dieser, in andern Zeiten vielleicht sehr gleichgültige Umstand, ward grade in der damaligen höchst wichtig. Es war die Periode der geheimen Gesellschaften; und es ist nicht verborgen geblieben, welchen bedeutenden Antheil Koppe daran nahm. Der bedachtsamere Spittler mochte freylich sehr weit davon entfernt seyn, die feurigen Erwartungen seines Freundes zu theilen. Aber lachende Aussichten eröfneten sich; bedeutende Verbindungen wurden angeknüpft; noch größere Hofnungen lebten auf; — konnte dieß auf den aufstrebenden jungen Mann ohne Wirkung bleiben? Hätte er uns doch selber darüber belehrt! Aber er, der unermüdet sich selber beobachtete, hat, so viel man weiß, keine Zeile über sich selber geschrieben.

Auch auf seine Studien wirkte dieß alles zurück; sie standen überhaupt bey ihm mit dem praktischen Leben in steter Beziehung. Es war um diese Zeit, als er von der Kirchengeschichte zu der politischen überging. Zog ihn seine Neigung dahin, so konnte er es doch sich selber nicht verhehlen, daß er bey dieser Veränderung, als akademischer Lehrer, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen habe. Ihm zur Seite standen drey der ersten Männer; alle drey in der vollen Blüthe ihrer Celebrität, neben denen sich geltend zu machen, gewiß kein geringes Talent, keine geringe Gelehrsamkeit erforderlich war; Gatterer, Pütter und Schlözer. Und doch brachte es seine Lage mit sich, daß er auf dem Lehrstuhl sich geltend machen mußte. In diesem Drange fühlte er die ganze Wichtigkeit der Ausbildung des mündlichen Vortrags. Gewiß haben wenige zu diesem Zweck so mit sich selber gerungen; und bey noch wenigern hat ein so glänzender Erfolg ihren Kampf gekrönt. Was uns das Alterthum von Demosthenes erzählt, konnten die, welche damals Spittlers Zuhörer waren, gewissermaßen bestätigt sehen.

Ein anderer Mann schien gleichsam aufzutreten, seitdem er im Frühjahr 1782 seine Vorlesungen über politische Geschichte, zuerst über die der Griechen und Römer, begann. Man spürte nicht mehr die alte Schüchternheit; es ward nicht mehr dictirt; ein freyer Vortrag trat an die Stelle des vorigen. Diese neue Methode ward nicht wieder verlassen; sondern vielmehr durch emsiges Studium weiter ausgebildet. Gewiß ward Spittler das erste Muster des historischen Vortrags. Er ward genug Meister seiner selbst und seines Stoffs, um nicht mehr ein Heft nöthig zu haben. Ein einfaches Blättchen, vielleicht mit einigen Namen oder Jahrszahlen zur Stütze des Gedächtnisses, war alles, was er mit sich auf den Katheder nahm. Er traf, was beym historischen Vortrage das wichtigste, aber auch das schwerste ist, den rechten Ton. Es war der Ton der edeln, stets lebendigen Erzählung. Alles ging aus eigener, klarer Anschauung hervor; und eben so klar, eben so lebendig ward es wieder gegeben. Dieser Ton hob sich und senkte sich mit den Gegenständen. Es kostete ihm nicht viel, eine feyerliche Stille zu erregen; ja, wenn er wollte, tief zu rühren, heftig zu erschüttern. Il m'a fait venir les larmes aux yeux, hörte man einen Fremden ausrufen, der bey ihm hospitirt hatte. Ging er in seinen Schilderungen zuweilen über die Grenzen des Erzählers hinaus, so empfand man es nicht in dem Augenblick. Man mußte erst zur Besinnung gekommen seyn, um es nachher sich selber zu gestehen. Sonst hielt sein Vortrag sich immer gerade in der Mitte zwischen dem vertraulichen Gespräch und dem Ton der feyerlichen Rede. Ein durchaus edler Anstand und eine stattliche Figur unterstützten ihn. Er stand meist unbeweglich, mit gar keiner oder sehr geringen Gesticulation; vom Theatralischen war durchaus kein Anstrich da.

Es war, wenn man ihn hörte, unmöglich, etwas nicht zu

verstehen; es war schwer, das Gehörte zu vergessen! Immer war, wie bey Plutarch, die Erzählung mit Raisonnement durchflochten; immer war es klar, der Mann hatte nicht bloß gelernt, er hatte darüber gedacht; er hatte, was er entlehnte, zu seinem Eigenthum umgestempelt; nur als solches gab er es wieder. Daraus, in Verbindung mit jenem tiefen und richtigen Blick, floß das hohe Interesse seiner Vorträge; was manche ganz verkehrt blos in der Eleganz finden wollten. Vielleicht opferte er dieser und dem Streben zu interessiren, zuweilen etwas wesentliches auf; vielleicht trieb er das Horazische: Quae desperat nitescere posse relinquit, in einzelnen Fällen zu weit. Aber die urtheilten falsch, die daraus zuweilen auf Oberflächlichkeit schlossen. Auch da, wo er zu wenig sagte, erkannte man doch leicht den Mann, der mehr sagen konnte, wenn er wollte.

Vielleicht hat es nie einen Historiker gegeben, bey dem die Grenzlinie zwischen historischer und poetischer Phantasie bestimmter gezogen gewesen wäre, als bey Spittler. Eben der Mann, der als Redner rühren und erschüttern konnte, war ohne Anlagen für Poesie. Ja, ich glaube sagen zu können, fast ohne Sinn dafür, wie für alle bildende Kunst. Ob er in seiner Jugend Dichter gelesen habe, ist mir unbekannt; der Mann bekümmerte sich nicht mehr darum. In so vielen Gesprächen über Literatur erinnere ich mich nie eine Vorliebe für irgend einen Dichter bey ihm bemerkt zu haben. Mit poetischen Historikern war er nicht auszusöhnen; waren es aber berühmte Namen, so beobachtete er lieber ein bedeutendes Stillschweigen, als daß er geurtheilt hätte.

Die Bahn, die er vorher gemacht hatte, gewährte ihm bey dem Uebergange zur politischen Geschichte eigenthümliche Vortheile. Aus dem Heiligthum der Kirchengeschichte trat er

in das ihrige. Wenige Historiker hatten diesen Weg gemacht. Durch Studium der Kirchengeschichte war er schon in dem Mittelalter einheimisch geworden. Er hatte dieses von seiner wichtigsten Seite ansehen gelernt; denn was steht nicht im Mittelalter im Verhältniß zu der Kirche? So mußten ihm hier auch alle politischen Gegenstände in viel festeren und bestimmteren Umrissen erscheinen. Er brauchte nicht erst in diesen oft dunkeln Regionen schwankenden Schritts herum zu irren; er wußte, wo er war, wohin er wollte. War es zu verwundern, wenn er auf diesem Felde sich am besten befand? Zwar trug er auch alte Geschichte vor; auch diesen Vorlesungen wußte sein reicher Geist eine reiche Ausstattung zu geben; daß er aber hier nicht eigentlich einheimisch war, konnte dem schärfern Beobachter nicht entgehen. Auch hat er nie etwas darüber geschrieben. Seine übrigen Vorlesungen umfaßten die Geschichte der europäischen Staaten; die Geschichte des deutschen Reichs; (erst von der Regierung aufgefordert, wagte er es, hier sich neben Pütter zu stellen;) die Geschichte der einzelnen deutschen Staaten; wozu noch eine allgemeine Geschichte der neuern Staatshändel und Friedensschlüsse kam.

Von deutscher Geschichte gingen seine politischen Studien aus. Aber auch hier brach er sich eine neue Bahn. Nicht wie gewöhnlich fing er mit der allgemeinen, sondern mit der speciellen Geschichte einzelner deutscher Staaten an. Hier sah er ein Feld vor sich, noch wenig bearbeitet; und das wenige, was geschehen war, wie wenig brauchbar war es. Noch von keinem einzigen deutschen Staate (Mösers Arbeiten ausgenommen) gab es eine gute, lesbare Geschichte; auch da nicht, wo im Einzelnen vieles vorgearbeitet war. Die Geschichte seines Vaterlandes fesselte ihn um so mehr, da hier der schon bekannten Materialien viele waren; und so erschien seine Geschichte

Würtembergs. *) Ganz anders war es bey der Geschichte seines zweyten Vaterlandes, die drey Jahre später erschien. **) Die Geschichte Hannovers war gleich arm an Quellen und an Bearbeitern. Hier mußte meist erst aus den Archiven der Hauptstoff gesammelt werden. Man kennt davon die Schwierigkeiten! Ohne seine Verbindungen mit sehr bedeutenden Männern, ohne ihre, oft muthvolle, Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, hätte er nie solche Materialien erhalten können. Wundert man sich doch oft, wie er so manches erhielt. Aber er besaß die Kunst, Menschen zu gewinnen und für sich zu interessiren. So viele lichtvolle Actenstücke seines nachmaligen historischen Magazins geben die Beweise davon; und wie manches mag aus Discretion ungedruckt geblieben seyn?

Diese Bearbeitungen der Geschichte *einzelner deutschen Staaten*, führten ihn aber auf den großen Gesichtspunct, aus dem die Geschichte von Staaten überhaupt bearbeitet werden soll, die Geschichte ihrer Verfassungen. Bey diesen kleinern Ländern war nichts *weiter zu bearbeiten*, wenn man nicht persönliche Regenten- und Fehdegeschichten zur Landesgeschichte machen wollte. Spittler faßte bereits diesen Gesichtspunct, noch ehe die großen Staatsumwälzungen von Europa so laut dazu aufforderten. Auch hier eröffnete er sich wieder eine Bahn, die zu einem großen Ziele führen mußte. Die nächste Anwendung davon ward auf die Geschichte des deutschen Reichs, als Gegenstand seiner Vorlesungen, gemacht. Gerade hier war indeß diese Idee am wenigsten neu. Spittler faßte den publicistischen Gesichtspunct, wahrscheinlich um so mehr,

---

*) Geschichte Würtemberg's unter der Regierung der Grafen und Herzöge. 1783.

**) Geschichte des Fürstenthum's Hannover bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts. 1786. 2 Theile.

da er andere Aussichten und Hofnungen daran knüpfte. Noch waren die Zeiten, wo ein deutscher Publicist mehr glänzte, als ein Lehrer der Geschichte. Spittler brauchte nur um sich zu blicken, um in Pütter den Beweis davon zu sehen; und Pütter fing schon an zu altern. Welche Hofnung konnte ihm näher liegen, als die, bald Püttern zu ersetzen? So verschmolz sich bey ihm Studium der deutschen Geschichte mit Studium des deutschen Staatsrechts, das er jetzt mit aller der Anstrengung trieb, deren er nur fähig war. Um anschauliche Kenntnisse sich zu verschaffen, ging er nebst Püttern mit der hannöverischen Gesandtschaft nach Frankfurt, zu Leopolds Krönung. Wenn es nur nicht so schwer gewesen wäre, unter den Publicisten zünftig zu werden, wenn man nicht in Regensburg und Wien gebildet war! War es denn je erhört, daß ein Kirchenhistoriker in ihr Heiligthum drang? Er stieß hier auf Schwierigkeiten, die er nicht ganz zu beseitigen vermochte.

Aber jene Aussichten beschäftigten Spittler nicht so sehr, daß er seinen Hauptplan darüber vergessen hätte. Den einmal gefaßten Gesichtspunct trug er auf die europäischen Staaten über. Ohne ihm je untreu zu werden, wurde eine ganze Reihe von Jahren hindurch die Geschichte von ihnen allen in ihren Quellen durchgearbeitet; und aus diesem Studium erwuchs sein Abriß der Geschichte der europäischen Staaten;*) die reifste Frucht seines Geistes, wie seine Kirchengeschichte seine schönste Blüthe war.

Es wäre überflüssig, von diesem Werke weiter zu sprechen, das längst in jedermanns Händen ist. Laut haben es schon Männer von großem Geist gesagt, daß keine andere Nation Europas sich eines ähnlichen Werks rühmen kann; und dieß ist

*) Die erste Ausgabe erschien 1793. 1794. 2 Theile.

wörtlich wahr. Er hat dadurch der Geschichte der Staaten unsers Welttheils ihre wahre Richtung gegeben, die bey den meisten derselben vor ihm wenig mehr, als Kriegs- und Regententengeschichte war. Allerdings kann man sagen, daß sein Gesichtskreis beschränkt geblieben sey; aber er wollte ihn nicht weiter ausdehnen; und muß nicht in einem gewissen Sinn der Gesichtskreis des Historikers beschränkt werden, sobald er sich einen Hauptpunct wählt? Diesen richtig zu fassen und zu verfolgen, ist sein Verdienst; und dieß Verdienst hat sich Spittler erworben.

Wer hätte es nicht gewünscht, von einem solchen Geiste ein größeres historisches Werk über Europa's Geschichte, als nur ein Handbuch in compendiarischer Form zu erhalten? Viel schien sich dazu bey ihm zu vereinigen. Er besaß jenen Sinn für Staatssachen, jene Tiefe und Richtigkeit des politischen Blicks, ohne welche keine Behandlung der neuen Geschichte bestehen kann. Alle Vorkenntnisse standen ihm zu Gebote, alle Hülfsmittel fand er in seiner Nähe, und keine zerstreuende Arbeiten raubten ihm die nöthige Muße. Freylich blieb ihm auch noch so vieles zu erringen übrig. Ob er des schönen historischen Stils in der zusammenhängenden Schreibart je ganz Meister geworden wäre, darf man bezweifeln. Es ward schon oben bemerkt, daß seine Kirchengeschichte in dieser Hinsicht auch seine gelungenste Arbeit blieb. Aber dennoch ließ auch sie noch viel zu wünschen übrig, bis er sich zum Range der deutschen Classiker erhoben hätte. Daß in seiner Geschichte Hannovers sich seine Schreibart veredelt habe, daß hier der ächte historische Stil durchaus der herrschende geworden sey, wird schwerlich jemand behaupten. Man erreicht aber diesen nicht mehr, wenn man nicht in einem gewissen Alter ihn sich gebildet hat.

Aber in Spittlers Charakter lag noch ein anderer Zug, der

ihn verhinderte, sich ganz der historischen Muse zu weihen, und ihn ihr endlich ganz entführte. Bey allem Glück, das er genoß, (kaum schien ihm etwas zu wünschen übrig zu bleiben, was den Reiz des Lebens erhöhen kann,) fesselte ihn doch immer die Aussicht auf eine praktische Laufbahn. Auch gab es allerdings eine solche, für die er gemacht schien. Wäre es ihm beschieden gewesen, als Redner in einer großen berathschlagenden Versammlung aufzutreten, sey es als Organ der herrschenden, oder als Führer der Oppositionsparteу, — welche Wirkungen würde er wahrscheinlich hervorgebracht haben! Wer ihn noch in andern als seinen Lehrerverhältnissen hat reden hören, (und Viele haben dieses,) wird dieß schwerlich bezweifeln. Aber einen solchen Schauplatz für seine Talente bot Deutschland ihm nicht dar. Auf einem andern Wege ward aber sein Wunsch ihm gewährt. Sein Vaterland eignete sich ihn wieder zu. Es war im Frühjahr 1797, als er als wirklicher Geheimerath und demnächst Staatsminister in würtembergische Dienste trat. Mit dieser Epoche endigte auch gänzlich seine literarische Laufbahn. Aber auch nachmals blickte er nicht ohne Wohlgefallen auf jene frühere Periode seines Lebens zurück, die er nicht selten seine glücklichste nannte.

Göttingen Heeren.

Die Kalmar=Union.

(Fortsetzung.)

Dieser Bund brachte in seinem *Entstehen eine Ruhe hervor*, die dem Norden seit einer Reihe von Jahrhunderten fremd gewesen war. Alles lebte in Frieden, und die versprochene Verminderung der schwer drückenden Auflagen ließen die mäßige Hofnung immer einer bessern *Zukunft* entgegen harren. Der Geist, der dieses große Werk geschaffen hatte, schwebte noch über das Ganze, und wachte mit rastlosem Umblick für dessen Sicherheit. Die Neuheit fesselte das Volk; der Glanz der Größe, welcher die weite Monarchie umgab, hielt die Haabsucht der Nachbaren, das Mißvergnügen der Einzelnen, welches keine Regierung ganz zu unterdrücken vermag, im Zaum.

Während Margaretha beschäftigt war, die Grenzen ihrer Macht zu erweitern, wurde sie von einer nähern Gefahr beunruhigt. Ein junger Mensch, der mit ihrem verstorbenen Sohne Aehnlichkeit hatte, trat in Norwegen auf, um *als angeblicher* Erbe seine Rechte an dieses Reich geltend zu machen. Das Geheimnißvolle, worin man die eigentliche Zeit, wo Olof gestorben war, zu verhüllen gesucht hatte, warf einen

gerechten Schein des Argwohns auf Margaretha, dem nur eine Gelegenheit mangelte, um in die schwärzesten Anschuldigungen auszubrechen. Die Menge, die nichts leichter glaubt, als das Widernatürliche, fand mehr Wahrscheinlichkeit in der empörenden Vorstellung, daß eine Mutter ihr eigenes Kind verleugnet, als in der einfachen, der Wahrheit gemäßen Erklärung der Königin: daß sie, die selbst kein Recht an der norwegischen Krone besaß, gesucht habe, ihres Sohnes Tod so lange zu verheimlichen, bis sie sich eine Partey erworben, die mächtig genug wäre, sie auf den Thron zu heben. Einige, das königliche Haus betreffende Geheimnisse, die der falsche Olof kannte, documentirten gewissermaßen die Anschuldigung gegen Margaretha. Man wußte es nicht, daß er diesen Verrath seiner Mutter, die Amme der Königin gewesen war, zu verdanken hatte, und somit fehlte es ihm nicht an Anhängern, die da glaubten, oder sich stellten zu glauben, daß er der sey, wofür er sich ausgab. Man muß sich in die Zeiten zurückdenken, worin dieses alles vorging, um sich des Lächelns zu erwehren über die Art der Beweisführung, durch welche Margaretha das Volk überzeugte, daß es betrogen wurde. Sie wußte es zu gut, daß auf den großen Haufen keine andere Beweise wirken, als die er mit seinen Sinnen fassen kann. Sie machte daher bekannt: daß ihr Sohn eine Warze zwischen den Schultern gehabt, und da dieses Merkzeichen sich bey dem angeblichen Olof nicht fand, hatte die Verblendung ein Ende, und die Gährung erlosch mit des Betrügers Tode.

Schon vor diesem Auftritte hatte Erich zwar die Regierung — besonders über Schweden — angetreten, aber Margaretha fuhr fort, alle wichtige Angelegenheiten abzumachen. Die Jugend des Königs machte diese Theilnahme nothwendig, ihr Ehrstolz ihr diese Mühe leicht. Bey der Vergrößerung

ihrer einheimischen Macht versäumte sie kein Mittel, welches zur Ausdehnung der Grenzen ihrer Lande hinwirken konnte. Gothland, das von Albrecht dem Heermeister in Preußen (1364) verpfändet, lößte sie ein, nachdem der Versuch, es mit den Waffen zu nehmen, fehlgeschlagen war. Das Lösegeld wurde zum größten Theil durch eine besondere Auflage von den Schweden allein erhoben.* Um den königlichen Stamm, den sie selbst auf den Thron gepflanzt, zu befestigen, suchte sie für ihren Pflegesohn eine Gattin. Ihre Wahl fiel auf Philippine, Tochter Heinrichs IV. in England, deren glänzende Eigenschaften die Hofnungen der neuen nordischen Monarchie noch höher hoben.

Da Margaretha ihre Macht hinreichend befestigt sah, legte sie die Unterwürfigkeit ab, die sie gegen die schwedische Geistlichkeit aus Politik angenommen hatte. Den ersten Beweis hiervon gab sie nach dem Absterben des Erzbischofs von Upsala. Er hatte die dortige Domkirche zu seiner Erbin eingesetzt, und den Reichsrath und Domprobst Andreas zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannt. Dieser ließ die Kleinodien, das Silber und die Baarschaften des Verstorbenen in eine Kiste packen, und, von den Absichten der Königin unterrichtet, bediente er sich der Vorsicht, während dem Transport des Schatzes, vom erzbischöflichen Hause zur Kirche, selbst auf dem Kasten zu sitzen. Aber der Vogt der Königin kehrte sich daran nicht; er ließ den Prälaten ohne Rücksicht seiner Heiligkeit herunter werfen, und den reichen Fang der Königin zuführen. Alles, was diese zur Rechtfertigung eines solchen Gewaltstreiches that, war, bekannt zu machen, daß der Schatz zur Ergänzung der Einlösungssumme von Gothland verwandt werden sollte, und damit blieb dieses gegen die Kirche bisher unerhörte Verfahren ohne weitere Folgen.

Nun war Margaretha dem großen Ziele nahe, wohin sie so eifrig gestrebt hatte: die Alleinherrschaft mit der königlichen Gewalt zu vereinigen. Drey der ersten dänischen Familien waren unterdrückt. Der schwedische Adel hatte sich während den vorhergegangenen steten Unruhen erschöpft, er fing an, sich an die Abnahme seines politischen Einflusses zu gewöhnen, und die gehäuften neuen Auflagen, die nicht selten gesetzwidrig waren, drückten das Volk zur Unlust und Muthlosigkeit herab. Diese längst vorübergeflohene Zeit hat auch hier ein Beyspiel aufgestellt, wie unzuverläßig es sich, selbst unter den glanz- und ruhmvollsten Regenten lebt, sobald sie sich zu Vornehmungen verleiten lassen, die über die Kräfte und die Vermögenheit ihrer Staaten hinausgehen. Aussaugung und Verarmung des Volks sind die gewissen Folgen, und eine systematische, gesetzliche Ausplünderung läßt sich so wenig ohne Tyranney der Despotie denken, als Brandmark und Staupenschlag (nach der peinlichen Halsgerichtsordnung) unzertrennlich seyn sollen. Welch ein Reichthum des Genusses liegt in der Vorstellung, daß das ewig wiederkäuende Ungeheuer die Zeit, seit jener Vergangenheit vier volle Jahrhunderte verschlungen und verdauet hat; und wie sehr müssen die während derselben zum Frieden ins Grab hinabgestiegenen Geschlechter uns die Ruhe beneiden, die wir das Glück haben, schon während dem Leben zu genießen.

Daß Margaretha sich ihre Regentengröße nicht durch vermehrten Wohlstand und das bürgerliche Glück der Staaten, die sie beherrschte, allein hatte erschaffen wollen, daß ihre eigene Macht-Erhöhung, ihr Ansehen und ihre Gewalt die eigentliche Spindel war, um welche sich all ihr Streben, Denken und Handeln drehte, das wurde nur zu deutlich, da sie sogar ihre schlaue, politische Verstellung von sich legte, als die schwedischen Magnaten die Klagen des Volks über die immer neuen Auflagen vor ihren Thron brach-

ten und äußerten: „daß dieses Verfahren mit ihren vor der Huldigung eingegangenen Verbindlichkeiten, und selbst schriftlich gegebenen Versprechungen streitig wäre.“ Margaretha vergaß sich so weit, oder glaubte nun schon ihre bisher verborgen gehaltene Denkart enthüllen zu dürfen, daß sie diesen Vorsprechern zur Antwort gab: „Bewahrt ihr meine Verschreibungen, ich will euer Geld bewahren.“ Eine allgemeine Ruhe und Ordnung wog diese Unbilden einigermaßen auf, und der größte Fehler, den man Margarethen vorwarf, bleibt immer die Nachsicht, die sie ihren raubsüchtigen Landshauptleuten angedeihen ließ.

Margaretha sahe nun auch, daß ihr lange gehegter Wunsch, Schleswig Dännemark einzuverleiben, in Erfüllung gehen wollte. Schleswig, das vor alten Zeiten zu Dännemark gehört hatte, war durch Belehnung an das holsteinische Haus gekommen, und sollte nach des letzten Innhabers, Grafen Gerhards Tode, seinem ältesten Sohne zufallen. Die dänische Regierung bestritt diese Erbfolge, und Margaretha war klug genug, sich das Herzogthum auf sichererm Wege, als den der Waffen, zuzueignen. Sie unterzog sich selbst der Vormundschaft über die jungen holsteinischen Prinzen, und vermochte die Mutter derselben, Elisabeth von Braunschweig, zur Einräumung mehrerer wichtigen Oerter und Landstrecken, als Unterpfand für dargelehnte Gelder, und räumte einen guten Theil dieser Hypothek dem Stifte Rippen ein, überzeugt, daß kein Lösegeld das zurückbringen könne, was die Geistlichkeit einmal in ihrer Gewalt hatte. Elisabeth ließ sich von Margarethens Schlauheit überlisten, sie schenkte dieser staatsklugen Frau ihr ganzes Vertrauen. Schon hatte sie sich anheischig gemacht, das Schloß Gottorf, so wie die Stadt Schleswig ihrer Obhut anzuvertrauen, als diese unglückliche Freundschaft durch einen

glücklichen Zufall gestört wurde. Der Tag der Uebergabe war angesetzt, und Margaretha da, um die versprochenen Oerter in Besitz zu nehmen. Da sie nie die Andachts-Bezeugungen vernachläßigte, die selbst die ränkevollesten Absichten der Politik derzeit nicht unterließen, so machte sie an der Schloßmauer ein Kreuz, das sie küßte, ehe sie ins Schloß hineinging. Von einer Uneinigkeit war keine Spur da. Die Mahlzeit, bey welcher die Herzogin die Wirthin war, fing unter großer Vertraulichkeit an. Während derselben sandte Margaretha einen ihrer Diener nach den von ihr mitgebrachten Geschenken. Dieser kam schnell zurück mit der Nachricht, daß der Schloßthurm mit Bewaffneten besetzt sey. Erschrocken hob Margaretha die Mahlzeit auf, warf der Herzogin Verrath und Hinterlist vor, und eilte mit ihrem Gefolge davon.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein bloßer Zufall diese Störung zuwege gebracht hat, und die Besatzung des Schlosses, um den neuen Gästen Platz zu machen, den Befehl befolgt habe, den Thurm zu beziehen. Das eigene Bewußtseyn der Königin mochte wohl die Haupt-Anregung zu dieser Verwirrung gewesen seyn, und der Selbstschuldnerin einen Ueberfall haben fürchten lassen. Indessen war Elisabeth beleidigt, und sie hatte um so weniger Ursache, ihre Empfindlichkeit über die ihrem weiblichen Stolze wiederfahrene Kränkung zu verbergen, als der Schritt, wozu sie durch diese Handlung gebracht wurde, grade am besten mit ihrer Sicherheit übereinstimmte. Statt Dännemarks Freundin zu bleiben, ward sie dessen Feindin. Sie verband sich mit den holsteinischen Grafen und dem Grafen von Schaumburg. Sie vermehrte ihre Truppen, besetzte die Grenzfestungen ihrer Länder, und überrumpelte das von Erich befestete Flensburg. Dieses ward das Zeichen zum Kriege. Erich

zog seine Truppen zusammen, landete auf Alsen, und befahl Abraham Brodersen, das Schloß Sonderburg zu belagern.

Erich war aus doppelten Ursachen der Krieg willkommen: seiner natürlichen Eitelkeit wegen, und aus Scheelsucht über Margarethens Verdienste. Wenn die Erfahrung uns lehrt, daß große Seelen mit Riesengewalt auf die kleinern wirken, so ist es auch eben so gewiß, daß solche winzige Menschen mit vieler Ungeduld jenes Uebergewicht ertragen, und der Verdruß über ihren eigenen Unwerth sich in dem nemlichen Grade vermehrt, als jene so weit über sie hervorragende Wesen sie mit Wohlthaten überhäufen. Durch den Krieg konnte Erich, einige nach seinem Dafürhalten — unbedeutende Nachbaren oder Vasallen vernichten, sich dem Einflusse entwinden, den er auf keine andere Weise dem Verstande Margarethens versagen durfte, und ihr auch *die Kränkungen* zufügen, *die sie nach der wohlberechteten Voraussetzung* seiner Undankbarkeit tiefer verwunden *mußten*, als offenbare Verachtung. Daß dieses keine bloße übertriebene Vermuthungen sind, wird durch Erichs Betragen bestätigt.

Abraham Brodersen erscheint in den Verhandlungen jener Zeiten als ein Mann von Muth, Klugheit und großem Vermögen. Er war einer der ersten gewesen, die Margarethen gehuldigt; mehrmalen hatte er ihre Heere angeführt, und — das Herz dieser großen Frau selbst erobert. Man vermuthet mit Grund, daß dieser letzte Umstand die wahre Ursache seines Falles war, und die Langsamkeit der Belagerung von Sonderburg ihn bloß beschleunigte. Gewöhnlich fodern die, welche selbst am wenigsten zu leisten im Stande sind, grade am mehrsten von denen, welchen sie zu befehlen haben. Abraham Brodersen wurde auf Erichs Befehl gefangen genommen, und sogleich hingerichtet. Ihm wurden Gewaltthaten in Halland, und daß er Hexerey getrieben, Schuld gegeben. Dies letztere, um auf

das Volk zu wirken, welches wohl wußte, daß jedes andere Verbrechen durch Geld abzubüßen stand, und kein Mann von Ansehen, während dieses ganzen Zeitraumes, seine verübten Gewaltthaten gegen das Volk mit dem Leben gebüßt hatte.

Margaretha verbarg ihren Kummer nicht über den Verlust ihres Lieblings. Sie ließ neben der Domkirche in Lund zu seinem Andenken eine Kapelle bauen, worin eine immerwährende Messe gehalten werden sollte, zu welcher sie einen hinreichenden Fond hergab. War sie vielleicht zu stolz, um auf andere Weise ihren Verdruß über Erichs Undankbarkeit zu äußern, oder erstickte die Sorge für die nordische Monarchie bey ihr alle andern Leidenschaften, da sie auch bereits Ursache hatte, für dieses von ihr gegründete Werk zu fürchten? — genug, sie ahndete Erichs Undank, von dem keine Dankbarkeit gegen sie groß genug hätte seyn können — nicht. Dieses Monarchen erster Feldzug hatte zur Genüge bewiesen, daß er kein Eroberer werden würde; er mußte mit Verlust die angefangenen Belagerungen aufheben; Eins seiner Heere, das nach Frießland gesandt war, um Beute zu machen, wurde geschlagen, und der Feldzug, der seine Schatzkammer füllen sollte, hatte sie völlig geleert, seine Heere zusammengeschmolzen, und sich ohne allen Vortheil geendet.

Die Unparteyischen unter den dänischen Geschichtschreibern geben selbst zu, daß dieser Krieg zu den ungerechten gehört, da das Herzogthum Schleswig mit Erbfolge den Grafen von Holstein überlassen war, die dagegen keinesweges in Abrede waren, daß sie dafür, als Vasallen, den dänischen Monarchen wie ihren Lehnsherrn anzuerkennen, verbunden wären. Aber Erich wollte ein solches Verhältniß durchaus nicht zugestehen, und das aus dem Grunde, weil nach der nordischen Staatsverfassung keine Lehne erblich waren. Er behauptete übrigens, daß sie ihr Lehnrecht bereits verwirkt hätten, und dieserhalb ohne weitere

Umstände die Länder räumen mußten, die sie bisher inne gehabt. Dieser König, stolz auf seine drey Kronen, wollte auf keine Weise von diesen seinen Forderungen nachlassen. Er verachtete einen Feind, der, verbunden mit einigen andern kleinen Fürsten und den Hanse-Städten, sich mächtig genug fühlte, ihm Trotz zu bieten. Margaretha allein erkannte die Gefahr, und wollte sie abwehren. Sie wußte, daß der Norden Ruhe haben mußte, wenn die Vereinigung Festigkeit gewinnen sollte, und daß durch Unterhandlung oft mehr als durch das Schwert zu gewinnen stehe. Sie bemühte sich dieserhalb, die Streitigkeiten beyzulegen, welche die Ursachen des Krieges waren. Auch hatte dies einen Stillstand zur Folge, und die Verabredung einer im nächsten Jahre (1410) in Flensburg zu haltenden Zusammenkunft. Diese Stadt war durch Erich wieder erobert; aber auch diesen seinen einzigen Sieg beschmußte er durch Grausamkeit, und ertränkte seinen Unmuth über sein sonstiges Mißgeschick in dem Blute der angesehensten Einwohner der unglücklichen Stadt.

Die verabredete Uebereinkunft, daß der Streit durch Schiedsrichter geschlichtet werden sollte, endete den Krieg nicht, und bey der Zusammenkunft in Flensburg kam bloß ein Stillstand von fünf Jahren zu Stande; auch ward festgesetzt, daß gute Männer in Nyburg zusammentreten, und zwischen dem Könige von Dännemark und der Herzogin von Schleswig entscheiden sollten. Vielleicht hätte Margarethens Staatsklugheit und die allgemeine Achtung, die sie genoß, ihrem friedlichen System das Uebergewicht verschafft, welches es verdiente; aber die Pest kam nach Flensburg, trennte die Versammlung, und die Königin, die an Bord eines Schiffes gegangen war, um nach Dännemark zurückzukehren, starb, ehe noch das Fahrzeug den Hafen von Flensburg verlassen hatte. Sie wurde 60 Jahr alt,

hatte 50 Jahre den Namen Königin geführt, da sie wie Kind mit dem Könige Håkan in Norwegen vermählt wurde; wirklich regiert hatte sie, bis auf einige Monate, 37 Jahre.

Erich war jetzt allein Regent, und eilte, den Beweis darüber durch die Eroberung Schleswigs zu führen. Nach der vorhin erwähnten Uebereinkunft, sollte der Zwist durch von beyden Seiten ernannte Bevollmächtigte abgemacht werden. Der König aber, der von seinen Forderungen in nichts abgehen wollte, und von Unterhandlungen nicht den einseitigen Ausschlag, den er verlangte, erwarten konnte, ließ die Herzogin Elisabeth mit ihren Verbündeten vor seinen Rath fodern. Das höchste Urtheil sollte von diesem in Nyburg gefällt werden. An Formalitäten und Ceremonien wurde nichts gespart. Erich schien eine Handlung recht feyerlich machen zu wollen, durch die er der Welt das sonderbare Schauspiel gab, daß ein König in seiner eigenen Sache selbst das Urtheil fällt: „er habe Recht".

Hatte Erich im Ernst geglaubt, daß seine Gegner sich einfinden würden, um seine Willens-Meynung zu vernehmen, so fand er sich betrogen. Das hinderte indeß nicht, daß der sonderbare Auftritt nicht vor sich gegangen wäre, durch welchen der dänische Reichs-Rath seinem Könige das Herzogthum Schleswig zuerkannte, und die Grafen von Holstein ihres daran gehabten Lehnrechts für verlustig erklärte. Vergeblich suchte Heinrich, der älteste Sohn des Grafen Gerhard, den König zu versöhnen, und auf die bisherige Weise die Belehnungen zu erhalten. Erich foderte, daß er ohne alle Bedingung das Fürstenthum abtreten, und sich mit der Gnade begnügen sollte, die man ihm würde zufließen lassen. Die Härte dieser Foderung erwarb dem Grafen die nähere Verbindung mehrerer deutschen Fürsten, die ihm ihren Beystand zusicherten, wogegen der dänische Monarch, um seinem Urtheilsspruche mehr Wir-

kung zu geben, dafür die Bestätigung beym Kaiser Sigismund nachsuchte, und sie auch erhielt.

Das Glück, das Erich in allen seinen wichtigen Vornehmungen zum Besten zu haben schien, gab ihm jetzt eine Gelegenheit, seinen politischen Einfluß geltend zu machen. Die Bürgerschaft zu Lübeck hatte ihren Rath entsetzt. Die Klage darüber ward an den deutschen Kaiser gebracht, dessen Urtheil indeß so wenig geachtet wurde, als alle Drohungen, denen die Macht des Vollstreckens fehlt. Der kaiserliche Befehl, den alten Magistrat zurückzurufen, blieb unbeachtet, und die Lübecker ließen sich nicht undeutlich dagegen vernehmen: daß niemand die Zähne weisen sollte, der nicht beißen könne. Sigismund, der in seinen eigenen Erbstaaten in Krieg verwickelt, dabey ohne Ansehen und ohne alle Gewalt im nördlichen Deutschland war, gab dem Könige Erich den Auftrag, *Lübeck zu zwingen, seinen alten Magistrat wieder einzusetzen.* Lübeck, die wichtigste der Hansestädte, erwarb ihre Reichthümer und Macht durch den Handel. Sie hatte bedeutende Niederlagen zu Bergen in Norwegen, eine Menge ihrer Fahrzeuge trieben den Heeringsfang an der Schonischen Küste. Ungeahndet und ungewarnt ließ Erich Beschlag auf alle der Stadt angehörige Fahrzeuge und alle die Waaren legen, die sie in Norwegen und Schonen lagern hatte. Dieser tückische Griff mußte die beabsichtigte Wirkung thun. Lübeck unterwarf sich des Kaisers Befehl, setzte die verwiesenen Bürgermeister und Rathmänner wieder ein, und Erich genoß die große Freude, eine Stadt, die mehrmalen Dännemark Trotz geboten, und gewöhnlich mit dessen Feinden im Bündniß gewesen war, auf dem leichten, aber für einen Monarchen besonders, schlechten Wege des Raubens, gedemüthiget zu haben.

So sehr dieses kleinliche Gelingen auch Erichs Eitelkeit

schmeicheln mochte, so hatte sein Triumph doch keinen Einfluß auf die Grafen von Holstein. Hier mußte das Glück der Waffen entscheiden; und auch dieser Feldzug fiel für Erich nicht glücklicher aus, als alle die vorigen. Alles, was er im Frühjahr gewonnen hatte, verlor er wieder im Herbst; sogar die von ihm selbst errichteten Burgen wurden genommen. Voll Verdruß über so wiederholte, vergebliche Versuche, brachte er im Jahre 1417 das größte Heer zusammen, das der Norden je gesehen hatte, und dachte damit sicher und gewiß seine Feinde auf einmal zu vernichten. Hundert Tausend Streiter folgten seinen Fahnen, und — mit solch einer Macht, konnte er dennoch nichts, als die Belagerungen von Schleswig und Gottorf vornehmen. Schleswig öffnete seine Thore sogleich. Aber Erich, der den Eindruck eines Sieges nie zu nutzen verstand, unterließ es, Gottorf sogleich anzugreifen, das nachher nicht mehr zu erobern stand. Während der Zeit versäumten seine Feinde es nicht, von seiner Vernachläßigung allen Vortheil zu ziehen. Auf der einen Seite fielen sie in das von ihm unvertheidigt gelassene Jütland ein; auf der andern, suchten sie die Hansestädte zum Kriege gegen ihn zu bewegen, brachten auch Hamburg dahin, daß es ihnen einige Hülfstruppen zusandte. Die Nachricht davon warf alle Pläne Erichs über den Haufen. Ohne ein Treffen gewagt zu haben, ohne die Ankunft dieser Hülfstruppen abzuwarten, brach er mit seinem großen Heere auf, eilte innerhalb seiner eigenen Grenzen, und ließ nicht einmal so viele Mannschaft zurück, als zur Vertheidigung der Oerter, die er erobert hatte, für den kommenden Winter nöthig war.

Der Feldzug von 1419 zeichnete sich durch die Einnahme der Insel Femern, die schon einmal vom Könige erobert, aber wieder verloren gegangen war, aus. Zweymal wurde die Lan-

dung zurückgeschlagen, der dritte Versuch glückte, und Erich erlaubte seinen durch die hartnäckige Gegenwehr aufgereizten Soldaten alle die Grausamkeiten, zu denen die erbitterte Zügellosigkeit fähig ist. Mord, Plünderung und Brand herrschten auf diesem Eilande, wo 4000 Menschen umgebracht wurden. Aber diese Eroberung, um derentwillen so viel Blut vergossen war, konnte nicht erhalten werden; im Gegentheil schien es, als ob das Unglück, seitdem sie vollbracht war, den Eroberer von allen Seiten erst recht verfolgen wollte. Die Dänen erlitten eine große Niederlage bey Immerwad, ein Angriff auf die Insel Alsen schlug fehl, und Erich, der so große Heere zusammen gebracht, um seine Feinde, von denen er immer mit Verachtung sprach, zu demüthigen, erfuhr nicht allein die Kränkung, selbst besiegt zu werden, sondern er sahe auch diese gering geschätzten Feinde seine eigenen Länder verheeren, und ihre angesehensten Einwohner als Geißeln mit sich wegführen.

Erich, dem es nicht auf dem Schlachtfelde geglückt, wollte jetzt seine Geschicklichkeit als Staatsmann versuchen: er schloß mit den Hansestädten ein Bündniß. Diese vereinigte Handels-Republik hatte längst nach der Herrschaft über die Ostsee gestrebt; sie allein hatte die Vereinigung Dännemarks, Schwedens und Norwegens stetswährend zu trennen gesucht, und Albrecht unterstützt, so lange noch ein Schatten von Hofnung für den vertriebenen Monarchen zur Wiedererlangung des Throns da war. Wenn sich der Bund gleich durch die Umstände genöthigt gesehen, mit Margarethen Frieden zu schließen, so hörte er deßhalb nicht auf, bey allen Gelegenheiten einer Macht entgegenzuwirken, die durch die Vereinigung des Nordens dem Hansebunde gefährlich werden mußte. Während den langen Kriegen hatte Erich selbst bey mehreren Gelegenheiten erfahren, was er von den Hansestädten zu erwarten hatte; dennoch ging

er ein Bündniß ein, das von ihrer Seite nichts anders beabsichtigen konnte, als Erichs Feinden Erholung zu verschaffen. Eine Hauptbedingung dabey war, die Schlichtung des Streits wegen Schleswig dem Kaiser zu überlassen, und Erich, der des deutschen Oberhaupts Gewalt noch für so mächtig hielt, als er immer seine eigene Macht gewähnt hatte, unterwarf sich dessen Urtheil mit vieler Zuversicht. Es fiel seiner Gedankenlosigkeit nicht ein, daß, indem er die Gesetze Deutschlands hierbey einräume, er zugleich das Erbrecht des holsteinischen Hauses auf Schleswig anerkenne, das nach diesen Gesetzen unumstößlich war. In des Kaisers einseitiger Parteylichkeit hatte er sich nicht verrechnet. Sigismund nahm seinen hohen Gast mit großen Freundschaftsbezeugungen auf, und urtheilte ihm das ganze südliche Jütland zu. Graf Heinrich von Holstein, der eingeladen war, um auf Erichs Beschwerden zu antworten, mußte seine Hinopferung aus dem Munde des, seinem oberrichterlichen Amte ungetreuen Kaisers anhören, der ihn zur Abtretung von Holstein verurtheilte.

Bevor Erich die Reise nach Wien angetreten, hatte er eine andere beschlossen, die er zugleich mit abmachen wollte. Das durch ihn auf Femern vergossene Blut wogte immerwährend vor seiner geängstigten Seele, und besaß er gleich nicht die Kraft, die Ausbrüche seiner ungeregelten Leidenschaften zu zügeln, so war er doch auch nicht hartherzig genug, die von seiner Herrschgierde angeordneten Schreckensscenen mit kaltem, reuelosem Blick wieder vor sich auftreten zu sehen. Von seinem Gewissen getrieben, wollte er seine Sünden durch eine Reise nach dem heiligen Grabe versöhnen. Das derzeitige Christenthum hielt eine solche Pilgerschaft für hinlänglich, um die gröbsten Verbrechen ungeschehen zu machen. Ohne sich darum zu bekümmern, auf welche Weise des Kaisers Urtheil ausgeführt

werden sollte, eilte Erich nach Palästina. Seine Hofnung, unerkannt zu bleiben, schlug fehl. Ein Hanseate an Sigismunds Hofe hatte ihn insgeheim mahlen lassen, und das Portrait an einen seiner Freunde nach Syrien geschickt. Erich hatte seine Andacht vollbracht, die heiligen Gräber besucht; er wollte jetzt heimkehren, als der, welcher die Reisenden mit Pässen versah, erklärte, daß er ihn kenne als König dreyer Reiche. Eine ziemliche Summe Opfergeld gab dem Herrn des Nordens sein Incognito wieder, und Erich kam ohne weitere Unfälle zurück.

Schon lange vor seiner Reise nach Jerusalem hatte Erich übel hausgehalten, und mit seiner Kasse die vielen Ausgaben nicht bestreiten können, die er sich unnützerweise auflud. Er mußte dieserhalb zu dem schmählichen Auswege seine Zuflucht nehmen, und einer gehaltlosen Münze durch einen Machtbefehl Gültigkeit geben. Die Hansestädte, die allein den ganzen nordischen Handel inne hatten, versagten dieser Münze jeden andern Werth, als den sie an Kupfer enthielt. Dadurch stockte aller Verkehr, alle Waaren stiegen zu einem ungeheuren Preise. Erich hatte indeß seine Staatsfehler im voraus einigermaßen verbessert, da er Philippinen zur Reichsvorsteherin während seiner Abwesenheit eingesetzt. Diese Königin, die von der Geschichte nie ohne Bewunderung und Segnungen erwähnt wird, schien dem Norden von der Vorsehung geschenkt zu seyn, um Erichs Fehlgriffe zu verbessern, und einen Theil des Unglücks zu mildern, zu dem er Veranlassung gab. In ihrem zarten Körper wohnte eine männliche Seele. Ihre weibliche Güte war mit Geistesstärke gepaart; die Gefahr gab ihr einen Muth, der sie zu den Helden erhob. Ihres Gemahls Unarten verminderten ihre Sorge für seine Reiche nie, und ihre Gottesfurcht schränkte ihre Wohlthätigkeit nicht auf die Stif-

tungen ein, die solche nach dem Wahne des Zeitalters allein verdienten. Sie nahm nicht nur Theil an den Regierungsgeschäften, sondern ließ auch insgeheim unter dem Stempel der schlechtern eine bessere Münze prägen, und die Wohlhabenheit würde sich in dem Norden wieder eingefunden haben, wenn Erichs Zuhausekunft nicht von neuem alles Unheil hervorgeweckt, welches während seiner Abwesenheit sich zu verlieren angefangen hatte. Philippinens Fortwirken ward durch Erichs Rückkunft nicht ganz unterbrochen; während er mit seinen Zurüstungen beschäftigt war, stand sie dem schwedischen Reichs-Rathe bey seinen Berathschlagungen bey, und beförderte die Vorschläge, die zum Wohl des Reichs abzielten. Ihr Eifer war keiner Mißdeutung fähig, und ihre Verdienste wurden allgemein und öffentlich, selbst von ihrem Gemahl, anerkannt.

Jetzt wollte Erich die Länder in Besitz nehmen, die ihm zugeurtheilt waren. Aber das, was möglich gewesen wenn es gleich geschehen wäre, war nun zu spät. Die Bestürzung, welche des Kaisers Urtheil bey dem Grafen von Holstein hervorgebracht hatte, war vorüber. Er hatte an den Papst apellirt, und sich mit den Hansestädten näher verbunden. Diese hatten während des langen Krieges an ihrem Handel viel gelitten, ihre Schiffe waren durch des Königs Kaper aufgebracht, die Privilegien, welche sie in den nordischen Reichen besaßen, nicht gehalten worden. Jetzt wollte der König seine Rechte durch eine ansehnliche Flotte und ein Heer von 50000 Mann beweisen. Der Anfang ward mit der Belagerung Schleswigs gemacht; aber der Feldzug endete sich auf die nemliche Weise, wie der vorige. Der größte Theil der Hansestädte hatte sich für das holsteinische Haus erklärt, und bey der Nachricht dieser neuen Ligue hob Erich die Belagerung sogleich auf. Der Krieg ward mit abwechselndem Glücke mehrere Jahre fortgesetzt. Um die

Kosten dazu aufzubringen, mußten die Auflagen vervielfältigt werden. Ausländer waren in allen drey Reichen zu Landshauptleuten angesetzt, die Plünderungen, die unter dem Schutze dieser Fremdlinge verübt wurden, sogen das Volk aus, und der Strand wie die Grenzen der nordischen Reiche trugen die Spuren der Verwüstung und des Raubens überall an sich. Um die Hansestädte von dem holsteinischen Bunde zu trennen, suchte Erich in ihnen Zwietracht auszusäen. Er wußte, daß die Einwohner dieser Städte selten mit ihrer Regierung zufrieden waren, deshalb wandte er sich an die Bürger derselben, drohte ihren Seehandel zu zerstören, und beschuldigte ihre Bürgermeister und Rathmänner, als die Urheber dieses Krieges. Dieß brachte indeß nur hie und da einige unruhige Auftritte hervor; die Ligue hielt ihre Kräfte vereint, und fuhr fort, die Grafen von Holstein zu unterstützen. Auch durch den Tod des ältesten Grafen, der bey der Belagerung Flensburgs blieb, wurde der Zustand der Dinge nicht verändert. Sein Bruder und Nachfolger, Herzog Adolph, setzte den Krieg mit gleichem Muthe und gleichem Erfolg fort. Der Kaiser suchte zwar aufs neue Frieden zu stiften, und sandte in dieser Absicht einen Gesandten nach dem Norden; aber seine Vermittlung wurde von allen, den König Erich ausgenommen, verachtet.

Jetzt nahmen Erichs Gegner sich vor, ihn in seiner eigenen Residenz aufzusuchen. Eine Flotte von einigen hundert Fahrzeugen, mit 12000 Mann Truppen am Bord, ging im Jahre 1428 unter Seegel, um Kopenhagen anzugreifen. Der König hatte zwar einige Anstalten getroffen, um seine Hauptstadt zu vertheidigen, wagte es aber selbst nicht, dort zu bleiben, sondern verbarg sich im Kloster zu Sorøe. Die Dänen waren auf diese Weise ohne Anführer, und Philippine mußte die Befehlshaber-Stelle übernehmen. Sie brachte so viele Truppen als

möglich zusammen, sprach dem Volke Muth ein, theilte Belohnungen aus, ließ auf das schleunigste ein Floß zusammensetzen, es vor den Hafen legen, und mit den Kerntruppen besetzen, wodurch der Feind verhindert ward, sich der Stadt zu nähern. Der Anfall darauf war heftig, wurde mehrmalen wiederholt, eben so oft zurückgeschlagen, und die Verbündeten mußten ohne allen Erfolg für ihre großen Zurüstungen, auf die sie so sichere Hofnungen gesetzt hatten, abziehen. Sie waren ihres Sieges so gewiß gewesen, daß jedes ihrer Schiffe Salz und leere Tonnen mit sich führte, um das Fleisch von den vielen Rindern einzusalzen, die sie auf Seeland zu erbeuten dachten. Die Dänen, die dieses wußten, brachten eine Kuh auf den Holzfloß, und riefen den Feinden zu: daß sie doch kommen und der Kuh ein Haar aus dem Schwanze rupfen möchten, um wenigstens eine Trophäe als Siegeszeichen mit sich zu nehmen.

Dieser glückliche Ausgang ermunterte Philippinen zu kühnern Unternehmungen. Sie sahe ein, daß der Krieg sich nie vortheilhaft für Erich enden könne, so lange die Hansestädte daran Theil nehmen würden, und daß deshalb nichts besseres zu thun wäre, als diese Städte nach einander anzugreifen, und den Krieg innerhalb ihrer eigenen Mauern zu spielen. Während Erich in Schweden war, rüstete sie eine Flottille von 75 kleinen Fahrzeugen aus, um Stralsund anzugreifen, und die dort im Hafen liegenden Schiffe zu verbrennen. Dieses Vornehmen ward glücklich ausgeführt und Stralsund mit Schrecken erfüllt; aber ein Gegenwind hinderte die Dänen am Rückzuge. Während diesem Aufenthalt im Angesichte der Stadt verlor sich die Furcht der Stralsunder, und obgleich sie nur sieben Schiffe, und das durch Lübecks Beyhülfe, ausrüsten konnten, da ihre eigenen Schiffe fast alle verbrannt waren, so überwanden sie

dennoch mit dieser geringen Macht die Dänen, nahmen fast alle ihre Fahrzeuge, und machten mehrere Hundert Gefangene.

Erich, gewohnt seine Verlüste selbst zu verursachen, konnte diesen nicht mit Geduld ertragen. Sein Unwille darüber brach gegen Philippinen aus, die er auf das unwürdigste behandelte. Dieses zu dem Vorwurf, den sie sich selbst machte: Schuld an so vielem vergossenen Menschenblut gewesen zu seyn, bewogen sie, ins Kloster zu gehen. Noch in dem nehmlichen Jahre ließ sie sich als Nonne zu Wadstena einkleiden, und starb schon zu Anfange des folgenden (1430). Bevor sie Dännemark verließ, gab sie einen neuen Beweis von ihrem Wohlwollen gegen einen Theil der schwedischen Flotte, deren Besatzung ohne ihren Beystand verhungert wäre. Diese Flotte war nach Kopenhagen berufen; da der mitgebrachte Proviant verzehrt war, begehrte die Besatzung neuen, oder die Erlaubniß, heimkehren zu dürfen. Keins von beyden ward zugestanden, und das Volk mußte seine Waffen verkaufen, um das Leben zu erhalten. Erst spät im Herbst erhielt die Flotte Erlaubniß zur Heimreise, auf welcher die mehrsten Schiffe strandeten, oder im Eise zertrümmert wurden. Den nöthigen Proviant hatte die menschlich gesonnene Königin, diesen auf eine elende, schlechte Weise behandelten Schweden insgeheim zuführen lassen.

Philippine schien der Schutzengel um Erichs Thron gewesen zu seyn; denn kaum war sie dahin, als er zu wanken anfing. Während seine Flotten geschlagen, die Schiffe, die seine Schätze von Schweden nach Dännemark bringen sollten, von Kapern genommen wurden, tönte das Mißvergnügen, das nach einigen Jahren in Schweden in Thätigkeit ausbrach, immer lauter durch das Land. Erich hatte durch Lieferungen, Requisitionen und Conscriptionen den nicht vermögenden Landmann dermaßen ausgesogen, daß dieser seinen Acker und Heerd an di=

reichen Magnaten für ein Geringes verkaufen mußte. Der Geistlichkeit Unwillen zog er sich durch seine Einmischung in ihre Bischofs-Wahlen zu; auch die sonderbare Grille, daß an einigen Orten Tag und Nacht durch, ohne Aufhören, Messe gelesen werden mußte, gefiel den Mönchen nicht. Die Abgaben, die immer in Naturalien abgetragen waren, sollten nun mit einemmale zum größten Theil in baarem Gelde, das ungemein rar war, erlegt werden. Dieß gab den ausländischen Vögten eine erwünschte Gelegenheit, den Landmann recht auszusaugen. Die, welche kein Geld aufbringen konnten, wurden von den dänischen Landshauptleuten auf eine barbarische Weise gemißhandelt. Besonders berüchtigt machte sich der Landshauptmann von Westerås, Jösse Erichson. Nachdem er den Bauern ihre Ochsen für die Abgaben abgenommen, schirrte er sie selbst vor den Pflug; ihre Weiber mußten Mist- nnd Heuwagen ziehen, und selbst die Schwangern unter ihnen blieben nicht verschont. Bey der geringsten Widersetzlichkeit bediente er sich grausamer Qualen. So ließ er mit einemmal fünf Dahlbauern zu Tode räuchern, weil sie ihr weniges Zugvieh gegen seine Kriegsknechte vertheidigt hatten. Alles dieses wird um so glaublicher, da die dänischen Geschichtschreiber es selbst von diesem ihren Landsmanne erzählen.

Es verhält sich in der politischen Welt, wie mit der Natur der Dinge selbst, wo eine Kraft, welche die ihr zugemessenen Grenzen überschreitet, immer eine andere hervorbringt, durch die sie entkräftet wird. Ohne solch ein wohlthätiges Gleichgewicht würde das Menschengeschlecht längst zu den Thieren herabgesunken, und jedes Gefühl für das Gute und Wahre aus der Seele des Menschen verschwunden seyn. Diese unausbleiblichen Wirkungen schleichen nicht immer, wie die langsame Zeit, zu ihren Vornehmuugen. Sie gleichen auch hierin der

Natur, die Erdbeben und Vulkane nöthig hat, um sich ihre Wirksamkeit zu erhalten. Die Vermögenheit, hervorzubringen, geht aus der, zu zerstören, hervor. Alles was ist, kämpft gegen die Verwesung, die siegend zu einem Etwas wird, das wieder gegen die Zernichtung den nehmlichen Kampf, mit dem nehmlichen Erfolge, dem — Unterliegen, besteht. Selten wird ein Tyrann durch wohlbedachte, lange vorherbereitete Pläne gestürzt. Wenige von den vielen Umwälzungen, die Europa mit Blut gedüngt, haben ihr Entstehen Anregungen zu verdanken, die man voraus sah, obgleich die eigentlichen Ursachen von der Art waren, daß sie die Aufmerksamkeit hätten fesseln müssen, statt ihr zu entgehen. Wenn die fernen Folgen uns einige Gelenke von der großen Kette zeigen, die Entwickelung jeder einzelnen Handlung am Ende ihren wahren Stempel aufdrückt, und wir nun sehen, wie verschieden Absicht und Wirkungen sind, wer wird dann noch die Hand einer höheren Weltregierung verkennen, welche die Kraft des Starken und die Ohnmacht des Schwachen hart an einander grenzte, und selbst den menschlichen Drangsalen den Auftrag gab, das Menschengeschlecht zu veredeln. — Die Leiden der Thalbewohner (Dalkarler) rufen einen Helden hervor, dessen Name wohl nie bis zu uns gekommen wäre, wenn er unter einer glücklichern Regierung gelebt hätte. Die Geschichtschreiber, die während dieses Zeitraums so selten einen Zug wirklicher Größe aufzuzeichnen haben, ersetzen diesen Mangel ganz, indem sie uns Engelbrecht nennen.

Es wäre sehr überflüssig, die Dunkelheit aufhellen zu wollen, in der sich Engelbrechts Herkommen verliert. Wer groß genug ist, sich seinen eigenen Ruhm zu schaffen, der bedarf der Vorzugsrechte seiner Vorfahren nicht, und wer sich so viel wahre Ehre zu erringen versteht, als Engelbrecht, gegen

den ist der älteste Edelmann arm an Ahnen. Vom Hofe und von allen Ehrenämtern entfernt, lebte er am Kupferberge in Dahlland. Die Reichthümer, die er geerbt, oder sich durch den Bergbau erworben hatte, verschafften ihm in seiner Heimath das Ansehen, welches dem unbemittelten Verdienste so schwer zu erlangen steht, und der Umgang mit der Welt hatte ihm die feine Bildung gegeben, ohne welche alle Vorzüge ohne anerkannten Werth bleiben. Die Natur, die ihm das Aeußere versagt, durch welches sich Kraft und Stärke offenbaren, hatte diesen Mangel durch Geist und Muth reichlich ersetzt. Sie hatte ihn mit glühendem Eifer für gesetzliche Freyheit beseelt, und die Beredsamkeit gegeben, das Organ dieses größten Geschenks des Himmels zu seyn. So warm seine Liebe fürs Vaterland war, so gerecht waren seine Foderungen, so überlegt alle seine Vornehmungen. Er besaß zu große Verdienste, um unbeneidet zu bleiben, und zu viel wahre Größe, um sich daran zu kehren.

Längst war Engelbrecht Zeuge des grausamen Drucks seiner Landsleute, so wie ihres vergeblichen Bemühens gewesen, den König zum Mitleiden zu bewegen. Seine Reichthümer sicherten ihn gegen die Verfolgungen, die er sich von Seiten der machthabenden Beamten zuzog, wenn er die Klagen des Volks vor den Thron brachte; und er unterzog sich dieses kühnen Auftrages. Obgleich Erich zufolge seiner Verpflichtungen wenigstens einmal im Jahre in allen drey Reichen eine Zeit residiren sollte, so hielt er dieses Versprechen doch nicht besser, als seine andern Zusagen, und ein Schwede oder Norrmann, der da hofte, gegen den Druck, der ihn in seinem Vaterlande niederbeugte, Hülfe zu finden, mußte dieserhalb nach Kopenhagen wandern. Engelbrecht stellte sich dort ein, ging an den Hof, und brachte seine Klagen mit der Ehrerbietung vor, die einem Unterthan geziemt, aber in der Sprache der Wahrheit,

die einem freyen Manne allein ansteht. Er begehrte nichts, als daß Jösse Erichson von seinem Amte, welches er so sehr gemißbraucht, entsetzt würde, und erbot sich, mit seinem Leben für die Wahrheit der gegen denselben vorgetragenen Beschuldigungen zu stehen.

Erich war nicht so sehr Tyrann, daß er die Leiden seiner Unterthanen mit Gleichgültigkeit hätte anhören können, aber auch nicht menschlich genug, um sie aufrichtig lindern zu wollen. Er versprach den Unterdrückten Schutz, und sandte dem schwedischen Reichsrath den Befehl zu, der Bauern Klagen, so wie der Vögte Betragen zu untersuchen, doch ohne Befugniß, verurtheilen oder auch nur die Fortsetzung dieser Grausamkeiten verhindern zu können. Der Reichsrath nahm die Untersuchung vor, fand Jösse Erichson strafbar, die gegen ihn gemachten Beschuldigungen begründet. Er sandte Engelbrecht mit diesen Resultaten nach Kopenhagen zurück, nebst einem Briefe an den König, in welchem der Rath Gerechtigkeit für das Volk foderte, und seine Besorgnisse zu erkennen gab, wenn diese nicht erfolgen würde.

Aber diese Vorstellung blieb ohne Wirkung. Erich besaß weder die Gerechtigkeit, den Verbrecher seiner Verschuldung gemäß zu strafen, noch die Begriffsfähigkeit, die Folgen einer solchen Gährung vorauszusehen. Engelbrecht wurde nicht nur mit Vorwürfen überhäuft, er ward auch ohne Antwort vom Schlosse gewiesen, mit der Deutung, sich nie wieder vor dem Könige sehen zu lassen. Er ging, indem er vor sich selbst, aber laut genug, daß die Hofleute es vernehmen konnten, sagte: „einmal werde ich denn doch noch wieder kommen.“

Bey Engelbrechts Zurückkunft brach die Verzweiflung der Bauern aus. Sie wollten lieber sterben, als länger die Tyranney ertragen; und da keine Hülfe erfolgte, keine andere da

war, beschlossen sie, sich selbst das versagte Recht zu schaffen. Jösse Erichson sollte vertrieben, und Engelbrecht dabey ihr Anführer werden.

Wie der Reichsrath dieses erfuhr, sandte er einige aus seiner Mitte den Bauern, die auf Westerås zu marschirten, entgegen. Die Vorstellungen dieser Abgeordneten und Engelbrechts Ansehen bewirkten die Trennung der Bauern, nachdem sie vorher einander das Versprechen gegeben, daß keiner seine Abgaben an Jösse Erichson entrichten wolle, zu welchem Engelbrecht sein Wort fügte, daß in dem unverhoften Fall, wo die von dem Reichsrath gemachte Vorstellung nichts fruchten würde, er sie anführen werde.

Der Winter verging, und alles blieb, wie es war. Im Frühjahr wollten die Vögte auf ihre gewöhnliche Weise die Abgaben eintreiben. Die Bauern wurden wüthend. Sie mahnten Engelbrecht an sein Wort, und er, der die Grundgesetze seines Vaterlandes verhöhnen, und keine andere Hülfe dagegen, als die Gewalt sah, war bereit, seinen Mitbürgern das durch die Waffen zu verschaffen, was ihnen von der hartnäckigen Ungerechtigkeit verweigert wurde. Von einem zahlreichen Heere begleitet, zog er nach Westerås, aber auch jetzt kam ihm der Reichsrath entgegen, und beugte auch diesmal dem Ausbruch vor, indem er Jösse Erichson aus eigener Macht und Mündigkeit absetzte; und die harmlosen Bauern, die nichts mehr wollten, legen auch jetzt noch die Waffen nieder, und alle gehen nach Hause. Die von dem abgesetzten Jössen innegehabten Lehne wurden zwischen den Grafen Hans und Engelbrecht getheilt. Der erste erhielt Westerås, Engelbrecht ward Landshauptmann über Dahlland.

Die Ruhe, die hierauf folgte, war von sehr kurzer Dauer. Des Königs Stillschweigen über das Vorgefallene, seine großen

Zurüstungen, sein bekannter heimtückischer Charakter, alles gab dem Gerüchte Glauben, daß Jösse Erichson mit gewafneter Hand wieder eingesetzt, der Reichsrath, Engelbrecht und die Dahlbauern für ihre Kühnheit bestraft werden sollten. Die Klagen aus den andern Provinzen über die Tyranney der ausländischen Vögte nahmen immer mehr zu, und die Absicht Erichs, den schwedischen Bauer zum Leibeigenen zu machen, wie es der dänische bereits war, ward nur zu deutlich. Unter diesen Umständen, bey einer solchen Stimmung bedurfte es einer nur geringen Anregung, um einen völligen Aufstand herbeyzuführen. Einer von Jösse Erichsons Untervögten hatte noch das an der Thal-Elbe gelegene Schloß Borands inne, und machte von hier aus seines Meisters Unterricht Ehre. Die Bauern griffen die Burg an, nahmen und zerstörten sie. Nach diesem Vorgange deuchte es Engelbrecht Zeit, seine Mitbürger zum Beystande aufzurufen. Von allen Schweden aufgemuntert, denen ihr Vaterland theuer war, faßte er den Entschluß, die fremden Vögte aus dem Lande zu jagen, und die Burgen, die der Tyranney allein Schutz gewährten, niederzureißen. Er ruft das Volk in Westmanland zusammen, trägt ihm seine Absichten vor, und verlangt dessen Beystand, im Fall es solchen beypflichtet. Ein einhelliges Beyfallsrufen umschallt ihn. Alle sind bereit, zu folgen, und ihr Leben für die Rettung des Vaterlandes zu wagen. Nun ladet er auch den umherwohnenden Adel nach Westerås ein, nachdem er das dortige Schloß erobert, und es Nils Gustafson Puke anvertraut hatte. Der Adel gelobt, die Selbständigkeit des Reichs vertheidigen zu helfen, und Engelbrecht, der sich allein an die Spitze dieses großen Vorhabens stellt, zu unterstützen. Hierauf erklärt Engelbrecht, daß er einen jeden Schweden für seinen Feind ansehen werde, der sich weigert, der gemeinsamen Sache fürs Vaterland beyzutre-

ten. — Mit des Reichsraths Zustimmung setzte er die über-schwenglichen Abgaben herab, und entließ dem gedrückten Volke ein Drittel aller schuldigen Auflagen. Die Provinzen, Städte, Dörfer und Weiler, alles streckte ihm ihre bewafneten Arme entgegen, jeder wollte der Gefährte seiner Siege seyn. Die stärksten Burgen werden erobert, und die Nation wird gezwungen, einen Anführer zu bewundern, der in einer undisciplinirten Armee die strengste Ordnung zu erhalten versteht, und auf allen seinen Zügen, nie und nirgend, eine Spur von Gewaltthat, gegen den friedlichen Einwohner verübt, hinterläßt.

Erich, der seine Thronen wanken sah, wollte ihren Umsturz abwehren, wurde aber dabey weder vom Glücke, noch von eigener Ueberlegung unterstützt. Die Unterhandlungen, die er so oft mit der schwedischen Nation angeknüpft hatte, waren nie von dem Erfolge begleitet geworden, den er gewünscht, weil er von seinem Unrechte nichts nachgeben, die Rechte des Volks nie anerkennen wollte. Dazu kam, daß er Schiffbruch litt, wodurch er verhindert ward, der von ihm selbst in Söderköpinge angesetzten Zusammenkunft beyzuwohnen. Engelbrechts Fortschritte hatten während der Zeit des Reichsraths Aufmerksamkeit, der Prälaten Besorgnisse erregt. Sie sahen die Macht der Aristokratie untergehen, und das für immer. Sie fürchteten weniger die Tyranney der ausländischen Gewalt im Lande verübt, da diese bloß das Volk traf, und selbst ihre Unterdrückungsrechte in Hinsicht ihrer eigenen Unterthanen vermehrte, als den Verlust ihrer unbürgerlichen Vorzugsrechte.

Einige Wenige wünschten, aus bessern Gründen, die aufgeloderte Uneinigkeit beyzulegen; diese berechneten, welchen Nuzzen der Norden von einer Vereinigung ziehen könnte. Auch bemühte sich der dänische Reichsrath, den Verein zu erhalten, sowohl des gemeinschaftlichen Nutzens als der besondern Vor-

züge wegen, die Dännemark sich dadurch zugeeignet hatte. Dieses waren die Haupt=Triebfedern zu dem Reichstage, der im Jahre 1434 nach Wadstena ausgeschrieben ward. Dort fand auch Engelbrecht sich ein, nicht um ein Unternehmen zu rechtfertigen, das von dem ganzen Volke so allgemein gebilligt war, als vielmehr, um die Geistlichkeit und den Reichsrath zur Fortsetzung der Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Engelbrecht legte seine Absichten offen und ohne Hehl dar, dahingehend: das Vaterland von dem Joche, worunter es so lange geseufzt, zu befreyen. Er zeigte, daß seit der Zeit, da Magnus Erichson den Thron verlassen, Schweden keine andere Könige, als Despoten, gehabt hätte, welche die Grundgesetze des Reichs übertreten, ihre Eide gebrochen, und die Bewohner Schwedens mit Auflagen eben so ungerecht als übertrieben bedrückt hätten. Er verlangte, daß der versammelte Reichsrath seinen Mitbürgern zu den Gerechtsamen wieder verhelfen sollte, deren Genuß ihnen durch die Gesetze zugestanden war; daß sie den Gehorsam, den sie Erich gelobt aufsagen, und ihn des schwedischen Throns verlustig erklären möchten.

Die Bischöfe, die zu der Zeit die Vornehmsten des Reichsraths ausmachten, sahen, daß mehrere ihrer Collegen unschlüssig waren, welch einen Beschluß sie fassen sollten, und sie eilten, der Gefahr vorzubeugen, die ihrem Eigennutze drohte. Ihr Haß, oder vielmehr ihre Furcht vor Engelbrecht, bestärkte um vieles ihre unlautere Neigung für die Union, und so verweigerten sie, ohne viele Umschweife, die von Engelbrecht vorgeschlagene Aufkündigung. „Wir haben — sagten sie — dem Könige „Treue und Gehorsam geschworen, und wenn seine Fehltritte „uns berechtigen sollten, gegen ihn zu fehlen, so wird keine „Regierung in der Welt von Dauer seyn können. Die Für„sten, wie wir andere Sterbliche, sind von Mängeln nicht

„freygesprochen, und es kömmt eben so wenig dem Volke zu,
„sich zum Richter der Handlungen der Könige aufzuwerfen,
„als sich das Recht anzumaßen, sie abzusetzen. Ohne Nach-
„sicht gegen andere würde alles Zusammenleben unter den Men-
„schen aufhören müssen, und — fodert die Achtung, die wir
„den Regenten schuldig sind, nicht eine größere Nachsicht gegen
„sie, als gegen unsers Gleichen? Um die Ruhe des Staats
„zu erhalten, muß der Unterthan, selbst eine harte Regierung
„duldend ertragen, und seine Wünsche, sie herabzusänfteln,
„dürfen ihn nicht zu Unbilden verleiten. Wo keine Regierung
„ist, da begeht ein jeder das Unrecht, das ihm behagt, und
„für einen Despoten, der gestürzt wird, entstehen unzählige
„andere. Wir wollen dieserhalb lieber dem Könige gehorchen,
„den wir haben, und uns lieber von Einem drücken, als von
„Vielen beherrschen lassen“.

„Meine Absicht — erwiederte Engelbrecht — ist es nie
„gewesen, Aufruhr gegen die gesetzliche Regierung des Reichs
„zu stiften, noch irgend etwas vorzunehmen, welches die Ruhe
„des Landes stören könnte. Ich kam, um die Freyheit des
„Vaterlandes gegen eine Macht, die sie zertritt, zu vertheidi-
„digen. Vergeblich sollen die Beamte des Königs hoffen, daß
„wir Schweden gleich Sklaven gehorchen werden, und nie
„wird das schwedische Volk sich wie eine Heerde Vieh behandeln
„lassen. Weder ich, noch meine Waffenbrüder, haben gegen
„die Foderungen unserer Pflichten gehandelt. Hätte der König
„unsre oft erneuerten Klagen untersucht, wir wären nicht ge-
„zwungen gewesen, zu den Waffen zu greifen. Erst nachdem
„er alle seine Verpflichtungen verhöhnt, lernten wir einsehen,
„daß die unsrigen aufgehoben waren. Der König war es,
„der zuerst darauf schwur, das Reich nach unsern angestammten
„Gesetzen zu regieren, daß er keine fremde Beamte einsetzen,

„keinen Ausländern unsere Schlösser anvertrauen wolle. Indem „er die Eyde brach, die er seinem Volke geschworen, hob er „die auf, die das Volk ihm geleistet hatte.“ Aber der Reichsrath, von den Bischöfen geleitet, wollte Engelbrechts Antrag seine Zustimmung nicht geben. Dieser kühne Verfechter seiner Mitbürger war bereits zu weit gegangen, er konnte nicht mehr zurück. In seinem Eifer griff er den Bischof von Linköpinge K. Boson beym Kragen, und würde ihn aus dem Fenster dem unten versammelten, danach verlangenden Volke zugeworfen haben, wenn einige Reichsräthe ihn nicht daran gehindert hätten. Nachdem er sich eine kurze Weile besonnen, rief er der Rathsversammlung zu: „Wenn ihr fortfahrt, dem Könige, „nicht dem Vaterlande, das Wort zu reden; die Tyranney „gegen die Unschuld in Schutz nehmt; den ausländischen Räu„ber gegen eure Landsleute vertheidigt; dann werde ich in euch „nicht mehr meine Mitbürger, ich werde die verhaßtesten „Feinde meines Vaterlandes sehen. Aber — ich schwöre bey „Gott dem Allmächtigen, bey dem Wesen, das die Unschuld „beschützt, ihr sollt auf die nehmliche Weise behandelt werden, „als die boshaften Feinde, die ihr zu vertheidigen euch unter„steht.“

Diese wenigen Worte machten den Reichstags-Beschluß. Durch ein dem Könige zugesandtes Schreiben sagte der Reichsrath und die Stände Schwedens ihm Treue und Gehorsam auf. Engelbrecht verließ hierauf Wadstena, um seine Eroberungen zu vollenden. Mehr als dreyßig Burgen und Schlösser wurden in Kurzem eingenommen, und Halland erobert.

Erich erfuhr bald, wie es in Schweden für ihn stand. Alle seine gegen Schleswig unternommenen fehlgeschlagenen Feldzüge hatten ihn nicht überzeugen können, daß er nie Eroberer werden könne. Auch diesesmal versammelte er alle Truppen,

die er in Dännemark hatte, borgte andere in Deutschland, und rüstete eine große Flotte aus. Noch war Stockholm in Erichs Gewalt. Es ward von Hans Kröplin vertheidigt, einem Ausländer, der troß dem herrschenden Unwillen gegen diese fremden Ansiedler, sich seiner Gerechtigkeit und Menschlichkeit wegen sehr beliebt gemacht hatte. Ihm war von Engelbrecht ein langer Waffenstillstand, und der ruhige Besitz seiner Lands-hauptmannschaft zugestanden worden. Das ganze übrige Schweden war in Engelbrechts Gewalt, und Erich hatte den Sommer vergehen lassen, ohne einen Schritt zu thun, der Engelbrechts Fortschritte hätte aufhalten können. Es darf nicht befremden, daß Erich fast jedesmal auf seinen Seereisen Schiffbruch litt, da er sie immer im späten Herbst vornahm. Auch diesesmal verlor er einen guten Theil seiner Schiffe, erreichte unter vielen Schwierigkeiten Stockholm, vergaß aber nicht, auf seiner stürmischen Fahrt längs der schwedischen Küste zu verheeren und zu nehmen.

Engelbrecht kannte den Werth der Zeit, er versäumte sie nicht. Bekannt mit Erichs Zurüstungen, zog er seine Armee zusammen, marschirte damit nach Stockholm, und kam unter den Mauern der Stadt an, grade wie der König in ihren Hafen einlief. Die schwedischen Stände hatten sich während der Zeit versammelt, und die Normänner und Hansestädte zum Beystand aufgefordert. Stockholm blieb von Engelbrecht eingeschlossen. Bey sogestalten Sachen sah Erich wohl ein, daß für ihn nichts, als durch gütliche Unterhandlungen zu gewinnen stand. Eine Zusammenkunft fand statt, bey der die Schweden erklärten: „daß es ihre Absicht nie gewesen, dem Könige die „Krone zu nehmen; sie verlangten bloß die Erfüllung der Ver-„pflichtungen, die Erich bey seiner Erwählung eingegangen, „unter welchen er nur allein gehuldigt worden wäre; und um

„sich und die Welt zu überzeugen, wer Schuld an dem Vor-
„gefallenen gehabt, schlugen sie vor, daß Schiedsrichter zwi-
„schen dem Könige und der Nation ernannt würden.“ Eine
Ausmittelung, der Erich durchaus nicht beypflichten wollte.
Statt dessen ward ein Aufschub bis zum nächsten Jahre (1435)
verabredet. Bis dahin sollte alles in Frieden beruhen, und
den ausländischen Vögten in Schweden keine Art von Gewalt
oder Befehl zustehen. Erich ließ 600 Mann in Stockholm,
und kehrte unverrichteterer Sache nach Dännemark zurück. Die
Schweden, die sich ohne Regierung befanden, hielten Reichs-
tag zu Arboga, wo Engelbrecht zum Reichsvorsteher ernannt
wurde.

Kröplin unterließ nicht, Erichs Vortheile, die er selbst so
sehr vernachlässigte, auf das beste wahrzunehmen. Er schrieb
an die Stände, bewog sie zu einer neuen Zusammenkunft in
Sigtuna, wobey er sich von Seiten des Königs einfand. Durch
seine Aushaltsamkeit und allgemein anerkannte Redlichkeit ge-
lang es ihm, die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen, sie
zur Versöhnung zu lenken. Er unternahm es, selbst nach
Dännemark zu reisen, und der schwedischen Stände Foderungen
Eingang zu verschaffen. Sein Bemühen, von dem dänischen
Reichsrathe unterstützt, brachte auch den König dahin, daß er
einen Herren-Tag in Halmstadt anordnete, wozu er Bevoll-
mächtigte aus allen drey Reichen berief.

Durch den hier abgeschlossenen Vergleich erhielt Erich alles
Verlorene zurück, unter der Bedingung, daß er den Eid er-
füllen sollte, den er bey seiner Krönung geschworen. Dabey
wurde verabredet, daß der König sich in Stockholm einfinden,
und dort mit zwölf guten Männern die sonstigen Mißverständ-
nisse beseitigen wollte, wobey das Original-Document der Kal-
mar-Union zum Grunde gelegt werden sollte. Die stehen

gebliebenen Schlösser durften nur Eingebohrnen anvertraut, auch ein Reichs-Truchses und ein Reichs-Marschall (Drots ock Marsk) für Schweden ernannt werden.

Vergeblich harrten die schwedischen Stände auf des Königs Ankunft in Stockholm. Nach Verlauf mehrerer Wochen kamen statt seiner einige dänische und norwegische Reichsräthe, aber ohne hinreichende Vollmachten versehen, an. Die Ungeduld des Volks ward indeß auch dießmal durch Kröplins Bemühen besänftigt, da er versprach, daß der König sich noch im Herbst des laufenden Jahrs einstellen sollte. Auch hielt Erich diesesmal Wort. Aber er sträubte sich sehr, die vorgeschlagenen Puncte einzugehen, und behielt sich vor, die drey Schlösser: Stockholm, Kalmar und Nyköpinge durch dänische oder norwegische Befehlshaber zu besetzen. Zum Reichs-Truchses ernannte er Christian Nilson; Karl Knutson ward Reichs-Marschall *).

Somit war der nordische Verein von neuem belebt, aber auch schon der Grund gelegt, der Schweden für immer davon trennen sollte. Die Absicht, diese drey Nationen zu einem Volke zu verschmelzen, konnte jetzt nicht mehr erreicht werden, da Erichs planlose Regierung die eine Nation zu einem Schritte gezwungen, der die wirkliche Vereinigung fast unmöglich machte. Uebrigens trug dieser König zu Dännemarks Heil nicht viel mehr bey, als zu Schwedens Wohlfahrt. In beyden Ländern bestanden seine Beamte fast allein aus Deutschen. Erichs Hand-

*) Der Truchses präsidirte im Reichsrath und stand eigentlich der Regierung vor. Der Marschall war sein Gehülfe, und führte für seinen Antheil die ausübende Gewalt und den Befehl über die Truppen. Bey ihrer Installirung hatte der König dem Truchses ein Schwert, dem Marschall einen Stab, an dem ein goldener Ring befestigt war, einzuhändigen.

lungen wurden fortwährend von Launen und böswilligen Einfällen regiert *). Kaum waren ihm die eroberten Schlösser eingeräumt, als er gradezu gegen seine eingegangene Verpflichtungen, sie fast alle an Ausländer übergab. Schon bey den Ceremonien, die ihm als König bey der Ernennung des Reichs-Truchses und Marschalls zu beobachten oblagen, gab er Anleitung zum Mißvergnügen, da er dem erstern ein gar kurzes Schwert, dem letztern ein ganz kleines, schmales, weißes Stäbchen übergab, und sein Benehmen dabey überhaupt von der Art war, als ob er sowohl diese Aemter als die damit bekleideten Personen zum besten hatte. Auch erklärte er deutlich genug, daß es seine Absicht nicht sey, diesen beyden höchsten Reichs-Beamten irgend eine wirkliche Autorität anzuvertrauen; denn als der Marschall Karl Knutson ihn um eine Instruction für sein Amt bat, gab er ihm keine andere, als den Rath: „sich ja nicht länger zu strecken, als die Decke reiche“. Wie nun alles dieses und so manches andere die alten Auftritte wieder herbey führen mußte, da machten einige von den schwedischen Reichs-Räthen dem Könige dieserhalb Vorstellungen. Erich antwortete ohne Hehl, daß er nie gesonnen gewesen wäre, seine Versprechungen zu halten; daß er nicht König seyn wolle, bloß um zu den ihm gemachten Vorschlägen sein Jawort zu geben; daß er nach seinem Willen regieren wolle, und Eide nur Privatpersonen verbinden könnten. Nachdem er sich auf solch eine Weise mit dem schwedischen Volke versöhnt hatte, machte er sich zur Abreise fertig, und da Kröplin ein zu redlicher Mann für seine unlautern Absichten war, setzte er statt seiner einen andern Befehlshaber über Stockholm. Die Reise machte er zur See. Die

---

*) Die Bauern trauten Erich so wenig, und kannten ihn zu gut, so daß, wenn von ihm die Rede war, sie sagten: „der Wolf läßt wohl von seinen Haaren, aber nicht von seinen Rücken“.

Stellen, wo er ans Land kam, wurden durch Verwüstung und Plünderung bezeichnet; der aufgebrachteste Feind konnte nicht mit mehr Grausamkeit zu Werke gehen, und ein Sturm, der auch dießmal einen Theil seiner Flotte in den Abgrund versenkte, schien ein gerechtes Sühnopfer für die von Erich unglücklich gemachten Strandbewohner zu seyn.

Bey seiner Zurückkunft nach Dännemark machte er mit seinen alten Gegnern Friede, um seine neuen besiegen zu können. Der Graf von Holstein, der so eben Flensburg eingenommen hatte, ward endlich mit Schleswig belehnt. Dieses zog den Frieden mit den Hansestädten nach sich, die ihre ältern Privilegien wieder erhielten.

War es Erich geglückt, den Adel seiner Anzahl nach einzuschränken, so hatte dieses auf der andern Seite die Folge, daß einige wenige Familien alle Reichthümer des Landes an sich gezogen hatten. Unter den Adelichen, die ihrer Geburt und ihres Reichthums wegen am mehrsten zu der höchsten Stelle im Lande berechtigt waren, gehörte vorzüglich Karl Knutson. Sein Geschlecht war eines der angesehensten im Norden, unter seinen Vorfahren zählte er Könige. Seine Bildung war edel und männlich. Seine Leichtigkeit zu reden machte eine starke und schöne Stimme noch eindringender. Weite Reisen und der Umgang mit der großen Welt, gaben ihm die Feinheit der Sitten, die das gesellschaftliche Leben verschönern. Für sein Zeitalter besaß er ungewöhnliche Kenntnisse, wobey es ihm nicht an der Fähigkeit fehlte, sie geltend zu machen. Genug, er war und besaß alles, was dazu gehört, die Bewunderung der Menge zu fesseln, und die Pracht, die ihn umgab, sein zahlreiches und glänzendes Gefolge gaben seinem Privatstande ein königliches Ansehen. Aber mit diesen schimmernden Vorzügen verband er wesentliche Unvollkommenheiten und große Fehler. Er besaß

weder Standhaftigkeit im Mißgeschick, noch Gegenwart des Geistes in der Gefahr. Als Staatsmann kannte er keine anderen Wege, als Bestechungen, Ränke und Ueberlistungen; als Krieger zeigte er den Muth nicht, den man billigerweise von ihm erwarten durfte. Durch seine große Fähigkeit in der Verstellung ward er seinen Feinden gefährlich, besonders da es ihm gleich war, durch welche Mittel er sich rächen konnte. So zuverläßig er in der Feindschaft war, so unzuverläßig war er als Freund, da er bloß nach der Zuneigung anderer gierte, um sich selbst erhöhen zu können. Seine Eifersucht gegen Engelbrecht, wie sein unbändiger Ehrstolz, machten ihn zum Haupt der aristokratischen Partey, und so lange noch eine höhere Stufe für ihn zu ersteigen war, vernachläßigte er es nie, sein Ansehen bey seiner Partey, durch eine geheuchelte Unterwürfigkeit für das Alter, und einschmeichelnde Achtungs-Bezeugungen gegen seine jüngern Zeitgenossen zu erhalten. Er schien zum Befehlen gebohren, so lange er nach der höchsten Würde im Reiche strebte; kaum erreicht, enthüllte sein hoher Standpunct seine Schwächen, und warf ihn ins Verderben herab. Wäre Karl Knutson keine Krone zu Theil geworden, er würde ein ehrenvolles Leben verlebt, und die Nachwelt ihn unter ihre großen Männer gezählt haben. Der geringe Antheil, den Karl Knutson an den Unruhen seines Vaterlandes genommen, vielleicht desfalls, weil er nur erst 27 Jahre alt war, hatte nehmen können, mochte wohl das Mehrste zu dem Vorzuge beygetragen haben, den ihm der König in der Ertheilung der Reichsmarschalls-Würde gab.

Erich, der unbeerbt war, hatte schon lange den Gedanken an einen Nachfolger mit sich herumgetragen, ohne daß ihm dabey das Gutdünken des schwedischen Reichsraths als nöthig eingefallen wäre. Er hatte sein Augenmerk auf den Herzog

Bogislav von Pommern geworfen. Der dänische Reichsrath, der anfänglich diesen Entschluß eben nicht gemißbilligt hatte, war jetzt nicht mehr dafür gestimmt; denn als Erich von Schweden zurückgekommen war, und auf dem Reichstage zu Vordingborg seinen Vorsatz zu erkennen gab, da erfuhr er einen eben so unerwarteten als dreisten Abschlag auf seinen gemachten Antrag. Vergeblich berief er sich auf seine 40 Jahre durch verwandten Sorgen für das Wohl des Nordens; umsonst führte er Margarethens Beyspiel an. Der Reichsrath erwiederte auf dieses alles bloß: daß er die Grundgesetze des Reichs nicht ändern, und ein Wahl-Reich nicht erblich machen könne. Das einzige, was Erich erwirken konnte, bestand darin, daß Bogislav der Gehülfe seiner Regierung werden konnte, jedoch, ohne dadurch das mindeste Recht an die Krone zu erlangen. Dieser unverhofte Widerstand verdroß Erich; er verließ Dännemark heimlich. Seine Abreise erweckte Kummer, da der Zustand der Dinge in Schweden in Dännemark bekannt, und man einsah, daß die Vereinigung gebrochen war, sobald man eine neue Königswahl während der obwaltenden Gährung vornehmen müßte. Einige dänische Reichsräthe eilten dem Könige nach. Er stellte sich, als ob er nicht zurückkehren wollte; indessen that er es doch, und das gewiß recht gerne, nachdem er zuvor mit ein paar deutschen Fürsten ein Bündniß gemacht, und einige Truppen geworben hatte. Damit seine Rückkunft nicht zu viel Freude bringen möchte, machte er es zu seiner ersten Handlung, die wichtigsten Plätze des dänischen Reichs seinen neu erworbenen ausländischen Freunden zu übergeben.

Die Flamme, die mit so vieler Mühe in Schweden gedämpft war, brach während dieser Zeit durch die schnöde, rücksichtlose Weise, womit der König alle seine erneuerten Versprechungen gebrochen, und wozu er die Verwüstungen an den

Küsten auf seinem Heimzuge gefügt hatte, wieder aus. Ganze Volksschaaren kamen zu Engelbrecht, mit der Klage, daß ihre Wohnungen abgebrannt, ihr Eigenthum geraubt, ihre Weiber und Kinder von des Königs Gesindel, wie von ihm selbst mißhandelt wären. Die von den Schweden unter sich beschworne Verbindung foderte alles, was waffenfähig war, zur Rettung des Vaterlandes auf. Das Aufgebot ward durch ein Gerücht: „der König würde im nächsten Sommer nach Stockholm kommen, und die Stände zwingen, Bogislav zu huldigen," angefacht, besonders da der Befehlshaber in Stockholm dem Herzoge den Huldigungseid leisten mußte. Unter solchen Umständen versammelten sich die Reichsstände zu Anfange des Jahrs 1436 in Arboga. Die Beschwerden, die sie von dort aus an den König gelangen ließen, enthielten: „daß er von neuem die Schlösser Ausländern anvertrauet, und dem Truchseß wie dem Marschall untersagt, den innern Unordnungen abzuhelfen, da er ihnen keine Autorität bey der Führung ihrer Aemter eingeräumt habe." Dabey drohten die Stände, dem Könige Treue und Gehorsam aufzusagen, wenn er nicht innerhalb einer bestimmten Zeit seinen Verbindlichkeiten nachleben und sie erfüllen würde. Die Nachricht von Erichs Vorschlage in Vordenborg vermehrte die Besorgnisse der Stände, da sie dadurch ihr Mißtrauen in Ueberzeugung verwandelt sahen. Die Bürger Stockholms fürchteten die Erneuerung der unter Albrecht erlebten Auftritte. Sie wandten sich an Engelbrecht, und er, begleitet von einigen der Angesehensten des Reichs und einem auserwählten Truppencorps, eilte der Hauptstadt zu, um sich von der ungestörten Sicherheit ihrer Einwohner zu versichern, oder Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Vergebens suchte der Befehlshaber, diesen unvermutheten und nach seinem Dafürhalten zu zahlreichen Gästen den Eintritt zu ver-

Digitized by Google

weigern, die Thore zu verrammeln, und durch ein unausgesetztes Feuer ihre Annäherung abzuhalten. Ein Haufen Bürger stürmt auf die Dänen los, und überwältigt die Wachen. Das angekommene Heer nimmt die Stadt ein, die Besatzung rettet sich ins Schloß. Dieser Auftritt wird der Vorwand zum Ausbruch eines offenbaren Krieges. Die Schweden behaupten, daß ihre Ankunft friedlich gewesen, und werfen dem dänischen Befehlshaber vor, daß er ihnen den Eintritt in ihre eigene Hauptstadt verweigert habe. Er beantwortet diese Beschuldigung durch einen beleidigenden, groben Fehdebrief.

Es war leicht vorauszusehen, welche Folgen diese Vorfälle nach sich ziehen mußten. Karl Knutson war zu schlau und zu ehrsüchtig, um nicht Vortheil aus diesen Ereignissen zu ziehen. Das Wichtigste für ihn bestand in der Ausschließung Engelbrechts von der Regierung des Landes. Zu dem Ende ward vorgeschlagen, daß ein Reichsvorsteher, der die Regierung und den Befehl über die Truppen führte, ernannt würde. Ein Ausschuß von 30 Personen sollte diese Wahl vornehmen, zu welchem bloß Bischöfe und Adliche zu ernennen wären, und wobey der Erzbischof den Vorsitz haben sollte. Um das Zutrauen des Volks nicht ganz zu verlieren, ward Engelbrecht und Erich Puke neben Karl Knutson auf den Vorschlag zu diesem wichtigen Amte gebracht, und damit jeder Streit über diese Wahl vermieden bliebe, festgesetzt, daß die Wählenden ihre Stimmen insgeheim dem Erzbischofe, der für Karl war, mittheilen sollten. Daß die Wahl, auf diese Weise vorgenommen, nach dem Wunsche der aristokratischen Partey ausfallen mußte, ließ sich im voraus berechnen. Karl Knutson hatte 25, Engelbrecht 3, und Puke 2 Stimmen.

Aber das Volk war unzufrieden mit diesem Ausschlage, an welchem es keinen Antheil genommen hatte. Die Armee, die

Engelbrecht anbetete, wollte durchaus keinem andern Anführer, als ihm, gehorchen, und Engelbrecht, dem es wohl zu verzeihen steht, daß er sein Recht zu einem verweigerten Vorzuge für einen Augenblick selbst anerkannte, ohne daß er dieserhalb aufhörte, groß zu seyn, er selbst verhehlte es nicht, daß er die Triebfedern entdeckt, weßhalb man die Regierung nicht seinen Händen anvertrauen wollte. Von jetzt an verwandelte sich Karl Knutsons Mißgunst in den unversöhnlichsten Haß, und er schien keinen eifrigern Wunsch zu haben, als seinen Nebenbuhler aus dem Wege geräumt zu wissen. Der Reichsrath, der wohl wußte, wie wenig dieser Held zu entbehren stand, traf eine Uebereinkunft, nach welcher Engelbrecht den Befehl über die Armee behalten, mit ihr die ausländischen Vögte vertreiben, und die von ihnen innehabende Burgen zerstören sollte; wogegen Karl Knutson und Puke die Belagerung von Stockholm fortsetzen, und die Eroberung des Schlosses zu bewerkstelligen hätten, bevor Unterstützung von Dännemark anlangen konnte. Aber die tapfere Gegenwehr der Belagerten vereitelte jeden Versuch, so wie sie wieder vergeblich die Schweden zu vertreiben, und ihre Hauptstadt vom Schlosse aus in Brand zu stecken suchten. Endlich schlug Kröplin vor, daß er noch einmal zum Könige nach Kopenhagen gehen wollte, und der Reichsrath, der schon anfing, Karl Knutsons Ehrgierde wegen besorgt zu werden, erklärte, daß er zu einer Versöhnung nicht abgeneigt wäre, insofern man nur Erich dahin bringen könnte, die Verpflichtungen zu erfüllen, die er schon so oft eingegangen war.

Engelbrecht hatte seine Eroberungen bereits angefangen, und die strenge Jahrszeit hinderte ihn nicht, sie fortzusetzen. Die Schnelligkeit, womit er seine Vornehmungen ausführte,

beweisen seine Talente als Heerführer. *) Er eröffnet den Feldzug mit der Belagerung von Nyköping, eilt nach Stockholm auf die Nachricht, daß die Schweden geschlagen wären, um Karl Knutson zu unterstützen. Bald ist er wieder vor Nyköping, läßt die Belagerung fortsetzen, ruft die Ostgothen nach Söderköpinge zusammen, giebt ihnen einen Anführer, der mit ihnen Stockholm erobert. Eine andere Armee errichtet er in Småland, mit der er die Dänen aus dieser Provinz vertreibt, und Kalmar einnimmt. Nun fällt er in Blekinge ein, giebt dieser Provinz einen schwedischen Landshauptmann, rückt durch das nördliche Schonen in Halland, schlägt auf seinem Wege die Schonen, und erobert Laholm. Gleich darauf öffnet Halmstadt seine Thore. Warberg wird belagert, während die Hauptarmee nach Westgothland dringt, um Elfsborg und Axewall, die noch von den Dänen besetzt waren, einzunehmen. Aber der Held hatte bey diesem rastlosen und übermäßigen Abmühen zu viel auf seine Körperkräfte gerechnet, sich zu sehr selbst vergessen über die beseelende Vorstellung, er kämpfe für das Vaterland. Eine schwere Krankheit überfiel ihn bey der Belagerung von Axewall, er mußte sich nach Oerebro bringen lassen. Hier fand er ein Schreiben des Reichsraths, der ihn nach Stockholm einlud. Ehe er Oerebro verließ, ward ein Zwist zwischen ihm und dem Reichsrath Bengt Stenson, der in der Nähe auf Göksholm wohnte, beygelegt. Die Aussöhnung ging unter all den Feyerlichkeiten vor sich, welche derzeit in Gebrauch waren, und Bürgen von beyden Seiten versprachen, daß keiner dem andern ferner Schaden zufügen sollte.

*) Der Reichstag in Arboga ward den 20sten Januar 1436 eröffnet; erst nach dem Reichstagsschluß geschah der Angriff auf Stockholm, und schon am 4ten May des nehmlichen Jahres wurde Engelbrecht ermordet.

Der Sohn des Reichsraths, Måns Bengtson, ward in den Vergleich mit einbegriffen, und erhielt noch besonders einen Schutzbrief für sich von Engelbrecht, dessen Name selbst von den feindlichen Streifparteyen geachtet wurde. Während Bengt Stenson Engelbrechts Gast in Oerebro war, rieth er ihm, seiner noch schwachen Gesundheit wegen, über die Land-Seen nach Stockholm zu Wasser zu fahren, wo er dann bey ihm auf Göksholm übernachten könne. Engelbrecht fand den Rath gut, und folgte ihm. In Gesellschaft seiner Frau, begleitet von ein paar Dienern, bestieg er ein Boot, und landete am Abend bey einer kleinen Insel, auf der er die Nacht zubringen wollte. Kaum war er dort, als Måns Bengtson nachkam. Engelbrecht, vermuthend, er wolle ihn nach dem nahen Göksholm einladen, zeigte seinem Feinde die Stelle, wo er am besten mit seinem Fahrzeuge anlegen könne. Sobald Måns Bengtson ausgestiegen, fuhr er auf Engelbrecht zu, ihn fragend: „warum er nicht in Frieden im Reiche leben dürfe?“ wobey er zugleich mit einer Axt nach Engelbrecht hieb. Der Held, krank und schwach, suchte den Streich mit seiner Krücke abzuwehren, verlor aber dabey drey Finger, worauf Måns Bengtson den Todtschlag vollführte, und hierauf von dem blutigen Eylande nach Göksholm, Engelbrechts Wittwe und Diener als Gefangene abführte. So fiel Engelbrecht Engelbrechtson durch die Hand eines verrätherischen Buben, während dem Laufe seiner Siege. Er selbst hatte sich die glanzvolle Bahn geöffnet, auf der er im raschen Gange fortschritt. Er hatte das schwedische Volk seine gewaltigen Kräfte kennen gelehrt, er allein trat hervor, um eine gedrückte Nation gegen einen Schwarm von Tyrannen zu vertheidigen; Engelbrecht war es, der das große Werk begann, das erst nach

langen, schaudervollen Auftritten durch Gustav Wasa vollbracht wurde.

Bey einem so außerordentlichen, merkwürdigen Manne, drängt sich die Frage auf: ob Engelbrecht auch immer und allein seine Pflichten als Mitbürger erfüllt, ob nie Selbstsucht die Triebfedern seiner Handlungen gewesen, ob er auch wirklich das Wohl seines Vaterlandes gesucht, oder unter dieser schönen Larve bloß selbst habe emporklimmen wollen? Die parteylose Beantwortung dieser Fragen kann uns allein Gewißheit geben, ob er wirkliche Größe besaß, und uns zugleich den Unterschied zwischen dem Dämagogen und dem Vertheidiger einer gesetzlichen Freyheit zeigen. Nach dem Ruhm oder Tadel, der ungewöhnliche Menschen gewöhnlich trifft, läßt sich kein gerechtes Urtheil fällen. Die kühlen, leidenschaftlosen Geschichtforscher sind es, die uns dabey leiten müssen. Wird er nicht durch ihr Zeugniß gerechtfertigt, dann überlasse man sein Andenken der ganzen Verachtung, womit die Nachwelt jeden Usurpator brandmarkt, wenn gleich sein feiges Zeitalter schweigend und staunend vor ihm geknieet, und er auch den Lorbeerwald geleert hätte.

Engelbrecht war Bürger eines Reichs, das durch Wahl sich einem fremden König unter den beyden großen Bedingnissen, worauf aller gesellschaftliche Verein sich gründet: „Sicherheit und Gerechtigkeit,“ unterworfen hatte. Dieser Endzweck war gänzlich verfehlt, und die Anrechte des Menschen, wie die Gerechtsame des Bürgers, wurden gleich wenig anerkannt. Kein Richter wagte es, den Wehrlosen zu schützen, er ward durch die Gewalt der Regierung verhindert, sein richterliches Ansehen zu gebrauchen, und die Rechte der Gesammtheit, wie die des Privatmanns, hingen von den Launen frevelhafter Beamten ab. Vergebens erwartete der Unglückliche von einer weit entfernten

Regierung Beystand gegen die Tyranney, die in seinem Wohnorte hauste; ungehört oder weggewiesen vom Throne kam er in seine Heimath zurück, seinen Peinigern einen neuen Triumph bereitend, und sich über seine eiteln Hofnungen verhöhnen, oder für den Uebermuth, sich auch als Mensch beachtet wissen wollen, in Fesseln legen zu sehen. Hierzu kam, daß alle Nahrungszweige stockten, der Handel gestört, alle Baarschaften aus dem Lande geführt, eine gehaltlose Münze durch Machtsprüche in Umlauf gesetzt war; man füge ferner die übermäßig schweren Abgaben dazu, die Strenge, womit sie eingetrieben wurden, nebst den unzähligen Privat-Ungerechtigkeiten, die überall verübt werden, wo Verbrechen, gegen das Gemeinde-Wesen begangen, ungestraft bleiben. Solch ein Zustand herrschte über Schweden, als Engelbrecht für sein unglücklich mißhandeltes Vaterland auftrat. Er that alles, was er konnte, ehe er den verzweifelten Ausweg wählte, seinen Mitbürgern durch Gewalt Gerechtigkeit zu verschaffen. Wir haben gesehen, wie bereit er war, die Waffen niederzulegen, sobald Hofnung da war, jenen Zweck ohne Blutvergießen zu erreichen; kann man ihn des Eigennutzes beschuldigen, da er von allen eroberten Landshauptmannschaften keine, als die verpfändete, mit seinem eigenen Gelde eingelößte, Oerebro, für sich behielt? *) Ward er vom Ehrstolz beherrscht, er, der vom

*) Das Schloß und die Landshauptmannschaft Oerebro war von Erich an Mäns Kettelberg für 1000 Mark Silber, derzeit eine ungemein große Summe, verpfändet. Engelbrecht bezahlte das Kapital mit den Zinsen zurück, nahm das Schloß auch nicht ehe in Besitz, bis er den letzten Termin abgetragen hatte, und ließ nun den reichen dänischen Herrn mit seinem Gelde an die Grenze seines Vaterlandes durch die Armeeen begleiten. Dieses geschah im Jahre 1434, das ist — 376 Jahre her.

Volke angebetet, an der Spitze von Hunderttausenden nur eines Worts bedurfte, um seine Nebenbuhler zu zermalmen, bloß einen leisen Wunsch nach dem Throne zu äußern, um darauf gehoben zu werden? Hätte er nach Ehrenstellen gestrebt, er würde sich öfter gezeigt haben, als nur dann, wann die Rettung des Vaterlandes seine Gegenwart erheischte; hätte er sich eine Partey machen wollen, er würde die eroberten Schlösser nur solchen Personen anvertrauet haben, die ihm persönlich ergeben, ihn allein für ihren Beherrscher anerkannt hätten. Ohne Zweifel besaß Engelbrecht Schwächen, die selbst dem glanzvollsten Erdensohne ankleben, und sicher zollte er seinen Antheil der Menschlichkeit, wie seinem Zeitalter; aber, immer wird er eine ausgezeichnete Stelle unter Schwedens großen Männern einnehmen, und in den Annalen Europa's des 15ten Jahrhunderts möchte schwerlich jemand aufzufinden seyn, der Engelbrechten gleich an Macht, ihm auch an Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit gleich zu achten stünde.

(Die Fortsetzung folgt.)

(J. L. v. Heß.)

Ueber Wahrheit und Freymüthigkeit.

Pilatus hat vermuthlich ein spöttisches Gesicht gemacht bey der Frage an Christus: Was ist Wahrheit? Denn wenn gleich die in damaliger Zeit durch so viele geistliche und weltliche Sitten getheilten Juden sich ernstlich unter einander darüber zankten, was Wahrheit sey, so konnte er, der Gewalt über sie hatte, über diesen ihren Streit lachen, indem er als ein gebildeter Römer sicher wußte, daß Wahrheit in der Uebereinstimmung des von einer Sache Gesagten, mit ihrem Wesen bestehe, daß die sich aussprechende Vollkommenheit der Sache jedem die Wahrheit derselben, daß mithin Wahrheit durchaus objectiv, die Lüge aber stets subjectiv, sey.

Daher ist es unrecht, wenn man die Wahrheit für etwas problematisches erklärt, dem man nicht recht, wenigstens nicht leicht, auf die Spur kommen könne? Und kommt diese Aeußerung nicht von der Neigung oder Gewohnheit zur und an der Wahrheit her, oder von einer unbilligen Besorgniß übler Folgen der Freymüthigkeit, die die silberne Schaale des goldnen Kerns der Wahrheit genannt zu werden verdient?

Sophisten haben versucht, einen Mittelbegriff zwischen Wahr und Unwahr einzuführen, durch den Unterschied, daß es politische, dogmatische, diplomatische, physische Wahrheiten

gebe, die sich nicht füglich aus einem Fach ins andre übertragen ließen. Diese Unterscheidung bringt aber die Wahrheit um ihre Einheit, und scheint ihr gewisse Anbequemungen an Zeit und Umstände zu erlauben, welche Begriffsspaltungen der Wahrheit äußerst nachtheilig sind, indem hauptsächlich daraus die Uebel entspringen, die durch die angebliche Verschiedenheit der Moral und Politik sich eingeschlichen haben. Die Wahrheit ist und muß überall dieselbe bleiben, auch wenn man sie in Wahrheit, die man glaubt, und in Wahrheit, die man weiß, und so zu sagen, in personelle und reelle Wahrheit, unterscheiden wollte.

Wahrheit gränzt an Rechtlichkeit, so wie diese an Heiligkeit, die in der höchsten Seelenreinheit besteht. Wollte man die Vortheile der Wahrheit gegen die Vortheile der Lüge abwägen, so würde sich sehr bald das Uebergewicht der erstern ergeben. Nur muß man nicht bey der ersten Instanz stehen bleiben, wo die Lüge zuweilen gewinnt. Von der Schönheit behauptet man, sie verliere durch die Zergliederung ihrer sinnlichern Bestandtheile und durch das Auflösen ins Kleine; ganz anders ist es mit der Wahrheit; diese gewinnt bey der Analyse, die, je schärfer sie getrieben wird, immer mehr von den Unreinigkeiten der Zweydeutigkeit und der Lüge absondert. Schönheit ist vergoldetes Metall, Wahrheit ist eine Goldstufe; man lege beyde in einen Tiegel, und nach der Feuerprobe wird sich ihr Unterschied noch merklicher zeigen.

Die genaue Zergliederung des Begriffs der Wahrheit zeigt deutlich ihre Aehnlichkeit mit dem Recht, und ihre Unzertrennlichkeit von demselben, so, daß man sagen möchte: Wahrheit und Recht sind Eins, oder können nicht ohne einander bestehen; und wie Gott, nachdem er den Mann Adam geschaffen hatte, sprach: „es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sey, ich will

ihm eine Gehülfin schaffen, die um ihn sey", so scheint auch bey den Tugenden eine solche Paarung nützlich und nöthig, damit eine die andere unterstütze und warne vor den Gefahren, in die ihre Gefährtin gerathen könnte, wenn sie sich allein überlassen bliebe, und ihrem Triebe sich vielleicht zu stark hingeben wollte. Die Laster paaren sich auch, und durch solches Zusammenwirken vermögen sie mehr, als die Kraft einer alleinstehenden Tugend, zumal sich an letztere oft Fehler und Schwachheiten unter der Maske einer Tugend anschließen, und ihre Stärke zu mindern versuchen. Der bekannte Bischof Berkeley dichtet in seinem Gaudenzio von Lucca: die Thierseelen geizten nach den Wohnungen in menschlichen Körpern, und suchten sich in dieselben einzuschleichen, welches ihnen auch gelänge, sobald der Mensch die Fackel der Vernunft fallen lasse. Die Lügen machen es wie jene Thiere, sie suchen sich in die Stelle der Warhrheit einzuschleichen, und haben sie nur Eine Wahrheit verdrängt, so wird es ihnen gleich leichter, auch die zweyte zu beseitigen, und endlich die ganze Seele einzunehmen, den ganzen Menschen zum Lügner zu machen.

Wollten die Menschen untersuchen, aber ohne Vorurtheil, wie viel leichter es sey, in Wahrheit zu bestehen, als mit der Lüge durchzukommen, sie müßten zuletzt ganz wahr werden. Das alte Sprichwort: ein Lügner muß ein gutes Gedächtniß haben, weiset schon auf die Richtigkeit des Vorgesagten, und ich berufe mich auf das Zeugniß der Wahrheit- und Lügen-Freunde, fest überzeugt, daß, wenn letztere nicht aufs neue lügen, sie mir recht geben werden.

In der Lüge stecken nur Palliativmittel; denn da nichts so fein gesponnen werden kann, daß es nicht an die Sonne kommen sollte, so kommt auch die feinste Lüge immer an den Sonnenschein der Wahrheit. Die verschmitztesten Verbrecher finden

doch einmal einen scharfsichtigen Inquirenten, der aus den verworrenen Fäden ihrer Antworten das Netz webt, in dem sie sich selbst fangen, oder sie reizen den Unwillen des lange vergeblich Untersuchenden zum endlichen Zerhauen des Knotens, mehrentheils auf Kosten dessen, der ihn auf- und verwickelt hatte.

Hat es mit der Rechenschaft für jedes unnütze Wort seine Richtigkeit, welch eine schwere Verantwortung übernehmen dann die Lügner, bey denen im Grunde jedes Wort ein unnützes ist, indem es vom offnen Naturwege der Wahrheit abführt, oder doch abzuführen sucht.

Das Gediegene und Einfache der Wahrheit giebt ihr die Stärke, vermittelst welcher sie überall aushält, dagegen sind Lügen zerbrechliche Künsteleyen, deren Getriebe die Hand ihres Zusammensetzers in der Nähe behalten müssen, um nicht Schaden zu leiden, oder gar stillstehen zu bleiben. Die Wahrheit bedarf keines Gewandes, und wirft sie ein solches um, so ist es ein klares, nasses, das nichts vom Gliederbau verhehlt; dagegen greift die Unwahrheit, aus Besorgniß, ihren fehlerhaften Wuchs zu verrathen, zu allen möglichen Ueberkleidungen, und hält die buntesten für die tauglichsten zur nothwendigen Verheimlichung.

Unaussprechlicher Gewinn würde es für die kleine und große Welt seyn, wenn es der Jugend zur andern Natur gemacht würde, immer wahr zu seyn. Möglich wäre dieses gewiß, wenn in den Schulen auf das Vermeiden jeder Unwahrheit genau gesehen, und von den Lehrern sorgfältig Bedacht darauf genommen würde, die Kinder jedesmal die übeln Folgen der Lüge empfinden zu lassen. Zum Einführen solcher allgemeinen Wahrhaftigkeit, das ist, zu dem innern Drang und Zwang, jedesmal die Wahrheit zu sagen, dürfte es sehr förderlich seyn,

wenn man den Kindern, so früh, als möglich, das Daseyn eines unvermeidlichen Mitwissers von allem ihrem Denken und Handeln, in dem Worte: Gott, beybrächte. Denn zum Lügen in Gegenwart eines solchen Wächters der Wahrheit gehört eine, den Kindern gar nicht gewöhnliche, und selbst den ältern Menschen anfänglich schwer werdende, Unverschämtheit oder Verworfenheit. Auf diese Art würde man in Fällen, wo kein sichtbarer Mitwisser vorhanden wäre, die Idee von der Allgegenwart Gottes treflich benutzen können. Das Mittel, die Wahrheitsliebe der Kinder durch Versuchungen zu prüfen, scheint mir dagegen mißlich; der größte Menschenkenner, Christus, hat die Bitte: führe uns nicht in Versuchung, in das Vaterunser aufgenommen, um die Schwierigkeit, Versuchungen zu widerstehen, recht einleuchtend zu machen. Gelegentlich mag der Lehrer die *Zöglinge in Lagen setzen*, die sie nöthigen, ihren Hang zur Wahrheit oder Unwahrheit *ihm* zu verrathen; nur muß er diese Prüfungen weder oft wiederholen, noch in die Schuldisciplin aufnehmen, theils weil sie den Kindern Anlaß zum Heucheln *geben*, theils sie nach der Entdeckung jenes *mit ihnen getriebenen Spiels*, *in ernsten Fällen* zum Nichtachten einer wirklichen Versuchung *verleiten könnten*. Die in dem Wahrseyn geübten und dazu gewöhnten Kinder würden bald auch den Eltern das Entwöhnen vom Unwahrseyn zur Nothwendigkeit machen. Auch sollte man die Schriftsteller dahin zu bringen suchen, jederzeit Wahrheit und Freymüthigkeit zu verbinden. Wozu die, als Beförderer der Cultur der Menschheit auftretenden Deutschen noch eine Verbindlichkeit dadurch haben, daß sie zu einer Nation gehören, der selbst die, gegen sie unbilligsten Nachbaren, nicht eine vorzügliche, *schon* angebohrne Redlichkeit absprechen, welche aber, wenn *man* das grüne Holz deutscher Schriftsteller unwahr befände, *sehr leicht* und

geschwinde auf dem dürren des übrigen Volks würde abgestritten werden. Da, wo die Censur in diese beyden Haupterfordernisse der Schriftstellerey Eingriffe thut, scheint Lüge im Rath der Gesetzgebung oder in der Staatsverwaltung vorzuherrschen, und je mehr Wahrscheinlichkeitsfarben dem Lügengemälde aufgetragen werden, desto schädlicher und geschmackverderbender wird dasselbe, besonders wegen des Verdachtes, den solches Schminken bey denen erregt, die entweder selbst die Unwahrheit entdekken, oder sie muthmaßen, und dann auch gegen das wirklich Wahre mißtrauisch werden. Die Geschichtschreibung müßte zu diesem Ende nur den klügsten und rechtschaffensten Menschen erlaubt, und diese verpflichtet werden, eine Chronik ihrer Erlebtheiten zu verzeichnen, und dieselbe im Staatsarchiv niederzulegen, aus dem sie zufolge eines Landesgesetzes nur erst nach Verlauf von 50 Jahren, um sie zu einer Geschichte zu verarbeiten, ausgeliefert werden müßten. Zu letzterem Geschäfte könnte man auch die, vom Chronikschreiben ganz ausgeschlossenen Dichter zulassen; denn obgleich der wahre Dichter zu romantisch ist, um ein Factum ganz unverändert zu gebrauchen, so würde doch eine seiner wesentlichsten Eigenschaften, der Blick zum Auffassen des Ganzen, ihm beym Schreiben der Geschichte ersprießliche Dienste thun.

Wie aber Wahrheit und Freymüthigkeit der Schriftstellerey überhaupt unentbehrlich ist, so sollte sich besonders die Kritik dieselbe zur Pflicht machen, da es ihr besonders obliegt, den Werth und Unwerth von wissenschaftlichen und Kunst-Producten möglichst genau zu bestimmen. Jede kunstrichterliche Unwahrheit oder Zurückhaltung scheint ein Verrath am Verstande zu seyn. Der leichtsinnige Unfug, der bey solchen Beurtheilungen getrieben wird, verleitet besonders junge Köpfe zu ähnlich leichtsinni-

gem Unfug im Schreiben, zur Verletzung der Achtung, welche Schriftsteller, besonders Kritiker, dem Publicum schuldig sind, wenn sie letzteres nicht selbst durch ihre Unverschämtheit, der Literaturverbreitung zum Schaden, mißtrauisch machen wollen. Was aber von öffentlich ausgesprochenen Kritiken gilt, verdient auch in solchen Fällen beherzigt und angewendet zu werden, wenn Freunde und Bekannte unsre Meynung über ihre Arbeiten verlangen. Durch Nachsicht in Privatfällen gewöhnt man sich unmerklich dazu, es mit seinem Urtheil nicht so genau zu nehmen. Je unbedeutender, je verzeihlicher aber eine Abweichung von Wahrheit und Freymüthigkeit aussieht, desto mehr sollte man billig auf seiner Hut seyn, um seine eigene Urtheilskraft und Rechtlichkeit nicht zur fühllosen Gleichgültigkeit abzustumpfen, und andre auch gleichgültig gegen unser Lob und unsern Tadel zu machen.

Was würde in allen Ständen für eine vortheilhafte Veränderung sich ereignen, wenn man weder in Schulen, noch auf Kanzeln, noch auf Gerichtsstühlen, oder in der Geschichte, etwas Unwahres vorbringen hörte! Das Unharmonische zwischen Lehren und Aussprüchen, und Handlungen, diese ärgste Art von Unwahrheit, die eigentlich wider besseres Wissen und Gewissen getrieben wird, müßte dann aufhören!

Unangenehme Folgen, die die Wahrheit zuweilen gehabt, haben eine der Wahrheit nachtheilige Furchtsamkeit erzeugt; sie sollten aber keinen abhalten, das Wahr denken sich zur Gewissenssache zu machen, indem dieses eine unerlaßliche Menschenpflicht bleibt; und wollte man denn ja beym Wahrheitsprechen eine Einschränkung zugeben, so wäre es höchstens die, die Wahrheit nur auszusprechen, wo es die Nothwendigkeit erfordert, wo man dazu aufgerufen wird.

Freymüthigkeit geht einen Schritt weiter, als die Wahr-

heit. Der Einfall, daß die Freymüthigkeit ein Stoßheber sey, der das klare Wasser der Wahrheit mit einem Ruck auf den wirft, der ihm nahe steht, könnte der Wahrheit nachtheilig werden, wenn man sich verleiten ließe, hart und freymüthig für sinnverwandte Ausdrücke zu halten, da doch jeder, der nur etwas Lebensgrammatik gelernt hat, finden wird, daß hart keinesweges ein nothwendiges Adjectiv zum Substantiv Freymüthigkeit sey.

Es giebt Menschen, die sehr wahr, aber nicht freymüthig sind, und freymüthige, die in Fällen, wo sie durch Unwahrheit ihren Zweck zu erreichen hoffen, keinesweges wahr sind. In solchen Fällen trägt Unverschämtheit die Larve der Wahrheit, die der Aufmerksame bald erkennen und ihr nöthigenfalls abnehmen wird. Wahr seyn sollte man immer; mit der Freymüthigkeit aber ist hauszuhalten; denn wer dieses unterläßt oder versäumt, kann verdrüßliche Folgen erleben, und bey Bereuung nicht gut angeschlagener Freymüthigkeit an der Wahrheit selbst irre werden. Der Immerfreymüthige kann leicht ein Wahrheitsverschwender werden.

Im Amt und Beruf muß furchtlose Freymüthigkeit herrschen, die unbeschränkte aber dürfte nur in das enger-begränzte Gebiet herzlicher Freundschaft gehören, weil sie da rücksichtslos das aussprechen kann, was die sanftere Wahrheit oft nur im Stillen zu denken sich erlaubt.

Die Franzosen sind der Meynung, es komme überall nur auf die manière, avec laquelle, an, mithin auch bey der Wahrheit darauf, wie sie gesagt werde: — ernsthaft, oder mit bescheidner Heiterkeit. Ernst ist nur anwendbar, wenn der, welcher die Wahrheit sagt, ein Recht oder eine Verpflichtung hat, sie zu sagen. — Heitere Bescheidenheit wäre vielleicht in allen Fällen das Beste, besonders brauchbar ist dieselbe

gewiß in denen, die ein persönliches Interesse auch unaufgefodert verbindet, sie andern in Warnungsform zu sagen.

Aus dem Verwandeln des Abstractums der Wahrheit in ein Concretum entspringt der Redeunterschied zwischen dem: die Wahrheit sagen, und dem: einem die Wahrheit sagen; bey welchem letztern immer eine Art von Berichtigung der Worte und Werke des andern, oft auch ein Verweis statt findet.

Auch zu dem: einem die Wahrheit sagen, sollten die Menschen mehr gezogen werden. Man würde alsdann, besonders im Dienstleben, unter Hohen und Niedern weniger in dem Wahn stehen, daß das Zurückhalten der Wahrheit zu den höflichen Schonungen gehöre, die leider leicht in ein fünf gerade seyn lassen *ausarten*. *Liegt nicht in der Vernachlässigung* und Unterlassung solches Wahrheitsagens die Hauptquelle der Schmeicheley, durch welche die Umgebungen der Fürsten diesen so gefährlich und höchst schädlich werden? Denn, sind die Großen in ihren *Kinderjahren* nicht von ihren Erziehern verwahrloset, so wird sie das von den Schmeichlern geflissentlich getriebene Umgehen der Wahrheit anfänglich *anekeln*, bis Gewöhnung sie dagegen gleichgültig macht, und sie darüber zu bedenken vergessen, daß der Zickzack der Laufgräben die Eroberung der Festung beschleunigt. Manchmal wird zwar dem Unwahrheitsager mit Verachtung gelohnt, aber es ist immer nur ein Glückszufall, wenn bey den Fürsten nicht ein Mißtrauen gegen die Menschen überhaupt erwächst. Möchte man es daher fester glauben, daß selbst im harten Wahrheitsagen und Reden, lange nicht das Beleidigende steckt, welches das Vorlügen an sich hat, zu dem sich der Lügner nicht entschließen würde, wenn er nicht glaubte, der andre habe nicht Verstand genug, ihn zu durchschauen. Im Gefühl des Schimpfs, der im Belügen

und Vorlügen angethan wird, sagt Montaigne, der 2 Capitel über das Lügen nachgelassen hat: „Der Hauptzug der Sitten„verderbniß ist die Verbannung der Wahrheit. Oft hab' ich „darüber nachgedacht, warum wir uns so bitter beleidigt hal„ten, wenn man uns das Laster der Lüge vorwirft, welches „uns doch gewöhnlicher ist, als irgend ein anderes, und daß „es die ärgste Beleidigung ausmacht, wenn man zu jemand „sagt: Du hast gelogen. Hierüber meyne ich nun, es sey „natürlich, sich am hitzigsten wegen solcher Fehler zu vertheidi„gen, die uns am meisten ankleben. Es scheint, daß, wenn „man sich über eine Beschuldigung ereifert, und in Zorn ge„räth, man solche gewissermaßen von sich ablehne; haben wir „das Gebrechen wirklich an uns, so verdammen wir es wenig„stens dem Scheine nach. Wäre es auch vielleicht darum, weil „dieser Vorwurf zugleich Feigheit und Niederträchtigkeit des „Herzens in sich zu fassen scheint. Giebt es eine ausdrücklichere „Niederträchtigkeit, als sein eigenes Wort abzuleugnen, ja sein „eigenes Bewußtseyn? Es ist ein häßliches Laster, das Lügen, „und ein alter Schriftsteller stellt es in seiner ganzen Schänd„lichkeit dar, wenn er sagt: es heiße, ein Zeugniß ablegen, „daß man Gott verachte, und zugleich die Menschen fürchte. „Es ist nicht möglich, mit treffendern Farben die Abscheulich„keit und Verworfenheit dieses Lasters abzuschildern; denn kann „man sich etwas elenderes denken, als, in Hinsicht auf die „Menschen feige, verzagt, und in Hinsicht auf Gott keck und „kühn zu seyn? Da wir unter einander unsre Gedanken blos „durch Worte mittheilen, um darnach unsre Handlungen ein„richten zu können, so wird derjenige an der menschlichen Ge„sellschaft zum Verräther, der seine Rede verfälscht. Sie ist „das einzige Werkzeug, wodurch wir unser Verlangen und un„sere Gedanken mittheilen. Sie ist der Dollmetscher unsrer

Digitized by Google

„Seele. Entgeht uns dieser, so ist weiter kein Zusammenhalt;
„wir kennen uns einander nicht mehr; betrügt uns die Rede,
„so ist aller Umgang gestört, alle geselligen Bande sind zerschnit-
„ten.“ —

Solon sagte zu Thespis, als er bey seiner Wiederkunft nach Athen das erste Schauspiel sah: „ich wundre mich, daß Du „Dich nicht schämst, vor einer so großen Versammlung zu lügen?“ Und als dieser sein Gewerbe gegen ihn zu beschönigen suchte, erwiederte ihm Solon: „finden wir einmal an der Lüge *zu un-* „serer Belustigung Geschmack, so wird sie sich auch bald in unsre „ernstlichen Geschäfte eindrängen.“ —

Christus nahm das Gebot, die Wahrheit zu reden, und das Lügen abzulegen, unter die Hauptreligionspflichten auf, und nannte den Teufel, um die Summe seiner Schändlichkeit zu bezeichnen, einen Vater der Lügen, wie es denn leicht *seyn* würde, alle Sünden aus der Lüge her- oder zu ihr zurück zu leiten.

Wahrheit untersuche daher selbst die Tugenden; und wenn sie ihre Werke geprüft hat, gestatte sie nicht, daß eine Lüge unter falscher Bekleidung Zutritt gewinne, z. B. Mitleid dem wahren Recht Abbruch thue.

Zu solcher Prüfung ist sehr nöthig und behülflich das Gewissen, welches der Stein ist, auf dem die Liebe zur Wahrheit geschliffen werden kann, wenn das tägliche Leben sie stumpf oder schartig gemacht hat, oder zu machen anfängt. Da Herder mit Recht die Religion die innere Gewissenhaftigkeit nennt, und das Gewissen für jedes Menschen heiligstes Eigenthum erklärt, das er nicht veräußern soll, und das *man ihm* auch nicht nehmen darf oder kann: so sollte jeder ernstlich darauf bedacht seyn, wahr zu bleiben, um mit seinem Gewissen in Frieden zu leben, und mit Hülfe des Gewissens zur wahren

seligmachenden Religion zu gelangen, von welcher Erkenntniß auch die Ausübung selten ausbleibt. Zwar ist reine Wahrheit ein Ideal, das zu erreichen mancherley Lebensumstände und Ereignisse nicht gestatten; aber dasselbe aus dem Auge zu lassen, ist gewiß Veranlassung, das Auge an das Erkünstelte und Schiefe des Lügens, an ein Nichtachten auf richtige Zeichnung zu gewöhnen, mit der Zeit das natürliche Augenmaß zu verlieren, aus dessen Verlust unendlich nachtheilige Folgen für den Lebensbau entstehen werden und müssen, und nie das Höchste, wonach der Geist aller Edeldenkenden strebt, die ächte Freyheit, zu erreichen. Denn es ist und bleibt wahr, daß uns nichts wirklich frey machen könne, als die Wahrheit.

Königsberg, am 8ten August 1810. *)

Johann Georg Scheffner.

---

*) Vorgelesen in der königlichen deutschen Gesellschaft, an dem Tage, da der Verfasser sein fünf und siebenzigstes Jahr antrat. d. E.

Der Schwachmatikus und seine vier Brüder ꝛc.

Bruchstück eines Romans

von Wilhelm Tischbein.

— — — An *einem schönen Morgen ritten* wir in der Gegend von Frascati umher. Die Gesellschaft *theilte sich in* den Wegen, einige nahmen diese Richtung, andere jene; die Prinzessin, der Maler und ich blieben zusammen, und verfolgten unsern Weg.

Die Prinzessin sprach mit dem Maler über die Zeichnungen seiner Idylle, und über die Ideen, womit er die Wand seines Zimmers, statt einer Tapete, ausgeschmückt hatte. Der Maler sagte: ich zeichne vieles, was mir auffällt, schreibe ein paar Worte dazu, und mache mir so ein redendes Tagebuch, welches grade das Beste aus meinem Leben enthält.

Sie sind noch nicht dreyßig Jahre alt — (versetzte die Prinzessin) — ich rechne, daß Sie acht bis zehn Jahre auf diese

Weise gearbeitet haben, und wie groß ist Ihre Schöpfung! Man sollte glauben, es gehöre ein ganzes Menschenalter dazu, so etwas hervorzubringen; und ich hielte es für unmöglich, wenn ich nicht bestimmt wüßte, daß alle diese Ideen die Werke Ihres Geistes und Ihrer Kunst sind.

Wenn der Mensch mit beobachtendem Geiste die Natur wie das Leben betrachtet, (sagte der Maler) so ist die Einsamkeit sein Himmel, und die Beschäftigung seine Göttin. Zwey nie versiegende Quellen göttlicher Kraft bieten das Gemüth und der Verstand ihm dar, und was er siehet, empfindet und begreift, nimmt er in seine Schöpfung auf, formt und bildet es, und stellt es vor den beschauenden Sinn des Menschen; erleuchtet den Verstand, bessert und erfreuet zugleich das Gemüth, und ist selbst der Glücklichste, weil er das Schöne liebt, das Nützliche achtet, das Gute vermehrt, und Tausende in seine Kreise zieht.

Nun begreife ich erst, warum Sie sich in Ihrer Einsamkeit so glücklich fühlen, (sagte die Prinzessin).

Im Gespräch vertieft, waren wir nur langsam vorwärts gekommen. Unsere Esel benutzten das Vergessen ihrer Reuter, sie anzutreiben, und schlichen wie die Schnecken. Zwey Wege lagen vor uns, nach der Villa zu kommen, der eine führte über eine Höhe, der andere lief zwischen Weingärten und Hügeln hin. Die Prinzessin wollte über die Höhe reiten, um der schönen Aussicht willen. Wir trieben unsere Esel zum Traben an, und sie leisteten, was Esel vermögen. Als wir die Höhe erreicht hatten, und an der andern Seite herabritten, rief die Prinzessin: dort ist ein Mann von dem Wagen herabgefallen!

„Wo? wo?“ riefen der Maler und ich zugleich, sahen

umher und waren sprungfertig, dem Unglücklichen beyzustehen, aber es war nirgend ein Wagen zu sehen.

Dort sitzt ein Mann am Gemäuer, (sagte der Maler,) aber ich sehe keinen Wagen. Ich auch nicht, (sagte ich).

Die Prinzessin lächelte und versetzte: Aber ich sehe einen Wagen, und einen Mann darunter liegen; der von wildgewordenen Ochsen schnell fortgerissene Lastwagen fährt über den Mann dahin. —

Wir starrten die Prinzessin an, und wußten nicht, was sie wollte. Sie fuhr fort: Sehen Sie doch das Bild an, welches auf der Krücke des Mannes, an der Mauer hängt.

Wir sahen beyde hin, und wußten nicht, was es bedeuten sollte. Die Prinzessin erklärte es uns, und sagte:

Arme Leute, welche durch *einen Unglücksfall* in den Stand der Bettler versetzt werden, bedienen sich dieser stummen Sprache, um den Vorübergehenden ihren Zustand bekannt zu machen, und sie zur Milde zu bewegen. Niemand würde sich so lange aufhalten, um die Geschichte des armen Mannes zu hören; er redet durch *ein Bild* — *und ein jeder versteht ihn.*

Wir kamen jetzt näher zu dem Manne, der *still und bewegungslos* an dem Gemäuer einer Ruine, von Pinien und Cypressen beschattet, saß; er war reinlich gekleidet, und in einen Mantel gehüllt. Seine Arme waren von dem Mantel bedeckt, wie auch seine Beine, nur die mit Binden umwickelten Füße blieben unbedeckt, — aber nichts widriges und ekelhaftes — welches gewöhnliche Bettler zur Schau tragen — war hier zu sehen. Der Mann saß im bloßen Kopf, seinen Hut hielt er offen zwischen den Knieen. Seinem Ansehen nach war er von mittlerm Alter — ein ausdrucksvolles Männergesicht. — Sein Mund war fest geschlossen, als wollte er verschweigen, was in seines Herzens Innerm vorging; aber sein sprechendes Auge

verrieth uns, was er dachte und empfand. Neben ihm lag eine Krücke, die andere stand an die Mauer gelehnt, und trug das grob gemalte Bild, wo die flüchtigen Ochsen mit einem Lastwagen über einen niedergeworfenen Mann her fahren. Dieses redende Bild und die beredten Augen des Mannes — welche aber nicht auf uns, sondern seitwärts gerichtet waren — verkündigten uns zwiefach sein Schicksal. Wir legten still unsre Gabe in den offnen Hut, und ritten weiter.

Mir brach fast das Herz vor Wehmuth. Der Maler sah noch immer nach dem Mann, und die Prinzessin sprach von andern Dingen. Die übrige Gesellschaft fand sich zu uns, und wir eilten alle zu der Villa, uns durch ein Frühstück zu laben.

Der Maler war seiner Gewohnheit nach bald wieder aus unserm Kreise verschwunden, und die Damen schmälten auf seine Sonderbarkeit. Sie meynten, ein anderer an seiner Stelle würde das dargebotene Glück, in einer so glänzenden Versammlung zu leben, besser zu benutzen verstehen. Allein die Prinzessin vertheidigte ihn. Laßt ihn gewähren, sagte sie; der Geist braucht Freyheit. Die Fessel der Gesellschaft — und wäre sie von Seide, und weich und lieblich wie Rosenduft — bleibt immer eine Fessel. Sobald sie ihn drückt, muß er sie frey lösen können, und niemand darf ihn darum schelten. Soll das Seltne oder das Große sich wie das Gewöhnliche und Kleine bücken und drücken? Hat er uns gesucht, und braucht er uns? Wir zogen ihn in unsern Kreis, und freueten uns an seinen Werken; — darum laßt ihn schaffen und wirken, denn Ihr wisset nicht, daß der Geist da seyn muß, wo der Vater der Geister ist.

Diese Erklärung der Prinzessin befreyete den Maler auf immer von den Vorwürfen der Damen; er kam und ging,

wie es ihm gut deuchte, und jene gewöhnten sich an seine sonderbare Weise.

Eines Tages besuchte die Prinzessin den Maler in seiner Wohnung; ich begleitete sie. Das Erste, was uns in die Augen fiel, war eine glücklich ausgeführte Zeichnung von jenem Armen, der mit stummer Beredsamkeit milden Seelen sein Schicksal offenbarte. Die Prinzessin betrachtete es lange, und fragte endlich den Maler, ob er etwas dazu geschrieben habe? Er reichte ihr ein Blatt aus seiner Brieftasche, und sie las folgendes:

Da sitzest du Armer mit deinem Unglücke, zwiefach aufgestellt, in dir selbst und in deinem Bilde, und redest so, still aber kraftvoll, das Herz an: „Gott ist die Liebe, und der Spiegel seines Lichts ist ein schönes Gemüth. Der Kaltsinn, der Stolz und die Eitelkeit können geben; aber helfen und trösten kann nur das zarte Mitleiden. Die Milde lächelt mit Thränen; in ihrem Blick liegt eine Wunderkraft. Nur diese Milde kann mich retten und froh machen, und das Andenken an mein Schicksal auslöschen, wie einen bösen Traum.“

So spricht dein still beredtes Auge, armer Mann. — Du bist eine Waise in der Natur, aber du klagst sie nicht an — was dir ein böses Geschick zufügte, erzählt uns ein kleines Bild — aber deine Gebrechen verhüllet verschämt dein Mantel. Du zeigst uns in dir eine gefällige Gestalt, einen stillen Sinn und jene Achtung für den Vorübergehenden, welche das Kennzeichen eines zarten Herzens ist. Du fühlst das Bitten deines hülflosen Standes; dieses zeigt dein verschloßner Mund, und mit Verschämtheit blickt dein Auge seitwärts, und scheint zu sagen: „wären diese Arme noch gesund und kraftvoll, und könnten diese Füße mich tragen — o ich säße nicht hier! Freudig wollte ich arbeiten, um mein Weib zu ernähren und die

Kleinen, aber ich vermag es nicht mehr. Darum eilet nicht so schnell vorüber, ihr Gesunden und Kraftvollen, gönnet mir einen Blick! Sehet auf diesem Bilde, welch ein Unfall mich traf; meine Kraft ist dahin, und das arme Leben kann nur die Milde erhalten."

Die Prinzessin legte bewegt das Blatt auf den Tisch, ging wieder zu dem Bilde und sagte: Armer Mann, wie beredt spricht dein stiller Blick, und dieses kleine Bild, an deiner Krücke aufgehängt, zu meinem Herzen! Welchen Wink giebt mir der Künstler, und welchen Vorwurf fühle ich!

Halb nur habe ich gegeben. — Dieses Bild ist mein Schuldbrief. — — Armer, stillberedter Mann, vergib mir! — Hoffnungsvoll glaubtest du vielleicht an deine Rettung, als du mich sahest, und ich — warf dir eine kalte Gabe zu. — —

Die Prinzessin wurde unterbrochen durch die Gesellschaft, welche ihr gefolgt war. Alle betrachteten das Bild von dem armen Manne, und der Prinz las die Gedanken des Malers laut vor. — —

Die Neugierigen wallfahrteten nach der Ruine, den armen unglücklichen Mann zu sehen, die Mitleidigen wollten ihm helfen; die Klugen ließen sich von der Wahrheit seines Unfalls unterrichten, und der Maler hatte nach wenigen Tagen die Freude, seinen still beredten Armen mit seiner Familie in dem Besitz eines kleinen Häuschens, eines Esels, einer Kuh, einer Ziege, zweyer Schaafe, und der höchsten Zufriedenheit zu sehen.

Oft nahmen wir bey den Morgenpromenaden unsern Weg zu der Besitzung des frohen, armen Mannes, und von da zu der Wohnung des Malers, um seine Schöpfung zu sehen. Immer wollte die Gesellschaft etwas neues darunter gefunden haben, obgleich die Bilder längst an der Wand hingen; und

da man jeden Tag eine neue Bekanntschaft machte, und sich nicht selten verwirrte, so nahm man sich vor, sie nach der Ordnung, in welcher sie aufgestellt waren, durchzugehen.

Das erste Bild, welches der Maler beschreiben sollte, stellte ein Zimmer vor, wo ein Mann lachend und gebückt am Bureau stand und schrieb; eine Frau saß an einem voll besetzten Tische, und blickte verdrießlich und mürrisch nach dem Manne, der eine gute Mahlzeit über einen lustigen Einfall zu vergessen schien.

Alle fragten, wen es bezeichne, und der Maler sagte: Dieses Bild ist durch eine Erzählung entstanden. Ich lernte in Neapel einen siebenzigjährigen Mann, einen gewissen Marquese de Mondo kennen, dessen Großvater ein vertrauter Freund des berühmten Cervantes gewesen war. Auch der sehr braven Frau des Cervantes war er werth, und sie klagte dem Freunde ihres Mannes oft ihre *häuslichen Leiden*.

Cervantes diente zu dieser Zeit in der Festung *Gaeta*, als Capitain; der Marquese de Mondo sah ihn täglich, und war oft Zeuge seines häuslichen Zwistes mit seiner Gattin; beyde waren vortrefliche *Menschen*, und beyde mißverstanden sich.

Die Frau beklagte sich oft bey dem Marquese über die Narrheit ihres Mannes — so nannte sie die Aeußerungen seines großen Geistes — und jener zeigte nicht weniger Unzufriedenheit über die launenvolle, mürrische und heftige Gemüthsart seiner Frau. Vergebens machte der Freund beyde auf die Vortreflichkeit des andern aufmerksam; lobte bey dem Manne den richtigen Verstand, das gute Herz und die häuslichen Tugenden der Frau, wie ihre unbescholtene Sitte. Cervantes versetzte: was hilft mir das alles! Wenn ich den göttlichsten Gedanken habe, so zankt sie. Sie zürnt, wenn ich lache, und wenn mein Auge und meine Seele weinen, so spöttelt sie, und weint nicht mit. Sie schmollt, wenn mich der Geist an das Schreibepult

treibt, und wenn ein herrlicher Einfall mir das Zwergfell erschüttert, so dringt ihr die Thräne des Verdrusses aus dem Auge. Sie macht mir mein Haus zur Hölle, und ihre Liebkosungen sind Vorwürfe, daß ich sie nicht liebe.

Lobte der Freund bey der Frau den Mann, und pries die Größe seines Geistes und sein edles, herrliches Gemüth, so antwortete sie: Ihr und die Welt habt gut reden, ihr genießt die Früchte dessen, was ihr Geist nennt; ich aber habe einen Narren zum Manne, der mir täglich und stündlich seine Unklugheit beweist. Rastlos arbeitet er Tag und Nacht, im Dienst wie in seinem Cabinette, und denkt nicht daran, daß ich da bin. Kommt die Nacht, welche alle Menschen nach einem arbeitsvollen Tage zum Schlaf und zur Ruhe einladet, so springt er plötzlich von seinem Lager auf, lacht laut und schreibt; oft fließen ihm auch Thränen auf das Papier. Komme ich zu ihm und habe die ernsthaftesten Sachen mit ihm zu bereden, so hört er nur halb, was ich sage, und giebt er ja acht darauf, so fällt ihm in meinen verständigen Reden nicht selten ein Wort auf — schnell verläßt er mich, geht an sein Pult und schreibt mit lautem Lachen einen Einfall auf, welchen ich Unglückskind durch ein unschuldiges Wort hervorgelockt habe. — Ist er draußen beym Manoeuvre der Truppen, so sorge ich, daß er alles lachend bequem und wohl zu Hause antreffe. Ich habe ihm ein Bad bereitet, ich habe für leichte und reine Hauskleidung gesorgt, ich habe seinen Wein in Eis abgekühlt und seine Lieblingsspeisen bereiten lassen, ich gehe ihm entgegen, wische ihm den Schweiß ab, sorge für eine schnelle Bedienung und führe ihn liebkosend zu Tische. Er setzt sich, ich lege ihm vor, er fängt an zu essen — und wenn ich nun glaube, in seiner Zufriedenheit meinen Lohn zu finden, so springt er lachend auf, geht an das Pult, und schreibt stehend und lachend seine Narrheiten nieder;

denkt weder an seine Frau noch an Essen und Trinken. Ich sitze dann allein da, möchte für Verdruß sterben und rufe: „Verwünscht sind Feder, Dinte und Papier!“

Diese Tischscene habe ich zu meiner Darstellung gewählt. —

Der häusliche Zwist des Cervantes wurde indessen je länger je ärger. Die Frau klagte endlich dem Beichtvater ihr Leid, daß sie einen Narren zum Manne habe; dieser versuchte alles, sie von ihrem Mißmuth zu heilen, und ein besseres Verständniß zwischen beyden einzuführen, aber alles war vergebens. — —

Es ist nichts seltnes, (sagte die Prinzessin) daß zwey vortrefliche Menschen — aber verschieden an Sinnesart — nicht zu einander stimmen; und ist dieses der Fall bey Mann und Frau, so ist letztere am meisten zu beklagen. Dieses Bild sollte demnach ein Spiegel für jede Frau seyn, welche in einem gleichen Verhältnisse mit der *Frau des Cervantes lebt*, und sie zu einer ruhigen Duldung und liebevollen Nachsicht stimmen; denn in der weiblichen Brust ruhet die kostbare Perle des häuslichen Glücks. Der Unmuth zerstört dieses Kleinod, nur die Liebe kann es bewahren.

Den großen Cervantes entschädigte sein Geist und der Beyfall der Welt für sein Hauskreuz; aber was blieb der Frau, welche mit ihrem Unmuth allein saß und vergessen wurde?

Cervantes hätte besser gethan, nie zu heyrathen, (sagte der Prinz) laß ihn Freunde haben, aber keine Frau. Ein großer Geist kann nimmer ein guter Ehemann seyn. Die kleinen häuslichen Sorgen, in welchen eine Hausfrau ihre Welt findet, scheinen einem solchen Verstande Kinderspiele zu seyn, und unmöglich können der stille Hausfrieden und die waltende Größe eines Geistes, der in der Unermeßlichkeit umher *schweift*, sich verstehen.

Ein Mann, wie Cervantes, erregt meine Bewunderung,

fordert und erhält meine Verehrung, und Tausende finden in den göttlichen Gedanken seines Geistes Licht und Wahrheit, Belehrung und Freude. Er ist ein Prometheus, der das Feuer vom Himmel holte, und in nie verbleichendem Glanz steht die Schöpfung seines Geistes da.

Ein vortreflicher Hausvater hingegen, der Wohlstand und Vergnügen in dem engeren Kreis seines Wirkens zieht, lehrt uns die schönere Bedeutung des gewöhnlichen Lebens kennen; wir ruhen gerne bey seinem friedlichen Bilde aus, wenn wir jenem kühnen Geiste bis zu den Sternen gefolgt sind, und von unsrer langen Reise ermüdet die Ruhe suchen. Bey einem solchen Manne hätte die Frau des Cervantes ihren Himmel gefunden.

Wenn ich nicht irre, (sagte die Prinzessin), so hat uns der Maler in diesem Seitenstück das Bild des guten Hausvaters aufgestellt, bey dem wir ausruhen können, wenn wir von einem hohen Aufflug ermüdet wiederkehren. Es zeigt das Innere einer ländlichen Wohnung. Eine alte und schwarz gekleidete Frau sitzt einer Parze gleich da und spinnt. Nicht weit von ihr nisten zwey Rauchschwalben oben am Gebälke; das Weibchen brütet, und das Männchen sitzt nicht weit von ihr. An einem Tische nahe an der Thür steht ein junger Mann, sieht in die Höhe und scheint zu rufen. Unter dem Arme hat er zwey Brote und eine Flasche in der Hand; neben ihm steht ein Fäßchen.

Ich bitte, sagen Sie uns die Bedeutung.

Sie kennen die Bedeutung des Bildes schon, (sagte der Maler). Es ist die Darstellung des häuslichen Friedens, und das Bild einer ehrwürdigen alten Frau, welche den Sohn durch ihr Beyspiel zu einen vortreflichen Hausvater gebildet hat; es ist treu nach der Natur gezeichnet, und es entstand auf folgende Art:

Ich war noch ein junger Mensch und lebte in einer deut-

schen Stadt, unter der Aufsicht eines verständigen gerechten Mannes, an den ich noch immer mit Verehrung denke. Dieser Mann war ein großer Freund der Ordnung, denn nur durch sie, sagte er immer — bestehe die Welt. Mein Unterricht war sein Beyspiel, und in seinen Unterredungen schöpfte ich meine Wissenschaft. Ich hatte jene Fehler, welche der Jugend eigen sind — daß ich auf nichts einen Werth legte, außer was meine Kunst betraf — Sparsamkeit bey meinen Ausgaben, Ordnung in meinen Sachen kannte ich nicht. Mein Pflegevater erzählte mir oft von einem Oekonom, — welchen er seinen Freund nannte — ihn als Muster eines guten Hausvaters aufstellte, und ihm alle Tugenden beylegte, welche mir fehlten.

Schon der Name Oekonom war mir zuwider, und stellte mir einen geizigen, habbegierigen Menschen vor, der eine Plage seiner Familie und ein Tyrann seiner Untergebenen war, der jene schalt, diese mit der Geißel antrieb, und nur darauf bedacht war, seine Geldkasten zu füllen.

An einem schönen Morgen mußte ich mit aufs Land zu diesem Freunde. Als wir ankamen, fanden wir Arbeiter auf dem Dache des Hauses, welche schadhafte Stellen mit neuem Stroh ausbesserten. Wir gingen in das Haus, und sahen auf der großen geräumigen Diele eine alte Frau sitzen, welche spann. Wir fragten nach dem Hausherrn; er wäre nach der Stadt, hieß es. Die alte Frau ließ sich durch unsre Ankunft nicht in ihrer Arbeit stören, spann immer fort und machte keine Mine, uns gastlich zu bewirthen. Dieß verstimmte mich schon, der Oekonom fiel mir ein, und indessen mein Begleiter mit der Alten sprach, ging ich mißmüthig in dem großen Raum umher, und bemerkte an dem Gebälke der Decke ein Rauchschwalbennest, auf welchem das Weibchen brütend saß, indessen das Männchen um sie herflatterte, sich dann auf einen hervorragen-

den Nagel setzte und ihr vorsang. Dieses Bild der Häuslichkeit und des Friedens gefiel mir, und mein Verdruß minderte sich, je länger ich diesen Schwalben zusah. Endlich fühlte ich mich ganz froh gestimmt, und setzte mich, nach dem Beyspiel meines Begleiters, der alten Frau gegen über, um sie zu betrachten.

Ihre schwarze Kleidung, die weiße Schürze, das weiße Halstuch und der fest anliegende weiße Strich unter der schwarzen Mütze, gaben ihrem Gesichte — das schon etwas Ehrfurcht gebietendes hatte — eine gewisse Heiligkeit, welche mich mit frommer Scheu erfüllte. Sie spann immer fort, als wollte sie ein Werk für die Ewigkeit vollenden, und mein Begleiter wunderte sich auch ihres Fleißes. Sie sollte die Arbeit lassen, und sich ausruhen, meynte er. Die Frau versetzte:

Dazu habe ich im Grabe Zeit. Im Leben muß man wirken und schaffen. Lange schon habe ich mein Haus bestellt und den Tod erwartet; seit Jahren liegt mein Sterbekleid bereit, und wenn ich die Augen schließe, so darf meine Schnur mich nur ankleiden und in den Sarg legen lassen. Aber der Tod will immer nicht kommen.

An den Tod wollen wir nicht denken, (sagte mein Begleiter); Sie können noch lange leben.

Ach nein, (versetzte die Frau)! so wünsche ichs nicht. Das Leben ist für die Jugend. Diese muß sich freuen und vorwärts steuern, und die Kinder zum Geschäft anführen; aber dem Alter gebührt die lange Ruhe. Als ich meine Kinder wohl gerathen sahe, die Töchter verheirathet hatte, meinem Sohne die väterlichen Güter übergab, und es noch erlebte, wie er alles so wohl einrichtete und betrieb, und vieles verbesserte, was sein seliger Vater vor seinem frühen Tode hatte kaum anfangen, und ich nicht ganz enden können —

o da war ich Lebens und Freude satt, da war mein Beruf in der Welt aus, und ich wäre gern hingegangen, wo mein guter Mann schon lange auf mich wartet.

Aber Sie sind begütert und wohlhabend, (sagte jener); Sie besitzen alles, was Sie zum Leben brauchen, dürfen nicht sorgen, und der Sohn wird wünschen, daß Sie noch lange leben.

Die Alte schüttelte sanft das Haupt, und versetzte: Ach, ich verdenke es Euch nicht, daß Ihr das Leben für *ein* so großes Gut haltet, weil Ihr das Alter nicht kennet.

Sehet die Schwalben dort an, bald haben sie eine junge Brut, welche sie pflegen und warten, und sich über die großgewachsenen Kinderchen freuen, wenn sie ausfliegen. So geht ihnen froh mancher Sommer vorüber, und so ging es mir einst auch; flink und rasch, gewandt und betriebsam wartete ich des Hauses, wenn mein Mann im Felde die Arbeiter anführte, — und ich dachte, das sollte immer so gehen; — aber das Alter ist ein trüber, langweiliger Stand. Der Kern vom Leben ist weg, nur die Hülse bewegt sich noch im Schneckengange fort, und immer müde, sehnt sich das Herz nach dem Ruhebette des Grabes, und die Seele nach dem Himmel, und nach den lieben Jugendbekannten, welche lange schon vorangegangen sind. Auch ein paar Kinderchen habe ich dem Himmel gegeben, und es ist mir oft, als winkten sie mir zu, und weinten über mein langes Ausbleiben. Sehet, so ist der Tod mir schon lange ein bekannter Freund; er mag kommen, wenn er will, so findet er mich bereit, und oft denke ich, die Schwalbe sänge mein Sterbelied. — —

Indem die alte Frau uns durch ihre ruhigen Betrachtungen das Herz erweichte, hörten wir einen Reiter ansprengen. „Da kommt mein Sohn," sagte die Alte.

Ein großer, blühender, wohlgebildeter Mann, dem Klugheit und Munterkeit aus den Augen leuchtete, stieg rasch vom Pferde, band es vor der Hausthür an, kam herein, begrüßte uns freundlich, aber flüchtig, ging uns schnell vorbey durch das Haus, durch die Hofthüre hinaus, und sah nach den Arbeitern hinauf, welche auf dem Dache beschäftigt waren. Er rief: Ihr Leute, seyd Ihr denn ganz des Kuckuks, daß Ihr über die Arbeit Essen und Trinken vergeßt? Kommt und frühstückt! Ein leerer Sack steht nicht aufrecht. —

Er öffnete jetzt einen Schrank, nahm einige Brote, Schinken und Wurst, und eine große Flasche mit Branntwein heraus, warf die Brote auf den Tisch, setzte das übrige dabey, und rief, mit der Flasche in der Hand, den Arbeitern nochmals zu: Nun hurtig, Ihr Kinder! was säumt Ihr? Alles hat seine Zeit. Erst kommt, und genießt, und sammelt Kräfte, die Euer Werk fördern. Nicht bis zur Erschöpfung soll der Mensch arbeiten; Beschäftigung, Genuß und Ruhe müssen wechseln; so besteht das Leben wohl, und froh bleibt das Gemüth dabey.

Da sie noch zögerten, zu kommen, schenkte er Branntwein in das Glas und Bier in den Krug, klapperte mit dem Krugdeckel, und trank ihnen zu. Prosit! rief er. Sehet, wie es perlt! Kommt! Er klapperte so lange mit dem Kruge, bis sie sich zum Herabsteigen bequemten.

Die Arbeiter kamen langsam; der junge Mann schenkte nun jedem Bier und Branntwein ein, trank nochmals den Leuten zu, schnitt ein Brot an, und aß den ersten Bissen; und da erst, als jene sich zum Frühmahle niedersetzten, kam er zu uns, reichte uns beyde Hände und rief: Nun fröhlich willkommen! Verzeihen Sie, meine lieben Gäste, daß ich erst den

müden Arbeitern eine Erquickung reichte, ehe ich Sie herzlich begrüßen konnte. —

Da der große Raum des Hauses eine angenehme Kühlung gewährte, so blieben wir in der Gesellschaft der ehrwürdigen Mutter und der friedlichen Schwalben, und unser freundlicher Wirth ließ auftragen, was sein Haus Köstliches vermochte.

Als die Dachdecker gefrühstückt hatten, und fröhlich und wohlgemuth wieder an ihre Arbeit gingen, gab ich dem Landmanne, der mich schon durch sein liberales Wesen gewonnen hatte, meine Verwunderung zu erkennen, daß er diese Leute so reichlich bewirthete, welche doch nebst Maurern und Zimmerleuten für die trägsten Arbeiter gehalten würden. Ich setzte hinzu: Auf solche Weise muß Ihre Haushaltung Ihnen viel kosten, da Sie eine Menge Arbeiter haben und brauchen.

Es ist wahr, versetzte der Landmann, daß der Verbrauch der Lebensmittel bey mir weit stärker ist, als in jedem andern Hause; dieses würden Sie erst einsehen, wenn Sie länger bey mir blieben; aber Sie würden auch zugleich die Bemerkung machen, daß ich noch einmal so viel gewinne, als die Andern, und daß der Frohsinn und die Zufriedenheit bey mir einheimisch sind. Das Dach meines Hauses z. B. haben diese Arbeiter gestern angefangen, morgen wird es geendet. Bey einer entgegengesetzten Behandlung würden sie acht bis zehn Tage daran arbeiten.

Die meisten Gutsbesitzer und Hausväter schreyen über die Trägheit der Arbeiter, und über die Treulosigkeit der Dienstboten; aber sie sagen nichts von ihrer eigenen Arbeitsscheu, von ihrer Hartherzigkeit, von ihrer Selbstsucht, von ihrem Geiz und von der Verachtung, mit welcher sie die Mitgenossen ihrer Arbeit behandeln. Sie bedenken nicht, daß der, der allein ernten will, oft Stroh zu dreschen bekommt, und mit der Münze bezahlt wird, welche er ausgiebt. Wer immer haben

will, dem wird genommen, was er nicht gütig giebt. Die Menschen sind gut, wenn man sie gut behandelt, und in der Regel machen nur schlechte Herren schlechte Diener. Alle die, welche mir dienen, liebe ich, als gehörten sie zu meiner Familie; sie wissen es und fühlens, und arbeiten in meinem Dienste, als wäre mein Gut ihr Eigenthum. Nicht so leicht gewinnt man durch Gaben, als durch ein freundliches Wort, durch die Sorgfalt, welche man für ihr Wohl zeigt, welches einem verständigen Menschen sowohl das Herz, wie der eigne Vortheil gebietet.

Jetzt ging mir ein Licht über den Geist dieses Mannes auf, von welchem mein Begleiter mir so oft erzählt hatte, und ich fing an, ihn hoch zu achten und zu lieben.

Nach dem Frühstücke führte er uns in die Felder, wo wir einige von seinen Dienstleuten antrafen, welche alle froh und munter, wie ihr Herr, die Arbeit betrieben. Er zeigte uns hier, wie sehr sich sein Gut seit zehn Jahren — so lange war er Besitzer davon — verbessert hatte. Große und weite Moräste waren verschwunden; und reiche Kornfelder wogten da, wo zuvor keines Menschen Fuß sichern Grund fassen konnte. Breite und tiefe Graben leiteten das Wasser in den nahen Strom, und waren schon von hohen Erlen und Pappeln überschattet. Wir erstaunten, als er uns sagte, wie wenig ihn dieses gekostet hätte, und ich sagte ihm:

Oft schon habe ich aus dem Munde Ihres Freundes Ihre Betriebsamkeit vernommen, aber nimmer hätten mir die treuesten Beschreibungen das zeigen können, was meine Augen sehen. Ich will in der ganzen Flur alle Ihre Besitzungen kennen, so vortheilhaft zeichnen sie sich vor andern aus, eine solche Ordnung hat den Vorsitz bey allem, was Ihnen zugehört. Wie fangen Sie es an, daß in Ihrem Hause und in Ihren

Feldern — wie die Töne in einem Concert — alles in einander greift, und daß diese Harmonie sich im Kleinen wie im Großen zeigt?

Das macht, versetzte der Landmann, daß ich der Director meines Concerts, und meiner Kunst Meister bin, meine Schüler selbst bilde, und ihre Stärke und ihre Schwäche kenne. Ich bin der Erste, der des Morgens aufsteht; ich wecke meine Leute, nicht mit der Glocke, oder mit dem Horn, oder durch scheltenden Ruf; ich stelle mich vor ihr Bette, wecke sie leise, und sage: Kommt Kinder, und sehet den schönen Morgen! Ich reiche ihnen das Frühstück, und esse mit ihnen. Mit meiner Hand ermuntere ich sie zur Arbeit, und zeige ihnen, wie man das Werk am geschicktesten angreife und ende. Ich lasse sie nie müde werden, rufe sie früh zu Tische, daß sie die vollen Schüsseln leeren; dann lasse ich sie eine Weile ruhen, und bin selbst wieder der Erste bey der Arbeit. Oft reiche ich ihnen zu essen, und der labende Trank darf nimmer fehlen. Für Ermüdung bewahre ich sie durch muntern Sinn. Durch eine kräftige Abendkost gestärkt, gehen sie froh zu Bette. Ich bin der Letzte, der die Thüren verschließt und das Licht auslöscht. Meine muntere Frau schafft im Hause bey dem weiblichen Gesinde, was ich draußen verrichte, und meine Kinder lernen früh arbeiten und froh seyn. So besteht mein Haus, darum blühen meine Felder, und mein Gut mehret sich.

Dieß, sagte der Maler, ist die Veranlassung des gegenwärtigen Bildes.

Gedichte.

Gebet Meister Hildebrands von Bern.

Ich lade Dich, Du höchstes Gut,
Tritt ein in meinen sünd'gen Muth.
Ach, bey der Ladung zag' ich fast;
Wie wag' ich's mit so reichem Gast!
Du König aus dem Himmelssaal,
Dich lad' ich in ein Hüttlein schmal,
Wo Staub und Moder liegt zu Hauf,
Daß nicht 'mal recht die Thür' geht auf;
Thät' nicht Dein Liebeszorn sie sprengen,
Du möchtest kaum herein Dich drängen.
Dann sieht es innen dunkel aus,
Streift Uhu rings und Fledermaus;
Sind Fünklein kaum in Heerdes Aschen,
Von kaltem Thau halb ausgewaschen.
Du mußt, mein Herr, so groß und rein,
Hier Gast und Wirth und Diener seyn,
Anzünden die halb todte Gluth,
'Rausscheuchen die verdächt'ge Brut,
Rings ihre Nester all' zerstören,
Daß Licht und Ordnung wiederkehren.

Dann fehlt es noch an Speis' und Trank,
Von würd'ger Art, und Dir zu Dank.
Da schließest Du, o reichster Gast,
Den reichen Schrein auf, den Du hast
In Deiner linken heil'gen Seiten,
Läßt Purpurblut herniedergleiten,
Tränkst Dich mit eignem Lebensquell:
Nun wird das Hüttlein weit und hell,
Und Du erfreust Dich, lächelst's an,
Als wär' Dir selbst 'ne Gunst gethan.
Ey Du herzlieber Jesu Christ,
Was für ein seltner Gast Du bist!

de la Motte Fouqué.

Sinnsprüche.

Immer auf Besseres hoffst, du strebst nach dem Besten nur immer.
Sey doch, ich bitte, wenn dir winket das Gute, vergnügt.
Nicht wie die goldene Fluth in den Becher rauschet der Trauben,
Rinne das Leben; zwar labt edle Naturen der Wein;
Aber die silberne Welle — du rieselst, und wässerst die Halmen,
Tränkest den blumichten Plan, Quelle von Westen geliebt!

* * *

Kann dich selbst nicht die Heuschreck' nähren und Honig der Wildniß;
Eifrer auf Eigensucht — bist du vom Otterngezücht.

* * *

Gelehrig ist das Herz; doch was es heischt, unendlich.
Zu deuten ist ein Wort; dein Inn'res unverständlich.

* * *

Es lockte mich das Kühl, die Sonne geht nun unter:
Und singst du, Nachtigall, den kecken Amor munter?

X.

Franklin's Einsicht. *)

Richtig, ihr Weisen! sie senkt sich: es blüht der unmeßbare Weltkreis
Achtzehn Stunden, alsdann fällt ins umgürtende Meer
Jene flammende Vase des Lichts und der segnenden Wärme,
Welche der weiten Natur Werden und Daseyn verlieh'n.
Finsterniß grauſ't dann und Frost, und alle Wesen verderben;
Auen und Busch und Baum starren in ewiger Nacht.
Lange hab' ich gelebt, vier hundert und zwanzig Minuten;
Manches eitle Geschlecht sah' ich entsteh'n und vergeh'n.
Nun, ihr Sorgen und Mühen! für wen, ihr Gedanken und Regeln,
Hab' ich des süßen *Thau's Vorrath am Blatte gespar't?* —
Wozu wirkt' ich Gesetze? der stiebende Lauf der Minuten,
Wie er die Sitten entnervt, wird er entadeln mein Werk. —
Selbst Erkenntniß des Nichts, was frommt sie dem Ephemeriden?
Weß ist ihr Ruhm, *wenn er stirbt? wenn* auch die Welt *nicht mehr ist?*

X.

*) S. seine Lettre à Mad. Brillon.

Glaube.

Was wanderst du durch rauhe Lande,
Verlornes, armes Menschenkind!
Und suchst ein Dach bey dem Verstande,
Und bey der Klugheit Ueberwind?

Laß sie, die reichen Bettler, walten?
Der Arme läßt den Armen arm;
Die strenge Region der Kalten
Bescheint die Sonne selten warm.

Das Land des Glaubens mußt du suchen;
Da blüht ein ewig heitres Thal,
Da fällt durch Dunkel heil'ger Buchen
So warm und mild der Sonnenstrahl.

Da bindet Hofnung volle Garben,
Da bricht das Glück den Wunderklee,
Im Widerspiele zarter Farben
Stehn Rosen bey der Lilie.

Ich hab das Eiland einst befahren, —
Dann mußt' ich andre Pfade gehn;
Doch pfleg ich noch in spätern Jahren
Im Traume weinend es zu sehn.

Schmidt von Lübeck.

Ueber eine Einsiedeley.

Den Großen unbekannt, zu klein des Schicksals Schlägen,
Entflohn dem Kritiker, der strenges Urtheil spricht,
Seh ich dem Tode hier entgegen,
Und wünsch' ihn nicht, und fürcht' ihn nicht.

M.

Grabschrift.

Auf Gerathewohl, wie er gekommen,
Ging dieser in der Welt umher,
Gern hätt' er manches unternommen,
Doch auszuführen fiel ihm schwer.

Denn, *was ihm früh das Glück versprochen*,
Zerrann gleich einem Traumgesicht:
Das hat des Jünglings Kraft gebrochen,
Nur seinen Frohsinn lähmt' es nicht.

Legt' *ihn* ein Wahn *in* süße Banden,
Und sang er wie sein *Herz geliebt?*
Die Leier brach, die Rosen schwanden,
Der Freundschaft Reiz blieb ungetrübt.

Er wanderte durch West und Norden,
Bis an des Süden schönen Saum:
Europa war ihm kund geworden,
Sich selbst kannt' er am Ende kaum.

Ihn kümmerte kein Urtheil sehr,
Nicht Bettler neidet' er noch König,
Er dachte wenig, wußte wenig,
Und ach! er glaubte nicht viel mehr.

M.

Standrede.

Erwacht, im Sinn verjährter Lehre,
Als Erde nach und nach der Stein,
Und reift in Pflanzen fort, und saugt Empfindung ein,
Daß er zum Thier, zum Haupt der Thiere sich verkehre,
Dann der Metalle Reich, der Kräuter wieder mehre,
Im ew'gen Kreislauf; welch Gestirn
Harrt dieses Todten einst, zu welchem neuen Leben?
Die Antwort ist nicht schwer gegeben:
Arsenik wird sein Herz, und Schierling sein Gehirn.

M.

Nach Owen.

Ob Petrus Rom gesehn bleibt wohl dahin gestellt,
Daß Simon dorten hauste weiß die Welt.

Anmerk. Man schreibt diesem Wortspiel eine biographische Wichtigkeit zu. Es soll seinen Erfinder um die Erbschaft eines strenggläubigen Oheims gebracht haben. Wie wenig diese auch werth gewesen seyn mag, so viel war es doch nicht werth.

M.

Hadrian's Schwanenliedchen.

Flatterseelchen, Schmeichelliebchen,
Gast des Leibes und Gespan!
Wird die Heimath dir verleidet,
Zitternd, blaß und unbekleidet,
Ists um allen Scherz gethan.

M.

P s y ch e.

„Im Hain, wo Silberknospen regnen,
Da bin ich gern mit mir allein,
Da fühl' ich eines Geists Begegnen,
Der unsichtbar will bey mir seyn.

Zum Thal der duftenden Violen,
Zur Rosenwildniß führt er mich,
Und flüstert leise, wie verstohlen:
„„Die Gärten pflanzt' ich hier für dich.““

In weinumrankter Felsengrotte
Sink' ich ihm liebend an die Brust,
Und rede kniend mit dem Gotte,
Und trinke seines Odems Lust.

Was will das unbekannte Sehnen,
Mit dem er mir die Seel' entzieht,
Die ihres Lebens Band zu dehnen
Sich müht, und zu ihm überflieht?

Will mich der Himmlische vernichten?
Ich bin nicht mehr in seinem Kuß.
S e i n Bild nur streb' ich zu erdichten,
In dem ich untergehen muß.“

C. A. H. Clodius.

Das Wunderlicht.

Einsam brennt ein Licht tief in des Weltalls Herzen,
Tanzt, dem Irrlicht gleich, um Abgrund, Nacht und Grab.
Grausam mit dem Pilgerleben nur zu scherzen,
Flieht es schwindend oft, wenn es Geleit uns gab.
Aber wenn sich alle Horizonte schwärzen,
Träuft es schnell, wie heilger Sternenglanz, herab.
Wo dies Wunderlicht in Heimath häuslich wohne,
Frag die Tugend: denn sein Strahl flicht ihre Krone.

Wenn an diesem Licht ein Leben sich entzündet,
Wird es frey vom Rausch des Zeitenschwungs gelebt.
Dieses Lichtes Strahl ists, der die Seelen bindet,
Trotz der Erdenscholle, welche widerstrebt,
Dieses Lichtes Strahl, der Seelen wiederfindet,
Die im endelosen Schoos der Tod begräbt.
An der Weltgruft stehn die Namen aller Wesen;
Strahlt das Wunderlicht, sind ewig sie zu lesen.

Was im Staubgewühl wir Glück und Freude nennen,
Ist von jenem Licht nur die Erinnerung.
Die vergeßnen Strahlen wieder zu erkennen,
Ist das höchste Ziel für aller Geister Schwung.
Schranken setzt die Welt, zu hassen und zu trennen,
Nur im Wunderlicht wohnt Urvereinigung.
Folg des Lichtes Spur, sie führt zum Quell des Lebens:
Wer zum Urquell kehrt, der lebte nicht vergebens.

Frag bey andern nicht, wo sie die Spur gefunden,
In dem Kampfe mit dir selbst erringst du sie.
Dieser Zeitentraum, wie bald ist er entschwunden,
Und du warst nicht, bist und warst, du weißt nicht wie.
Aber segne du des Unglücks heilge Stunden,
Was der Mensch in ihnen lernt, *vergißt er nie.*
Da lehrt dich das Wunderlicht dir selbst entsagen,
Dich zum Höchsten Selbst des Weltalls aufzutragen.

C. A. H. Clodius.

Von der neuesten englischen Poesie.

Wenige Liebhaber der Dichtkunst werden Bouterweks jüngst erschienene Geschichte der englischen Poesie unbefriedigt aus den Händen legen, ein Werk, an dem unbeschadet seiner andern Verdienste uns mit Recht zu rügen scheint, daß in demselben der neuesten uns bekannten Tendenz der englischen Poesie gar keine Erwähnung geschieht. Ohne uns darauf einzulassen, ob diese Unterlassung auf Willkühr oder auf Unkunde beruhe, fühlen wir uns gedrungen, sie historisch nachzutragen.

Herr Pr. B. bemerkt sehr richtig S. 292, daß von der Mitte des 18ten Jahrhunderts an, die ausschließende Bewunderung der Popeschen Schule nachgelassen habe, und das Natürliche wieder mehr hervorgezogen worden sey. Es war dieses jedoch mehr eine Natürlichkeit, wie sie von Gelehrten auf ihren Schreibstuben gedacht wird, als eine wahre, lebendige Natur; und die äußere Politur blieb dennoch im Allgemeinen die Hauptsache.

Es mußte endlich in einer tief und wahr fühlenden Nation der Augenblick einer neuen Mündigkeit des poetischen Geistes eintreten; es mußte wieder laut anerkannt werden, daß Poesie und Verskunst, wenn gleich verwandt, doch nicht nothwendig mit einander verbunden sind, und daß es Verse ohne Poesie, wie auch Poesie ohne Versmaaß geben könne; es mußte sich aussprechen, wie hoch die natürliche Begeisterung über der gelehrten steht. Denn wer kann wohl in Zweifel ziehen, daß es nicht immer ächte Dichter gegeben habe, allein man hat *sie* verkannt, und dadurch an sich selbst irre gemacht. Wenn man weiter nach den Gründen dieses Verkennens frägt, so läßt sich, mit einem der Literatur zu früh entzogenen treflichen Kopfe, antworten, *) weil leider „die meisten Menschen ihren Beyfall „nicht aus lebendigem Gefühl, *aus wahrer Ueberzeugung* und „Einsicht geben, sondern wegen *eines Nebenumstandes*, der „ihrer Eigenliebe, ihrer Neugier, ihrer Zuneigung oder ihrem „Hasse schmeichelt." Dieser Nebenumstand war hier, der auf Treu und Glauben fortgepflanzte, und mit der frühesten Bildung eingeimpfte Grundsatz, die Poesie sey die Kunst, geregelte, hoch- und wohltönende Verse zu *schmieden*.

Den Uebergang zu einer andern Sinnesart mußte ein Dichter bilden, der Schulgelehrter zugleich, durch Vernachlässigung der kunstgerechten Vollkommenheit nicht den Vorwurf der Unwissenheit auf sich laden konnte. Ein solcher zeigte sich in William Cowper, dessen erste Gedichte schon 1782 erschienen, und nachher viele male wieder aufgelegt sind; eine Auflage von 1803 liegt vor uns. **) Was diesen Dichter dem englischen

---

*) (Wezel) Ueber Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Deutschen. Leipzig 1781. S. 267.

**) Poems by William Cowper of the Inner Temple Esq. in two Volumes. A new Edition. London 1803.

Publikum so werth gemacht hat, ist wahrscheinlich seine methodistisch-strenge Ansicht der christlichen Religion, deren Lehren er mit vieler Wärme in acht desultorischen Gedichten vorträgt. Es sind planlose Ergüsse eines tief ergriffenen Gemüthes, in schlecht gereimten Jamben, bald didaktisch trocken, bald hinreißend belebt und schön, bald geschroben witzig, bald innigst gefühlt, aber immer mit auffallender Vernachlässigung der Vollkommenheit und Ründung des Versbaues. — Später erschien sein minder beliebtes Gedicht, the Task, in 6 Büchern und ungereimten Jamben. Hier schildert der Dichter aus eigener Umgebung, häusliche und ländliche Scenen, und hier zeigt sich auch sogleich eine andere Natürlichkeit, als die gelehrte. Es werden uns nicht wieder mit veränderten Worten die ewigen Allgemeinheiten der Stubendichter vorgetragen, sondern wir erblicken das Besondere, was aus der Vereinigung der bestimmten Kennzeichen eines Gegenstandes mit der erhöhten Stimmung des Dichters hervorgeht. Die Nachlässigkeiten des Sprachbaues sind bey den reimfreyen Jamben weniger auffallend — die kleineren Stücke dieses Dichters verdienen (außer der ins Volk übergegangenen komischen Ballade von John Gilpin) weniger Aufmerksamkeit.

Cowper bahnte den Weg für den Beyfall, den ein ächter Naturdichter, der schottische Bauer Robert Burns, fand. Seine ersten Gedichte erschienen 1786; die vierte Auflage ist von 1803. *) Die treflichen alten schottischen Volkslieder haben unstreitig seine Muse erweckt. Welches größere Lob aber, als daß er diese bezaubernden Naturlaute zum Theil erreicht, zum Theil ergänzt, zum Theil gereiniget habe! **) Alle Künst-

---

*) The Works of Robert Burns with an account of his Life &c. in four Volumes. Fourth Edition. London 1803.

**) S. das prächtige Werk: A select Collection of original Scottish

lichkeit ist fern von ihm geblieben, denn er hat nur aus wahrem Drang gedichtet; ihn ganz zu genießen, erfordert eine leichte Kenntniß des schottischen Dialekts, denn seine englischen Gedichte stehen den schottischen weit nach.

Robert Southey trat 1796 mit einem freyen epischen Gedicht, Joan of Arc, auf, welches vielen Beyfall erhielt. Für unsern Zweck sind seine Balladen *) merkwürdig, die den alten Ton in dieser Gattung wieder einzuführen suchten, welches ihm auch in the old woman, bishop Hatto, the young man und mehreren andern sehr geglückt ist.

Die Lyrical Ballads von William Wordsworth erschienen 1799. Die vierte Ausgabe von 1805 ist mit einer merkwürdigen Vorrede versehen, die gegen die in der englischen Kritik herrschenden Grundsätze gerichtet ist. Wordsworth verwirft darin förmlich den *angenommenen Gegensatz zwischen* Poesie und Prosa, und sucht an einem Sonnett von Gray darzuthun, daß das eigentlich Schöne und Dichterische darin, sich in der Wortstellung auf keine Weise von der Prosa unterscheide. Er behauptet weiterhin: das wirkliche Gefühl müsse sich auch immer am besten ausdrücken, und will dem Dichter nur eine Auswahl, oder Entfernung vom schmerzlich-widerlichen, *bey der* Nachahmung zugestehen. Damit hängt denn auch die Wahl der von ihm besungenen Gegenstände zusammen, die ganz aus dem gemeinen Leben gegriffen sind. Er ist also ein systematischer Naturdichter, und steht als eine einzige Erscheinung in der englischen Literatur da.

Airs &c. 4 Vol. Fol. wo sich viele sowohl von Burns *eigenen*, als auch durch ihn abgeänderten schottischen Liedern befinden.

*) Sie stehen in Poems by Robert Southey, 2 Vol. London 1801. und Metrical Tales and other Poems by the same. London 1805.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Dichter auch bey uns Beyfall finden würde; er besitzt eine eigene Gabe, den gewöhnlichsten Gegenständen neue Beziehungen auf das Gefühl anzuzaubern, und selbst beschränkte Zustände des Gemüths poetisch zu ergreifen. Er verschwistert uns mit Wald und Wasser, mit Busch und Stein, weiß Gleichgültigkeit in Lust, und Widerwillen in Mitleid umzuwandeln; kurz, in ihm waltet der alles verbindende, alles versöhnende Geist der ewigen Liebe.

Daß die Kunstrichter der strikten Observanz sich mit klassischen Keulen gegen solch einen Neuerer erheben würden, war zu erwarten. Er ist das Stichblatt des gelehrten Witzes geworden, weiß indessen, (wie er es in seiner Vorrede äußert) daß er den Wenigen, für welche er schrieb, auch ungewöhnlich gefallen würde.

Wie es diesen Augenblick mit der Poesie in England stehe, ist bey dessen gänzlicher Absonderung von dem festen Lande nicht wohl auszumitteln. Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzet jedoch zwey Bände neuer Gedichte von Wordsworth, die 1807 in London herausgekommen sind. Indessen scheinen diese nur jugendliche Versuche und Skizzen zu seyn, in denen sich zwar auch das schöne Gemüth des Dichters spiegelt, die aber den Lyrical Ballads auf keine Weise verglichen werden können. Southey hatte sich leider in epischen Gedichten verloren. (Thalaba 1801. Madoc 1805.)

Dieses wird hinlänglich seyn, um zu beweisen, daß in der englischen Poesie, fast zu gleicher Zeit mit der ihr verwandten deutschen, derjenige alte Sinn wieder erwacht ist, der sich getrieben fühlt, die Musen von den willkührlichen Fesseln pedantischer Regeln zu erlösen, sie von dem Katheder wieder in das freye Feld, von dem Kanape unter das Strohdach zurückzu-

führen, um von frischen Menschen aufs neue belebt, diejenige goldene Zeit wieder zu bringen, wo Poesie mit dem täglichen Leben innigst verwebt, alles Niedrige zu veredeln wußte, alles Rauhe abzuschleifen verstand, alles Irdische mit dem Ewigen in Beziehung brachte, und so den Menschen unter Sang und Klang von der Wiege bis zum Grabe geleitete.

B.

William Blake,

Künstler, Dichter und religiöser Schwärmer.

The lunatic, the lover and the poet,
Are of imagination all compact.

SHAKESPEARE.

Unter allen den Gegenständen, welche den philosophischen Seelenforscher zu reizen vermögen, giebt es gewiß keinen anlockenderen, als die Vereinigung von Genie und Wahnwitz in einzelnen merkwürdigen Gemüthern, welche, indem sie auf der einen Seite unsere Hochachtung durch ausgezeichnete Geistesfähigkeiten erzwingen, auf der anderen durch Ansprüche auf übernatürliche Kräfte wieder unser Mitleiden erregen. Von dieser Art ist nun das ganze Geschlecht von Verzückten, Mystikern, Sehern von Gesichten und Träumern von Träumen, deren Verzeichniß wir einen neuen Namen, William Blake, beyzufügen haben.

Dieser außerordentliche Mensch, welcher gegenwärtig in London lebt, beginnt, obgleich schon mehr als funfzig Jahre

alt, erst jetzt aus der Dunkelheit hervorzutreten, auf welche ihn die seltsame Richtung seiner Talente, und das Wunderliche seines persönlichen Charakters beschränkt hatten. Wir wissen zu wenig von seiner Geschichte, um Anspruch auf eine vollständige Beschreibung seines Lebens zu machen, zu der wir nur aus sehr neuen Quellen Belege schöpfen konnten. Vorläufig genüge uns, zu wissen, daß er, zu London von nicht sehr wohlhabenden Eltern geboren, früh seiner eigenen Leitung oder Mißleitung überlassen ward. Im zehnten Jahre kam er in eine Zeichenschule, im vierzehnten zu einem Kupferstecher, Namens Basire, der vorzüglich durch Stuarts Beschreibung von Athen, und durch West's Orestes und Pylades bekannt ist. Schon als Knabe zeichnete sich Blake durch die Sonderbarkeit seines Geschmacks aus. Leidenschaftlich für die gothische Baukunst eingenommen, brachte er Tage lang damit zu, die Denkmäler der Westminster-Abtey abzuzeichnen. Nebenher sammelte er Kupferstiche, vorzüglich nach Raphael und Michel Angelo, und vergötterte Albrecht Dürer und Heemskerk.

Obgleich er nachher auf der königlichen Akademie studirte, hatte er seine Richtung doch schon einmal auf eine so eigene Art genommen, daß er, von seinen Mitschülern isolirt, aller gewöhnlichen, regelmäßigen Beschäftigung entwöhnt ward. Man findet deßhalb seinen Namen nur unter sehr geringen Platten zu Kinderbüchern; indem er aber Ansichten von der Kunst hegte, die dem Geschmack der Kunstbeschützer völlig entgegen standen, und die neueren Moden sowohl im Zeichnen als Kupferstechen als Versündigungen an der Kunst betrachtete, zog er nach seinem eigenen Ausdrucke vor, lieber ein „Märtyrer“ seiner Religion, d. h. seiner Kunst zu werden, als seine Talente durch eine feige Nachgiebigkeit gegen die

Ausübung der Kunst, in einem verderbten Zeitalter derselben, herabzuwürdigen. Da nun außerdem seine religiösen Ueberzeugungen ihm den Ruf eines vollendeten Tollhäuslers zuwege gebracht hatten, bleibt es kaum zu verwundern, daß, während Kenner von Profession nichts von ihm wissen, selbst seine Gönner nicht umhin können, neben ihrer Bewunderung für ihn, auch ihr Mitleiden zu äußern. In der That gelang bis jetzt erst ein Versuch, ihn bey dem größern britischen Publikum einzuführen, durch seine Zeichnungen zu Blair's Grab, einem bey ernsten Gemüthern sehr beliebten, religiösen Gedicht, welches die Kunstrichter, in Betracht seiner Schönheiten und Auswüchse, gleich merkwürdig finden, und wegen des Mangels an Geschmack und Zartheit tadeln, während sie die Kraft und Erfindungsgabe des Dichters bewundern. Man trug Blake, obgleich er eigentlich Kupferstecher war, dennoch nicht den Stich seiner eigenen Zeichnungen auf, sondern Schiavonetti mußte dieselben aus Gründen, die wir bald hören werden, ausführen, was er auch mit großer Sauberkeit, aber mit einer solchen Beymischung von Pünktchen und Linien that, daß es den Zeichner empören mußte. Dieses Werk, welches aus zwölf Zeichnungen von Blake, einem vortreflichen Kopfe von ihm, und dem Originaltexte besteht, kostet zwey und eine halbe Guinee. Voran gehen einige Bemerkungen von Füßli, welche wir hier als ein Zeugniß für das Verdienst unsers Künstlers einrücken, da wir eine unmittelbare Anschauung seiner Werke nicht zu liefern vermögen. Füßli sagt, nachdem er vom sittlichen Nutzen einer Reihe so ernster Zeichnungen in einem so leichtfertigen Zeitalter als das unsrige, wo die Allegorieen des Alterthums verbraucht und erschöpft sind, gesprochen hat, „der Künstler versucht, „unser Gemüth zu bewegen, indem er unsere Gefühle durch „weniger willkührliche und zweydeutige Bilder erregte, als

„diejenigen sind, welche Mythologie, Aberglaube und Sym„bolik der älteren und neueren Zeit, so weit hergeholt oder „unzweckmäßig, uns darzubieten vermögen.“ „In Betreff „der eigentlichen Ausführung der Zeichnungen,“ setzt er hinzu „verdient der Künstler, wenn er gleich nach andern Grund„sätzen beurtheilt, und auf eine kleinere Zahl von Verehrern „beschränkt seyn will, gleichen Beyfall. Es erregt oft unser „Staunen, öfter noch unsere Besorgniß, wenn wir ihn kühn „an der Grenze erlaubter Erfindung scherzen sehen; allein, „welcher Künstler möchte eine so mahlerische Wildheit vermissen „wollen, die wieder so oft durch Geschmack, Einfachheit und „Vollendung aufgewogen wird? Die Gruppen und einzelnen „Gestalten bieten, für sich allein betrachtet, abgezogen von „der Zusammensetzung des Ganzen und ohne Rücksicht auf den „Plan des Ganzen, oft jene wahren und ungezierten Stel„lungen, jene anmuthige Einfalt dar, welche nur Natur und „Gemüth hervorzubringen, nur ein von beyden geleitetes „Auge zu entdecken vermag. Jeder Künstler, er beschäftige „sich mit welchem Zweige der Kunst er wolle, stehe, auf wel„cher Stufe der Vervollkommnung er wolle, vom Lehrlinge „bis zum Meister, vom Zierrathler bis zum Geschichtenmah„ler, er wird hier immer Stoff zum Lernen, und Winke und „Ideen zur ferneren Ausbildung finden.“ Man sieht, daß dieses „kein Verdammen durch verstelltes Lob“ sey, denn nur zu deutlich ist der Tadel, welchen der Künstler zu befahren hat, ausgedrückt. Die Wahrheit ist, daß von allen Zeichnern, welche je lebten, auch nicht einer die von Göthe in seinem er götzlichen „Sammler und die Seinigen“ (S. Propyläen B. 2. St. 2.) unter der Benennung von Poetisirern, Phantomisten u. s. w. geschilderten Einseitigkeiten, so genau an sich darstellte, als unser Künstler.

Wir werden noch zu diesen Zeichnungen zurückkommen, und wollen jetzt von dem kleinen Buche reden, aus welchem wir vorzüglich diese Nachrichten geschöpft haben, und welches gewiß eins der sonderbarsten ist, die je erschienen.

Die Zeichnungen zum Grabe, wenn gleich vielleicht nur von wenigen bewundert, wurden grade von diesen laut und übermäßig gepriesen. Blake, der durch sie bekannt wurde, beschloß nun, ohne Scheu öffentlich hervorzutreten. Er eröffnete daher voriges Jahr eine Ausstellung seiner Freskogemählde, und kündigte an, daß er die verlorne Kunst der Freskomahlerey wieder erfunden habe. Er forderte diejenigen, welche angenommen hatten, seine Werke seyen ohne Wissen und ohne Ebenmaaß, Sudeleyen eines Tollhäuslers, auf, sie jetzt genauer zu untersuchen. „Sie würden finden," fügte er hinzu, „daß, „wenn Italien durch Rafael reich und groß geworden, wenn „Michel Angelo sein höchster Ruhm, wenn die Kunst der „Stolz der Nation geworden wäre, wenn die menschliche Ge„sellschaft aus Genie und Begeisterung hervorgegangen, auch „durch sie verbunden bliebe, daß dann sein Vaterland bey der „Auszeichnung, welche seine Werke von denjenigen, welche es „am besten verständen, erhielten, die Ausstellung derselben „als eine der heiligsten Pflichten von ihm forderte."

Zu gleicher Zeit gab er ein beschreibendes Verzeichniß dieser Freskogemählde heraus, aus dem wir, da es in einem durchgängigen Mischmasch, ohne Plan und Ordnung, von abgerissenen Bemerkungen über Kunst und Religion besteht, und da die Besonderheiten des Verfassers am besten daraus hervorgehn, gleiche nur lose verbundene Auszüge liefern wollen.

Zu den fixen Ideen des Verf. gehört die Heftigkeit, mit welcher er durch das ganze Buch gegen die Oelmahlerey und gegen die Künstler aus den venetianischen und niederländischen

Schulen loszieht. Seine Vorrede fängt mit folgenden Worten an: „Das Auge, welches im Stande ist, Rubens und Ti„tians Colorit dem des Rafael und Michel Angelo vorzuziehn, „sollte bescheiden seyn, und seinem eigenen Urtheil mißtrauen.“ Dieß ist indeß nur noch ein leichter Tadel, und wie er in seinen Beschreibungen fortfährt, wächst seine Wuth gegen die falschen Mahlerschulen, und er klagt im heiligen Eifer die verhaßten Künstler als böse Geister, und die neuere Kunst als eine Geburt der Hölle an. Helldunkel nennt er schlechtweg „ein „höllisches Werkzeug in der Hand venetianischer und nieder„ländischer Teufel.“ Aus dem Folgenden geht hervor, daß diese Ausdrücke nicht bloß als rednerische Wendungen zu nehmen sind. So nennt er Corrggio „einen weichlichen, wei„bischen, und daher höchst grausamen Teufel.“ Rubens ist „ein gewaltthätiger, hochfahrender Teufel.“ Diese Künstler sind nebst Titian und Rembrandt die immerwährenden Gegenstände seines Tadels, und zum Schluß sagt er: „bis wir uns „ihrer entledigen, werden wir nie Rafael und Albrecht Dü„rer, Michel Angelo und *Giulio Romano* beykommen.“ Er verbirgt den Grund *dieses Vorzuges nicht*, und die folgende Stelle enthält, indem sie uns die Ansicht des *Künstlers* über das Mechanische seiner Kunst eröffnet, eine Wahrheit, die nicht abgeleugnet werden kann, und die seiner ganzen Lehre zum Grunde liegt. „Die große und goldene Regel der Kunst, „wie des Lebens, ist, daß, je bestimmter, schärfer und ge„nauer die umgränzende Linie ist, desto vollkommener auch das „Kunstwerk, und je weniger scharf und schneidend jene, desto „größer die Gewißheit schwacher Nachahmung, Diebstahls und „Pfuscherey. Zu allen Zeiten wußten dieß große *Erfinder*. „Protogenes und Apelles erkannten sich an dieser *Linie*. Ra„fael und Michel Angelo und Albrecht Dürer *sind* durch sie

„und durch sie allein bekannt. Der Mangel an dieser be-
„stimmten und begränzenden Form, beweißt den Mangel des
„Künstlers an Ideen, und die durchgängige Unverschämtheit
„und Anmaaßung des Diebes. Wodurch unterscheiden wir
„die Eiche von der Buche, das Pferd vom Ochsen, als durch
„die begränzende Linie und durch ihre unendlich mannichfalti-
„gen Biegungen und Bewegungen? Was baut denn ein
„Haus und pflanzt einen Garten, als das Bestimmte und
„Festgesetzte? Was unterscheidet Ehrlichkeit von Büberey,
„als die harte und scharfe Linie des Richtmaaßes und der
„Zuverlässigkeit in Handlungen und Gesinnungen? Nehmt
„diese Linie weg, und ihr nehmt das Leben selbst, alles ist
„wieder Chaos, und der Allmächtige muß wieder in demselben
„die Linie vorziehn, ehe Mensch oder Thier nur daseyn kön-
„nen. Redet daher nicht mehr von Correggio oder Rembrandt,
„oder irgend einem jener Diebe aus Venedig und Flandern.
„Sie waren nur die lahmen Nachahmer der von ihren Vor-
„gängern ihnen vorgezogenen Linien." Diese Stelle reicht
hin, um zu erklären, warum man unserm Künstler nicht er-
laubte, seine eigenen Zeichnungen zu stechen. In demselben
Geiste leugnet er die Gültigkeit der neuern Unterscheidung zwi-
schen einem Gemählde und einer Zeichnung. „Wenn das
„Wesen eines Gemähldes im Verwischen und Verliehren der Auß-
„senlinie besteht, so wird Blake nie so thöricht seyn, eins zu
„machen. — Raphaels Freskogemählde waren bloß mehr aus-
„geführt als seine Cartons". Er spricht Titian, Rubens und
Correggio alles Verdienst im Colorit ab, und sagt: „ihre Män-
„ner sind wie Leder und ihre Frauen wie Kreide". In seinem
Hauptgemählde sind die nackten Gestalten fast purpurroth. Es
sind alte Britten, von denen er sagt: „Das Uebermaaß von
„Gesundheit im Fleisch, was der freyen Luft ausgesetzt, durch

„die Geister der Wälder und Wellen in jener alten glücklichern
„Zeit genährt wurde, kann nicht den krankhaften Tinten des
„Titian und Rubens gleichen. Ein Mensch aus unsrer Zeit,
„seiner Kleiderbürde entledigt, gleicht einem todten Leichnam“.

Wir gehen jetzt vom mechanischen Theile der Kunst zur Erfindung und zum poetischen Theile, wo die Eigenheiten unseres Künstlers noch auffallender hervortreten, über. Sein größter Genuß besteht in der Verkörperung geistiger Wesen. So hat er in seinem Grabe Geist und Körper zu wiederholtenmalen getrennt dargestellt, und beyden bey gleicher Stärke der Umrisse, auch gleiche Masse gegeben. In einer seiner besten Zeichnungen „der Tod des starken und bösen Menschen“, liegt der Körper im Todeskampf körperlicher Leiden, und ein zerbrochenes Gefäß, dessen Inhalt ausfließt, deutet den Augenblick des Todes an, während die Seele *in eine Flamme gehüllt*, vom Kopfkissen aufsteigt. Diese ist zugleich eine Nachbildung des Leichnams, wenn gleich in veränderter Stellung, mit dem gut getroffenen Ausdrucke des Schreckens aus dem Fenster fliehend. In andern gestochenen Zeichnungen erscheint die Seele über dem Leichnam schwebend, den sie nur ungern verläßt, in andern die Wiedervereinigung beyder bey der Auferstehung u. s. w. Dies sind ungefähr seine anstößigsten Erfindungen.

In seinem Verzeichnisse finden wir noch folgende Rechtfertigung gegen die seinem frühern Werke gemachten Einwürfe. „Soll die Mahlerey bloß auf schmutzige, sterbliche und verderb-„liche Gegenstände eingeschränkt bleiben, soll sie sich nicht so gut „wie Poesie und Tonkunst zu der ihr gebührenden Höhe der Er-„findung und begeisterter Verzückung erheben?“ Darauf beruft er sich auf die Bildsäulen der griechischen Gottheiten, als auf eben so viele körperliche Abbildungen geistiger Wesen. „Ein „Geist und eine Erscheinung sind nicht wie die neuere Philoso-

„phie annimmt, entweder ein nebelhaftes Gebilde oder gar
„nichts, sie sind vielmehr organische mit allem bis aufs kleinste
„versehene Wesen, von einer Vollkommenheit, wie sie gar keine
„sterbliche und vergängliche Natur hervorbringen kann. Wer
„sich nicht bedeutendere und schönere Lineamente in einer bedeu-
„tenderen und schöneren Beleuchtung als sein sterbliches Auge
„zu sehen vermag, denken kann, der denkt gar nicht. Der
„Mahler des vorliegenden Werks behauptet daher, daß ihm
„all sein Gedachtes unendlich vollkommner und feiner organi-
„sirt, als alles, was sein sterbliches Auge je sah, vorkomme.
„Geister sind organisirte Menschen“.

In gewissem Sinne wird jeder erfindende Künstler das nehm-
liche behaupten müssen, aber zweydeutig wird es immer bleiben,
in welchem Sinne unser Künstler diese Ausdrücke gebraucht.
Denn in seiner eigenen Beschreibung seiner allegorischen Ge-
mählde, wie Pitt den Behemoth und Nelson den Leviathan
führt, (Gemählde, welche Schreiber dieses, obgleich er sie
gesehen hat, nicht zu beschreiben wagt) sagt er: diese Gemählde
glichen den Vergötterungen, die man auf persischen, indischen
und ägyptischen Alterthümern findet. Er setzt hinzu: „Der
„Künstler, in einem Gesichte in jene alten Republiken, Monar-
„chien und Patriarchate Asiens versetzt, sah die bewunderns-
„würdigen Urbilder, welche die heilige Schrift Cherubim
„nennt, und welche sich an den Mauern der Tempel ausge-
„hauen und gemahlt befanden, die in den sehr gebildeten Staa-
„ten von Aegypten, Moab, Edom, Aram, zwischen den Flüssen
„des Paradieses errichtet waren, Urbilder, welche die Griechen
„und Hetrusker im farnesischen Herkules und andern Bildsäulen
„nachahmten. Mit Ausnahme des Torso waren sie alle au-
„genscheinlich Copien, denn die griechischen Musen als Töchter
„der Mnemosyne oder des Gedächtnisses, nicht aber der Be-

„geisterung oder der Erfindung, konnten unmöglich so erhabene „Ideen einflößen“. Da diese Einbildung unseres Künstlers von seiner Gemeinschaft mit der geistigen Welt, deren wie Swedenborg zu genießen, er zu gestehen kein Bedenken trägt, mehr als irgend etwas anders seinem Rufe geschadet hat, so fügen wir noch eine merkwürdige Stelle aus seinem Verzeichnisse, dem Gesagten bey.

Sein größtes und vollendetstes Werk hat den Titel: Die alten Britten. Es gründet sich auf eines jener seltsamen Ueberbleibsel der alten Walisischen Dichtkunst, welches Owen unter dem Namen von Triaden, folgendermaßen giebt:

In der letzten Schlacht die Arthur focht, war der Schönste einer
Der wiederkehrte, und der Stärkste ein andrer: mit ihnen kehrte auch wieder
Der Häßlichste, und kein andrer kehrte wieder vom blutigen Felde.

Der Schönste, Rom's Krieger bebten vor ihm und dienten.
Der Stärkste, sie schmolzen vor ihm und zerstoben in seiner Nähe.
Der Häßlichste, sie flohen mit Geschrey und Verdrehung ihrer Glieder.

Diese dunkle Rede hat folgenden noch dunkleren Commentar zu Wege gebracht. „Der starke Mann stellt das Erhabene im „Menschen vor, der schöne Mann das Leidenschaftliche im Men„schen, was in Eden's Kriegen in das Männliche und Weibliche „getheilt erschien, der häßlichste Mann endlich die Vernunft im „Menschen. Sie waren ursprünglich Ein Mensch, der vierfach „war; dieser war in sich selbst getheilt, und sein eigentliches „Menschseyn im Augenblicke det Zeugung vernichtet. Die Ge„stalt des vierten war aber wie der Sohn Gottes. Wie er „aber getheilt wurde, ist ein Gegenstand von großer Erhaben„heit und Leidenschaftlichkeit. Der Künstler hat es, wie ihm „solches eingegeben worden, niedergeschrieben, und wird es

„ mit göttlicher Hülfe bekannt machen. Es ist von großem
„ Umfange, und enthält die alte Geschichte von Britannien
„ und die Welt Adams und Satans". Das Gemählde stellt
diese drey Wesen im Kampfe mit den Römern begriffen vor,
jedoch wollen wir lieber den Künstler selbst von seinem Werke
reden lassen. „Man hat zum Künstler gesagt, nimm das Mo-
„ dell zu deinem schönen Mann vom Apollo, zu deinem starken
„ Mann vom Herkules, und zu deinem häßlichen Mann vom
„ tanzenden Faun; aber hier muß er nun für sich selbst stehen.
„ Er weiß daß, was er leistet, den größten Antiken nicht nach-
„ steht, und daß diese nicht höher stehn können, denn mensch-
„ liche Kraft vermag nicht, sich über das, was er und was sie
„ geleistet haben, zu erheben. Es ist die Gabe Gottes, es ist
„ Eingebung und Gesicht. Poesie, wie sie jetzt auf Erden in
„ den verschiedenen Ueberresten alter Dichter lebt; Musik, wie
„ sie in alten Lauten und Weisen webt; Mahlerey und Bild-
„ hauerey, wie sie sich noch im Nachlasse des Alterthums zeigen,
„ sind Eingebung und können nicht übertroffen werden. Sie
„ sind vollkommen und ewig. Milton, Shakespear, Michel
„ Angelo, Raphael, die schönsten Hervorbringungen alter
„ Bildhauerey, Mahlerey und Baukunst, gothisch, griechisch,
„ indisch und ägyptisch, sie sind das Aeußerste des menschlichen
„ Geistes. Der menschliche Geist kann nicht weiter gehn als
„ die Gabe Gottes, der heilige Geist". Anderswo sagt er,
daß Adam und Noah Druiden waren, und daß er selbst ein
Bewohner Edens sey.

Blake's religiöse Meynungen scheinen diejenigen eines recht-
gläubigen Christen zu seyn, und dennoch kommen wieder Stel-
len über alte Mythologie vor, welche hierüber einigen Zweifel ein-
flößen könnten. Diese Stellen finden sich in seiner Nachricht über
sein Gemählde von Chaucer's Pilgrimmen vor, gewiß dem best-

ausgeführten seiner Werke, weil er, durch seinen Vorwurf gebunden, nicht auf eine zurückstoßende Art ausschweifen konnte. Wir wünschen daher den Stich desselben, wozu man Unterschriften gesammelt hat, ausgeführt zu sehn. Er bemerkt, „jeder „Charakter beym Chaucer ist eine antike Bildsäule, das Bild „einer Gattung, nicht aber eines unvollkommnen Individuums". Zugleich behauptet er, dieß seyen auch die Charaktere der griechischen Mythologie. „Chaucer hat den alten „Charakter des Herkules zwischen seinem Müller und Pflüger „vertheilt. Der Pflüger ist Herkules in seinem höchsten ewigen Zustande, entkleidet von seinem gespensterartigen Schatten, welches der Müller ist, ein furchtbarer Kerl, wie es „deren an allen Orten und zu allen Zeiten zur Zuchtruthe der „Menschen giebt, die ganze Nachbarschaft erschreckend, durch „brutale Stärke und Muth, *reich und mächtig geworden*, das „Selbstgefühl der Menschen zu verhöhnen, während Menschen„freundlichkeit und Wohlwollen der Hauptzug im Charakter des „Pflügers ist. Gesichte von diesen ewigen Grundzügen oder „Charakteren des menschlichen Lebens, erscheinen den Dichtern „zu allen Zeiten. Die griechischen Gottheiten waren die alten „Cherubim Phöniciens, aber die Griechen, und nach ihnen „die neuern versäumten die Götter des Priamus zu unterjochen. „Diese Götter sind bloße Gesichte der Attribute des Ewigen, „oder göttliche Namen. Erst als man sie zu Göttern erhob, „wurden sie für die Menschheit verderblich. Sie sollten die „Diener und nicht die Herren des Menschen oder der Gesell„schaft seyn. Sie sollten genöthigt werden dem Menschen zu „opfern, nicht aber der Mensch ihnen, denn getrennt vom „Menschen oder der Menschheit, welches Jesus der Heiland, „der Weinstock der Ewigkeit ist, sind sie Diebe, Empörer und „Verderber". Diese Stelle könnte erklärt werden, als die

Sprache eines eifrigen Monotheisten gegen die Vielgötterey, indeß da unser Verfasser anderswo den Satz aufstellt; „die Alterthümer jeder Nation seyen so heilig als die der Juden“, so bleibt sein System dadurch wieder mehr der Gleichgültigkeit und Duldsamkeit des Heydenthums als der wesentlichen Strenge des Christenthums verwandt.

Dieß sind die ausschweifendsten und wildesten Stellen des Buchs, welche zu der Betrachtung führen, mit der wir diesen Bericht eröffneten. Man wird indeß zugleich nicht leugnen können, daß grade in jenen Auswüchsen Streiflichter von Vernunft und Geist hindurchblitzen, so wie sich überhaupt im ganzen Verzeichnisse eine Menge von Ausdrücken findet, die man eher von einem Deutschen als von einem Engländer erwartet hätte. Der protestantische Verfasser der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ schuf den Charakter eines Katholiken, in dem Religion und Kunstliebe zu einem Wesen verschmolzen waren, und dieser nehmliche Charakter kam, bewundernswürdig genug, im protestantischen England zum Vorschein. Jedoch gehört Blake nicht zur bischöflichen Kirche, sondern von Geburt zu einer dissentirenden Gemeinde, obgleich wir nicht glauben, daß er sich regelmäßig zu irgend einer christlichen Kirche halte. Er wurde eingeladen, sich an die Swedenborgianer unter Proud anzuschließen, was er aber ausschlug, ungeachtet er eine große Meynung von Swedenborg hegt, und von ihm sagt: „die Werke dieses Sehers sind alle „der Aufmerksamkeit der Mahler und Dichter werth, sie enthalten den Grund zu großen Dingen. Der Grund, warum „sie weniger beachtet worden sind, ist, weil fleischliche böse „Geister das Uebergewicht erlangt haben.“ Unser Verfasser steht, wie Swedenborg, in Gemeinschaft mit den Engeln. Er erzählte jemand, aus dessen Munde wir es haben, daß,

als er einst ein Gemählde, welches er für eine Dame von Stande verfertigt, nach Hause getragen, und sich dabey in einem Wirthshause habe ausruhen wollen, habe ihm der Engel Gabriel auf die Schulter geklopft und gesprochen: Blake, warum weilst Du hier? Geh zu, Du sollst nicht müde werden! Er sey darauf auch weiter gegangen, ohne zu ermüden. Eben dieses Vorrecht übernatürlicher Eingebung macht ihn taub gegen die Stimme der Kunstrichter, denn er antwortet auf die gegen seine Werke gemachten Einwürfe, woran es natürlich nicht fehlen kann: „ich weiß, daß es ist wie es seyn muß, „denn es ist eine genaue Nachbildung dessen, was ich in einem „Gesichte sah, und muß daher schön seyn.“

Es ist unnöthig, die Gegenstände von Blake's Hand aufzuzählen. Der vornehmsten haben wir schon erwähnt, und die übrigen sind entweder allegorisch, oder Werke der Feder. Wir müssen, ehe wir aufhören von ihm als Künstler zu reden, nur noch eines seiner Werke erwähnen. Dieß ist eine äußerst merkwürdige Ausgabe der ersten vier Bücher von Youngs Nachtgedanken, welche im Jahre 1797 in Folio erschien, und gar nicht mehr im Buchladen zu haben, so wie überhaupt äußerst selten geworden ist. In dieser Ausgabe steht der Text in der Mitte der Seite; auf den Seiten so wie oben und unten Radirungen von Blake nach seinen eigenen Zeichnungen. Sie sind von sehr ungleichem Werthe: zuweilen wetteifern die Erfindungen des Künstlers mit denen des Dichters, oft sind sie aber nur eine widersinnige Uebersetzung derselben, durch die unglückseelige, Blake eigene Idee, daß alles, was die Phantasie dem geistigen Auge vorspiegelt, auch wiederleuchtend dem körperlichen zu schmecken gegeben werden müsse. So ist Young buchstäblich übersetzt, und sein Gedicht in ein Gemählde verwandelt worden. So stellt z. B. der Künstler in einer Zeich-

nung vor, wie der Tod Kronen mit Füßen tritt, die Sonne herablangt, u. s. w. Dennoch sind diese Radirungen oft sehr ausgezeichnet. Wir hören, daß der Herausgeber noch nicht ein Viertel der ihm vom Künstler gelieferten Zeichnungen bekannt gemacht, und sich zugleich geweigert hat, die Handzeichnungen zu verkaufen, ungeachtet ihm eine ansehnliche Summe dafür geboten wurde.

Wir haben jetzt unsern Künstler als Dichter einzuführen, wobey wir zugleich einige Proben seiner Werke in diesem Zweige der Kunst geben werden, denn er selbst hat eigentlich nichts bekannt gemacht. Diese athmen einen gleichen Geist, und sind durch gleiche Eigenheiten ausgezeichnet, als seine Zeichnungen und seine kritische Prose. Schon im Jahre 1783 ward ein kleines Bändchen unter dem Titel: Poetische Versuche, gedruckt. (Poetical Sketches by W. B.) Auf dem Titel ist kein Drucker genannt, und in der Vorrede heißt es, daß die Gedichte zwischen dem 13ten und 20sten Jahre verfertigt wurden. Sie sind von sehr ungleichem Werthe. Der Versbau ist meistentheils so lose und sorglos, daß er eine völlige Unwissenheit der Kunst verräth, wobey zugleich die meisten Stücke von empörender Rohheit und sehr zurückstoßend sind. Dagegen findet sich auf der andern Seite in einigen dramatischen Bruchstücken wieder eine Wildheit und Größe der Phantasie, die ein ächt dichterisches Gefühl beglaubigen. Gegenwärtige Probe mag zum Maaßstabe der damaligen Vollendung des Dichters dienen.

To the Muses.

Whether on Ida's shady brow,
Or in the chambers of the East,
The Chambers of the Sun, that now
From ancient melody have ceased;

Whether in heaven ye wander fair,
Or the green corners of the Earth,
Or the blue regions of the air,
Where the melodious winds have birth;

Whether on christal rocks ye rove,
Beneath the bosom of the sea,
Wand'ring in many a coral grove;
Fair Nine, forsaking Poetry!

How have you left the ancient love,
That bards of old enjoyed in you!
The languid strings do scarcely move,
The sound is forced, the notes are few.

An die Musen.

Weilt ihr auf des Ida Höh'n,
Oder auf des Ostens Thron,
Wo die Sonne pranget schön,
Stumm ist alter Lieder Ton?

Weilt ihr in des *Himmels Luft*,
Oder auf der Erde Grün,
Wo in blauer Töne Duft
Sich melodisch Winde ziehn?

Weilt ihr auf krystallnem Fels,
Tief im Busen grauer See'n,
Mög't ihr in der Perlen Schmelz
Durch Korallen-Grüfte gehn?

Wird alte Lieb' nicht mehr verspürt?
War't sonst für Bardendienst nicht kalt,
Die Harfe wird noch kaum gerührt,
Der Klang ist matt, der Ton verhallt.

Es giebt indessen ein noch merkwürdigeres Bändchen Gedichte unsers Verfassers, welches nur noch bey Sammlern angetroffen wird. Es ist in Duodez, und hat den Titel: „Gesänge der Unschuld und Erfahrung, die beyden entgegengesetzten Zustände des menschlichen Gemüths erklärend, verfaßt und gedruckt von W. Blake." (Songs of innocence and of experience, shewing the two contrary states of the human soul. The Author and Printer W. Blake) Die Buchstaben scheinen geätzt zu seyn, und der Abdruck ist in Gelb gemacht. Rund umher und zwischen den Zeilen finden sich alle Arten von Radirungen: zuweilen gleichen sie den ungestalten Hieroglyphen der Aegypter, zuweilen bilden sie wieder nicht unzierliche Arabesken. Wo sich nach dem Abdrucke noch ein leeres Plätzchen fand, ist ein Gemählde hineingekommen. Diese Miniatürgemählde sind von den lebhaftesten Farben, und oft grotesk, so daß das Buch ein äußerst seltsames Ansehen bekommen hat. Vom Text ist es nicht leicht, ein allgemeines Urtheil zu fällen, denn auf die Gedichte paßt jedes Lob und — jeder Tadel. Einige sind kindliche Lieder von großer Schönheit und Einfalt: dieß sind die Gesänge der Unschuld, unter denen jedoch viele äußerst kindisch sind. Die Gesänge der Erfahrung sind hingegen metaphysische Räthsel und mystische Allegorieen. Man findet unter ihnen poetische Gemählde von der höchsten Schönheit und Erhabenheit, und wieder dichterische Phantasieen, die bloß den Eingeweihten verständlich seyn können.

Da wir unsern Verfasser gern so bekannt als möglich machten, so wollen wir von jeder Art eine Probe geben. Das Buch hat eine Einleitung, von der wir hier die erste und die beyden letzten Strophen (die vierte und fünfte) einrücken.

Piping down the valleys wild,
Piping songs of pleasant glee,
On a cloud I saw a child,
And he laughing said to me:

„Piper, sit thee down and write
In a book that all may read.“
So he vanish'd from my sight,
And I pluck'd a hollow reed,

And I made a rural pen,
And I stained the water clear,
And I wrote my happy songs,
Every child may joy to hear.

Pfeifend ging ich durch das Thal,
Pfeifend Lieder ohne Zahl;
Sah ein Kind von Luft getragen,
Hört' es lächelnd zu mir sagen:

„Pfeifer, setz dich hin und schreib,
Daß dein Lied im Sinne bleib.“
So erklangs vor meinem Ohr,
Und ich schnitt ein hohles Rohr,

Schnitzte eine Feder dran,
Macht' aus Wasser Dinte dann,
Schrieb die Lieder hin zur Stund,
Daß sie sing der Kinder Mund.

Von diesen frohen lieblichen Liedern können wir nur *eine* einzige Probe geben. Sie hat den Titel, *Gründonnerstag*, und beschreibt den an diesem Tage gewöhnlichen Zug der versammelten Kinder aus der Charity nach der St. Pauls Kirche.

Holy Thursday.

'Twas on a Holy Thursday, their innocent faces clean,
The children walking two and two in red and blue and green.
Grey headed beadles walked before with wands as white as snow,
Till into the high dome of Paul's they like Thames's water flow.

Oh what a multitude they seemed, these flowers of London town,
Seated in companies they sit with radiance all their own.
The hum of multitudes was there, but multitudes of lambs.
Thousands of little boys and girls raising their innocent hands.

Now like a mighty wind they raise to heaven the voice of song,
Or like harmonious thunderings the seats of heaven among.
Beneath them sit the aged men, wise guardians of the poor.
Then cherish pity, lest you drive an angel from your door.

Es war am grünen Donnerſtag, man ſahe die Kinder ziehn,
Sauber gewaſchen, paarweiſ', gekleidet in roth und in blau und in grün;
Grauköpfige Zuchtmeiſter mit ſchneeweißen Ruthen voran.
In St. Pauls hohen Dom wie der Themſe Fluthen ſtrömen ſie dann.

O! wie zahllos erſcheinen ſie da, dieſe Blumen von Londons Macht;
Abgetheilt ſitzend in Rotten, ganz in der eignen Unſchuld Pracht.
Es erſummt wie eine Menge, doch der Lämmer Menge nur allein.
Tauſend kleine Knaben und Mädchen erheben ihre Händchen ſo rein.

Jetzt wie ein Wirbelwind steigt zum Himmel Gesanges Chor,
Wie ein harmonisch Gewitter zu den Sitzen der Engel empor.
Zwischen den Kleinen die Alten, der Armuth weiser Hort —
Drum erbarme dich vor deiner Thür, oder du treibst einen
Engel fort.

Wir können nicht besser die mannichfaltigen Talente unsers Dichters ins Licht setzen, als indem wir auf dieses ausnehmend zarte und einfache Gedicht, die wahrhaft eigenthümliche und erhabene Beschreibung des Tigers folgen lassen.

The Tyger.

Tyger, Tyger, burning bright
In the forests of the night;
What immortal hand or eye
Could frame thy fearful symmetry?

In what distant deeps or skies
Burnt the fire of thine eyes?
On what wings dares he aspire?
What the hand dares seize the fire?

And what shoulder and what art
Could twist the sinews of thy heart?
And when thy heart began to beat,
What dread hand? and what dread feet?

What the hammer, what the chain?
In what furnace was thy brain?
What the anvil? what dread grasp
Dare it's deadly terror clasp?

When the stars threw down their spears,
And water'd heaven with their tears:

Did he smile his work to see?
Did he who made the lamb, make thee?

Tyger, Tyger, burning bright
In the forests of the night;
What immortal hand or eye
Could frame thy fearful symmetry?

Der Tiger.

Tiger, Tiger, Flammenpracht,
In den Wäldern düstrer Nacht!
Sprich, weß Gottes Aug und Hand,
Dich so furchtbar schön verband?

Stammt vom Himmel, aus der Höll',
Dir der Augen Feuerquell?
Welche Flügel trägst du kühn?
Wer wagt wohl zu nah'n dem Glühn?

Welche Stärke, welche Kunst,
Wob so sinnreich Herzensbrunst?
Als dein Herz den Puls empfand,
Welch ein Fuß? und welche Hand?

Was ist Hammer? Kettenklirrn?
Welche Esse schmolz dein Hirn?
Was ist Amboß? Welcher Held
Muth in deinem Arm behält?

Aus den Sternen flog der Speer,
Thränend ward der Himmel Meer:
Schaut' er lächelnd da auf dich?
Der das Lamm schuf, schuf er dich?

Tiger, Tiger, Flammenpracht
In den Wäldern düstrer Nacht!
Sprich, weß Gottes Aug' und Hand
Dich so furchtbar schön verband?

Von den allegorischen Gesängen wollen wir lieber eine führen, den wir zu verstehen glauben, als einen uns unverständlichen. Folgender Gesang der Erfahrung soll n scheinlich den Menschen nach dem Verlust seiner Unschuld stellen, wie er sehnsüchtig auf seinen früheren Zustand zu blickt, gebunden durch das Gesetz und die Priester dessen ner, wo früher kein Gebot, keine Pflicht, und nichts als r Liebe und freywilliges Opfern statt fand.

The Garden of Love.

I went to the garden of love,
And saw what *I never had seen.*
A chapel was built in the midst,
Where I used to play on the green.

And the gates of the Chapel were shut,
And „*Thou shalt not*" *writ on* the door.
So I turned to the garden of love,
That so many sweet flowers bore.

And I saw it was filled with graves,
And tomb stones where flowers should be,
And Priests in black gowns, were walking their rounds,
And binding with briars my joys and desires.

Der Garten der Liebe.

Ich ging einst zum Garten der Liebe,
Und sah was ich nimmer gesehn.

Am Rasen stand eine Capelle,
Wo sonst ich pflog spielend zu gehn.

Und zu war die Thür der Capelle,
Und „Du sollst nicht“ stand auf dem Thor.
So kehrt' ich zum Garten der Liebe,
Der Blumen sonst brachte hervor.

Und ich sah ihn mit Gräbern gefüllet,
Und Grabstein' wo Liebe sollt' seyn;
Und Priester in Trau'r umgingen die Mau'r,
Und senkten in Schmerz mein liebendes Herz.

Außer diesen Gesängen sind uns noch zwey andere Werke der Poesie und Mahlerey von Blake zu Gesichte gekommen, von denen wir aber uns außer Stande bekennen müssen, eine genügende Beschreibung zu geben. Es sind zwey 1794 erschienene Quartbände, gedruckt und verziert wie die Gesänge, unter dem Titel: Europa, eine Weißagung, (Europe, a prophecy) und: Amerika, eine Weißagung, (America, a prophecy). Dunkler sind selbst die „Weißagungen des Bakis“ nicht. Amerika scheint zum Theil eine poetische Erzählung der Revolution zu bilden, denn es enthält die Namen mehrerer Parteyhäupter. Die Handelnden darin sind eine Art von Schutzengeln. Wir geben nur ein kurzes Pröbchen, von dem wir aber nicht zu entscheiden wagen, ob es Prosa oder in Versen seyn soll.

On these vast shady hills between America's and Albion's shore,
Now barred out by the Atlantic Sea: called Atlantean hil'
Because from their bright summits you may pass to the golden worl'.
An ancient palace, archetype of mighty empiries

Rears it's immortal summit, built in the forests of God,
By Ariston the King of heaven for his stolen bride.

Auf jenem weiten Hayngebürge zwischen Amerika's Küsten und Albions,
Nun ausgehöhlt von dem atlantischen Meer; einst der Atlant. Hügeln,
Weil du von ihrem Strahlengipfel kömmst zur Welt des Goldes,
Erhebet uralt ein Pallast, Urbild mächtiger Weltreiche,
Hoch sein unsterblich Haupt, erbaut in den Wäldern Gottes,
Durch Ariston den König des Himmels, für seine gestohlne Braut.

Die Dunkelheit dieser Zeilen wird man in einem solchen Gedichte, von solch einem Manne, gern übersehen.

Europa ist eine ähnliche geheimnißvolle, unverständliche Rhapsodie, welche wahrscheinlich des Verfassers politische Ansichten der Zukunft enthält, aber ganz unerklärbar ist. Sie scheint in Versen seyn zu sollen, und dieß sind die vier ersten Zeilen.

I wrap my turban of thick clouds around my lab'ring head,
And fold the sheety *waters as a mantle* round my limbs;
Yet the red Sun and Moon
And all the overflowing stars rain down prolific pains.

Ich winde die dunkeln Wolken zu einem Bund um mein arbeitend Haupt,
Und schlage um meinen Leib den Mantel der wallenden Gewässer,
Dennoch regnen die rothe Sonne und der Mond
Und die überfließenden Sterne fortzeugende Qualen herab.

Diese Weißagungen scheinen wie die Gesänge nie zur Kunde des größeren Publikums gekommen zu seyn.

So hätten wir demnach Rechenschaft von allen uns auch nur flüchtig zu Gesicht gekommenen Werken dieses außerordent-

lichen Mannes gegeben. Weitläuftig genug, um die Aufmerksamkeit Deutschlands auf einen Mann zu ziehen, in dem alle Bestandtheile der Größe, wenn gleich in unziemlichem Verhältnisse vermischt, unstreitig gefunden werden. Nähere Untersuchung, als uns vergönnt war, möchte vielleicht lehren, daß er als Künstler nie vollendete und unsterbliche, und als Dichter niemals fleckenlose Werke hervorbringen wird; aber dieß wird gewiß nicht den Antheil vermindern können, den alle Menschen, und die deutsche Nation gewiß in noch höherem Grade als selbst die englische, an der Betrachtung eines solchen Charakters nehmen müssen. Wir wollen nur an die Bemerkung eines geistreichen Schriftstellers erinnern, daß diejenigen Gesichter am anziehendsten sind, in welche die Natur etwas Großes legte, dabey aber die Ausführung vernachlässigte; denn ein Gleiches möchte wohl vom Gemüthe gelten.

Schluß-Anmerkung.

Bey Anlegung dieser Zeitschrift war mein einziges Ziel, die Wohlgesinntesten und Verständigsten unseres Vaterlandes zu vereinigen, um durch Lehre und Rath, in verschiedenen Formen, zur Erhaltung des Eigenthümlich-Guten der Deutschen an Kraft, Wahrheit, Wissenschaft und Religion beyzutragen.

Diese Bestrebung blieb nicht ohne Gelingen: ich hatte mich des Beystandes sehr würdiger Männer zu erfreuen, welchen ich hiermit innigst gerührt danke.

Da ich aber als Einwohner Hamburgs durch die neuesten Einverleibungen Unterthan des französischen Kaiserthums werde, so machen die dadurch eintretenden Verpflichtungen jene frühere Richtung jetzt unzuläßlich.

Obwohl das Museum so eingerichtet war, wie es die Verhältnisse des Vaterlandes, in so genauer Verbindung mit Frankreich stehend, geboten, und es demnach für die Folge in bisheriger Art, an jedem anderen deutschen Orte, in Cassel, wie zu Berlin, in Wien oder München, sehr gut würde erscheinen können; so war dessen Richtung doch rein vaterländisch, und kann von mir also nicht weiter besorgt werden.

Den Beschluß einiger abgebrochenen Aufsätze, und einiges andere, werde ich mir erlauben in einem Ergänzungsbande nachzuliefern.

Hamburg, am 1sten Jannar
1811.

Friedrich Perthes.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064481946
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google